HEIM*DURCH*SUCHUNGEN: DEUTSCHSCHWEIZER LITERATUR, GESCHICHTSPOLITIK UND ERINNERUNGSKULTUR SEIT 1965

by

CHARLOTTE SCHALLIÉ

B.A., The University of British Columbia, 1998
M.A., The University of British Columbia, 1999

A THESIS SUBMITTED IN PARTIAL FULFILMENT OF THE REQUIREMENTS FOR THE DEGREE OF

DOCTOR OF PHILOSOPHY

in

THE FACULTY OF GRADUATE STUDIES

(Department of Central, Eastern and Northern European Studies)

We accept this thesis as conforming
to the required standard

THE UNIVERSITY OF BRITISH COLUMBIA

September 2004

© Charlotte Schallié, 2004

ABSTRACT

My dissertation (HEIM*DURCH*SUCHUNGEN: DEUTSCHSCHWEIZER LITERATUR, GESCHICHTSPOLITIK UND ERINNERUNGSKULTUR SEIT 1965) examines the importance of literature as a receptacle for collective memory-work in Swiss-German society since 1965. The thesis analyzes how representative Swiss-German authors explore the experience of their country's role and attitude in the Second World War, and its ongoing effects in contemporary society. The year 1965 ushered in an era where many intellectuals challenged the officially sanctioned historiography and semi-official publications which perpetuated the notion that Switzerland remained politically neutral between 1933 and 1945, displaying a unified collective resistance in the face of Fascism and the Holocaust.

Influenced by West Germany's emerging documentary theatre in the 1960's, Swiss authors introduced innovative literary and historical techniques such as *oral history* to subvert misguided collective assumptions and revealed their country's economic—and to some extent ideological—involvement with the Third Reich. Their criticism focused less on what actually occurred during the decisive wartime years than on the culture of amnesia in postwar Switzerland. Beginning in the 1960's, the issue as to who controlled memory and used it to what end became a pressing concern in public debates. I focus on how exemplary writers such as Walter Matthias Diggelmann, Max Frisch, Niklaus Meienberg, Otto F. Walter, Thomas Hürlimann, and Urs Widmer evolved into outspoken public figures fiercely criticizing their country's efforts at "Vergangenheitsbewältigung" - efforts to master the past. The writings by these and other authors portray a society in which various Swiss individuals fought any attempt to tarnish the nation's carefully constructed image of wartime heroism. During the early Cold War years in particular, the political culture of Switzerland discouraged any dissent and marginalized those who spoke out against the '*Establisment*' as deviant communists.

I propose looking at literature as a means of developing a more complex and differentiated understanding of memory and its expression. My research draws on the theoretical writings of Maurice Halbwachs, Pierre Nora, Jan and Aleida Assmann, and Michel Foucault.

Inhaltsverzeichnis

Abstract ii

Acknowledgments v

I EINFÜHRUNG 1

1. Eine Sprache für die Erinnerung: Literatur als *Gegengedächtnis* 1
2. Einstieg in die Methode und Grundhypothesen 15
3. Übersicht über die Forschungsarbeiten 19
4. Aufbau und Struktur 24

II METHODE UND THEORIE 40

1. Vorüberlegungen zum Memoria-Paradigma 40
2. Kulturelle Gedächtnistheorien 44
3. Geschichtspolitik und Erinnerungskultur 55
4. Theoretische Begriffsanwendung 63

III ERINNERUNGSKULTUR IN DER NACHKRIEGSSCHWEIZ 77

1. „History is too important to leave it to the historians" 77
2. Landschaften der Erinnerung 82
3. „Donnergrollen am Feierabend": Geschichtsklitterung und Gedächtniskritik nach 1989 98

IV SCHWEIZER HISTORIOGRAPHIE UND DER ZWEITE WELTKRIEG 137

1. Geschichtsschreibung im Mahlstrom der Bürokratie 137
2. Das Gedächtnis der Historiker 145
3. Chronologischer Abriss der historiographischen Aufarbeitung der Schweizer Weltkriegsgeschichte 152

V DIE SCHWEIZ IM ZWEITEN WELTKRIEG: GESCHICHTE ALS TATORT ... 184

1. Intellektuelle und Literaten melden sich zu Wort: „Ist die Schweiz kein tragisches Thema?" 184
2. ‚Kristallnacht' in Thalwil: Walter Matthias Diggelmanns schwierige

Hinterlassenschaft.....195

VI LANDESVERRAT—VERRAT AN DER GESCHICHTE.....252

1. Literatur—Armee—Landesverrat.....252
2. Das Trauma der Erinnerung: Armin Ochs *Die langen Tage und der kurze Morgen*.....260
3. "Wir habe nichts zu fürchten." Niklaus Meienberg und die Schweizer Geschichtspolitik der 70er Jahre.....268

VII HEIMKEHR IN DIE VERGANGENHEIT.....322

1. „Traumfabrik" Geschichte auf dem Prüfstand.....322
2. „Bruchstücke aus einer Erinnerungsmaschine": Otto F. Walters *Zeit des Fasans*.....330
3. Geschichte im toten Winkel. Urs Faes' Roman *Sommerwende*.....346

VIII DER EINBRUCH DER GESCHICHTE.....379

1. Die entstellte Schweiz.....379
2. „Per distance und aus der Enkelperspektive".....384
3. Die erfundene Erinnerung: Hitler in der Schweiz..... 399
4. Krieg und Klamauk: Urs Widmers schwarze Schweiz.....412

IX ZUSAMMENFASSUNG UND SCHLUSSWORT.....438

QUELLEN- UND LITERATURVERZEICHNIS.....451

ACKNOWLEDGEMENTS

I would like to sincerely thank my supervisor Dr. Peter Stenberg, and my committee members Dr. Geoffrey Winthrop-Young, and Dr. Michael Böhler (Deutsches Seminar of the University of Zürich) for their ongoing guidance, feedback, and encouragement throughout the writing process.

As well, I wish to express my gratitude to David Truelove of Interlibrary Loan at The University of British Columbia, Dr. Philipp Burkard, Dr. Ulrich Weber, Hugo Sarbach, and Corinna Jäger-Trees (*Schweizerisches Literaturarchiv* in Berne), Urs Kaiser (*Archiv der Neuen Zürcher Zeitung*), Herbert Staub (Bild- und Textdokumentation *Die Weltwoche*), Walter Obschlager (*Max Frisch-Archiv*), and Philipp Hofstetter (*Archiv für Zeitgeschichte* in Zürich). Moreover, I am indebted to Roman Bucheli, Gieri Cavelty, Christof Dejung, Urs Faes, Sibylle Farner, Dr. Hans Ulrich Jost, Peter Kamber, Dr. Stefan Keller, Dr. Georg Kreis, Charles Lewinksy, Charles Linsmayer, Dr. Klara Obermüller, Armin Och, Dr. Philipp Sarasin, Lotta Suter, Dr. Jakob Tanner, Urs Widmer, and Dr. Sacha Zala for taking the time to answer my questions, as well as for their valuable and most appreciated insights and advise.

I would also like to acknowledge the financial assistance of the Social Sciences and Humanities Research Council of Canada, the Department of Central, Eastern and Northern European Studies (UBC), the Faculty of Graduate Studies (UBC), and the Centre for the Study of Historical Consciousness (UBC).

On a personal note, my heartfelt thanks go to my grandmother Alice Rymann as well as to Sandra Rosenfeld, Albert Spögler, Ben Kron, Claudia Hein, and—last but most definitely not least—to my husband Gerry Schallié.

I Einführung

1. Eine Sprache für die Erinnerung: Literatur als *Gegengedächtnis*

Was zum Teufel soll ich mit diesem Land anfangen?
Friedrich Dürrenmatt (1950) [1]

Ein Schriftsteller ist jemand, der gegen die verstreichende Zeit schreibt, der mit dem Gedächtnis, mit Erinnerung, mit Lügen und Lücken in der Geschichtsschreibung arbeitet.
Günter Grass (1999) [2]

Im Sommer 1996 entbrannte in den Schweizer Tageszeitungen eine Debatte, die zu einem explosiven Zuwachs in der Auseinandersetzung mit dem Verhalten der Schweiz im Zweiten Weltkrieg führte. Während im Nachbarland Deutschland die kollektive Erinnerung im Hinblick auf ihre Bedeutung für die Zukunft der Berliner Republik gedeutet wurde, war in der eidgenössischen Presselandschaft der Blick nahezu ausschließlich auf die jüngste Vergangenheit gerichtet. Standen zunächst der Finanzplatz Schweiz und die nachrichtenlosen Vermögen aus der Zeit des Zweiten Weltkrieges im Zentrum der Debatten, so verlagerten sich die Schweizer Gedächtnisdiskurse bald auf zwei weitere identitätsverbürgende Pfeiler des nationalen Selbstverständnisses: das Militär und die Neutralität. Damit war der Zündstoff für eine Vielzahl von publizistischen Debatten gelegt. Erstmals in der Schweizer Nachkriegsgeschichte erfolgte die massenmediale Verbreitung der kollektiven Erinnerungen so intensiv, dass eine Breitenwirkung nicht ausblieb. Die Kriminalisierung der jüngsten Vergangenheit wurde zum integralen Bestandteil des Tagesgeschehens und erregte die Gemüter der Journalisten, Politiker, Historiker und der allgemeinen Leserschaft. Die Schweiz befand sich damals, wie Jürg Altwegg überspitzt schreibt, „in einem Zustand des rhetorischen Bürgerkriegs“.[3] Dass die US-Schuldzuweisungen die Vermengung eines Mitwissers- mit einem Täterprofil suggerierten,

wurde als schlimmste aller Beleidigungen aufgenommen. Gerade in der individuellen Auseinandersetzung mit einer nationalen Schuld, persönlicher Verantwortlichkeit und in der Suche nach moralischer Entlastung zeigte sich aber auch, dass für den Umgang mit einer schwierigen Vergangenheit kein sprachliches Repertoire vorhanden waren, das diese Thematik zu bewältigen vermochte.

Angemessen zu reagieren und die richtigen Worte zu finden, wurde sowohl in den Kommuniqués der Hauptakteure wie auch in den Diskursen der Kommentatoren zur rhetorischen Herausforderung. In der Presse haderte man damit, mit welchen Redemitteln und Metaphern man die eigenen Erläuterungen ausschmücken sollte. So war von einem Schweizer „Sündenregister"[4] die Rede und von „tragischen Pressekonferenzen,"[5] die einberufen wurden, um die Öffentlichkeit über neue Erkenntnisse zur Rolle der Schweiz im Zweiten Weltkrieg angesichts der über sie hereinbrechenden „Holocaust-Krise"[6] zu informieren. Es wurde sogar ein „Gedächtnistrauma"[7] diagnostiziert, um zu bekräftigen, dass die Nachgeborenen an den Spätfolgen des kollektiven Beschweigens litten. Unter dem Mantel verschiedenster Diskurssprachen—deren Vokabular man sich aus den deutschen Vergangenheitsdebatten aneignete—wurde augenfällig, dass keine eigene Sprache vorhanden war, um dem Schweizer Fall Rechnung zu tragen. Man kann sogar soweit gehen zu behaupten, dass die Übertragung deutscher Vergangenheitsrhetorik auf die Schweizer Verhältnisse zu verhärteten Gegenpositionen führte, die jeden Kompromiss vereitelten. Auf der einen Seite standen jene, die Vorwürfe vorbrachten und auf der anderen Seite fanden sich jene wieder, die zu Mitwissern, Kollaborateuren oder Tätern abgestempelt wurden.[8]

Die Realisierung, dass es an der sprachlichen Souveränität fehlte und dass die schweizerischen Gedächtnisdiskurse eine eigene Diskurssprache benötigten, führte dazu, die Vergangenheitsdebatten[9] auf neue Fragestellungen auszuweiten; unter anderem auf die Suche nach früheren Formen der Erinnerungsarbeit, deren Modelle sprachlicher Bewältigung für die Gegenwart aufschlussreich sein könnten. Ein hierfür beispielhafter Artikel erschien im Februar

1997 in der *Wochenzeitung* (*Woz*). Simone Meier stellt darin nicht nur die Verbindung zwischen Geschichtsbewusstsein und „Sprachbewusstsein" her, sondern sie hebt hervor, dass die Deutschschweizer Literatur in der Tätersprache Deutsch schreibt—ein Aspekt, der in den Schweizer Vergangenheitsdiskursen weder benannt noch je zuvor thematisiert werde:

> In der Literatur steht immer und zuallererst die Frage nach dem angemessenen Umgang mit der Sprache im Vordergrund, und nie war diese für die deutsche Literatur so schwer zu beantworten wie nach 45. Die deutsche Sprache, die Sprache der Täter, ist auch die Sprache eines Teils der Schweizer Literatur.[10]

Was genau dieser Umstand einer gemeinsamen Sprache für die Deutschschweizer Literatur bedeutet, verfolgt Meier nicht weiter. Dabei drängt sich spätestens hier doch folgende Frage auf: Wird die Erinnerungsarbeit dadurch erleichtert, dass die deutschen Vergangenheitsdiskurse Vorarbeit geleistet haben, oder bestätigt der Zugriff auf die deutsche Schuld die eigene Komplizenschaft? Vielleicht lässt sich gerade innerhalb dieses Fragenkomplexes eine Antwort darauf finden, weshalb die vergangenheitskritische Schweizer Nachkriegsliteratur, wie Meier festhält, das kollektive Schweizer Nachkriegsgedächtnis nicht zu prägen vermochte. Kann sie doch belegen, dass es seit 1945 eine Reihe von Autoren gibt, welche die Schweizer Rolle im Zweiten Weltkrieg kritisch ausleuchteten, ohne dass dieses Schreiben im öffentlichen Geschichtsbewusstsein etwas bewirkt hätte:

> Zu bedenken ist allerdings, dass mit diesen Autoren und Autorinnen noch keine Geschichte des inneren Widerstandes geschrieben und nicht von einem allgemeinen aufklärerischen Geschichtsbild in der Schweizer Gesellschaft gesprochen werden kann. Sie sind Einzelfiguren—auch unter den LiteratInnen—, deren kritische Äußerungen oft geflissentlich überlesen wurden und sich beim Publikum jedenfalls nicht durchsetzen konnten.[11]

Warum vermochten sich diese Literaten nicht durchzusetzen? War die kollektive Weigerung, sich der Vergangenheit zu stellen, auch in der Schweiz ein übermächtiges Bollwerk des

Schweigens, wie es Hermann Lübbe in seinem Befund des „kommunikativen Beschweigens“[12] für Deutschland formulierte? Wenn man die Verknüpfung von Geschichts- und Sprachbewusstsein als Hypothese aufrechterhält, könnte somit behauptet werden, dass es der Literatur nicht gelang, für die Vergangenheit eine Sprache zu finden, die in der breiten Öffentlichkeit eine Erinnerungsarbeit freisetzen konnte. Dieser düstere Befund wird noch in derselben Ausgabe der *Wochenzeitung* umgehend verworfen. Auf Simone Meiers Leitartikel folgen acht Beiträge, in denen sich Schweizer Autoren und Autorinnen zu den aktuellen Vergangenheitsfragen äußern. Eingeleitet werden diese Texte durch einen kurzen Kommentar, der euphorisch postuliert (und damit Meier kategorisch widerspricht), dass „seit dem Zweiten Weltkrieg [. . .] kritische LiteratInnen die Aufarbeitung der jüngsten Schweizer Geschichte in zahlreichen Büchern vorangetrieben“[13] haben.

Die Diskussion zur Fragestellung, ob die Schweizer Literatur in der Vergangenheitsaufarbeitung eine Pionierleistung vollbracht hat, wird einen Monat später im Feuilletonteil der *Neuen Zürcher Zeitung* weitergeführt.[14] Roman Bucheli porträtiert die Schweizer Nachkriegsliteraten als historiografische Wiederkäuer und hält fest, dass eine eigenständige literarische Aufarbeitung der Schweizer Weltkriegsgeschichte nirgendwo auszumachen sei. Denn ein Aufarbeiten bedinge nicht nur die Erinnerung an die Ereignisse, sondern auch die Konfrontation mit der kollektiven Verdrängungsleistung, welche diese Erinnerungen zu blockieren suche. Bucheli konstatiert, „dass die Schweizer Literatur selber am Erinnerungsdefizit leidet, das sie beschreibt“.[15] Auch sie habe verdrängt—und zwar massiv. Seine Kritik spitzt sich im Vorwurf zu, dass der Zweite Weltkrieg in der Deutschschweizer Nachkriegsliteratur lediglich eine Statistenrolle spiele, bzw. eine „effektvolle Projektionsfläche“[16] darstelle, um „in den vergangenen Ereignissen [beispielhaft] Analogien zum gegenwärtigen Geschehen“ aufzuzeigen. Er resümiert, dass Texte, welche die Schweiz der Jahre

1933-1945 kritisch ausleuchten, im kollektiven Gedächtnis der Nachkriegsschweiz lediglich eine marginale Wirkung ausübten.

Diese Fragen werden im Mai desselben Jahres anlässlich der Solothurner Literaturtage erneut aufgeworfen.[17] Bereits die Vorankündigung im Programmheft—„Spielt Literatur bei der Ausbildung eines kollektiven Gedächtnisses eine Vorreiterrolle?"—lässt anklingen, dass die Bedeutung der Literatur als Erinnerungsraum von neuem thematisiert wird. Unter der Leitung von Maja Beutler kommt es in einer Podiumsdiskussion (*Das andere Gedächtnis der Literatur?*) zu einer heftigen Debatte darüber, was Literatur können muss, um ein ‚anderes' Gedächtnis auszubilden. Man wird sich nicht einig und ist gegenüber der neuesten Schweizer Erinnerungsinflation skeptisch, am Ende überwiegt Ratlosigkeit. Wie schriftstellerische Texte die Geschichtsschreibung ergänzen und auf das kollektive Gedächtnis Einfluss nehmen können, bzw. ob sie solch einer Anforderung überhaupt gewachsen sind, werden als Themenkomplexe höchstens angeschnitten jedoch nicht näher erörtert.[18]

Meine Arbeit möchte hier ansetzen. Mein Ziel ist es zu untersuchen, was die Deutschschweizer Nachkriegsliteratur historiographisch und gedächtnispolitisch leistet, um gleichzeitig herauszufinden, wo ihre Möglichkeiten und Grenzen liegen. Dabei geht es mir nicht darum, diese Literatur zu rehabilitieren, denn ich verstehe mich nicht als ihre Fürsprecherin. Dass Deutschschweizer Literaten nur sporadisch heimatkritische Themen verarbeiteten, und dass sie damit in der Gesellschaft meist auf wenig Resonanz stießen, soll nicht zu einem heroischen Narrativ umgedeutet werden. Vielmehr geht es mir um die Frage, wie diese Literatur die in die Zeit des Zweiten Weltkrieges zurückführenden Erinnerungsspuren weiterverfolgt und sichtbar macht, was im kollektiven Gedächtnis in der Nachkriegszeit marginalisiert blieb. Dafür wähle ich Texte aus, welche die Vergangenheit einerseits als gelebtes und kommuniziertes Gedächtnis thematisieren, andererseits als Substrat kollektivierter Erinnerungen darstellen. Unter Letzterem

sind jene Erinnerungen zu verstehen, die ins kulturelle Gedächtnis einfließen, wo sie entweder integriert—d.h. für das Kollektiv zugänglich gemacht werden—oder verworfen werden.

Die Gedächtnistheorie bietet für diese gesellschaftlichen Prozesse einige Ansätze und erlaubt es, ein Deutschschweizer Gedächtnismodell zu formulieren, das mehr als ein kleiner Ableger zu den großen deutschen Erinnerungsdebatten ist.

Zum einen soll in dieser Arbeit literaturhistorisch verfolgt werden, wie der Zweite Weltkrieg im Spiegel der Gegenwartsliteratur sichtbar wird. Damit verbunden ist die Fragestellung, ob dieses Sichtbarwerden im kollektiven Gedächtnis der Schweizer Bevölkerung etwas bewirkt hat. Gibt es ein Werk, das in der Tradition von Meinrad Inglins *Schweizerspiegel* die Schweizer Gesellschaft im Zweiten Weltkrieg in all ihren Vielschichtigkeiten und Widersprüchen porträtiert? Und wenn ja: hat dieses Werk das Geschichtsbild nach 1945 beeinflusst? Eine Umwertung des Geschichtsbildes, bzw. einen Eingriff in die Geschichtspolitik, die mit den Geschichtsdebatten der 90er Jahre zu vergleichen wären, hat kein einziges Werk der Schweizer Nachkriegsliteratur bewirkt. Doch reicht diese Tatsache als Indiz aus, um zu behaupten, dass Literatur, weil sie die blinden Flecken der historischen Erinnerung thematisiert, im kollektiven Gedächtnis eine marginale Außenseiterposition einnimmt?

Spätestens hier stellt sich die Frage, von *welcher* Marginalität, bzw. von *welchem* Gedächtnis, die Rede ist. Gültige Aussagen zur Wirkungsmacht eines Werkes erfordern, dass zuerst die Kategorien, nach denen methodologisch vorgegangen wird, definiert werden. Welche Kriterien müssen erfüllt sein, damit bei einem literarischen Werk,[19] von einem Einfluss oder einer „Wirkung" gesprochen werden kann? Die Feststellung, dass die Literatur „wenig" bewirkt hat, geht vom Paradigma aus, dass es ein einziges—und dazu homogenes—kollektives Gedächtnis gebe, an dessen Maßstab sich die Relevanz einer Veröffentlichung erst zeige. Gerade im Hinblick auf die Schweizer Nachkriegsgeschichte wird deutlich, dass durchaus weitere, konkurrierende Gedächtnisse vorhanden waren, die ebenfalls als *kollektiv* bezeichnet werden

konnten, nur standen sie stellvertretend für ein anderes Kollektiv. Es gibt kein kollektives Gedächtnis, das die Summe aller kollektiven Erinnerungen ausmacht. Wenn in den gegenwärtigen Vergangenheitsdebatten von *einem* kollektiven Gedächtnis die Rede ist, ist damit in der Regel das *dominierende* Gedächtnis in der Gesellschaft gemeint: jenes, das die offizielle Version der Geschichte repräsentiert. Weil Gedächtnisse immer erst durch einen Diskurs konstruiert werden, wächst der Diskursanalyse innerhalb dieser Fragestellungen eine besondere Bedeutung zu. Denn, so argumentiert Jürgen Straub, „die Geschichte eines Kollektivs und die Lebensgeschichten einzelner sind Produkte einer in der Gegenwart situierten Erinnerung und Überlieferung im Medium von Diskursen. Vergangenheiten sind *diskursive* Tatbestände." [20]

Somit vermag sich jenes Gedächtnis als das offizielle kollektive Gedächtnis zu institutionalisieren, das sich diskursiv am Besten durchzusetzen vermag und die konkurrierenden Gedächtnisse überschattet oder gar verdrängt. Gerade der Zugriff auf die Schweizer Nachkriegsliteratur zeigt, dass es nebst dem vorherrschenden etablierten Gedächtnis mehrere Alternativgedächtnisse gab. Ich nenne sie in dieser Arbeit—wenn auch unter Vorbehalten rekurrierend auf Michel Foucault—*Gegengedächtnisse*. Zwar lehnt sich meine Begriffsdefinition an Foucaults Umschreibung eines Gegengedächtnisses an, doch deckt sie sich nur ansatzweise damit. Für Foucault übermitteln und verhandeln Gegengedächtnisse nicht nur eine andere Geschichte, vielmehr *konstruieren* sie auch eine andere Version der Geschichte:

> Es geht darum, aus der Historie ein Gegen-Gedächtnis zu machen und in ihr eine ganz andere Form der Zeit zu entfalten.[21]

Nach Ulrich Brieler unterscheiden sich Foucaults genealogisches Geschichtsverständnis und die traditionelle Geschichtsschreibung „grundlegend im Typus der Geschichtlichkeit ihres Gegenstandes".[22] Foucault artikuliert ein Geschichtsverständnis, das mit allen konventionellen historiographischen Erzählparadigmen bricht und damit den traditionellen Anspruch nach

Kausalität und Finalität unterläuft. Die subversive Historiographie, die Foucault zum Gegenstand seiner Reflexion macht, fordert eine formale Radikalität, die von der Deutschschweizer Gedächtnisliteratur nicht erfüllt werden kann. Hingegen ist seine Erkenntnis, dass ein Gegengedächtnis den kollektiven Geschichtskonsens inhaltlich wie auch formal untergräbt, für die Deutschschweizer Gedächtnisliteratur zutreffend. Texte, die in dieser Arbeit ein Gegengedächtnis artikulieren, greifen Inhalte auf, welche die offizielle und offiziöse Schweizer Geschichtsschreibung nicht berücksichtigte oder ausblendete, bzw. aus verschiedensten Gründen (die im Einzelfall untersucht werden sollen) mehr oder weniger gezielt vernachlässigte. Die formale Gegenposition der Deutschschweizer Gedächtnisliteratur besteht darin, dass die Texte historiographische Verfahrensweisen anwenden, die in der Schulhistoriographie als unwissenschaftlich deklariert und dadurch mehrheitlich abgelehnt wurden.

Von Belang für den gedächtnistheoretischen Ansatz in dieser Arbeit ist im Weiteren Foucaults Erkenntnis, dass die historiographische Forschung perspektivengebunden bleibt und damit parteilich ist.[23] Mit diesem Selbst- und Disziplinverständnis grenzte er seinen eigenen Ansatz von der traditionellen Geschichtsschreibung deutlich ab: „Die Historiker suchen so weit wie nur möglich alles zu verwischen, was in ihrem Wissen den Ort verraten könnte, von dem aus sie blicken, den Zeitpunkt, an dem sie sich befinden, die Partei, die sie ergreifen, und die Unvermeidlichkeit ihrer Leidenschaften.“[24] Parteilichkeit bedeutet aber auch, sich als Autor bewusst zu sein, mit seinem Schreiben aktiv und voreingenommen Gedächtnispolitik zu betreiben. Es dürfte deshalb kaum überraschen, dass viele Deutschschweizer Schriftsteller, die Gedächtnisliteratur verfassten, die polemische Konfrontation geradezu suchten. Ob es ihnen gelang, ihre „Position zum erkennbaren Einsatz in den Interpretationskämpfen“[25] zu machen, und somit eine schonungslose Selbstkritik zu üben, muss in den einzelnen Fällen überprüft werden.

Die Literatur, die Gegenstand dieser Arbeit ist, spürt geographisch und historisch festgemachte Erinnerungsorte auf und durchsetzt diese mit einem Narrativ, das eine andere Geschichte erzählt. Deutschschweizer Literatur, die sich seit 1965 kritisch mit der jüngsten Schweizer Vergangenheit auseinandersetzt, ist Ausdruck eines oder mehrerer Gegengedächtnisse, die sich deutlich von den offiziellen Geschichtsbild- und Erinnerungsdiskursen absetzen. Die zentrale These dieser Arbeit ist, dass es lange Zeit vorwiegend, wenn nicht gar ausschließlich Schriftsteller waren, welche als Korrektiv für ein beschönigendes Geschichtsbild wirkten. Dabei ging es ihnen in erster Linie nicht um die verdrängte Geschichte, denn der Anlass für ihre Schreibmotivation war meist ein Gegenwartsereignis. Während jedoch Roman Bucheli kritisiert, dass die Vergangenheit damit zum Vorwand wird und in der literarischen Darstellung zur „Hintergrundsfolie“[26] verblasst, sehe ich die Vernetzungen der Gegenwart mit der Vergangenheit als Sichtbarwerden einer Kontinuität: die Vergangenheit kann in keinem Museum entsorgt werden, sondern sie wirkt in der Gegenwart fort. Eine Geschichte, die unaufgearbeitet bleibt, sucht die Gegenwart früher oder später wieder heim.

Diese Heimsuchungen und Konfrontationen mit der jüngsten Geschichte des Zweiten Weltkrieges in literarischen Texten der Nachkriegszeit findet auf zwei Ebenen statt—und hier unterscheidet sie sich grundsätzlich von der historischen Arbeit. Zusätzlich zu jener Ebene, die sich mit der Rekonstruktion von Faktenmaterial beschäftigte, thematisieren die—für diese Arbeit ausgewählten—literarischen Werke den Umgang mit der Geschichte. Sie verdeutlichen nicht nur, was verdrängt wurde, sondern machen auch die damit verbundene kollektive Verdrängungsleistung—das heißt, den Prozess des Vergessens oder des Verschweigens—sichtbar. Letztere wird zum eigentlichen Widersacher für einen nach ‚Wahrheit‘ suchenden Protagonisten. Allen Texten ist eigen, dass sie politische und gesellschaftliche Strukturen zum Vorschein bringen, die sich seit 1945 kaum verändert haben. Richtet man das Augenmerk auf die

Diskurse, die sich an den literarischen Texten entzündeten, zeigt sich, dass hier anders über die Geschichte verhandelt wird, als es der Fall ist, wenn historische Werke zum Gegenstand öffentlicher Debatten werden. Was diese literarischen Geschichtsverhandlungen auszeichnet, soll in dieser Arbeit genauer untersucht werden. Folgende Fragestellungen dienen dabei als Leitfaden:

I. Was zeichnet literarische Historiographie aus?

II. Welches sind die Verfahren und Verarbeitungsformen, die Schweizer Schriftsteller in der Auseinandersetzung mit dem Zweiten Weltkrieg verwenden?

III. Wie unterscheiden sich diese Verfahrensweisen von Forschungsansätzen, die positivistisch-historisch vorgehen?

IV. Welche Rolle kam den Literaten in den öffentlichen Geschichtsdebatten zu?

V. Haben schriftstellerische Texte zu einer Schweizer Geschichtsbildrevision etwas beigetragen? Inwieweit haben sie das öffentliche Geschichtsverständnis sensibilisiert und somit Vorarbeiten geleistet — inwieweit blieben sie unzeitgemäß, d.h. wirkungslos?

VI. Haben diese Texte einen Interdiskurs zwischen der Schweiz und Deutschland bewirkt oder sind sie Teil eines abgeschotteten Binnendiskurses geblieben?

VII. Wie tauglich ist Literatur als öffentliches Medium der Erinnerung im Vergleich zu anderen Mechanismen kultureller Erinnerung?

Dass ausgerechnet die 60er Jahre zum Auslöser für eine schriftstellerische Auseinandersetzung mit der jüngsten Schweizer Geschichte wurden, kommt nicht von ungefähr. Die Impulse dafür kamen einerseits aus Deutschland, aus dem Bereich des Theaters—Peter Weiss' *Die Ermittlung*, *Der Stellvertreter* von Rolf Hochhuth, Martin Walsers *Der schwarze Schwan* und *Die*

Kannibalen von Georg Tabori—andererseits gingen sie von Walter Matthias Diggelmanns *Das Verhör des Harry Wind* und *Die Hinterlassenschaft*, aber auch von Friedrich Dürrenmatt und Max Frisch aus, obwohl diese in ihren Bühnenstücken und Hörspielen die Schweiz nicht explizit beim Namen nannten.

Es scheint mir jedoch wenig fruchtbar, zwischen Frisch und Dürrenmatt auf der einen Seite und der Literatur der 60er Jahre eine undurchlässige Grenzlinie zu ziehen. Der Übergang war fließend, denn Dürrenmatt und Frisch artikulierten in ihren „historischen Stücke[n]" (Max Frisch)[27] sehr wohl eine Geschichtskritik, nur war diese, was die Schweizer Relevanz betraf, nicht explizit. Wenn auch Dürrenmatts Kuhmist-Metaphern in *Der Besuch der alten Dame* (Uraufführung im Schauspielhaus Zürich, 1956)—„Güllen" ist der Schweizerdeutsche Ausdruck für Jauche—und in seinem Hörspiel *Herkules und der Stall des Augias* (1954) wenig Zweifel aufkommen lassen, was damit gemeint ist, verhindert der Symbolgehalt in diesen gleichnishaften Modellstücken, dass die Handlung ausschließlich auf die Schweizer Gesellschaft transferierbar ist. Dürrenmatt schrieb 1952: „Ich bin verschont geblieben, aber ich beschreibe den Untergang; denn ich schreibe nicht, damit Sie auf mich schließen, sondern damit Sie auf die Welt schließen."[28] Indem er dafür plädierte, dass das Theater nicht provinziell sein darf, sondern Welttheater zu sein hat und „überall verständlich sein [muss]",[29] entlastete er sein Schweizer Publikum vom Zwang einer persönlichen Identifikation. So ist auch der Stall des Augias eine Schablone, die vielerorts hinpasst. Zwar skizziert Dürrenmatt damit ein Schweizer Problem, doch eben nur für jenes Publikum, das vertraute Gesellschaftsstrukturen darin wiedererkennt:

> ERSTER Es stinkt in unserem Land, dass es nicht zum Aushalten ist.
> ZWEITER Der Mist steht so hoch, dass man überhaupt nur noch Mist sieht.
> DRITTER Letztes Jahr sah man noch die Hausdächer, nun sieht man auch die nimmer.
> VIERTER Wir sind total vermistet.
> ALLE Vermistet.
> AUGIAS *mit der [Kuh]glocke* Ruhe!

Schweigen.

FÜNFTER Wir sind aber vermistet.
SECHSTER Bis zum Hals. Und drüber.
SIEBENTER Verdreckt und verschissen.
ACHTER Versunken und verstunken.
ALLE Verstunken.
AUGIAS *mit der Glocke* Ruhe![30]

Dass die Gleichnishaftigkeit die individuelle Schuldzuweisung verhinderte, zeigt auch die Rezeption von Max Frischs *Andorra*, das zum meistgespielten Bühnenstück der 60er Jahre gehörte (unmittelbar nach der *Andorra*-Uraufführung in Zürich im November 1961 sicherten sich zwanzig deutsche Bühnen die Aufführungsrechte). Das „modellhafte Phantasieland" *Andorra* war einer kollektiven Schweizer Erinnerungsarbeit eher abträglich, als dass es sie förderte. Andreas Huyssen schreibt dazu:

> Andorra is a small mountain state threatened by invasion from an overwhelmingly powerful neighbor, clearly a reference to Switzerland [. . .]. In the play, the invasion does take place and leads to the execution of Andri, the Jewish protagonist. In reality, of course, the Germans never invaded Switzerland. Thus, a Swiss audience could easily repress Switzerland's mostly shabby treatment of German Jewish refugees arguing that the parable does not concern the Swiss so much as it concerns the Germans who after all were the ones responsible for Auschwitz.[31]

Auch in Westdeutschland beruhte Frischs und Dürrenmatts großer Erfolg darauf, dass die ästhetische Entfremdung dem Publikum die nötige Distanz ermöglichte, um sich betroffen fühlen zu können. Die Juden in Andorra standen stellvertretend für das an einer Minderheit begangene Unrecht. In der Zeit schrieb Johannes Jacobi: „Und dass es in ‚Andorra' um die Hatz auf einen vermeintlichen Juden geht – auch da soll nur ein Beispiel sein. Es wird heute in aller Welt besonders gut verstanden. Vor fünfzig Jahren hätte man anstatt des Juden einen Armenier, als Beispielfigur nehmen können, zu anderer Zeit Jesuiten oder Freimaurer. In Amerika: die Neger.

‚Der Jud' Frischs ist ein Symbol."[32] Der *Tages-Anzeiger* kommentierte die Zürcher Uraufführung wie folgt:

> Mit ‚Andorra' meint Frisch nicht den Pyrenäenstaat dieses Namens. Das Land, in dem sein Stück spielt, kann überall liegen, seine Bewohner könnten in aller Welt, beispielsweise auch in Seldwyla, beheimatet sein. Es brauchte auch nicht unbedingt ein (vermeintlicher) Jude im Mittelpunkt der Vorgänge zu stehen. Frisch hätte sein Exempel auch am Stellvertreter jedweder andern Minorität statuieren können, die nach gängigem „Volksempfinden" andersgeartet ist und deshalb stets als Prügelknabe herzuhalten hat. Denn er wollte nicht ein Stück gegen den Antisemitismus schreiben, sondern ein Stück gegen die Unduldsamkeit schlechthin. Dass sich dafür die Judenfeindlichkeit in unserer Zeit als vordergründigstes Beispiel anbot, liegt auf der Hand.[33]

Freilich haben sich Dürrenmatt und Frisch in Gesprächen, Essays, Tagebucheinträgen und in Prosatexten bereits ab Ende der 40er Jahre konkret zur Schweizer Vergangenheitspolitik geäußert. Ein Beispiel dafür ist Dürrenmatts Gespräch mit Alfred A. Häsler, das anlässlich der 1. August-Feier 1966 geführt wurde: „Wer ein schlechtes Gewissen hat, wird leicht doktrinär. Die Schweiz war ja im Kriege nicht nur antinationalsozialistisch, als bürgerliche Ideologie fand der Nazismus bei uns weit mehr Anhänger als jetzt der Kommunismus, eine Tatsache, die wir allzu leicht verdrängen."[34] Im *Schweizerpsalm III,* der im *Sonntagsjournal* (23./24.1.1971) abgedruckt wurde, schrieb er: „Denn in Wahrheit wurden wir [im Zweiten Weltkrieg] hauptsächlich durch unsere Geschäfte beschützt."[35] Doch viele vergangenheitskritische Kommentare wurden erst posthum veröffentlicht. In *Die Schweiz, Bemerkungen zu ihrer gegenwärtigen Lage* (1979/1980 geschrieben; 1998 veröffentlicht) argumentierte Dürrenmatt: „Hitler griff die Schweiz vor allem aus wirtschaftlichen Gründen nicht an, sie musste für ihn arbeiten. [. . .] Dass der Grund, weshalb Hitler uns nicht angriff, ein wirtschaftlicher und nicht ein militärischer war, führte die Schweiz in eine Krise, von der sie sich immer noch nicht erholt hat."[36]

Bei Frisch findet sich ein Eintrag in seinem Notizheft (Oktober 1948) zu den Schweizer Rüstungslieferungen in das Dritte Reich. Bereits damals hielt er fest, dass die Lieferungen nicht, wie die amtliche Geschichtsschreibung behauptete, ausschließlich unter Druck stattfanden,

sondern für die Schweiz auch profitabel waren. Seine Bemerkung, eine Persiflage auf die Neutralitätsrhetorik des Schweizer Kollektivs, wurde erst 1997 veröffentlicht: „Wir sind nicht dumm, nur verlogen [. . .]. Wir sind nicht stumpf u. nicht ohne Gesinnung, auch wenn wir als Staat neutral sind; wir sind für die Gerechtigkeit und die Freiheit, wir sind es unbedingt, u. es besteht kein Zweifel, dass wir mit uns zufrieden sein dürfen; wir haben Hitler mit Waffen beliefert, aber nur weil wir mussten [. . .]."[37]

Die Schweizer Historiographie hat sich mit diesen blinden Flecken im kulturellen Gedächtnis erst jeweils dann auseinandergesetzt, als der Druck von außen eine Einsichtnahme in die belastenden Dokumente unausweichlich machte, und die Politiker dazu bereit waren, die Akten frei zu geben. Obwohl Fachhistoriker seit 1996 akribisch über die Schweizer Geschichtspolitik der Nachkriegsjahre forschen und mittlerweile eine umfangreiche Sekundärliteratur dazu vorliegt, darf eines nicht vergessen werden: als es unpopulär war, sich kritisch mit der jüngeren Schweizer Vergangenheit auseinanderzusetzen, waren es nebst Politjournalisten vorab Schriftsteller und Schriftstellerinnen, die den Mut und das Engagement aufbrachten, die problematische Vergangenheit und den fehlenden Umgang damit beim Namen zu nennen. So schreibt Thomas Maissen, denn es war „einer akademischen Karriere wenig förderlich, breit verankerte Vorstellungen über die Schweiz im Krieg kritisch zu hinterfragen".[38]

Doch im Gegensatz zu den Geschichtsdebatten, die seit Mitte der 90er Jahre zu einer nationalen Krisenstimmung Anlass gaben und durch die sich die Schweizer Regierung—wie im Anschluss an eine Katastrophenmeldung—genötigt sah, eine Task-Force und die *Unabhängige Expertenkommission Schweiz – Zweiter Weltkrieg (UEK)* ins Leben zu rufen, haben diese Gegengedächtnisse keine hohen Wellen geschlagen. Daran änderte auch nichts, dass Dürrenmatt und Frisch, mittlerweile weltberühmt, ihre sichtbarsten Vertreter waren. Die gesellschaftspolitischen Bedingungen in der Schweiz waren bis 1996 solche, dass das dominierende kollektive Gedächtnis für unliebsame Wissensinhalte nicht durchlässig war.

2. Einstieg in die Methode und Grundhypothesen

Die Auswahl der in dieser Arbeit behandelten literarischen Werke erfolgte hinsichtlich zweier Richtlinien: die erste Vorbedingung ist, dass die ausgewählten Texte nicht nur ein historisch-revidiertes Bild der Schweiz zum Gegenstand haben, sondern dass sich an ihnen auch nachverfolgen lässt, wie sich gesellschaftliche Strukturen und Abwehrhaltungen im Umgang mit der Vergangenheit bildeten und im Lauf der Zeit veränderten. An ausgewählten Textproben ist zu erkennen, wie sich die Geschichtsbilder und kollektiven Mentalitäten langsam veränderten. Es ist wichtig, nicht-literarische Stellungnahmen der Autoren in die Diskurse miteinzubringen. Gerade weil schriftstellerische Werk oftmals die eigentliche Zündschnur für heftige Kontroversen lieferten, sahen sich die Autoren in der Folge herausgefordert, ihre Haltung in publizistischen Veröffentlichungen zu rechtfertigen. Es muss dabei untersucht werden, welche Rolle literarische Texte innerhalb der Vergangenheitsdiskurse spielen und wie sie das Geschichtsbild mitgeprägt haben. Darüber hinaus soll erarbeitet werden, welchen Stellenwert die literarischen Texte in den Geschichts- und Gedächtnisdebatten eingenommen haben.

Anhand ausgewählter und beispielhafter Texte aus der Deutschschweizer Nachkriegs- und Gegenwartsliteratur möchte ich die folgenden Grundhypothesen aufstellen und weiterentwickeln:

- Das Jahr 1965 ist kein willkürlicher Ausgangspunkt für diese Untersuchung. Beginnend mit *Die Hinterlassenschaft* (1965)[39] von Walter Matthias Diggelmann erschienen mehrere literarische Publikationen, die das defizitäre Geschichtsbild in der amtlichen Historiographie und die kollektiven Erinnerungslücken ausleuchteten. Indem diese Werke den Mythos einer selbstgerechten und intakten Schweiz demontierten, begründeten sie einen alternativen Erinnerungsdiskurs, der gegen das politisch sanktionierte und kollektiv verbindliche

Geschichtsbild Stellung nahm. Diese neue Bewertung der Geschichte entlarvte das im kollektiven Gedächtnis fest verankerte Geschichtsbild als Fehlleistung und als Lüge.

- In exemplarischen Einzelanalysen argumentiert diese Arbeit, dass die Schweizer Nachkriegs- und Gegenwartsliteratur die Kritik an der offiziellen schweizerischen Geschichtspolitik in der Folge konsequent fortgeführt hat. Obwohl die Literaten divergierende Deutungsebenen zum selektiven historischen Bewusstsein vorbrachten, konnten sie das dominierende kollektive Gedächtnis nicht beeinflussen. Es fehlte ihnen dafür die Organisation und die Durchschlagkraft einer sozialen Bewegung,[40] die einen größeren gesellschaftlichen Wandel zu bewirken vermag.
- Dass die Schriftsteller für ihre Geschichtsintervention oftmals hart angegriffen wurden, hat einerseits mit der Rolle der Schriftsteller, Schriftstellerinnen und Intellektuellen in der Schweizer Gesellschaft zu tun, andererseits mit der Tatsache, dass die Deutschschweizer Literatur eine typische „kleine Literatur" (Franz Kafka) oder „Minderheitenliteratur" (Gilles Deleuze / Félix Guattari) ist, die „zur Sprache in einem Verhältnis mehrfacher Deterritorialisierung steht"[41] und gesellschaftlich zu einem besonderen Reizmittel wird, denn „ihr enger Raum bewirkt, dass sich jede individuelle Angelegenheit unmittelbar mit der Politik verknüpft" und „alles kollektiven Wert"[42] gewinnt: „Und wenn sich der Schreibende am Rande oder außerhalb seiner Gemeinschaft befindet, so setzt ihn das um so mehr in die Lage, eine mögliche andere Gemeinschaft auszudrücken, die Mittel für ein anderes Bewusstsein und eine andere Sensibilität zu schaffen."[43]
- Die hier ausgewählten Literaturbeispiele rekonstruieren einen Ort, an dem im Namen der Neutralitätspolitik zwischen 1933 und 1945 Verbrechen geschahen: sie machen die Schweiz zum Ort des Verbrechens, wie Michael Böhler schreibt, zum „Tatort".[44] Damit ändert sich gleichzeitig auch die öffentliche Rolle der Schriftsteller. Je mehr sich Literaten der Vergangenheitsthematik annehmen, desto intensiver profilieren sie sich in der öffentlichen

Meinung als Bewusstseinsmacher und Geschichtsexperten. Beide Begriffe sind positiv wie auch negativ besetzt. Das kann so weit gehen, dass—im Fall von Urs Widmer—ihm ein Beamter im Bundesarchiv unveröffentlichte „heiße" Akten zuspielt.[45] In negativen Auswüchsen kommt es zu öffentlichen Angriffen und Beleidigungen von Schriftstellern (z.B. Thomas Hürlimann und Adolf Muschg).

- Jene Autoren und Autorinnen—Niklaus Meienberg, Doris Morf, Charles Lewinsky und Urs Faes—welche die mündlich erfragte Geschichte (*Oral History*) in ihre Texte einflochten, erweiterten die Quellenbasis und arbeiteten im Kontext der damaligen Geschichtsforschung innovativ. Außer vereinzelten Arbeiten an der Universität Basel, am Archiv für Zeitgeschichte an der ETH Zürich oder am CHERSA (*Centre d'historiographie et de recherche sur les sources audiovisuelles*) in Genf wurden mündliche Zeugnisse vor 1999—als das *Archimob*-Projekt ins Leben gerufen wurde[46]—als Quellenbasis in historischen Forschungsarbeiten kaum berücksichtigt.[47] Literarische Texte waren bis fünfzig Jahre nach Kriegsende eine der wenigen Erinnerungsorte, wo beispielhaft wurde, wie einfache Bürger und Bürgerinnen den Zweiten Weltkrieg in der Schweiz erlebt hatten; weit bevor Historiker realisierten, dass ein Oral History Projekt, die, wie Werner Schweizer argumentiert, „letzte Chance [ist], die Erinnerungen der Aktivdienstgeneration festzuhalten".[48]
- Ein methodologisches Vorgehen, das ausschließlich berücksichtigt, wie eine Vergangenheit literarisch rekonstruiert wird und inwiefern die Fiktion historischen Fakten entspricht, verpasst einen entscheidenden Fragenkomplex: wie nimmt das Ereignis in der literarischen Erinnerung Gestalt an, und wie wandelt sich das erinnerte Ereignis mit wachsendem Abstand zum historischen Ereignis? Der Vorwurf an die deutsche Nachkriegsliteratur, im Gebundensein an politische und sozialkritische Themen der Kriegs- und Nachkriegszeit einem „rapiden historischen Alterungsprozess"[49] zu unterliegen, muss somit in Frage gestellt werden.

- Die Vergangenheit ist keine Größe, die überwunden oder bewältigt wird, sondern sie existiert in der Form des kommunikativen und des kulturellen Gedächtnisses (nach Jan und Aleida Assmann).[50] In einem diskursanalytischen Ansatz möchte ich aufzeigen, dass sich speziell in diesem Nachweis der historischen Kontinuität das literarisch vermittelte Geschichtsbild grundlegend vom Geschichtsbild in der Historiographie unterscheidet. Ausgangspunkt für die Tatortbeschreibung ist ein Erzähler oder eine Erzählerin, der/die nach 1945 berichtet. Somit basiert die Rekonstruktion immer auf einer Rückschau, auf einer Erinnerung. Charakteristisch für alle Texte ist, dass das Vergangene, über das man sich in der Gegenwart ausschweigt, weil man es vergessen haben möchte, mehr oder weniger erkennbar vorhanden bleibt. Der Tatort hat sich somit in die Gegenwart verschoben: das eigentliche Verbrechen ist nicht länger die begangene Tat, sondern der retrospektive Umgang damit.
- Während die Historiker den Begriff der Geschichtsbewältigung mehrheitlich auf strafrechtliche Argumentationsdiskurse und auf Aspekte der finanziellen Wiedergutmachung beschränken und repräsentative Einzelpersonen oder Institutionen haftbar machen, ist die Frage nach der Schuld und deren Begleichung in literarischen Texten letztendlich ein für das Individuum moralisches Problem, das weder durch eine finanzielle Transaktion noch ein Gerichtsurteil bewältigt werden kann. Im Durcharbeiten verdrängter Erinnerungsanteile leisten sie eine „Erinnerungsarbeit", die effektiver ist als das wiederholte Ausagieren, für das die öffentlichen Gedächtnis- und Erinnerungsrituale so kennzeichnend sind.
- Obwohl sich literarische Texte nicht gegen die vorherrschenden Paradigmen in der historischen Deutung der Vergangenheit durchsetzten, tragen sie entscheidend zur Erinnerungspolitik bei. Stellvertretend für die Gesellschaft, welche sich dieser Aufgabe weitgehend entzogen hat, leistet die in dieser Arbeit untersuchte Literatur auch eine wesentliche Trauerarbeit. Die literarischen Texte sind Ausdruck eines Gegengedächtnisses welches unliebsame Wissensinhalte aus dem verdrängten „Speichergedächtnis" ins lebendige

„Funktionsgedächtnis" (Aleida Assmann) zu überführen suchte und die als verbindlich präsentierte historische Wahrheit untergräbt. Das Sichtbarmachen dieses Gegengedächtnisses erweitert den Bereich der vorhandenen schriftlichen Quellen und schließt eine Forschungslücke.

3. Übersicht über die Forschungsarbeiten

Bislang gibt es keine größere Arbeit, die den Stellenwert und die Rolle der Schweizer Nachkriegsliteratur im öffentlichen Gedächtnis und in den Erinnerungsdiskursen untersucht. Ein Essay, der diese Thematik berührt, jedoch nicht vertieft darstellt, ist „'Und das Heldentum blieb uns erspart.' Die Schweiz und der Zweite Weltkrieg: Stationen der literarischen Auseinandersetzung" von Klara Obermüller.[51] Im Blickfeld der aktuellen Forschung stehen die Auswertung der 25 Bände des Bergier Berichtes[52] und Studien zur Historiographie und Mentalitätsgeschichte nach 1945.[53] Letztere werden immer zahlreicher und umfangreicher, was durchaus im Trend der gegenwärtigen Forschung steht. Als neuer Forschungszweig zeigt sich die mündlich erfragte Geschichte, die *Oral History*, großer Popularität wie auch Studien zur *Gender*-Geschichte des Zweiten Weltkrieges. Denn, so schreibt Annette Frei Berthoud, die Schweizer Kriegsgeschichte war in der Wahrnehmung der Historiker zum Großteil eine „Armeegeschichte, und da hatten die Frauen keinen Platz. Wie sollten sie auch? Die Historiker, die an diesem Schweizbild bastelten, waren Männer, die Armee war geprägt durch Männerbündelei [. . .] In der heutigen Zeit hätten wir anderes erhofft. Doch auch in den neueren Standardwerken zur Schweizer Geschichte ist kaum etwas zu finden zur Rolle der Schweizerin 1939 bis 1945, aber immer noch Seite um Seite über die militärische Lage."[54] Es muss an dieser Stelle betont

werden, dass die Diskurse zur Rolle der Schweiz im Zweiten Weltkrieg vorwiegend von Männern geführt wurden und werden. Wohl haben sich vereinzelt Politikerinnen und Autorinnen zu dieser Thematik geäußert, doch befindet sich meines Wissens unter den Schriftstellerinnen, die sich in ihrem Schaffen kritisch mit der Erinnerungsgeschichte beschäftigen, lediglich eine Frau, Doris Morf. Auch die Historikerkommission (*UEK*) ist, was die Geschlechteraufteilung anbelangt, unausgewogen. Die einzige Frau, die US-amerikanische Vizepräsidentin Sybil Milton, verstarb im Oktober 2000 in Washington, D.C. Ihre Nachfolgerin, die in London tätige US-Ökonomin Helen. B. Junz, blieb die einzige Frau unter acht Männern.

Das wichtigste Publikationsorgan für progressivere Geschichtsuntersuchungen ist die seit 1994 dreimal jährlich im Chronos Verlag Zürich erscheinende Zeitschrift *Traverse: Zeitschrift für Geschichte/ Revue d'histoire.*[55] In der gegenwärtigen Forschung gibt es soweit eine größere Untersuchungen über die massenmedialen Geschichtsdebatten in der Schweiz. Im Nationalfonds-Projekt (NFP 42) *„Die Schweiz und der Zweite Weltkrieg." Zur Resonanz und Dynamik eines Geschichtsbildes anhand einer Analyse politischer Leitmedien zwischen 1970 und 1996* begrenzen Matthias Kunz und Pietro Morandi die Geschichtsdiskurse auf politische Publikationen und gehen dabei historisch-hermeneutisch vor. Sie stellen sich die Frage, „welchen Einfluss das Geschichtsbild auf das Verhältnis von Binnenintegration und Außenpolitik der Schweiz ausübte und welche Integrationsfunktionen diese Identitätsdebatten im sozialen Wandel leisteten".[56]

Die zweite sozialhistorisch informierte Medienanalyse setzt sich nicht gezielt mit dem Geschichtsbild auseinander, obwohl dieses aus den Ergebnissen abzuleiten ist. *Zwischen Konflikt und Konkordanz. Analyse von Medienereignissen in der Schweiz der Vor- und Zwischenkriegszeit* von Kurt Imhof, Heinz Kleger und Gaetano Romano ist soziologisch motiviert. Wie bereits Kunz und Morandi erheben die Autoren ihre Untersuchungen nach qualitativen und quantitativen Gesichtspunkten. Mit „Medienereignissen" sind öffentliche

Diskurse angesprochen, welche die Prozesse sozialen Wandels über die Berichterstattungen in Zeitungen erschließen. In ihrem Ansatz verbinden sie die Lebenswelttheorie (Habermas) mit einer Theorie der Kommunikationsstruktur und einer Theorie des sozialen Wandels. Ziel ist es nachzuprüfen, inwieweit gesellschaftliche Orientierungskrisen den sozialen Wandel vorangetrieben haben.

Die Sekundärliteratur zum Thema Literatur und Vergangenheitsaufarbeitung nimmt ausschließlich Bezug auf vereinzelte Schweizer Werke und Nachkriegsperioden. Die Literatur zu Frisch und Dürrenmatt ist natürlich umfangreich, wobei es zum gegenwärtigen Zeitpunkt nur zwei wissenschaftliche Publikationen gibt, welche ausgewählte Werke von Frisch unter dem Gesichtspunkt der vergangenheitspolitischen Debatte überprüfen. Sonja Rüeggs *„Ich hasse nicht die Schweiz, sondern die Verlogenheit"*[57] behandelt Frischs Unbehagen am Kleinstaat und entwickelt ihre Prämisse basierend auf Habermas' Theorie des kommunikativen Handelns. *„Wer HEIMAT sagt, nimmt mehr auf sich"*[58] von Katharina Weiss ist eine motivgeschichtliche Studie. Peter von Matts *Die tintenblauen Eidgenossen* (2001) verfolgt die Tradition des politisch eingreifenden Denkens in der Deutschschweizer Literatur: „Die Literatur der deutschsprachigen Schweiz [. . .] steht seit ihren Anfängen in seiner sehr wechselhaften Beziehung zur Geschichte der Schweiz als einem Corpus von Heldenlegenden."[59]

Bahnbrechend für den Einbezug der Germanistik in die Schweizer Gedächtnisdiskussion war die vielbesprochene Dissertation von Julian Schütt: *Germanistik und Politik. Schweizer Literaturwissenschaft in der Zeit des Nationalsozialismus* (Zürich: 1996).[60] Parallel zu den Debatten rund um diese Veröffentlichung kam es im Wintersemester 1998/99 zu einer interdisziplinären Ringvorlesung an der ETH-Zürich, in der Vertreter aus den verschiedensten akademischen Fachrichtungen—u.a. Dan Diner, Norbert Frei und Saul Friedländer—zur Frage der Gedächtnisdiskurse in und außerhalb der Schweiz Stellung bezogen.[61] Corina Caduff und Michael Gamper (Hrsg.), *Schreiben gegen die Moderne* führt diesen kritischen interdisziplinären

Dialog weiter. Philipp Metzlers *„Den Abszess zum Platzen bringen"—Zugänge zu Niklaus Meienbergs Geschichtsschreibung* (unveröffentlichte Lizentiatsarbeit, Zürich: 2001) ist die bislang erste Forschungsarbeit, welche Meienbergs Geschichtsbild und seine literarischen Verfahren im Umgang mit diesem untersucht. „'If Auschwitz were in Switzerland . . . :' German Swiss Intellectuals Respond to the Nazi Gold Affair" von Mariatte Denman untersucht die Intellektuellen-Debatte im Zuge der „nationalen Gedächtniskrise" 1996.[62] Unter den historischen Publikationen gibt es seit Mitte der 90er Jahre eine Flut von Texten, welche die Schweiz im Zweiten Weltkrieg zum Gegenstand haben, darunter einen Sammelband, der im Anschluss an die Interdisziplinäre Ringvorlesung, welche die Universität Zürich und die Eidgenössische Technische Hochschule zusammen organisierten, veröffentlicht wurde: *Gedächtnis, Geld und Gesetz. Vom Umgang mit der Vergangenheit des Zweiten Weltkrieges.* In dieser Vortragsreihe geht es vorab um die Verquickung von kulturellem Gedächtnis mit finanziellen Transaktionen, um Geld als Metapher, bzw. um Schuld als symbolische Währungseinheit. Oder, wie Sigrid Weigel in ihrem Aufsatz schreibt, um die Prozesse und Denkkategorien, die zu „der Verwandlung von Schuld in Schulden" und „der Entstehung von Schuld aus nicht zurückgezahlten Schulden"[63] führen.

Hans Ulrich Jost, der seit 1981 als ordentlicher Geschichtsprofessor in Lausanne lehrt, veröffentlichte als einer der wenigen Schweizer Historiker seit den 80er Jahren zahlreiche Artikel und Publikationen zum Geschichtsbild in der Nachkriegszeit und zu den schweizerischen Vergangenheitsdebatten—nicht nur in Fachzeitschriften, sondern auch in populären Printmedien.[64] Die größte Welle von Publikationen zu den Schweizer Vergangenheitsdebatten setzte aber erst Mitte der 90er Jahre ein: *Vier Debatten und wenig Dissens* von Georg Kreis (1997), Jakob Tanners *Nationale Geschichtsbilder und die Verabschiedung vom Mythos Schweiz* (1997) und *Die Krise der Gedächtnisorte und die Havarie der Erinnerungspolitik* (1999), sowie Sacha Zalas Forschungsarbeit zur Zensurpolitik in der Geschichtsaufarbeitung: *Gebändigte*

Geschichte. Amtliche Historiographie und ihr Malaise mit der Geschichte der Neutralität 1945-1961 (1998).

Bis dato fehlt eine vergleichende diskursanalytische Untersuchung, die sowohl einen historischen Überblick verschafft, als auch den Einfluss der Nachkriegs- und Gegenwartsliteratur auf das kulturelle Gedächtnis der Schweiz und auf deren Geschichtspolitik erforscht. Auch findet sich in der gegenwärtigen Forschung keine Veröffentlichung, die sich mit dem doch recht vielschichtigen Aspekt der Sprache als Medium für die Schweizer Geschichtsdarstellung beschäftigt. Soweit eine Übertragbarkeit auf den Schweizer Fall sinnvoll erscheint, möchte ich mich deshalb an Konzeptualisierungsvorschlägen orientieren, welche an den deutschen Vergangenheitsdiskurse erarbeitet wurden.

Die Verknüpfung von Sprache und Gedächtnis in der Nachkriegszeit wurde bis anhin von zwei von Stephan Braese herausgegebenen Veröffentlichungen thematisiert. Sie beziehen sich jedoch ausschließlich auf die deutsche und österreichische Nachkriegsliteratur: *Deutsche Nachkriegsliteratur und der Holocaust* und *In der Sprache der Täter. Neue Lektüren deutschsprachiger Nachkriegs- und Gegenwartsliteratur.* Dass für Literaturwissenschaftler, die sich mit der literarischen Darstellung der Shoah in deutschsprachigen Werken auseinandersetzen, die Schweizer Literatur kein Thema ist, dürfte erstaunen, wenn es auch gewissermaßen symptomatisch ist. *In der Sprache der Täter* berücksichtigt keinen einzigen Deutschschweizer Text. Die Kriegsverschonung und die nicht existentiell ausgestandene Not im Umgang mit der Vergangenheit hat im Bewusstsein der Schweizer nie jenen Zivilisationsbruch bewirkt, den Dan Diner (*Zivilisationsbruch. Denken nach Auschwitz*) der deutschen Nachkriegsidentität zugeschrieben hat. Doch zeigen gerade diese zwei Bände mit Forschungsarbeiten zum Themenkomplex ‚Sprache und Erinnerung', dass die NS-Zeit im deutschen Wortschatz und in Denkmustern durchaus noch vorhanden ist. Sie untersuchen, wie vor allem die nicht-jüdische deutschsprachige Literatur mit diesen sprachlichen Relikten, dieser sprachlichen Erblast, umgeht.

Dass die Schweizer Nachkriegsliteratur hierfür nicht mitberücksichtigt wurde, ist bedauerlich. Zwar argumentiert Stephan Braese zu Recht, dass „die Entstehungs- wie die Rezeptionsbedingungen entsprechender Texte in (West-)Deutschland grundsätzlich verschieden sein mussten von denen in Österreich und der Schweiz", und dass „gerade im Blick auf Texte, die den NS und die Massenverbrechen thematisieren", eine „Kategorie Unterscheidung" sinnvoll sei.[65] Etwas miteinander zu vergleichen, heißt jedoch gerade eben nicht, die Kategorien zu verwischen. Deutschschweizer Mechanismen der Sprach- und Geschichtsbewältigung haben in einer vergleichenden Anthologie durchaus ihre Existenzberechtigung und dürften für die Forschung wichtige Impulse liefern. Man darf hoffen, dass die in dieser Arbeit behandelten Texte in zukünftigen deutschsprachigen Anthologien ihren Platz finden werden.

4. Aufbau und Struktur

Die literarische Auseinandersetzung mit der unmittelbaren Schweizer Vergangenheit entwickelte in den 60er Jahren eine konkrete Sprache. Wie aus dieser Arbeit ersichtlich werden soll, veränderten sich die literarischen Verfahrensweisen und narrativen Grundmuster im Umgang mit der Schweizer Vergangenheit seit den 60er Jahren grundlegend. Es schien mir für eine historisch Periodisierung sinnvoll, die in der Literatur erschlossenen Gegengedächtnisse den öffentlich ausgetragenen Vergangenheitsdebatten gegenüberzustellen, da diese ja im eigentlichen Konflikt um eine Wahrheitsdeutung stehen. Wie wurde anderswo diskursiv über Geschichte verhandelt? Und wie verhält sich die Literatur gegenüber diesem Gedächtnis?
In den Auseinandersetzungen um die Vergangenheit der Schweiz im Zweiten Weltkrieg lassen sich verschiedene Phasen erkennen. Die für diese Arbeit gewählte Periodisierung der

literarischen Werke orientiert sich an Georg Kreis' historiographischen Untersuchungen, die nach 1945 vier Schweizer Erinnerungsdiskurse, „Grundtypen von Debatten",[66] benennt: die Verräterdebatte, die Neutralitätsdebatte, die Armeedebatte und die Flüchtlings- und Antisemitismusdebatte. Diese Diskurse sind zeitlich nicht ausschließlich auf einen einzigen Zeitraum begrenzt. Oftmals vermischen sie sich thematisch und sind in ihrer Ausrichtung nicht immer deutlich voneinander abzugrenzen. So ist zum Beispiel die ‚Neutralität' ein Teilaspekt fast jeder Debatte, wie auch, wenn es darum geht, die Schweizer Nationalidentität zu benennen, die Armee im Hintergrund immer irgendwie vorhanden ist. Denn gerade dadurch zeichnen sich die Deutschschweizerischen Vergangenheitsdiskurse aus: die Verquickung von Nation und Gedächtnis. Zur Genese der Vergangenheitsdebatten kann beobachtet werden, dass keine lineare, chronologische Genese stattfindet, sondern dass die Diskurse zyklisch verlaufen. Um diesen Verlauf zu bezeichnen, habe ich den Begriff Heim*durch*suchung gewählt. Hinter dieser Wortschöpfung versteckt sich einerseits die tiefenpsychologische Terminologie ‚Heimsuchung',[67] andererseits benenne ich damit den Prozess des Sichtens und Durchsehens, der sich daraus ergibt, dass Deutschschweizer Autoren ihre Heimat und deren kollektive Erinnerungsrituale in Frage stellen und die offiziell und offiziös beglaubigten Vergangenheitsdiskurse zu durchschauen suchen. Bei Freud ist das Konzept der Heimsuchung unmittelbar mit dem Unheimlichen verknüpft, was treffend zum Ausdruck bringt, was in der Mehrheit der Deutschschweizer Gedächtnisliteratur als Entfremdungsprozess beobachtet werden kann. Je stärker die unterdrückte Vergangenheit die Gegenwart heimsucht, desto unheimlicher wird es dem Erzähler, bzw. den Protagonisten in ihrem Heimatland.[68]

Das zweite Kapitel gilt der Methodik, Theorie und Begriffsbestimmung. Keineswegs besteht in der Kulturwissenschaft ungeteiltes Einverständnis darüber, was ein „kollektives" Gedächtnis ausmacht und wie dieses Kollektiv zu definieren ist. Kollektives, kommunikatives und kulturelles Gedächtnis sind Terminologien, die für die Diskussion relevant sind, oft jedoch

ungenau, wenn nicht gar unverbindlich verwendet werden. Ein Grund dafür mag sein, dass sie von psychoanalytischem Wortschatz geradezu infiltriert sind und Konzepte aus der Psychoanalyse auf kollektive Bedingungen übertragen, was nicht immer unproblematisch ist. Das dritte Kapitel schafft einen Überblick über die Geschichtsdebatten und Erinnerungsdiskurse seit 1945, das vierte Kapitel widmet sich der Deutschschweizer Nachkriegshistoriographie. Diese beiden Kapitel sollen dazu beitragen, einen Überblick über die kollektiven Gedächtnisse der offiziellen und offiziösen Schweiz zu schaffen. Im fünften, sechsten, siebten und achten Kapitel behandle ich die einzelnen literarischen Werke und zeige ihre Vernetzung in die Geschichtsdebatten. Zentral wird dabei die Frage sein, wie sich die literarische Gegendiskurse gegen „den Kanon der [. . .] zulässigen Fragestellungen" (Felix Aeppli)[69] der jeweiligen Zeit zu behaupten vermochte.

Was im Rahmen dieser Arbeit nicht berücksichtigt werden kann, sind die mittlerweile zahlreichen Schweizer Spiel- und Dokumentarfilme, die sich mit der Geschichtspolitik nach 1945 auseinandersetzen. Allen voran ist hier Werner Rings Fernsehdokumentarserie *Die Schweiz im Krieg 1933-1945* zu erwähnen, die von Januar bis Juli 1973 im Schweizer Fernsehen ausgestrahlt wurde.[70] Über die Filmemacher Rolf Lyssy (*Konfrontation*, 1974), Markus Imhoof (*Das Boot ist voll*, 1981), Thomas Koerfer (*Glut*, 1983), Xavier Koller (*Der Schwarze Tanner*, 1985) und den sogenannten Neuen Schweizer Film besteht jedoch bereits eine umfangreiche Sekundärliteratur.[71] Auch der Schweizer Dokumentarfilm ist der Schulhistoriographie vorausgeeilt. Die mit den Methoden der Oral History verfahrenden Dokumentarfilme von Villi Hermann, Niklaus Meienberg und Hans Stürm (*Es ist kalt in Brandenburg*, 1980) Mathias Knauer (*Die unterbrochene Spur. Antifaschisten in der Schweiz 1933-1945,* 1982), Richard Dindo (*Grüningers Fall*, 1997), Irene Loebell (*Die Schweiz und die Juden*; *Von der Schweiz nach Auschwitz,* Fernsehsendetermine 8. Juni /27. Juli 1994), Erich Schmid Thomas (*Er nannte*

sich Surava, 1995), *Esclaves d'Hitler* (1997) und *La montagne muette* (1997) von Frédéric Gonseth, *Grüningers Fall* von Richard Dindo (1997), sowie *Von Werra* (2002) von Werner Schweizer sind wichtige Zeitdokumente, die im Rahmen dieser auf literarische Erzeugnisse begrenzten Arbeit leider nicht behandelt werden können.

Auch wurden im Zusammenhang mit der Dokumentarfilmreihe ‚Spuren der Zeit' im Schweizer Fernsehen *DRS* (*Fernsehen der deutschen und rätoromanischen Schweiz* / Heute: *SF*) seit 1989 eine Reihe von Filmen ausgestrahlt, die verschiedene Aspekten der Schweiz im Zweiten Weltkrieg dokumentierten und hier, der Vollständigkeit halber, erwähnt werden müssen: Darunter finden sich Filme von Thomas Buomberger (*Lockruf des Goldes. Die Schweiz als Finanzplatz für Nazi-Deutschland*, 1989; *Kanonen und Kunst. Erfolge und Krise der Firma Bührle*, 1990; *Raubgut für Schweizer Kunstsammler*, 1993), Beat Regli und Jürg Stadelmann (*‚Concentrationslager' Büren an der Aare 1940-45*, 1990), May B. Broda (*Verbotene Beziehungen. Frauenschicksale mit polnischen Internierten*, 1990; *Verbrannte Dichter im Schweizer Exil. Der Schriftstellerverband und der Umgang mit den Fremden*, 1991; *Davos - die deutsche Zitadelle*, 1992) und Peter Garoni (*Mit der Wehrmacht an die Ostfront, Die Schweizer Ärztemission vor 50 Jahren*, 1991; *Mit dem Tode bestraft, Landesverräter 1942-1944*, 1992).[72]

Weil meine methodologische Ausrichtung den literarischen Text nicht losgelöst von seiner gesellschaftlichen Funktion—d.h. seiner Rolle und Wirkung innerhalb der Geschichtsdebatten—ins Auge fasst, möchte ich auch Schriftsteller und Zeitzeugen zu Wort kommen lassen. Dabei habe ich versucht, so weit es möglich war, selber Oral History zu betreiben, d.h. die Befragten nicht zu paraphrasieren, sondern sie in ihren eigenen Worten sprechen zu lassen. Unter den Schriftstellern haben mir Urs Faes, Charles Lewinsky, Urs Widmer und Armin Och Auskunft darüber geben, was ihre Motivation für die Veröffentlichung des Textes war, ob sie in den Diskursen Stellung bezogen haben, und wie sie historisch vorgegangen sind. Nicht alle Schriftsteller haben auf meine Anfragen geantwortet. Dass der

Autor für eine Interpretationsauskunft nicht immer die beste Gewährsperson ist, wie Max Frisch im Zürcher Programmheft zu *Die Chinesische Mauer* (1946) erläuterte, hat mich zumindest darüber hinweggetröstet: „Wenn Sie abermals meinen, dass Sie eine Szene nicht verstehen, fragen Sie niemals den Verfasser, der die Deutungen, die er gibt, selber nur selten deuten kann."[73]

Die Arbeit endet mit einer Zusammenfassung der Forschungsergebnisse und einem Schlusswort.[74]

Anmerkungen

[1] Friedrich Dürrenmatt, „Schweizerpsalm II," *Meine Schweiz. Ein Lesebuch* (Zürich: Diogenes Verlag, 1998) 109.

[1] Günter Grass im Gespräch mit Julian Schütt, „Nichts ist schrecklicher als die Normalität," *Die Weltwoche* 7. August 1999: 39.

[3] Jürg Altwegg, „Der verstummte Dialog," *Ach, du liebe Schweiz. Essay zur Lage der Nation* (Zürich: Nagel & Kimche Verlag, 2002) 75.

[4] Andrea Willimann, „Positives Recht, teils negative Realität," *Neue Luzerner Zeitung* 30. 11. 2001: 5.

[5] „Jean-François Bergier, Präsident der Unabhängigen Expertenkommission (UEK), zeigte sich gestern in Bern bei der Präsentation der jüngsten zehn Studien fast ein bisschen verschämt. So viele ‚tragische Pressekonferenzen' in letzter Zeit, sagte er, und schon wieder müsse die Schweizer Öffentlichkeit düstere Neuigkeiten zur Kenntnis nehmen" (Willimann 5).

[6] „Holocaust-Krise: SBG vernichtete heiße Akten," *Blick* 15. Januar 1997: 1. / Monique Ryser, „Holocaust-Krise: Heute heiße Bundesratssitzung. 4 Wege aus dem Schlamassel," *Blick* 15. Januar 1997: 2. / „Bücher zur Holocaust-Krise ausverkauft!," *Blick* 29. Januar 1997: 12. / Georges Wüthrich, „Holocaust-Krise: Grosse Versöhnung in New York," *Blick* 15. Februar 1997: 4. / Viktor Parma, „Holocaust-Krise: Bundesrat im Sturmtief," *Blick* 28. 12. 1997: A17.

[7] Antoine Fleury, „Die Schweiz im Bann der Vergangenheit: Zweiter Weltkrieg, Historiker und Perspektive der Solidarität," *Neue Zürcher Zeitung* 29. Januar 1998: SMD-Dokument.

[8] Vgl. dazu: „Einst, zu den Zeiten von Goethe und Schiller, galten die Deutschen als das Volk der Dichter und Denker. Analog könnte man die Schweizer das Volk der Beobachter und Berichterstatter nennen" (Patrick Kupper, „Von ‚historischen Wahrheiten' und ‚selbstlosen Forschern.' Gedanken zum Umgang mit Geschichte," *etü. historikerInnen-zeitschrift* 1. April (1997): 44).

[9] Die „Vergangenheitsdebatte“ und der „Vergangenheitsdiskurs“ haben sich im gedächtnistheoretischen Ansatz als Termini eingebürgert, um Diskursfelder zu benennen, die sich mit einer problemgeladenen nationalen Geschichte und deren Bedeutung für die politische Gegenwartskultur auseinandersetzen.

[10] Simone Meier, „‘Der gedächtnisfreie Eidgenoss‘: SchriftstellerInnen zur Schweizer Geschichte,“ *Die Wochenzeitung* 14. Februar 1997: 17.

[11] Meier 17.

[12] Hermann Lübbe, „Der Nationalsozialismus im politischen Bewusstsein der Gegenwart,“ *Deutschlands Weg in die Diktatur. Internationale Konferenz zur nationalsozialistischen Machtübernahme im Reichstagsgebäude zu Berlin*, Hrsg. Martin Broszat (Berlin: Siedler, 1983) 329-349.

[13] Meier 17-28.

[14] Roman Bucheli, „Blinder Spiegel. Die Weltkriegszeit in der Schweizer Literatur,“ *Neue Zürcher Zeitung* 21. März 1997: 45-46.

[15] Bucheli 45. Vgl. dazu: „Tatsache jedoch ist, dass die Historiker lange vor den Literaten sich die Schweizer Weltkriegsvergangenheit vorgenommen hatten (teilweise in offiziellem Auftrag und nicht ohne Wirkung über die engeren Historikerkreise hinaus): Carl Ludwig, Edgar Bonjour, Alfred A. Häsler, alle drei natürlich mit unterschiedlichem Temperament und unterschiedlicher Stossrichtung. Dann steht fest, dass die Geschichte zuerst vergessen gehen musste, bis sie erinnert werden konnte. Die literarischen Motive nehmen das deutlich auf, wie ich das in meinem Text dargelegt habe (die vielen wieder aufgefundenen Papiere). Die Literatur hat ja nicht die Aufgabe, die Geschichte gegenwärtig zu halten. Sie hat überhaupt keine Aufgabe. Ich wollte nur der Behauptung entgegentreten, dass die Literatur geleistet habe, was doch die Historiker zuerst erarbeiten mussten und erarbeitet hatten“ (Roman Bucheli, Email an die Autorin, 30. Oktober 2002).

[16] Bucheli, *Blinder Spiegel*, 46.

[17] Im deutschen Feuilleton wurden ähnliche Fragen unter dem Stichwort ‚Funktionsverlust‘ der Literatur bereits seit mehreren Jahren debattiert. Vgl. dazu: Anke S. Biendarra, „P(R)OSE millenium.de:

Modelle intellektueller Aktivität und Tendenzen der deutschen Gegenwartsliteratur in den 90er Jahren," Dissertation University of Washington, 2003.

[18] Ein Feuilletonredaktor der Basler Zeitung fand es unverschämt, dass Literatur überhaupt diesen Anspruch hat: „Podiumsdiskussionen sind die unausrottbaren Landplagen des literarischen Betriebs. Immer wenn unsere Schriftsteller einen starken Legitimationsbedarf verspüren, rotten sie sich zu diesem merkwürdigen Ritual zusammen, und es entschlüpft ihnen die eine oder andere Größenphantasie. So versteckte sich in Solothurn der Größenwahn in einem Stichwort des Programmhefts zum ‚anderen Gedächtnis der Literatur': ‚Spielt Literatur bei der Ausbildung eines kollektiven Gedächtnisses eine Vorreiterrolle?' Es gehörte zu den schönen Desillusionierungen in einer ansonsten recht anstrengenden Debatte, dass sich solche Anmaßungen um eine ‚Vorreiterrolle' der Literatur rasch verflüchtigten" (Michael Braun, „Erinnerungsräume – etwas war da wie Gesang," *Basler Zeitung* 13. Mai 1997: 37).

[19] „Der Begriff ‚Literatur' bezeichnet die Gesamtheit der Texte, die im allgemeinen Sprachgebrauch von der Literaturwissenschaft ‚literarisch' genannt werden und zentral, wenn auch nicht ausschließlich, den Gegenstand der Literaturwissenschaft bilden. Sie werden aus der Gesamtheit alles Geschriebenen und Gedruckten ausgegrenzt durch die Merkmale der ‚Literarizität', ‚Poetizität' und/oder ‚Ästhetizität'" (Renate von Heydebrand und Simone Winko, Hrsg., *Einführung in die Wertung von Literatur* (Paderborn: Ferdinand Schöningh, 1996) 23).

[20] Jürgen Straub, „Über das Bilden von Vergangenheit. Erzähltheoretische Überlegungen und eine exemplarische Analyse eines Gruppengesprächs über die ‚NS-Zeit'," *Geschichtsbewusstsein. Psychologische Grundlagen, Entwicklungskonzepte, empirische Befunde*, Hrsg. Jörn Rüsen (Köln: Böhlau, 2001) 47.

[21] Michel Foucault, „Nietzsche, die Genealogie, die Historie," *Von der Subversion des Wissens* (Frankfurt a.M.: Ullstein, 1978) 104.

[22] Ulrich Brieler, *Die Unerbittlichkeit der Historizität. Foucault als Historiker* (Köln: Böhlau, 1998), 286. Vgl. dazu: „Während die Historie entlang der ‚metahistorischen Entfaltung der idealen Bedeutungen und unbegrenzten Teleologien' arbeitet, konzentriert sich die Genealogie auf die

‚Einmaligkeit der Ereignisse unter Verzicht auf eine monotone Finalität [. . .]. Die Genealogie kennt keine transhistorische Konstanten, nur die Geschichtlichkeit der Geschichte selbst" (Brieler 286-287).

[23] „Der Genealoge muss klar und unmissverständlich seine Perspektive benennen, die in seiner Gegenwart ihren Referenzpunkt besitzt. Er muss zu seiner Parteilichkeit stehen" (Brieler 289).

[24] Foucault 100.

[25] „Jeder Geschichten-Erzähler verfolgt ein Interesse, das niemals allgemein, sondern immer egoistisch ist. Die Gültigkeit der erzählten Historie wurzelt in der Standortgebundenheit des Historikers selbst. Darum muss er wissen—und seine Ethik besteht darin, diese Position zum erkennbaren Einsatz in den Interpretationskämpfen zu machen. Es ist dieser Argumentationsgang, der Foucault animiert, die von Nietzsche favorisierte Optik des Multiperspektivismus der historischen Wahrheit zu übernehmen. Es existieren ebensoviele Wahrheiten, wie es individuelle Perspektiven gibt, die grundverschiedene Entwürfe historischer Erklärung und Sinnstiftung ermöglichen" (Brieler 289-290).

[26] Bucheli 45.

[27] Max Frisch, „Vorwort zu ‚Als der Krieg zu Ende war'," *Programmheft Schauspielhaus Zürich* 1948/1949: 1.

[28] Friedrich Dürrenmatt, „Fingerübungen zur Gegenwart," *Literatur und Kunst. Essays und Reden* (Zürich: Diogenes Verlag, 1980) 32. Vgl. dazu: Donald G. Daviau und Harvey I. Dunkle, „Friedrich Dürrenmatt's Der Besuch der alten Dame: A Parable of Western Society in Transition," *Modern Language Quarterly* 35/3 (September 1974): 302-316.

[29] Friedrich Dürrenmatt, „Zur Dramaturgie der Schweiz. Fragment. 1968/70, " *Politik, Essays, Gedichte und Reden* (Zürich: Diogenes Verlag, 1980) 60.

[30] Friedrich Dürrenmatt, „Von heiligen Gütern," [aus: Herkules und der Stall des Augias, Szene 4], *Meine Schweiz*, 81-82. Das Hörspiel Herkules und der Stall des Augias (1954) wurde als Theaterstück umgearbeitet und 1960 im Schauspielhaus Zürich uraufgeführt.

[31] Andreas Huyssen, „The Politics of Identification: ‚Holocaust' and West German Drama," *New German Critique* 80/19: 125-126.

[32] Dazu die Zeit-Rezension der Andorra-Uraufführung im Schauspielhaus Zürich (2. November 1961): „Was werden nun die deutschen Zuschauer sagen, wenn nach manchen Spielszenen die jeweilige Hauptfigur bei halbem Bühnenlicht in einen imaginären Zeugenstand tritt und sich vor dem Zuschauertribunal zu rechtfertigen versucht: Ich habe die Folgen meines damaligen Verhaltens bestimmt nicht gewollt: man muss doch verstehen, dass ich den Umständen gemäß gehandelt habe. Dieser „deutsche" Schuldkomplex ist – außer in Dürrenmatts „Besuch der alten Dame", im dramatisierten „Tagebuch der Anne Frank" und neuerdings auch von Siegfried Lenz, in der „Zeit der Schuldlosen" – noch von keinem Theaterstück dem Zuschauer derart empfindlich unter die Haut getrieben worden. In diesen seinen „Schweizer" und „deutschen" Elementen liegt nun freilich nicht die größte Bedeutung von Frischs neuem Werk. Der Autor hat ausdrücklich erklärt, dass mit dem Land Andorra weder die Schweiz noch der kleine Pyrenäenstaat, sondern ein modellhaftes Phantasieland gemeint ist, wie das Illyrien von Shakespeare, das Güllen von Dürrenmatt, das Sezuan von Brecht, das Troja von Girauddoux. In einer Regiebemerkung warnt Frisch sogar: ‚Bei den Uniformen der Schwarzen ist jeder Anklang an die Uniformen der deutschen SS zu vermeiden.' Die Fabel ist ‚erfunden'" (Johannes Jacobi, „Andorra zum Beispiel," *Die Zeit* 10. November 1961: 13).

[33] „Max Frischs ‚Andorra' / Uraufführung im Schauspielhaus," *Tages Anzeiger* 4. November 1961. Vgl. dazu auch: „The Swiss generally read the play as referring to the Germans, while the Germans generally read it as referring to the Swiss. On occasions when audience members understood the play as referring to themselves, they frequently criticized it for simplifying the complex situation of Jews and Germans during the Third Reich. In such an atmosphere of disavowal and denial, the transparency of Frisch's allegory may have been a virtue, its unambiguous message a strength" (Matthew Wilson Smith, „The Weight of History: Max Frisch's Andorra," *Theater* 33/1 (2003): 78).

[34] Friedrich Dürrenmatt, „Die Schweiz als Wagnis. Gespräch mit Alfred A. Häsler," *Meine Schweiz*, 113 (Erstveröffentlichung: Zürich: ex libris , 1966).

[35] Friedrich Dürrenmatt, „Schweizerpsalm III," *Meine Schweiz*, 180.

[36] Friedrich Dürrenmatt, „Die Schweiz, Bemerkungen zu ihrer gegenwärtigen Lage," *Meine Schweiz*, 208.

[37] Max Frisch, *Jetzt ist Sehenszeit: Briefe, Notate, Dokumente 1943-1963*, Hrsg. Julian Schütt (Frankfurt a.M.: Suhrkamp Verlag, 1998) 83.

[38] Thomas Maissen, „Die Schweiz und die nationalsozialistische Hinterlassenschaft. Anlass, Phasen und Analyse einer neu entflammten Debatte," *Der Zweite Weltkrieg und die Schweiz. Reden und Analysen*, Hrsg. Kenneth Angst (Zürich: Verlag Neue Zürcher Zeitung, 1997) 126.

[39] Walter Matthias Diggelmann, *Die Hinterlassenschaft* (München: R. Piper & Co. 1965).

[40] „Der Begriff 'Soziale Bewegung' kann definiert werden als organisatorisch nicht kontrollierter Prozess der kollektiven Abwendung von gesellschaftlich dominanten Werten, Normen oder Zwecksetzungen, dessen Träger oder Akteure (grundlegende) Veränderungen der bestehenden Gesellschaft anstreben" (Christina Isele, „Bedeutung der sozialen Bewegungen in der Schweiz," *Sociology in Switzerland*, 4. November 2002 <http://www.socio.ch/movpar/t_cisele1.htm>).

[41] Gilles Deleuze und Félix Guattari, *Kafka. Für eine kleine Literatur*, Übersetzung Burkhart Kroeber (Frankfurt: Suhrkamp Verlag, 1976) 27.

[42] Deleuze and Guattari 25.

[43] Deleuze and Guattari 26. Vgl. dazu: „Eine kleine oder mindere Literatur ist nicht die Literatur einer kleinen Sprache, sondern die einer Minderheit, die sich einer grossen Sprache bedient. Ihr erstes Merkmal ist daher ein starker Deterritorialisierungskoeffizient. [. . .]. Das zweite Merkmal kleiner Literaturen: In ihnen ist alles politisch [. . .]. Ihr enger Raum bewirkt, dass sich jede individuelle Angelegenheit unmittelbar mit der Politik verknüpft. Das individuelle Ereignis wird um so notwendiger und unverzichtbarer, um so mehr unterm Mikroskop vergrößert, je mehr sich in ihm eine ganz andere Geschichte abspielt.[. . .]. Schließlich gewinnt in kleinen Literaturen – und dies ist ihr drittes Merkmal – alles kollektiven Wert. [. . .]. Das also sind die drei charakteristischen Merkmale einer kleinen Literatur: Deterritorialisierung der Sprache, Koppelung des Individuellen ans unmittelbar Politische, kollektive Aussageverkettung. So gefasst, qualifiziert das Adjektiv ‚klein' nicht mehr bloß bestimmte

Sonderliteraturen, sondern die revolutionären Bedingungen jeder Literatur, die sich innerhalb einer sogenannten ‚großen' (oder etablierten) Literatur befindet" (Deleuze and Guattari 24-27).

[44] Michael Böhler, „'Auch hierzulande reden wir vom Heute, als stünde kein Gestern dahinter.'– Literarischer Umgang mit der Vergangenheit des Zweiten Weltkriegs in der Schweiz," *Gedächtnis, Geld und Gesetz*, 169.

[45] Urs Widmer, persönliches Interview, 12. Juli 2002 in Zürich.

[46] Obwohl bei Archimob Historiker mitwirken, wurde das Projekt nicht von einem Geschichtswissenschaftler, sondern vom Westschweizer Dokumentarfilmer Frédéric Gonseth initiiert.

[47] Vgl. Irene Vonarb, „'Mir si jede Dag unsrer Arbet noh.' Kriegsalltag eines Bauerndorfes an der Grenze," Lizentiatsarbeit Universität Basel, 1990.

[48] Werner Schweizer zitiert in Christof Dejung und Thomas Gull, „Ein filmisches Gedächtnis für die Schweiz," *Bund* 13. Februar 1999: 14.

[49] Jan Philipp Reemtsma zitiert in: „Nachkriegsliteratur. Ein Gespräch mit Klaus Briegleb, Hanno Loewy, Gert Mattenklott und Jan Philipp Reemtsma," *Mittelweg* 36 (Dezember 1993/Januar 1994) 8.

[50] Jan Assmann und Tonio Hölscher, Hrsg., *Kultur und Gedächtnis* (Frankfurt a.M.: Suhrkamp Verlag, 1988) / Jan Assmann, *Das kulturelle Gedächtnis: Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen* (München: C.H. Beck, 1992) / Aleida Assmann und Dietrich Harth, Hrsg., *Mnemosyne: Formen und Funktionen der kulturellen Erinnerung* (Frankfurt a.M.: Fischer-Taschenbuch-Verlag, 1991) / Aleida Assmann, *Erinnerungsräume: Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses* (München: C.H. Beck, 1999).

[51] Klara Obermüller, „'Und das Heldentum blieb uns erspart.' Die Schweiz und der Zweite Weltkrieg: Stationen der literarischen Auseinandersetzung," *Goldene Jahre. Zur Geschichte der Schweiz seit 1945*, Hrsg. Walter Leimgruber und Werner Fischer (Zürich: Chronos, 1999)15-32. Vgl. dazu auch Obermüllers Einführung zur Anthologie *Wir sind eigenartig, ohne Zweifel. Kritische Texte von Schweizer Autoren über ihr Land* (München: Nagel & Kimche, 2003).

[52] Unabhängige Expertenkommission Schweiz –Zweiter Weltkrieg, Hrsg., *Veröffentlichungen der Unabhängigen Expertenkommission Schweiz (UEK) - Zweiter Weltkrieg; Publications de la Commission*, 25 Bände (Zürich: Chronos, 2001-2002), *Die Schweiz, der Nationalsozialismus und der Zweite Weltkrieg. Schlussbericht der unabhängigen Expertenkommission Schweiz- Zweiter Weltkrieg* (Zürich: Pendo, 2002).

[53] Philipp Sarasin und Regina Wecker, Hrsg., *Raubgold, Reduit, Flüchtlinge. Zur Geschichte der Schweiz im Zweiten Weltkrieg* (Zürich: Chronos, 1998).

[54] Annette Frei Berthoud, „Fakten, Mythen, Erinnerungen: Die unterschiedliche Wahrnehmung und Beurteilung von Aktivdienst und Fraueneinsatz," *Raubgold, Reduit, Flüchtlinge*, 107.

[55] Die Ausgabe 1999/1 (*Non-lieux de mémoire – Erinnern und Vergessen*) war ganz der Gedächtnistheorie, unter besonderer Berücksichtigung der Schweiz, gewidmet.

[56] Matthias Kunz und Pietro Morandi, „'Die Schweiz und der Zweite Weltkrieg.' Zur Resonanz und Dynamik eines Geschichtsbildes anhand einer Analyse politischer Leitmedien zwischen 1970 und 1996," *Nationalfonds-Projekt (NFP 42): Grundlagen und Möglichkeiten der schweizerischen Außenpolitik. 2001*, 12. April 2003 <http://www.geschichtsbildschweiz.ch/synthese.htm>.

[57] Sonja Rüegg, "Ich hasse nicht die Schweiz sondern die Verlogenheit," Das Schweiz-Bild in Max Frischs Werken „Graf Öderland", „Stiller" und „achtung: die Schweiz" und ihre zeitgenössische Kritik (Zürich: Chronos, 1998).

[58] Katharina Weiss, "'Wer HEIMAT sagt, nimmt mehr auf sich': eine Studie zum Begriff Heimat im Prosawerk Max Frischs" (Dissertation University of Cincinnati, 1988).

[59] Peter von Matt, *Die tintenblauen Eidgenossen. Über die literarische und politische Schweiz* (München: Hanser, 2001) 11.

[60] Für wissenschaftliche Veröffentlichungen ein Novum ist, dass Schütts Buch ein Jahr später bereits in der zweiten Auflage nachgedruckt wurde.

[61] Jakob Tanner und Sigrid Weigel, Hrsg., *Gedächtnis, Geld und Gesetz. Vom Umgang mit der Vergangenheit des Zweiten Weltkrieges* (Zürich: vdf Hochschulverlag AG an der ETH Zürich, 2002).

[62] Mariatte Denman, „'If Auschwitz were in Switzerland. . .,' German Swiss Intellectuals Respond to the Nazi Gold Affair," *New German Critique* 85 (2002): 167-191.

[63] Sie nimmt damit auch auf einen ihrer früheren Artikel „Shylocks Wiederkehr" Bezug. Sigrid Weigel, „Zeugnis und Zeugenschaft, Klage und Anklage. Zur Differenz verschiedener Gedächtnisorte und- diskurse," *Gedächtnis, Geld und Gesetz*, 39.

[64] Vgl. "Le mythe d'une suisse innocente," *Illustré* 25. Mai 1983: 104-106 / „'Freude, Hoffnung... und Scham,' Die Schweiz am Ende des 2.Weltkrieges," *Tages-Anzeiger* 8.Mai 1985.

[65] Stephan Braese, Email an die Autorin, 1. Februar 2000.

[66] Georg Kreis, "Vier Debatten und wenig Dissens," *Die Schweiz und der Zweite Weltkrieg*, Hrsg. Georg Kreis und Bertrand Müller (Basel: Schwabe & Co., 1997) 451- 476.

[67] Angesichts der Flut von Gedächtnisdiskursen in der Schweiz, erscheint mir der Zugriff zur Freudschen Terminologie gerechtfertigt. Heimgesucht wird, wer verdrängt oder wegzutherapieren versucht, was eigentlich in das Bewusstsein integriert werden sollte.

[68] Ein Grund für mich, den tiefenpsychologischen Ansatz nicht übergewichten zu wollen, rührt daher, dass die Übertragung von Mechanismen der Tiefenpsychologie auf das kulturelle Gedächtnis meines Erachtens zwar hilfreich ist, doch deshalb nicht unproblematisch ist. Einerseits darf nicht unkritisch vorausgesetzt werden, dass die Mechanismen der Individualpsyche in der Gesellschaft seine Entsprechung finden. Andererseits zeigt es sich, dass die Erinnerungssprache einem eigentlichen Diskurszwang unterliegt, was zur Folge hat, dass sie oftmals mit leeren Begriffshülsen operiert und der Klischeebildung unterworfen ist. So werden die gegenwärtigen Vergangenheitsdiskurse—darunter auch die Deutschschweizer—von Konzepten wie Trauma, Latenzphase, Nachträglichkeit der Symptombildung, Erblast, die zweite Schuld, transgenerationelle Traumatisierung oder Rückkehr des Verdrängten geradezu überschwemmt. Die psychoanalytische Begriffsaneignung wirft die Frage auf, ob diese Konzepte nicht allzu freizügig verwendet werden und für einen Betroffenheitskult plädieren, der sich über seine eigenen Voraussetzungen im Unklaren ist.

[69] Aeppli, Felix. „Das Schweigen der Väter. Filmische Ermittlungen im Lande von Ernst S. und Maurice Bavaud - 20 Jahre vor Bergier,"

NZZ am Sonntag 24.3.2002: 88.

[70] Nachlass Werner Rings (Archiv für Zeitgeschichte / Eidgenössische Technische Hochschule Zürich).

[71] Vgl. Martin Schaub, *Der neue Schweizer Film 1963-1974* (Zürich: Pro Helvetia, 1975) / Bernhard Giger, Jörg Huber und Margit Staber, *Forschungsreise ins Paradies. Entwicklungslinien im neuen Schweizer Film 1954-1977* (Zürich: Kunstgewerbemuseum, 1978) / Werner Wider und Felix Aeppli, *Der Schweizer Film 1929-1964 . Die Schweiz als Ritual* (Zürich: Limmat Verlag, 1981) / Thomas Pfister, *Der Schweizer Film während des III Reiches. Filmpolitik und Spielfilmproduktion in der Schweiz von 1933 bis 1945* (Hettiswil: Vertrieb T. Pfister, 1982) / Wolfgang Gersch, *Schweizer Kinofahrten. Begegnungen mit dem neuen Schweizer Film* (Zürich: Schweizerisches Filmzentrum, 1984) / Hervé Dumont, *Geschichte des Schweizer Films. Spielfilme 1896-1965* (Lausanne: Schweizer Filmarchiv, 1987) / Norbert Feusi, *Das Vaterbild im Schweizer Film. Eine Studie zur gesellschaftlichen Verankerung des Patriarchates und dessen Darstellung im Schweizer Spielfilm* (Stockholm: Universität, 1987) / Martin Schlappner, *Bilder der Schweiz im Schweizer Film. Kontinuität und Veränderungen in Vergangenheit und Gegenwart* (Aarau : Verlag Sauerländer, 1987) / Stephan Portmann, *Der neue Schweizerfilm 1965-1985. Ein Studienbericht zur Analyse ausgewählter Spiel- und Dokumentarfilme* (Freiburg: Universitätsverlag, 1992).

[72] Weitere Filme sind: *Als der Bauer noch König war. Die Anbauschlacht im 2. Weltkrieg* (1990) von Vreni Wächter, *Luftkampf über der Schweiz* (1990) von Otto Honegger, *Ein einig Volk von Jubilaren. Schweiz 1891, 1941* (1991) von Helen Pfister, *Löcher im Grenzzaun* (1992) von Annemarie Friedli, 1992, *Helden vom Himmel. Amerikanische Internierte in der Schweiz 1943-1945* (1993) von Regula Bochsler und Pascal Derungs, *Filmhelden im Reduit. Der Schweizer Film im Dienste der Geistigen Landesverteidigung* (1993) von Peter Neumann, *Meines Vaters Bunker. Die Maginotlinie der Schweiz*

(1995) von Robert Weiss und *Mythos Neutralität - Eine Doktrin verblasst* (1997) von Samuel Plattner. Vgl dazu: „Dokumentarfilmreihe ‚Spuren der Zeit', Schweizer Fernsehen DRS," (11. August 2003) <http://www.afz.ethz.ch/handbuch/audiovis/audiovisFilmeSpurenderZeit. htm> (11. August 2003).

[73] Zitiert in „Brief an die Darstellerin einer Nebenrolle," *Programmheft zu ‚Die Chinesische Mauer'* (Schauspielhaus Zürich; 6.10. 1946).

II Methode und Theorie

1. Vorüberlegungen zum Memoria-Paradigma

Die Fakten liegen auf dem Tisch. Die Zeugnisse und Dokumente füllen Bände. Das macht uns die Erinnerung nicht leichter.
Peter von Matt (2001) [1]

Die für diese Arbeit ausgewählten literarischen Texte sind weniger eine Geschichtskritik als eine Gedächtniskritik. Sie schreiben gegen einen diskursiv geregelten Erinnerungskanon, der Geschichtsbilder auswählt, diese bewusst gegen andere austauscht und für politische Gegenwartsfragen vereinnahmt. Die Texte schreiben gegen versteinerte Geschichtsbilder an, die der Schweizer Geschichte wie eine Folie aufgesetzt sind und als unumstößliche Monumente im kollektiven Gedächtnis der Schweizer Nachkriegszeit ihren Platz beanspruchen. Weil sich diese Gegengedächtnisse bewusst gegen ein vorherrschendes Bild wenden und sich ihm konfrontativ gegenüberstellen, dürfen sie nicht gefallen und können gar keine Versöhnungsangebote sein. Sie müssen aufreiben, aufbrechen, umbilden, verwerfen. Für sie gilt, was James E. Young für die post-Shoah Kunst– und Literaturproduktion fordert: „Art and literature after the Holocaust are pointedly antiredemptory of both themselves and the catastrophe they represent."[2]

Einerseits soll es in dieser Arbeit darum gehen festzumachen, wie literarische Gegengedächtnisse inhaltlich und formal ‚funktionieren', andererseits muss untersucht werden, was die literarischen Formen der Erinnerung in der Öffentlichkeit ausgelöst haben. Haben sie Vergangenheitsdebatten bewirkt, bzw. wie haben sie zu diesen Stellung genommen? Der in dieser Arbeit verwendete methodische Ansatz ist deshalb poetologisch wie auch diskursanalytisch—basierend auf gedächtnistheoretischen Fragestellungen, wie sie von Maurice Halbwachs und von Jan und Aleida Assmann erarbeitet und formuliert wurden. Um die Rolle der

Literatur als Historiographin und ihre Funktion als Gegengedächtnis beurteilen zu können, sind jedoch grundsätzliche Vorüberlegungen angesagt. Im Verständnis von Michel Foucault reibt sich das Gegengedächtnis sowohl inhaltlich wie auch formal am Konsenswissen auf. Das Gegengedächtnis schreibt *gegen* das offizielle Gedächtnis, *gegen* die offizielle Geschichtsschreibung und *gegen* die etablierten Vergangenheitsdiskurse.

Vorerst eine Einschränkung, wie der Begriff *Diskurs* in dieser Arbeit zu verstehen ist. In der historischen Diskursanalyse, wie sie von Foucault begründet wurde, geht es weniger darum, die Summe aller Aussagen empirisch zu erfassen und festzuhalten. Vielmehr versucht Foucault in *Die Ordnung des Diskurses*[3] zu verdeutlichen, welche Diskursstränge- und Ebenen sich durch einzelne Texte ziehen. Foucault postuliert, dass Diskurse keine Vielzahl von Aussagen zulassen, sondern mithilfe von Redeordnungen, Doktrinen, Denktabus, Definitionen und Verboten das Aussprechbare begrenzen.[4] Diskurse filtern heraus, welche Formen der Wahrheits- und Wirklichkeitskonstruktion für eine Gesellschaft akzeptabel sind: „Man weiß, dass man nicht das Recht hat, alles zu sagen, dass man nicht bei jeder Gelegenheit von allem sprechen kann, dass schließlich nicht jeder beliebige über alles beliebige reden kann."[5] Obwohl heutzutage immer wieder gefordert wird, Diskurse transparent zu machen—„Transparenz" geradezu auf dem tagespolitischen Parkett zum Modewort mutierte—liegt es in der Natur der Diskurse, dass sie die eigenen Regeln und Begrenzungen verschleiern.

Foucault erkannte, dass der Diskurs eine ‚Wahrheit' festlegt, denn „[. . .] innerhalb ihrer Grenzen kennt jede Disziplin wahre und falsche Sätze."[6] Folglich ist jeder Wahrheitsanspruch diskursiv konstruiert—unabhängig davon, ob er sich dem herrschenden Disziplindenken fügt oder einen konträren Interpretationsentwurf vorlegt:

> Es ist immer möglich, dass man im Raum eines wilden Außen die Wahrheit sagt; aber im Wahren ist man nur, wenn man den Regeln einer diskursiven ‚Polizei' gehorcht, die man in jedem seiner Diskurse reaktivieren muss.[7]

Es gibt keine einzige Wahrheit, lediglich differierende Wahrheiten, über welche die Gesellschaft immer wieder von neuem verhandelt.

Diese Einsicht gilt auch für die Vergangenheitsdiskurse, ist doch „die Vergangenheit [. . .] ein Resultat gedächtnisbasierter Kommunikation" (Jürgen Straub)[8]. In den Deutschschweizer Gedächtnisdiskursen ist eine sprachliche Regulierung besonders auffällig. Verstärkter als in Deutschland besteht in der Schweiz die Tendenz, die Vergangenheit anhand von sogenannten „Geschichtsbildern" zu kommunizieren und zu verhandeln: „Als Schweizer verfügen [wir] nicht frei über unsere Vergangenheit, es herrscht immer schon ein Druck, uns in einer gewissen Weise an sie zu erinnern."[9] Vielfach wurden die Vergangenheitsdiskurse, die eigentlich Vergangenheitsredeordnungen sind, in der Wissenschaft untersucht, ohne zu berücksichtigen, wie sie im Kontext einer jeweiligen Gesellschaft neu entstehen und dadurch laufend neuen Ansprüchen genügen müssen.[10] Dieser Tatsache wird erst in der neueren historischen Forschung Rechnung getragen. In Anlehnung an Benedict Anderson[11] und beeinflusst durch die Kultursemiotik spricht der Historiker Guy P. Marchal in *Erfundene Schweiz. Konstruktionen nationaler Identität* von ‚imagologischer Bastelei" und bezeichnet damit den Versuch die Nation bildlich zu definieren. Marchal übernimmt den Begriff „Imagologie" von Hugo Dyserinck, dessen Studien zur „komparatistischen Imagologie"[12] in der vergleichenden Literaturwissenschaft im Alteritätskonzept eine wichtige Rolle spielen:

> Es dürfte ausgesprochen erkenntnisfördernd sein, die schweizerischen Selbstrepräsentationen als mentale Kunstprodukte und imagologische Basteleien zu untersuchen, die zeitbedingten semantischen Regeln folgen und eine Grammatik eigener Art besitzen.[13]

Für diese Arbeit scheint es mir sinnvoll, den kultursemiotischen Ansatz disziplinübergreifend mit dem *Memoria-Paradigma* zu verknüpfen. Während das *Text-Paradigma* die Kultur als Zeichensystem liest, ist die Gewichtung im *Memoria-Paradigma* eine andere. Der gedächtnistheoretische Ansatz erlaubt es, Geschichtsbilder nicht ausschließlich als Abbilder in einem Zeichensystem zu deuten, sondern sie als Erinnerungsorte, bzw. Erinnerungsräume zu begreifen. Wie sich eine Nation als nationale Identität erfährt, ist unmittelbar daran geknüpft, wie sie sich erinnert, daher geht der gedächtnistheoretische Ansatz der Frage nach, inwieweit kollektive Geschichtsbilder, die im kulturellen Gedächtnis verankert sind, für eine gemeinschaftliche Identität sinnstiftend ist. Wann besinnt sich eine Gesellschaft ihrer Geschichtsbilder und wie wird Geschichte im öffentlichen Bewusstsein tradiert? Wann sprechen wir von einem Geschichtsbewusstsein und welche Faktoren tragen dazu bei, es zu prägen?

Im Rahmen dieser Untersuchung muss die Frage aufgeworfen werden, welche der vielen individuellen Erinnerungen und 'Wahrheiten' zum Zweiten Weltkrieg in das kollektive Schweizer Nachkriegsgedächtnis Einzug fanden und welche marginalisiert wurden. Von zentraler Bedeutung ist dabei die Frage, wie sich Literatur gegenüber diesen ‚Wahrheiten' behauptet. Wenn man Literatur nach James E. Young symbolisch als subversives „Gegenmonument"[14] versteht, welches den Diskurszwang erfolgreich unterläuft, bringt man diesem Konzept zu wenig Kritik entgegen. Für Foucault sind die Möglichkeiten des literarischen Gegengedächtnisses begrenzt, er bezweifelt, dass Literatur eine wirksame Protestinstanz sein kann. Auch der *Gegendiskurs* ist Teil des herrschenden Diskurses, selbst wenn er sich gegen diesen richtet, um eristisch zu wirken. Meine Untersuchung scheint Foucaults Befund wenigstens zum Teil zu bestätigen. Kann doch in einigen Fällen beobachtet werden, dass das offizielle kollektive Deutschschweizer Gedächtnis ein gewisses Ausmaß an ‚Nestbeschmutzung' durchaus tolerierte. Zumal sich die Schweizer Erinnerungs- und Streitkultur dadurch auszeichnet, dass sie

die Ausgrenzung der nicht konformen Systemkritiker begünstigt, um das eigene Konsensdenken zu wahren. Hans Ulrich Josts Frage, „[. . .] ob die politische Kultur der Schweiz überhaupt die Rolle des Intellektuellen verträgt",[15] kann mit ja beantwortet werden. Ein Beispiel dafür ist ein Lesebuch, das 1975 von der Schweizerischen Bundeskanzlei (der Stabstelle des Bundesrates) herausgegeben wurde und den berühmten vergangenheitskritischen Text von Peter Bichsel *Des Schweizers Schweiz* enthielt:

> Wir haben uns angewöhnt, die Schweiz mit den Augen unserer Touristen zu sehn. Ein Durchschnittsschweizer hält von der Schweiz genau dasselbe, was ein Durchschnittsengländer von der Schweiz hält. Unsere Vorstellung von unserem Land ist ein ausländisches Produkt. Wir leben in der Legende, die man um uns gemacht hat. [16]

Es lässt sich an zahlreichen weiteren Fallbeispielen belegen, dass die Destabilisierung in der Schweizer Debattierkultur vorab aus den Reihen der Kulturschaffenden kam und oftmals von der staatlichen Kulturförderung (*Pro Helvetia*) unterstützt wurde. Das helvetische Konsenssystem kann sich ein dosiertes Maß an Aufruhr durchaus leisten.[17]

2. Kulturelle Gedächtnistheorien

> In der Geschichtswissenschaft boomt schon etwas länger, aber manchmal durchaus genauso exzessiv, das Thema "Erinnerung". Die Mechanismen und Bedingungen, in denen das Alte überliefert wird; die Formen, wie sich die Nachgeborenen ein Bild des Vorhergehenden machen - das scheint die „new economy" Clios zu sein.
> *Manfred Hettling (2003)* [18]

Im gegenwärtigen akademischen Trend ist die Gedächtnistheorie die kulturwissenschaftliche Methodik *du jour*, gar ein Zauberwort wie es die Sozialgeschichte in der

zweiten Hälfte der 60er Jahre für die Geschichtswissenschaft zu sein schien. Die Frage, ob und wie der nationalsozialistischen Zeit gedacht werden soll, hat seit den 60er Jahren in Deutschland eine Reihe von öffentlichen Debatten ausgelöst. Dass sich Westdeutschland geradezu als Gedächtnisnation identifizierte, hatte mit der Monstrosität der Weltkriegsgeschichte, aber auch mit der Tatsache zu tun, dass Deutschland zwischen 1945 und 1990 kein Nationalstaat war. Zu einer inflationären Verwendung des Gedächtnisbegriffes kam es jedoch erst in den 90er Jahren, als die Gedächtnistheorie die Fachdisziplin Kulturwissenschaften fast eigenhändig neu belebte. Die Initialzündung für den Gedächtnisboom in Deutschland bewirkte der Heidelberger Ägyptologe Jan Assmann—und in dessen Windschatten seine Ehefrau und wissenschaftliche Partnerin, die Anglistikprofessorin Aleida Assmann. Während sich Jan Assmann weitgehend mit den frühen Hochkulturen Ägyptens, Israels und Griechenlands beschäftigt, widmet sich Aleida Assmann der Gedächtnisgeschichte des Mittelalters und verfolgt die Entstehung und den Wandel der Erinnerungskulturen und Erinnerungsmedien bis in die Postmoderne. Sie macht dabei eine wichtige Differenzierung, die auch für diese Arbeit wichtig ist. Wenn in der Folge von individuellen oder kollektiven Memorialfunktionen die Rede ist, dann sind diese dem zeitlichen Gedächtnismodell zuzuordnen. Unter dem räumlichen Gedächtnismodell, das Aleida Assmann als „ars" bezeichnet, versteht man die rhetorische Gedächtniskunst, die von der Antike bis in die Zeit der Aufklärung praktiziert wurde. „Ars" bezeichnet diverse Verfahren der Speicherung anhand topograpischer Erinnerungshilfen, die es erlauben, sich an gespeicherte Gedächtnisinhalte zu erinnern.

Seit dem 18. Jahrhundert gibt es ein neues Gedächtnisverfahren, für das Aleida Assmann die Bezeichnung „vis" vorschlägt. Darunter versteht sie den eigentlichen Prozess des Erinnerns, der eine „Verschiebung, Verformung, Entstellung, Umwertung, Erneuerung des Erinnerten"[19] bewirkt. Assmann postuliert, dass das räumliche Gedächtnismodell bis ins 18. Jahrhundert vorherrschend war, und danach in seiner Bedeutung durch das zeitliche verdrängt wurde. Wie

stark sich letzteres etablieren konnte, ist am derzeitigen kulturwissenschaftlichen Interesse für die Gedächtnistheorie deutlich ablesbar. Obwohl es 1992 etwas vermessen klang, eine neue Zeitenwende anzukünden, hat sich mittlerweile bestätigt, was Jan Assmann im Vorwort zu seinem Buch *Das kulturelle Gedächtnis* (1992) prophezeite: nämlich „[. . .] dass sich um den Begriff der Erinnerung ein neues Paradigma der Kulturwissenschaften aufbaut, das die verschiedenen kulturellen Phänomene und Felder - Kunst und Literatur, Politik und Gesellschaft, Religion und Recht - in neuen Zusammenhängen sehen lässt."[20]

Theorien, die der Gesellschaft „ein Gedächtnis" zuschreiben, sind jedoch keine Erscheinung der 90er Jahre des letzten Jahrhunderts. Sozial- und Humanwissenschaftler haben sich schon vor dieser eigentlichen akademischen Erinnerungswelle mit dem Gedächtnisbegriff beschäftigt.[21] Der Soziologe Émile Durkheim postulierte, dass sich das kollektive Bewusstsein (*conscience collective*) durch eine eigene, selbstregulative Dynamik auszeichnet, die gänzlich unabhängig von der individuellen Erinnerung ist:

> Wir finden also besondere Arten des Handelns, Denkens, Fühlens, deren wesentliche Eigentümlichkeit darin besteht, daß sie außerhalb des individuellen Bewußtseins existieren. Diese Typen des Verhaltens und des Denkens stehen nicht nur außerhalb des Individuums, sie sind auch mit einer gebieterischen Macht ausgestattet, kraft deren sie sich einem jeden aufdrängen, er mag wollen oder nicht.[22]

Maurice Halbwachs ist einer der wichtigsten Wegbereiter für die heutige kulturelle Gedächtnisforschung. 1877 im französischen Reims geboren, wurde er 1945 im Konzentrationslager Buchenwald ermordet. Für Halbwachs, der bei Durkheim und Bergson studierte, entstehen und stabilisieren sich Einzelerinnerungen erst innerhalb eines kollektiven Gruppengedächtnisses. „Erinnerung wird dabei im Sinne von Maurice Halbwachs nicht als individualpsychologische, sondern als kollektive Leistung einer sozialen Gruppe verstanden."[23] Obwohl die Erinnerungsarbeit schlussendlich ein individueller Prozess ist, kann das

Einzelgedächtnis nicht unabhängig von einer Gesellschaft entstehen und bestehen. Erst die Sozietät verleiht einer subjektiven Wahrnehmung Sinn, indem sie letztere in einem Bedeutungshorizont—Halbwachs spricht von Rahmenbedingungen, bzw. Bezugsrahmen (*cadres sociaux*)—vernetzt. Es gibt folglich keine Erinnerungen ohne sozialen Nexus: „Sobald man also die Menschen in die Gesellschaft hineinstellt, ist es nicht mehr möglich, zwei Arten von Beobachtungen zu unterscheiden, nämlich die äußere und die innere."[24] Der Mensch ist *a priori* ein gesellschaftlich vernetztes Wesen, d.h. ein Wesen, dessen Identität nur innerhalb eines Kollektivs ausgebildet werden kann:

> Dann sind wir so gut auf unsere Mitmenschen abgestimmt, dass wir mit ihnen im Gleichtakt schwingen und nicht mehr wissen, wo der Ausgangspunkt der Schwingungen liegt, ob in uns oder in den anderen.[25]

Damit ist das Gruppengedächtnis nicht einfach nur ein Auffangbehälter für individuelle Erinnerungen, sondern wird zum eigentlichen Nährboden für die Entwicklung von Individualgedächtnissen. Halbwachs behauptete, dass das soziale Zusammengehörigkeitsgefühl einer Gruppe nicht nur durch ein gemeinsames Gedächtnis gebildet wird, sondern gestärkt aus ihm hervorgeht. Die Individualerinnerungen sind zeitlich an die Lebensdauer des Gruppengedächtnisses gebunden. Einzig allein in der Traumwelt, „wo der Mensch [. . .] das zu leben scheint, was er sich ganz für sich einbildet",[26] vermag das Individuum weitgehend losgelöst von der Gesellschaft zu existieren[27]:

> Nicht im Gedächtnis, sondern im Traum entfernt sich der Geist am weitesten von der Gesellschaft [. . .]. Die Bilder werden fast gänzlich vom sozialen Vorstellungssystem getrennt und sind nur noch rohe Materialien, fähig, in jede Kombinationsart einzugehen, und zwischen ihnen bilden sich nur Zufallsbeziehungen heraus [. . .]. Der Traum beruht nur auf sich selber, während unsere Erinnerungen sich auf die aller anderen und auf die großen Bezugsrahmen des Gesellschaftsgedächtnisses stützen.[28]

Was Halbwachs Schriften so bedeutend für die kulturwissenschaftliche Gedächtnisforschung macht, ist nicht nur sein Theorieverständnis, sondern auch die Tatsache, dass er die Vergangenheit als eine gesellschaftliche Konstruktion versteht. Als Konstrukt wird das Vergangene durch ‚Erinnerungsunternehmer' („entrepreneurs de mémoirs"[29]) redefiniert, wenn immer die Geschichte eine Aufgabe in der Gegenwart zu erfüllen hat. „Für Halbwachs ist die Vergangenheit keine objektive Gegebenheit, sondern eine kollektive Rekonstruktion. Sie erhält sich nicht als solche, sondern muss immer neu rekonstruiert werden, nach Maßgabe ihrer Funktion für eine jeweilige Gegenwart. Sie wird nur erinnert = re-konstruriert, insoweit sie gebraucht wird" (Jan Assmann).[30] Es gibt für Halbwachs keine in Stein gemeißelte Geschichte. Damit richtet er sich u.a. gegen das berühmt-berüchtigte Diktum Leopold von Rankes, der sich von der Geschichtswissenschaft nichts weiter versprach, als dass sie „ [. . .] blos [sic] zeigen [soll], wie es eigentlich gewesen"[31] ist. Doch ist es ausgerechnet Halbwachs' Geschichtsverständnis vis-à-vis seines Gedächtniskonzepts, welches seine Theorie für die moderne Gedächtnisgeschichte auch problematisch macht. Nicht zuletzt aufgrund der französischen Disziplinkämpfe definierte Halbwachs einen Gedächtnisbegriff, der sich kategorisch von der Geschichte und der Geschichtswissenschaft abgrenzte.[32] Die Geschichte setzt jeweils da an, wo das Gedächtnis nicht länger fortwirkt und das Gedächtnis beansprucht jenen Raum, welcher der Geschichte verschlossen bleibt. Aleida Assmann bringt es auf den Punkt, wenn sie dieses Konzept wie folgt beschreibt: „Geschichte und Gedächtnis werden dabei jeweils durch ihre gegenseitige Abgrenzung bestimmt, das eine ist immer das, was das andere nicht ist."[33] Diese Dualität ist fragwürdig, doch während sich Kulturtheoretiker rigoros gegen diese Gegenüberstellung richten, können immer wieder Beispiele dafür gefunden werden, wie Geschichte und Gedächtnis sorgfältig voneinander abgesondert werden.[34] Auch Deutschschweizer Literaten, die aus der Warte der Nichthistoriker Geschichte dokumentierten,

mussten sich häufig vorwerfen lassen, keine richtige Geschichte zu schreiben, sondern bloß unzuverlässige Erinnerungen wiederzugeben.

Der Abgrund, der sich seit Halbwachs zwischen Geschichte und Gedächtnis auftat, wurde in den 80er Jahren von Pierre Nora verstärkt. Nora argumentierte, dass das Gedächtnis eine kontinuierliche Bindung zur Gegenwart schaffe, während die Geschichte unentrinnbar von der Gegenwart abgeschnitten sei, somit unüberbrückbar mit der Vergangenheit verbunden bleibe. Wenn Gedächtnis und Geschichte „in jeder Hinsicht Gegensätze" sind, ist es unvermeidbar, dass beide als Gegenspieler positioniert werden:

> Das Gedächtnis ist das Leben: Stets wird es von lebendigen Gruppen getragen und ist deshalb ständig in Entwicklung, der Dialektik des Erinnerns und Vergessens offen, es weiß nicht um die Abfolge seiner Deformationen, ist für alle möglichen Verwendungen und Manipulationen anfällig, zu langen Schlummerzeiten und plötzlichem Wiederaufleben fähig. Die Geschichte ist stets problematische und unvollständige Rekonstruktion dessen, was nicht mehr ist. Das Gedächtnis ist ein stets aktuelles Phänomen, eine in ewiger Gegenwart erlebte Bindung, die Geschichte hingegen eine Repräsentation der Vergangenheit. Weil das Gedächtnis affektiv und magisch ist, behält es nur die Einzelheiten, welche es bestärken: es nährt sich von unscharfen, vermischten, globalen oder unsteten Erinnerungen, besonderen oder symbolischen, ist zu allen Übertragungen, Ausblendungen, Schnitten oder Projektionen fähig. Die Geschichte fordert, das sie eine intellektuelle, verweltlichende Operation ist, Analyse und kritische Argumentation. Das Gedächtnis rückt die Erinnerung ins Sakrale, die Geschichte vertreibt sie daraus, ihre Sache ist die Entzauberung.[35]

Wie schon Halbwachs entwirft auch Nora ein Gedächtnisprojekt, dass sich von der Geschichtswissenschaft abgrenzt und das Konzept der „mémoire" von historiographischen Begriffen wie „Wirkung', „Einfluss", „Erbe", „Tradition" und „Überlieferung" ablöst. Doch wenn die Geschichtswissenschaft ohne Bezug zur Gegenwart bleibt und vorgibt, rein objektiv vorzugehen, fehlt ihr eine wichtige Dimension. Und zwar jene, welche die Relevanz der Geschichte für das Hier und Jetzt untersucht, indem sie ihr Augenmerk auf subjektiv wahrgenommene Gruppengeschichten richtet.

Die unversöhnliche Polarisierung zwischen Geschichte und Gedächtnis erlaubte es Nora, als Begriffskategorie den ‚Gedächtnisort' einzuführen. Letzterer steht für ihn als Symbol eines lebendigen Gruppengedächtnisses, das zwischen der Geschichtsschreibung und dem Gedächtnis vermittelt. Gedächtnisorte sind Denkmäler, Museen, Gedenkstätten, Archive, feierliche Rituale, usw. Es sind Orte, an denen Individuen einer Nation ihre Gruppenidentität symbolisch festmachen und dadurch an einem kollektiven Gedächtnis teilhaben. Unter Noras Federführung entstand eine siebenbändige, über viereinhalbtausend Seiten umfassende Geschichte der französischen ‚Gedächtnisorte' (*Lieux de mémoire*).[36]

In seinen neueren Schriften gelangt Nora zur eher pessimistischen Überzeugung, dass die Ausrichtung und Neuorientierung auf den Gedächtnisbegriff Hand in Hand mit einem eigentlichen Geschichtsverlust einhergeht. Die Verlagerung auf das ‚Gedächtnis' führt zu einer Vereinnahmung und Entortung der Geschichtsbilder durch die Erinnerung. „Das Wort ‚Gedächtnis' hat eine so allgemeine, so übergreifende Bedeutung angenommen", schreibt Nora, „dass es das Wort ‚Geschichte' schlicht und einfach zu ersetzen und die praktizierte Geschichte in den Dienst der Erinnerung zu stellen droht".[37]

Jan Assmann bricht aus dieser Dichotomie aus, indem er eine Gedächtnistheorie entwickelt, in der es nicht länger darum geht, Geschichte und Gedächtnis wie feindliche Kontrahenten gegeneinander auszuspielen. In seinen früheren Texten unterscheidet Assmann zwischen zwei Gedächtnisformen—dem kommunikativen und dem kulturellen Gedächtnis—welche er jedoch bald zu einer Trias erweitert, indem er das „konnektive"[38] Gedächtnis einführt. Unter dem kommunikativen Gedächtnis versteht Assmann die mündliche Mitteilung, die sich auf lebendige Erinnerungen stützt, welche Menschen mit ihren Zeitgenossen teilen. Es ist ein soziales Kurzzeitgedächtnis, meist ein Generationen-Gedächtnis, das, wie Lutz Niethammer interpretiert, „die fluide und vergängliche Verständigung der Mitlebenden über ihre selbsterlebte

Vergangenheit darstellt".[39] Untersuchungen zur mündlich erfragten Geschichte bestätigen, dass die lebendige Erinnerung kaum länger als 80 Jahre zurückreicht. Nachdem diese Zeitspanne verstrichen ist, muss darüber verhandelt werden, welche Erinnerungen aus dem Gros der mündlich vorhandenen Geschichte in eine Erinnerungsform, die eine langfristige Speicherung ermöglicht, überführt werden sollen. Alle jene Institutionen, Erinnerungspraktiken, Rituale, Traditionen und Symbole in welche das kommunikative Gedächtnis einfließt, bezeichnet Assmann als das kulturelle Gedächtnis. Es ist das Langzeitgedächtnis eines Kollektivs. Beispiele dafür sind Schulbücher, Mahnmale, Straßennamen, Feiertage, Gedenkrituale, aber auch künstlerische Projekte. Was das kulturelle Gedächtnis auszeichnet, sind die Bemühungen, der Vergangenheit eine bindende Form und Gestalt zu geben, ihr eine identitätsstiftende Symbolkraft zu verleihen.

Im Gegensatz zu Halbwachs ist bei Assmann das konnektive Gedächtnis an ein politisch-ideologisches Kollektiv gebunden. Während bei Halbwachs die Gemeinschaft ein kollektives Gedächtnis begründet, wird die Gruppenidentität bei Assmann erst dadurch begründet, dass das Gedächtnis eine gemeinsame Erinnerung vorschreibt. Das konnektive Gedächtnis ist fremdgesteuert und wird durch die politische Instrumentalisierung vereinheitlicht. Unter einem konnektiven Gedächtnis versteht man aber auch jene unausgesprochenen Wertvorstellungen, Gesetze und Mentalitäten, die in einer Gesellschaft unterschwellig vorherrschen. Wenn ein Neuankömmling diese nicht erkennt und sich ihnen nicht anpasst, wird seine Assimilation in einer Gedächtnisgemeinschaft erheblich erschwert.

Indem Jan Assmann Gedächtnis und Geschichte nicht als diametral entgegengesetzte Pole konzipiert, sondern als komplementäre Teilaspekte versteht, wendet er sich entschieden von Halbwachs und Nora ab:

> Im Unterschied zur Geschichte im eigentlichen Sinne geht es der Gedächtnisgeschichte nicht um die Vergangenheit als solche, sondern nur um die Vergangenheit, wie sie erinnert wird. Sie untersucht die Pfade der Überlieferung, die Netze der Intertextualität, die diachronen Kontinuitäten und Diskontinuitäten in der Lektüre der Vergangenheit. Gedächtnisgeschichte steht nicht im Gegensatz zur Geschichtswissenschaft, sondern bildet einen ihrer Zweige wie auch Ideengeschichte, Sozialgeschichte, Mentalitätsgeschichte oder Alltagsgeschichte.[40]

In ihrer erweiterten und überarbeiteten Habilitationsschrift *Erinnerungsräume* (1999), die Gedächtnisformationen in Schriftkulturen zum Thema hat, hält Aleida Assmann fest, dass „doch mittlerweile ein Konsens darüber [besteht], dass es keine Geschichtsschreibung gibt, die nicht zugleich auch Gedächtnisarbeit wäre, also unhintergehbar verquickt ist mit den Bedingungen der Sinngebung, Parteilichkeit und Identitätsstiftung".[41] Damit lehnt sie sich an Peter Burke an, der in seiner Verwendung des Begriffes „soziales Gedächtnis" hervorstreicht, dass Historiographie immer innerhalb einer sozialen Gruppe, einer „Erinnerungsgemeinschaft" geschrieben wird. Geschichte und Gedächtnis sind nicht nur integrale, sich gegenseitig beeinflussende Teile eines Ganzen, sondern, wie Lutz Musner argumentiert, „Geschichte und Gedächtnis bedingen [einander]",[42] sie sind ebenbürtig.

Sinnvoll erscheint mir Aleida Assmanns Vorschlag, die Dichotomie aufzulösen, indem man, anstatt Gedächtnis und Geschichte weiterhin zu polarisieren, zwischen *bewohntem und unbewohntem* Gedächtnis unterscheidet. Dadurch gelingt es ihr, die in dieser Gegenüberstellung festgefahrene Diskurssprache weitgehend, wenn auch nicht ganz zu umgehen. Was dabei gewonnen wird, ist die Erkenntnis, dass auch die Geschichte (das unbewohnte Gedächtnis) ein Gedächtnis hat. Nur ist dieses von anderen Werten getragen und durch andere Vorgehensweisen bestimmt als jenes, das sich mit lebendigen Erinnerungen beschäftigt. Der Vorteil dieser Konzeption ist, dass sich diese zwei „Modi der Erinnerung [. . .] nicht gegenseitig ausschließen und verdrängen müssen",[43] sondern dass sie sich in ihrer Funktion komplementär ergänzen. Damit orientiert sich Aleida Assmann an Paul Ricœur, der Historiographie und Gedächtnis als dialektisch miteinander verbunden auffasst und argumentiert, dass sich dieses Wechselspiel in

einem vielschichtigen „Modell der wechselseitigen Konstitution von individuellem und kollektivem Gedächtnis“[44] manifestiert.

Assmann nennt die zwei Modi der Erinnerung—bewohntes und unbewohntes Gedächtnis—„Funktionsgedächtnis“ und „Speichergedächtnis“. Jedes kulturelle, konnektive und kommunikative Gedächtnis kann in sein eigenes Funktions- und Speichergedächtnis unterteilt werden. Unter einem Funktionsgedächtnis versteht man nicht die eigentlichen Erinnerungsinhalte, sondern den Erinnerungsvollzug. Das Funktionsgedächtnis wird in einer Erinnerungsgemeinschaft laufend neu belebt, weil aus ihm beständig geschöpft wird: „Seine wichtigsten Merkmale sind Gruppenbezug, Selektivität, Wertbindung und Zukunftsorientierung. Die historischen Wissenschaften sind demgegenüber ein Gedächtnis zweiter Ordnung, ein Gedächtnis der Gedächtnisse, das in sich aufnimmt, was seinen vitalen Bezug zur Gegenwart verloren hat.“[45] Das Speichergedächtnis ist die Summe aller Erinnerungen, die archiviert und erfasst sind, im aktiv zirkulierenden kollektiven Geschichtsbewusstsein jedoch vergessen oder verdrängt werden. Assmann streicht hervor, dass im Speichergedächtnis archiviertes Material jederzeit wieder reaktiviert werden und ins Funktionsgedächtnis hinüberwechseln kann. Das verschüttete Wissen kann dabei unter Umständen sogar als Korrekturinstanz wirken:

> Das Speichergedächtnis kann als ein Reservoir zukünftiger Funktionsgedächtnisse gesehen werden. Das ist nicht nur die Vorbedingung jenes kulturellen Phänomens, das wir ‚Renaissance‘ nennen, es ist eine grundsätzliche Ressource der Erneuerung kulturellen Wissens und eine Bedingung der Möglichkeit kulturellen Wandels. Ebenso wichtig ist die Bedeutung des Speichergedächtnisses für die Gegenwart einer Gesellschaft als Korrektiv für aktuelle Funktionsgedächtnisse.[46]

Assmann illustriert diese beiden Gedächtnisse nicht als konträre, sich bekämpfende Gegenspieler, sondern konzeptualisiert sie als Teile eines Bildes mit Vorder- und Hintergrund, was beiden eine gewisse Fluidität verleiht. Das Funktionsgedächtnis, das bewohnte Gedächtnis, ist kollektiv analog zum Bewusstsein bei Freud, das Aleida Assmann „bewusstes Gedächtnis“

nennt. Das Speichergedächtnis entspricht dem Freudschen Konzept des Unbewussten. Dieses Verfahren beruht (wie so vieles in der Gedächtnistheorie) auf dem Verständnis, dass individualpsychologische Verfahren ihre Entsprechung im Kollektiv finden:

> Das Speichergedächtnis ist demgegenüber die ‚amorphe Masse', jener Hof ungebrauchter, nicht-amalgamierter Erinnerungen, der das Funktionsgedächtnis umgibt. Denn was nicht in eine story, in eine Sinnkonfiguration passt, wird deshalb ja nicht schlechthin vergessen. Dieses teils nicht bewusste, teils unbewusste Gedächtnis bildet deshalb nicht den Gegensatz zum Funktionsgedächtnis, eher dessen Hintergrund. Das Modell von Vorder- und Hintergrund umgeht das Problem der binären Opposition; es ist nicht mehr dualistisch, sondern perspektivisch. In dieser Bezogenheit von Vordergrund und Hintergrund liegt die Möglichkeit beschlossen, dass sich das bewusste Gedächtnis verändern kann, dass Konfigurationen aufgelöst und neu zusammengesetzt werden, dass aktuelle Elemente unwichtig werden, latente Elemente emportauchen und neue Verbindungen eingehen. Die Tiefenstruktur des Gedächtnisses mit ihrem Binnenverkehr zwischen aktualisierten und nichtaktualisierten Elelmenten ist die Bedingung der Möglichkeit von Veränderung und Erneuerung in der Struktur des Bewusstseins, das ohne den Hintergrund jener amorphen Reserve erstarren würde.[47]

Erst die Bindung an ein Subjekt, an eine bewusst gewählte Perspektive oder an einen Interpretationsansatz gibt der amorphen Masse von Wissen und Erinnerungsinhalten Bedeutung. Beide Erinnerungsmodi sind aneinander gebunden und wirken für/aufeinander—wie das Unbewusste und Bewusste in der Individualpsyche—als Korrektiv.

Die Vergangenheitsdiskurse wie auch die rituellen Erinnerungsfeiern in der Schweizer Nachkriegsgesellschaft illustrieren, wie Funktions- und Speichergedächtnis konkret aufeinander wirken. An dieser Stelle soll eine Episode für den Augenblick genügen. Als Helen B. Junz, Mitglied der „Unabhängigen Expertenkommission Schweiz-Zweiter Weltkrieg" (*UEK*), anlässlich einer Pressekonferenz im November 2001 verkündete, „dass der wichtigste Beitrag, den [. . .] die Kommission mit ihrem Einsatz - geleistet hat, darin liegt, dass ein halbes Jahrhundert lang totgeschwiegene Fragen endlich gestellt worden sind",[48] nahm sie lediglich auf das aktuelle Funktionsgedächtnis Bezug und ließ außer Acht, dass vergangenheitskritische Fragen durchaus gestellt wurden. Das Schweizer Speichergedächtnis (d.h. das unbewohnte

Gedächtnis der Nachkriegszeit) ist voll von solchen Fragen—sie wurden von Literaten wie auch von Historikern gestellt. Dass diese Fragen aufgrund einer gezielten Geschichtspolitik nicht ins kollektive Nachkriegsgedächtnis Einzug fanden, darf nicht als Indiz ausreichen, ihre Existenz zu verleugnen.

3. Geschichtspolitik und Erinnerungskultur

Wer bedient sich eines Funktionsgedächtnisses? Wer und welche Politik entscheidet darüber, welche Erinnerungen aus dem Riesenmeer von gespeicherten und archivierten Erinnerungen für Gegenwartsfragen funktionalisiert werden? Aleida Assmann unterscheidet drei Gebrauchsformen des Funktionsgedächtnisses.[49] Alle sind sie zugunsten eigener Ideologien politisch motiviert, sie selektionieren und blenden aus:

1. Legitimation (das offizielle, politische Gedächtnis)
2. Delegitimierung (das Gegengedächtnis, ein kritisch-subversives Funktionsgedächtnis)
3. Distinktion (Symbole, die der Profilierung der kollektiven Identität dienen)[50]

Von zentralem Interesse ist die Fragestellung, welche Erinnerungsinhalte ins Speichergedächtnis kommen und welche Einzug ins Funktionsgedächtnis finden. Ein Gedenkritual, welches sich—zwecks kollektiver Einflussnahme und Meinungslenkung—für die Tagespolitik förderlich auswirkt, ist beliebter als eines, das für Gegenwartsfragen bedeutungslos ist: „Significant historical events form stronger collective memories", argumentieren James W. Pennebaker und Becky L. Banasik, „and present circumstances affect what events are remembered as

significant".[51] Kulturelle Gedächtnistheorien sind sich nahezu einig, dass das kulturelle Gedächtnis keine autonome Größe ist, die unabhängig von kulturpolitischen und gesellschaftlichen Faktoren wirkt. Was das Speichergedächtnis verlässt und im Funktionsgedächtnis Einlass findet, ist abhängig von der jeweiligen Geschichtspolitik, d.h. von jener Politik, die Geschichte für die eigenen Belange bewusst einsetzt.[52] Mit anderen Worten: Was für das Funktionsgedächtnis aufbereitet wird, kann sich in den Vergangenheitsdiskursen oftmals erst in einem heftigen Ringen um ein Deutungsmonopol durchsetzen. Hans Ulrich Jost bestätigte diesen Befund 1997 für das Fallbeispiel Schweiz: „[...] denn gerade heute scheint diese Geschichte einmal mehr in starkem Masse im Einflussbereich politischer Interessen und Zielvorstellungen zu liegen."[53]

Der Begriff der *Geschichtspolitik* muss hier definiert werden. In den deutschen Vergangenheitsdiskursen kursieren zahlreiche Terminologien, die oftmals als Synonyme gebraucht werden, ohne dass genau abgeklärt wird, welchen Bedeutungshorizont sie eigentlich eröffnen. In seiner Studie *Vom Gedächtnis zur Geschichtspolitik* versucht Jens Kroh die Semantik der Gedächtnissprache wenigstens ansatzweise zu lichten. Letztere operiert oft wahllos mit Begriffen wie „Geschichtspolitik", „Vergangenheitspolitik" und „Politik mit der Erinnerung". In allen drei Fällen handelt es sich um den Versuch, das nordamerikanische- und angelsächsische Konzept der *Politics of Memory*[54] auf Deutschland zu übertragen. Untersucht wird dabei, wie Erinnerungen von Interessengruppen kollektiviert und dadurch für tagespolitische, bzw. gruppenspezifische Zwecke verwertet werden. Während jedoch *Politics of Memory* als Forschungsgegenstand Geschichte, Vergangenheit und Erinnerung vereint, sind die drei Begriffe in den deutschen Diskursen in vielen Fällen voneinander getrennt und werden dadurch lediglich Teilaspekten der Geschichtsbewältigung zugeordnet.[55]

Peter Reichel steht der *Memory*-Politik konzeptionell am nächsten. In *Politik mit der Erinnerung* (1995)[56] untersucht er, wie der Shoah in der deutschen Erinnerungskultur der

Nachkriegszeit gedacht wurde. Dabei unterteilt er die Erinnerungskultur in eine sozialpsychologische, eine politisch-justitielle und in eine wissenschaftlich-dokumentarische Dimension.[57] Edgar Wolfrum übernimmt den Begriff „Geschichtspolitik" von Reichel und führt ihn als eigenständige Kategorie in seiner Habilitationsschrift *Geschichtspolitik in der Bundesrepublik Deutschland*[58] ein. Ziel seiner Untersuchung ist der Vorgang der "öffentlichen Konstruktionen von Geschichts- und Identitätsbildern, die sich über Rituale und Diskurse vollziehen"[59]. Wolfrum betont, dass trotz der besonderen Aufmerksamkeit für die „Motive der politischen Akteure"[60], das Forschungsinteresse nicht auf den politisch-instrumentellen Umgang mit der Geschichte reduziert bleibt. Er konzentriert sich dabei auf Diskurse über Geschichtsbilder und auf all jene nationalen Gedenkformen, die ritualisiert werden. Demgegenüber versteht Norbert Frei die „Vergangenheitspolitik" als die politisch-justitielle Dimension der Vergangenheitsaufarbeitung (in seiner Untersuchung zwischen 1949 und 1954).[61] Öffentlich-symbolische Gedenkrituale berücksichtigt er dabei nicht.

Wichtig hier ist die Erkenntnis, dass wenn immer die Vergangenheit zur Debatte steht, gleichzeitig *verhandelt* wird, was ins bewohnte Gedächtnis Einlass findet. „Dieses diskursive Aushandeln lässt eine Konkurrenzsituation zwischen den Akteuren entstehen", erläutert Jens Kroh, „in der mit historischen *Argumenten* um Legitimation gekämpft wird".[62] Freilich wird nichts einfach zufällig erinnert oder vergessen, wird doch das Funktionsgedächtnis aktiv durch individuelle Interventionen getragen. Einzelpersonen wie auch Interessenverbände sorgen dafür, dass eine Erinnerung erst erinnert wird. In *Lost Time* setzt sich David Gross mit den gesellschaftlichen und geopolitischen Faktoren auseinander, die in einem Kollektiv das Erinnern und Vergessen von Gedächtnisinhalten beeinflussen:

> Very little information of real social or cultural import is remembered automatically or unthinkingly. When something is retained over time, there is usually a good reason for it; the retention is not accidental, but purposeful, intentional, and institutionally supported. Thus it would be hard to give much credence to theories of social memory that assume

> the presence of some unseen collective mind. [...] If social memories are preserved and remain active over a long period of time, it is because particular traditions or particular institutional carriers have made it possible, not because there is some alleged collective psyche at work recalling by its own agency what individuals would otherwise forget.[63]

Insbesondere zwei Faktoren sind entscheidend, dass ein Ereignis vom Speicher- ins Funktionsgedächtnis übergeht: Wenn ein Ereignis für viel Gesprächsstoff sorgt und lang währende öffentliche Diskurse bewirkt, bzw. wenn ein Ereignis innerhalb einer Erinnerungsgemeinschaft einen starken Gruppenzusammenhalt fördert.[64] James W. Pennebaker und Becky L. Banasik behaupten, dass sich jene Erinnerungen—ob individuell oder kollektiv—am wirksamsten einprägen, die persönliche, bzw. institutionelle/politische/soziale Veränderungen bedingen.[65] So zeigt ihre Untersuchung, dass jene Kriege im US-Amerikanischen Gedächtnis die nachhaltigste Wirkung ausübten, die das US-Amerikanische Selbstverständnis am Einschneidendsten verändert haben :

> Consider, for example, the four most recent wars fought by the United States: World War II, the Korean War, the Vietnam War, and the Persian Gulf War. Each provoked tremendous national discussions, and was associated with the loss of life and huge consumption of resources. Only two, however, appear to have had any long-term psychological consequences; World War II and Vietnam. Surprisingly, winning versus losing does not appear to affect collective memory. Rather, these two wars were important turning points for American self-views. With World War II, the United States emerged as a dominant military and economic force for much of the world. Vietnam changed this egocentric perspective, thereby producing a new generation who questioned the role of the United States in the World.[66]

Die Tatsache, dass der Zweite Weltkrieg und der Vietnamkrieg die US-Amerikanische Identität am markantesten beeinflussten, wird u.a. dadurch unterstrichen, dass am Kriegsveteranentag (*Veterans' Day*) die meisten Gedenkkundgebungen sich auf diese Kriege konzentrieren. Was sich zudem günstig darauf auswirkt, ob ein Ereignis ins kollektive Langzeitgedächtnis dringt, ist, inwieweit es politisch vereinnahmt wird, d.h. den Bedürfnissen der Tagespolitik genügen muss. Die Vereinnahmung durch Politiker garantiert nicht nur, dass die Geschichte reaktualisiert wird,

sondern untermauert zudem ihren historischen Status, indem sie ihre Relevanz für die Gegenwart zeigt.

So kann durchaus behauptet werden, dass es keine Geschichte ohne Geschichtspolitik gibt. Selbst die unabhängigste, interessenneutralste Historikerkommission betreibt Geschichtspolitik, bzw. wird verdächtig, Geschichtspolitik zu treiben. So musste sich die Unabhängige Expertenkommission *Schweiz - Zweiter Weltkrieg* („Bergier – Kommission") von einem Politiker vorwerfen lassen, über die Schweizerische Flüchtlingspolitik im Zweiten Weltkrieg „politisch statt historisch"[67] zu argumentieren.

„Geschichte als ‚eigentlich gewesene' Vergangenheit wandelte sich zur Konstruktion der Gegenwart", erläutert Jörn Rüsen, „zu einer deutenden Aneignung in der und durch die die Vergangenheit zuallererst zur Geschichte wird".[68] Man erinnert sich der Geschichte, wenn sie *in* der und *für* die Gegenwart eine Aufgabe zu erfüllen hat. Folglich muss bei allen Überlegungen, die eine Erinnerungskultur beschreiben, immer wieder die Zwischenfrage aufgeworfen werden, welchem politischen Zweck sie dienlich waren/sind. Damit stehen die eigentlichen Mechanismen der Geschichtsüberlieferung zur Diskussion. Wie wird erinnert? Warum werden gewisse Erinnerungsinhalte zugunsten anderer ausgeklammert? James E. Young spricht diesbezüglich vom „Gebrauch und Missbrauch offiziell geprägter Erinnerung".[69] Welche Aspekte einer Geschichte werden anderen Aspekten vorgezogen um die, im kollektiven Gedächtnis verankerten Mythen, weiter zu bekräftigen? Micha Brumlik verwendet hierfür den Begriff der ‚politischen Liturgie':

> Liturgien aller Art stellen im Unterschied zu Formen der Historiographie Formen gesellschaftlichen Vergangenheitsbezugs dar, die sich nicht darauf beschränken zu schildern, wie es gewesen ist, sondern deren Zweck es ist, je und je neu zu evozieren, wie die Vergangenheit in die Gegenwart übergeht, wie sie ein Teil von ihrer wird. Damit gilt: An Liturgien lässt sich ablesen, welche Teile der vielen möglichen Vergangenheiten eine Gesellschaft als die ihre, ihr Handeln und Leiden normativ bestimmende Vergangenheit ansieht.[70]

Dass sich das Forschungsinteresse in den deutschsprachigen Ländern seit über zehn Jahren so intensiv auf die Gedächtnisgeschichte konzentriert, kam durch das Zusammenwirken verschiedenster Faktoren zustande. Dazu Kristin Platt und Mihran Dabag in ihrer Einleitung zum Sammelband *Generation und Gedächtnis*: „Die derzeitige Aktualität der Themenstellungen um Erinnerung und Gedächtnis beruht zu einem nicht unbedeutenden Anteil auf der sich gerade in der deutschen Sprache anbietenden semiotischen Fusion von *Erinnern* und *Gedenken*, angesichts zudem einer während des Sterbens der letzten noch lebenden Zeitzeugen des Genozids an den europäischen Juden und der Vernichtungen des Zweiten Weltkriegs nun drängender gestellten Frage nach dem *An*denken."[71] Die Tatsache, dass Zeitzeugen, die sich an den Zweiten Weltkrieg erinnerten, allmählich ausstarben, ist nicht der einzige Grund. [72] Zeitzeugen verstarben schon seit Jahrzehnten, ohne dass sie zum Forschungsanlass wurden. Welche Erinnerungen unter all den Millionen von lebendigen Erinnerungen nach 1945 in Archiven gespeichert wurden, ist eine andere Frage. In Deutschland lastete auf der *Oral History* umso mehr ein Tabu, als es für jene, die sich im Krieg schuldig machten, lange Zeit keine Möglichkeit gab, sich öffentlich daran zu erinnern. Das galt auch für die deutsche Nachkriegsliteratur. W.G. Sebald illustrierte in *Luftkrieg und Literatur*,[73] wie sich die deutsche Nachkriegsliteratur vor einem stark tabuisierten—in kollektiver Scham begründeten—Abbildungsverbot verbeugte und die Zerstörungen der alliierten Luftangriffe nicht literarisierte. Matussek argumentiert, dass „[. . .] die Diskussion der polar aufeinander bezogenen Erinnerungsmodelle [. . .] so lange nicht voran[kam], wie das Erinnern selbst als prekär empfunden wurde – bei den Opfern aus übergroßem Schmerz, bei den Tätern und Mitläufern aus verdrängtem Schuldgefühl oder versteckter Scham".[74]

In Deutschland gibt es seit Beginn der 80er Jahre Bestrebungen, lebensgeschichtliche Interviews durchzuführen. Lutz Niethammer und Alexander von Plato veröffentlichten ab 1983 eine Reihe von Forschungsarbeiten, in denen sie Deutsche aus Ost und West über ihre Faschismuserfahrungen befragten.[75] Als einzige Institution dieser Art beherbergt das Institut für

Geschichte und Biographie der Fernuniversität Hagen unter dem Namen "Deutsches Gedächtnis" ein Archiv mit 1500 *Oral History* –Dokumenten von Zeitzeugen aus Ost- und Westdeutschland. In der Schweiz wurden bis zur Gründung des *Archimob* Oral History-Projektes (1999) meist nur die Erinnerungen der Aktivdienstgeneration für würdig befunden, schriftlich festgehalten zu werden. Die Erinnerungen von Frauen, älteren Menschen, Kindern blieben zum Großteil ausgeschlossen. Irene Vonarbs Lizentiatsarbeit *„Mir si jede Dag unsrer Arbet noh." Kriegsalltag eines Bauerndorfes an der Grenze* (1990) ist die erste wissenschaftliche Arbeit in der Schweiz, welche die mündlich erfragte Geschichte als historiographische Methode einsetzte.

Nebst dem bereits erwähnten Übergang vom kommunikativen Gedächtnis zum kulturellen Gedächtnis in den 80er Jahren, können eine Reihe von Faktoren ausgemacht werden, die dazu beigetragen haben, dass die lebendigen Erinnerungen überhaupt als erinnerungswürdig eingestuft wurden:

1. Die Erkenntnis, dass Nationalitäten vielstimmige pluralistische Gebilde sind. Indem sich subkulturelle Gemeinschaften ihrer Gruppenidentität besinnen, wird auch die Wahrnehmung für das eigene soziale Gedächtnis geschärft. Die Rückgewinnung der verlorenen Autonomie—im Alteritätsdiskurs als „Dekolonisierung" bezeichnet—führt zur Ausbildung eines Minderheitengedächtnisses, was wiederum die eigene Legitimität in der Gesellschaft zu bekräftigen sucht. Nora unterscheidet drei Formen der Dekolonisierung:

> Die *globale* Dekolonisierung unterdrückter Gesellschaften, die den ethnologischen Schlaf der Kolonialherrschaft schliefen und durch die Befreiung zu einem historischen Bewusstsein und der Rückgewinnung oder Wiederherstellung ihres Gedächtnisses gelangen. Die *innere* Dekolonisierung sexueller, gesellschaftlicher, religiöser oder regionaler Minderheiten [. . .]. Schließlich gibt es einen dritten Typus der Dekolonisierung, der überall dort seine Blüten treibt, wo ein totalitäres Regime des 20. Jahrhunderts verschwindet, ganz gleich, ob kommunistisch, nationalsozialistisch oder einfach diktatorisch: die *ideologische* Dekolonisierung, die den befreiten Völkern hilft, ihr langes, traditionelles Gedächtnis wiederzufinden, das diese Regime beschlagnahmt, zerstört oder manipuliert hatten.[76]

2. Die Pluralität der Geschichtserfahrung bewirkt, dass die konventionelle Historiographie, die sich, wie Nora festhält „gegen die Erinnerung entwickelt [hat]“,[77] als elitär eingestuft wird. Sie kann der Vielfalt der Geschichtserfahrung innerhalb einer Nation nicht länger Rechnung tragen. „Die Geschichte, die genau das Detail der Geschehnisse untersuchen will, nimmt den Charakter von Gelehrtheit an, und Gelehrtheit ist Sache nur einer ganz geringen Minderheit.“[78]
3. Die nach dem Zweiten Weltkrieg einsetzende Medienrevolution in der elektronischen Datenverarbeitung beschleunigt die Archivierung und vergrößert das Speicherpotential der Datenträger.[79]

Wie zu erwarten ist, schafft diese Inflation von Gedächtnisträgern auch Probleme und Konflikte. Die elektronischen Datenverarbeitung ermöglicht zwar nie zuvor realisierte Speicherkapazitäten, doch muss hier die Frage aufgeworfen werden, ob damit der individuellen Erinnerung gerecht wird? In Daniel Ganzfrieds *Der Absender*[80] scheitert der Dialog zwischen der jüdischen Vorkriegs- und Nachkriegsgeneration daran, dass die Shoah in die Archive verdrängt wird, wo die Universalität des Archivierens die eigentliche Individualität der Einzelaussagen auslöscht. Alle Aussagen klingen gleich; der Vereinheitlichungsprozess der Speicherverfahren nivelliert und entmenschlicht die Einzelaussage. Bezugnehmend auf Arnold Gehlen, der bereits 1961 in der Anthropologie eine *Posthistoire* verkündete, vermerkt Peter Matussek, dass wir somit in einem „nachgeschichtlichen Zustand“ angekommen sind, „wo das Erzählen wieder ins Aufzählen übergeht, *story* zu *storage* wird“.[81] Im Wandel und Übergang verschiedenster Aufzeichnungs- und Speicherverfahren—vom *brain memory* zum *script memory* zum *print memory* und schließlich (und vorerst) zum *electronic memory*—gehen die Einzelaussagen in ihrer ganzen beispielhaften Individualität verloren.[82]

4. Theoretische Begriffsanwendung

Es soll in dieser Arbeit nicht darum gehen, Theorien zu bestätigen. Vielmehr geben die Abschnitte in diesem Kapitel die Einheiten und Voraussetzungen vor, mit denen gearbeitet wird. Wenn in dieser Arbeit von einem kollektiven Gedächtnis die Rede ist, so bezieht es sich auf das Gruppengedächtnis. Unter Letzterem verstehe ich im Sinne von Halbwachs ein Erinnerungskollektiv, das durch ein gemeinsames, innerhalb der Gruppe aufrechterhaltenes Gedächtnis aneinander gebunden ist. Gemäß Nora bedeutet dies, dass „das Gedächtnis [. . .] einer Gruppe [entwächst], deren Zusammenhänge es stiftet - was darauf hinausläuft, mit Halbwachs zu sagen, dass es so viele Gedächtnisse gibt, wie es Gruppen von Menschen gibt".[83] Der gedächtnistheoretische Ansatz geht der Frage nach, inwieweit ein kollektives Geschichtsbild, das im kulturellen Gedächtnis verankert ist, für eine gemeinschaftliche Identität sinnstiftend ist. Was für Assmann ein konnektives Gedächtnis ist, bezeichne ich in dieser Arbeit als *das offizielle kollektive* Gedächtnis. Es ist das politisierte und damit interessengeleitete Bindungsgedächtnis, also das, woran sich eine Gemeinschaft erinnern soll. Dieses kann auch als Konsensgedächtnis bezeichnet werden, das staatlich und institutionell gefördert und ritualisiert wird.

Um die Prozesse der Vergangenheitsaufarbeitung und den eigentlichen Erinnerungsvollzug zu benennen, verwende ich Aleida Assmanns Unterscheidung von Funktions- und Speichergedächtnis. Dem Funktionsgedächtnis fällt dabei eine besondere Bedeutung zu, denn es konstituiert eine kollektive Identität über den Weg der Erinnerungen.

Obwohl sich die hier verwendete Methodologie zu Fragen der Geschichtspolitik stark am deutschen Gedächtnismodell orientiert, für das es hauptsächlich entwickelt wurde, sind die Terminologien und Konzepte auch für die Deutschschweizer Vergangenheitsdiskurse bedeutsam. Die Relevanz zeigt sich einerseits in den einzelnen Textanalysen. Die literarischen Texte sind

dabei als „materialisiertes Gedächtnis“[84] zu verstehen. Für Günter Butzer ist die Schrift „ [. . .] das Medium, in dem sowohl die Retention des Vergangenen als Spur als auch der wiederholende Prozess des Erinnerns gefasst werden“, sie sei damit „die zentrale Leitmetapher des modernen Erinnerungsdiskurses“.[85] Während die traditionelle Geschichtsschreibung das Ereignis und dessen Vernetzung in kausalen Zusammenhängen rekonstruiert, geht es in den Erinnerungsdiskursen in der Literatur um die eigentliche Geschichtserfahrung. Wie wird Geschichte wahrgenommen, wie äußert sie sich in der Sprache und welche Eigendynamik entwickelt sie in der Erinnerung?

Andererseits zeigt sich die Bedeutung des gedächtnistheorischen Ansatzes für diese Arbeit im Hinblick auf die Frage, wie in der Schweiz nach 1945 die Vergangenheit und deren Bedeutung für die aktuelle Tagespolitik ausgehandelt wurde. In der Schweiz wird das offizielle kollektive Gedächtnis von einem Großteil der Bevölkerung in Erinnerungsritualen praktiziert und gelebt. Um die Rolle und Funktion der Literatur als Gegengedächtnis bewerten zu können, muss deshalb untersucht werden, wie literarische Texte gegenüber den offiziellen und offiziösen Formen der kulturellen Erinnerung Stellung beziehen. Wer behauptet, dass die Schweiz vergangenheitsblind sei, missdeutet, welchen Stellenwert Geschichtsbilder in der Deutschschweizer Tagespolitik einnehmen. Die Schweiz ist eine geschichtsreiche Nation—die entscheidende Frage ist dabei, auf *welche* Vergangenheit von einem Erinnerungskollektiv zuungunsten anderer zurückgegriffen wird. Das Funktionsgedächtnis beinhaltet das lebendige, stets aktivierte Gedächtnis—wie und von wem es funktionalisiert wird, ist eine politische Frage. Warum sich *Gegengedächtnisse* in der Deutschschweiz so schwer zu behaupten wissen, ist unmittelbar daran geknüpft, wie stark das Funktionsgedächtnis in der Öffentlichkeit in Diskursen und rituellen Praktiken lebendig gehalten wird.

In den Deutschschweizer Vergangenheitsdiskursen der 90er Jahre wurde besonders deutlich, wie erheblich das Funktionsgedächtnis der offiziellen Schweiz mit den

Funktionsgedächtnissen von intellektuellen Randgruppen kollidierte. Weil die offizielle Schweizer Geschichte des Zweiten Weltkrieges jahrzehntelang von ausgewählten Geschichtswissenschaftlern untersucht wurde, haben sich alternative Formen der Geschichtsschreibung und der Erinnerung nur schwer durchsetzen können. Es gab bis auf wenige Ausnahmen kein Korrektiv, das eine größere Umwertung dieses Geschichtsbildes zu bewirken vermochte. In den folgenden zwei Kapiteln soll näher darauf eingegangen werden, wie die offizielle Schweizer Geschichtsschreibung sich gegenüber der kritischen Historiographie und der öffentlichen Erinnerungspraxis positionierte.

Anmerkungen

[1] Peter von Matt, *Die tintenblauen Eidgenossen*, 83.

[2] James E. Young, *At Memory's Edge. After-Images of the Holocaust in Contemporary Art and Architecture* (New Haven u: Yale University Press, 2002) 5.

[3] Michel Foucault, *Die Ordnung des Diskurses* (Frankfurt a.M.: Fischer Taschenbuchverlag, 1991).

[4] „Ich setze voraus, dass in jeder Gesellschaft die Produktion des Diskurses zugleich kontrolliert, selektiert, organisiert und kanalisiert wird – und zwar durch gewisse Prozeduren, deren Aufgabe es ist, die Kräfte und die Gefahren des Diskurses zu bändigen, sein unberechenbar Ereignishaftes zu bannen, seine schwere und bedrohliche Materialität zu umgehen" (Foucault 7).

[5] Foucault 7.

[6] Foucault 23.

[7] Foucault 25.

[8] Jürgen Straub, „Über das Bilden von Vergangenheit. Erzähltheoretische Überlegungen und eine exemplarische Analyse eines Gruppengesprächs über die ‚NS-Zeit'," *Geschichtsbewusstsein. Psychologische Grundlagen, Entwicklungskonzepte, empirische Befunde*, Hrsg. Jörn Rüsen (Köln: Böhlau Verlag, 2001) 45.

[9] Geoffrey Winthrop-Young, Email an die Autorin, 15. Juni 2004.

[10] „In der Schweiz hat sich der Glaube in den Geisteswissenschaften noch beinahe ungebrochen erhalten, dass es genüge, die nationalen Identitätsbilder deskriptiv zu rekonstruieren, um zu tragfähigen Forschungserkenntnissen zu gelangen. Die Hauptgefahr eines solchen Vorgehens besteht zweifelsohne darin, im Werthorizont des untersuchten Bildes stecken zu bleiben und die wissenschaftliche Werkstatt dadurch selbst in den Dienst der nationalen Identitätspräsentation zu stellen" (Guy P. Marchal und Aram Mattioli, *Erfundene Schweiz. Konstruktionen nationaler Identität / La Suisse imaginée. Bricolages d'une identité nationale* (Zürich: Chronos, 1992) 12).

[11] Benedict Anderson, *Imagined Communities: Reflections on the Origin and Spread of Nationalism* (London & NY: Verso, 1991).

[12] Hugo Dyserinck, „Komparatistische Imagologie: Zur politischen Tragweite einer europäischen Wissenschaft von der Literatur," *Europa und das nationale Selbstverständnis. Imagologische Probleme in Literatur, Kunst und Kultur des 19. und 20. Jahrhunderts*, Hrsg. Hugo Dyserinck und Karl Ulrich Syndram (Bonn: Bouvier) 13-37. Hugo Dyserinck, „Il Punto di vista sovranazionale dello studio litterario comparato e la sua applicazione all'imagologia," *Comparare i comparatismi. La comparatistica letteraria oggi in Europa e nel mondo*, Übersetzung Nora Moll, Hrsg. Armando Gnisci and Franca Sinopoli (Roma: Lithos, 1995) 52-66. Hugo Dyserinck, „Komparatistische Imagologie jenseits von ‚Werkimmanenz' und ‚Werktranszendenz'," *Synthesis: Bulletin du Comite National de Littérature Comparée de la Republique Socialiste de Roumanie* 9 (1982): 27-40.

[13] Marchal und Mattioli 16. Marchal postuliert: „Das Paradigma der Alterität kann nämlich durchaus nach innen verlegt werden, indem es von einem signifikanten Abstand zwischen der eigenen Realität und der Selbstrepräsentation ausgeht. [. . .] In diesem Sinne ist die „Imagologie" auch für die Analyse des Selbstverständnisses einer Gesellschaft durchaus operabel" (Marchal und Mattioli 37).

[14] Diese Begriff findet sich bei James E. Young. Anzunehmen ist, dass er ihn von Michel Foucaults Konzept des „Counter Memory" ableitete. Vgl. dazu Michel Foucault, *Language, Counter-Memory, Practice* (Ithaca: Cornell University Press, 1993).

[15] Hans Ulrich Jost, „Wieviel Geist erträgt die Schweiz?," *Die Weltwoche* 6. Dezember 2001: 61.

[16] „Aber wir glauben daran, dass unsere Schweiz eine typische Schweiz sei, und fügen unserem Bild der Schweiz kritiklos alles Positive bei, was Ausländer von der Schweiz halten" (Peter Bichsel, „Des Schweizers Schweiz," *Ein Lesebuch*, Hrsg. Schweizer Bundesrat (Bern: Schweizerische Bundeskanzlei, 1975) 467).

[17] Davon zeugt z.B. die Bereitschaft der Pro Helvetia 1997 14 Schweizer Filme zum Thema „Switzerland and World War II" in den USA zu zeigen (einschließlich Referaten oder Podiumsdiskussionen unter Mitwirkung von Historikern der UEK). Denn, so erklärte die Präsidentin der

Kulturstiftung, sei die Auseinandersetzung mit der Vergangenheit schließlich auch eine „kulturelle Angelegenheit". Nationalrat Christoph Blocher (SVP) war erbost darüber, dass man damit „das Dreckigste, was man sich an Filmen über die Schweiz denken kann" verbreiten würde. 2002/2003 schickte das Eidgenössische Departements für auswärtige Angelegenheiten (EDA) und die Pro Helvetia, eine weitere Staffel vergangenheitskritischer Filme von Xavier Koller und Erich Schmid Thomas auf nordamerikanische Tournee (u.a. nach Vancouver, B.C.). Den Aufführungen ging dabei in der Regel ein Empfang voraus, an dem der jeweilige Konsul anwesend zu sein pflegte. Vgl. dazu: Jürg Schoch, „14 Filme. Begleitete US-Tournee," *Tages-Anzeiger* 24.Juni 1997: 2.

[18] Manfred Hettling, „Rezension zu Edgar Wolfrum: *Geschichtspolitik in der Bundesrepublik Deutschland. Der Weg zur bundesrepublikanischen Erinnerung*," 20. Mai 2003 <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/ REZENSIO /buecher/ 2000/hema0600.htm>.

[19] Aleida Assmann, *Erinnerungsräume: Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses* (München: C.H. Beck, 1999) 29.

[20] Jan Assmann, *Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen* (München: C.H. Beck, 1992) 11.

[21] Friedrich Georg Jünger, *Gedächtnis und Erinnerung* (Frankfurt a.M. 1957) / Mircea Eliade, „Die Mythologie der Erinnerung und des Vergessens," *Antaios* 5 (1964): 28-48 / Frances A. Yates, *Gedächtnis und Erinnern. Mnemonik von Aristoteles bis Shakespeare* (Berlin, 1964) / Albert B. Lord, *Der Sänger erzählt* (München: 1965) / Wolfgang Düsing, „Utopische Vergangenheit: Zur Erinnerungstechnik in Musils früher Prosa," *Zeitschrift für Deutsche Philologie* 89 (1970): 531-560 / Jack Goody und Ian Watt, *Literalität in traditionellen Gesellschaften* (Frankfurt a.M.: 1981) / Wolfgang Düsing, *Erinnerung und Identität. Untersuchungen zu einem Erzählproblem bei Musil, Döblin und Doderer* (München, 1982) / Heinz von Foerster, „Gedächtnis ohne Aufzeichnung," *Sicht und Einsicht* (Braunschweiz: Wiesbaden, 1985) 123-172.

[22] Émile Durkheim, *Die Regeln der soziologischen Methode* (Neuwied/Berlin: Luchterhand, 1961) 106.

[23] „Geschichte in diesem Sinne verliert den Charakter einer Raum und Zeit transzendierenden Totalität, welche gleichermaßen die Gesamtheit der vergangenen Ereignisse und die ihrer historiographischen Deutungen umschließt" (Lucian Hölscher, „Geschichte als 'Erinnerungskultur'," *Generation und Gedächtnis. Erinnerungen und kollektive Identitäten*, Hrsg. Kristin Platt und Mihran Dabag (Opladen: Leske + Budrich, 1995) 157-158).

[24] Maurice Halbwachs, *Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen* (Berlin und Neuwied: Luchterhand Verlag, 1966) 364.

[25] Maurice Halbwachs, *Das kollektive Gedächtnis* (Stuttgart: Ferdinand Enke Verlag, 1967) 27.

[26] Halbwachs 363.

[27] Halbwachs räumt ein, dass „die Einwirkung des kollektiven Bewusstseins [. . .] in die Tiefe hineinreicht und unser ganzes psychisches Leben bedingt, da man sie ja noch bis in die Isoliertheit des Traumes hinein, zwar gedämpft und gebrochen, aber doch gut erkennbar, spürt" (Halbwachs 89).

[28] Halbwachs 72. Vgl. dazu auch: „Die Traumkategorien sind von den Bildern selbst bestimmt, die darin vorkommen. Außerhalb derselben und für sich betrachtet, haben sie keinerlei Realität, keine Festigkeit. In welchem Teil des realen Raumes und der realen Zeit befinden wir uns im Traum? Selbst wenn es uns vorkommt, wir befänden uns an einem vertrauten Orte, sind wir keineswegs erstaunt, uns plötzlich weit von dort weg versetzt zu finden. Die Traumkategorien haben mit denen des Wachens nichts gemein" (Halbwachs 367-368).

[29] Zitiert in: Jens Kroh, „Vom Gedächtnis zur Geschichtspolitik," *Erinnerungskultur & Geschichtspolitik* [Teilprojekt E11 des SFB 434 an der JLU Gießen] 20 Mai 2003 <http://www.uni-giessen.de/erinnerungskulturen/index.htm>.

[30] Jan Assmann, „Erinnern, um dazuzugehören. Kulturelles Gedächtnis, Zugehörigkeitsstruktur und normative Vergangenheit," *Generation und Gedächtnis*, 59. Vgl. dazu: „Die Vergangenheit wird gebraucht, weil sie Zusammengehörigkeit vermittelt. Die Gruppe vergewissert sich in der Rekonstruktion von Vergangenheit ihrer Zusammengehörigkeit, so wie der einzelne sich mit seiner Erinnerung seiner Zugehörigkeit zur Gruppe versichert. In diesem Sinn könnte man bei Halbwachs von einer normativen

Vergangenheit sprechen, wenngleich er selbst nie den verpflichtenden Charakter dieser Erinnerung hervorhebt" (Assmann 59-60).

[31] „Man hat der Historie das Amt, die Vergangenheit zu richten, die Mitwelt zum Nutzen künftiger Jahre zu belehren, beigemessen: so hoher Aemter unterwindet sich gegenwärtiger Versuch nicht; er will blos [sic] zeigen, wie es eigentlich gewesen" (Leopold von Ranke, „Geschichten der romanischen und germanischen Völker von 1494 bis 1514," *Werke*, Bd. 33/34 (Leipzig: Duncker & Humblot, 1885) VII).

[32] Vgl. dazu: John E. Craig, „Sociology and the Related Disciplines between the Wars: Maurice Halbwachs and the Imperialism of the Durkheimians," *The Sociological Domain: The Durkheimians and the Founding of French Sociology*, Hrsg. Philippe Besnard (Cambridge: Cambridge University, 1983) 263-289.

[33] Aleida Assmann, *Erinnerungsräume*, 130.

[34] So beanstandete ein Filmkritiker im *Globe and Mail*, dass Hitlers Sekretärin subjektive Erinnerungen im Dokumentarfilm *Im toten Winkel* keine Geschichte seien: „What she says is not really history but memory" (Liam Lacey, „What Hitler's secretary saw," *The Globe and Mail* 28. Februar 2003: R4).

[35] Pierre Nora, „Erinnerungsarbeit," *Du* (Juli/August 1997). 18. Vgl. dazu: „Das kollektive Gedächtnis und die Historiografie [sind] keineswegs [. . .] Synonyme, sondern, wie uns heute bewusst wird, in jeder Hinsicht Gegensätze [sind]. Das Gedächtnis ist das Leben: stets wird es von lebendigen Gruppen getragen und ist deshalb ständig in Entwicklung, der Dialektik des Erinnerns und Vergessens offen, es weiß nicht um die Abfolge seiner Deformationen, ist für alle möglichen Verwendungen und Manipulationen anfällig, zu langen Schlummerzeiten und plötzlichem Wiedererwachen fähig" (Pierre Nora, zitiert in Jakob Tanner, „Die Krise der Gedächtnisorte und die Havarie der Erinnerungspolitik," *traverse* 1 (1999) 19).

[36] Auch im deutschsprachigen Raum führte Noras Konzept der Gedächtnisorte zu einer Reihe von Tagungsprojekten, Workshops und Publikationen. Darunter nur eine kleine Auswahl: „Museum als

Gedächtnisorte" (Seminar, 12.–16.10.1998) an der Universität Bremen / „Erinnerungsräume & Gedächtnisorte"; 2. Internationaler Kongress des Forschungsprogramms „Orte des Gedächtnisses"; Österreichische Akademie der Wissenschaften (Wien, 9.-11. November 2000) / Europäische Gedächtnisorte (*Lieux de memoire*) in Mitteleuropa: Workshop der Österreichischen Akademie der Wissenschaften (OSI) 20./21. April 2001 / Peter Reichel, *Politik mit der Erinnerung. Gedächtnisorte im Streit um die Nationalsozialistische Vergangenheit* (München: Hanser Verlag, 1995) / Etienne Francois und Hagen Schulze, Hrsg., *Deutsche Erinnerungsorte*, 3. Bde. (München: Verlag CH. Beck, 2002) / Jakob Tanner, „Die Krise der Gedächtnisorte und die Havarie der Erinnerungspolitik. Zur Diskussion um das kollektive Gedächtnis und die Rolle der Schweiz während des Zweiten Weltkrieges," *traverse: Zeitschrift für Geschichte, Revue d'histoire* 1 (1999): 16-37.

[37] Pierre Nora, „Gedächtniskonjunktur," 24. Februar 2003 <http://www.iwm.at/t-22txt7.htm>.

[38] Jan Assmann, *Religion und kulturelles Gedächtnis. Zehn Studien* (München: C.H. Beck, 2000) 108-114.

[39] Lutz Niethammer, „Diesseits des ‚Floating Gap'. Das kollektive Gedächtnis und die Konstruktion von Identität im wissenschaftlichen Diskurs," *Generation und Gedächtnis*, 25.

[40] Jan Assmann, *Moses der Ägypter*, 26.

[41] Aleida Assmann, *Erinnerungsräume*, 135.

[42] Lutz Musner, „Historical Memories/Historische Gedächtnisse: Ein Symposium des IFK, Internationales Forschungszentrum Kulturwissenschaften," 26. Februar 2003 <http:// www.ifk.ac.at/archive.php>.

[43] Aleida Assmann, *Erinnerungsräume*, 134.

[44] Paul Ricœur, *Das Rätsel der Vergangenheit. Erinnern – Vergessen – Verzeihen*, 2. Aufl. (Göttingen: Wallstein Verlag, 2000) 74.

[45] Aleida Assmann, *Erinnerungsräume*, 134.

[46] Assmann 140.

[47] „Auf kollektiver Ebene enthält das Speichergedächtnis das unbrauchbar, obsolet und fremd gewordene, das neutrale, identitäts-abstrakte Sachwissen, aber auch das Repertoire verpasster Möglichkeiten, alternativer Optionen und ungenutzter Chancen. Beim Funktionsgedächtnis dagegen handelt es sich um ein angeeignetes Gedächtnis, das auch einem Prozess der Auswahl, der Verknüpfung, der Sinnkonstitution – oder, mit Halbwachs zu sprechen: der Rahmenbildung – hervorgeht. Die strukturlosen, unzusammenhängenden Elemente treten ins Funktionsgedächtnis als komponiert, konstruiert, verbunden ein. Aus diesem konstruktiven Akt geht Sinn hervor, eine Qualität, die dem Speichergedächtnis grundsätzlich abgeht" (Aleida Assmann, *Erinnerungsräume*, 136-137).

[48] „Einleitungsreferat von Dr. Helen B. Junz an der Pressekonferenz vom 29. November 2001," *Pressemitteilungen der UEK*, 2. Januar 2002 <http://www.uek.ch/de/>. Vgl. dazu: Andreas Tschopp, „Totgeschwiegene Fragen gestellt," *Aargauer Zeitung* 30. November 2001: 3.

[49] Aleida Assmann, *Erinnerungsräume*, 138.

[50] Assmann 138ff.

[51] James W. Pennebaker und Becky L. Banasik, „On the Creation and Maintenance of Collective Memories: History as Social Psychology," *Collective Memory of Political Events*, 5.

[52] "Erinnerung ist Deutung der Vergangenheit. Jede Vergangenheit ist aber zugleich eine Konstruktion von Gegenwart. Das Gedächtnis ist daher kein statischer Aufbewahrungsort, sondern eine dynamische Konstruktionsarbeit. Es ist weniger als Speicher oder Archiv zu denken, als vielmehr in seiner Funktion im Kontext eines sozialen gesellschaftlichen Rahmens" (Nicolas Berg, Jess Jochimsen und Bernd Stiegler, Hrsg., *Shoah, Formen der Erinnerung. Geschichte, Philosophie, Literatur Kunst* (München: Wilhelm Fink Verlag, 1996) 9). Vgl. dazu: Edgar Wolfrum, „Geschichtspolitik in der Bundesrepublik Deutschland 1949-1989. Phasen und Kontroversen," *Aus Politik und Zeitgeschichte* B45 (1998).

[53] Jost, Hans Ulrich. „Die drei Geschichten der Schweiz," *Wochenzeitung* 4. Juli 1997: 8. Vgl. dazu auch: „Es ist seit langem bekannt, dass Geschichte und Erinnerungsfeiern nicht selten dazu dienen,

Herrschaftsansprüche zu legitimieren und politische Propaganda aufzumöbeln" (Hans Ulrich Jost, „Patriotisches Halali ist unüberhörbar," *Bund* 12. Juni 1995: 11).

[54] Cary Nelson, *Repression And Recovery: Modern American Poetry and the Politics of Cultural Memory, 1910-1945* (Madison: University of Wisconsin Press,1989) / Jonathan Boyarin, *Storm From Paradise: The Politics of Jewish Memory* (Minneapolis : University of Minnesota Press,1992) / Martha K Norkunas, *The Politics of Public Memory* (Albany: State University of New York Press, 1993) / George W. Egerton, *Political Memoir: Essays on the Politics of Memory* (London, England: F. Cass, 1994) / Raul Hilberg, *The Politics of Memory: The Journey of a Holocaust Historian* (Chicago: Ivan R. Dee,1996) / Jane Kramer, *The Politics of Memory: Looking for Germany in the New Germany* (New York : Random House, 1996) / Adrian Del Caro und Janet Ward, *German Studies in the Post-Holocaust Age: The Politics of Memory, Identity, and Ethnicity* (Boulder: University Press of Colorado,2000).

[55] Die Frage stellt sich, wie sinnvoll eine solch hermetische Abtrennung ist angesichts der Tatsache, dass die Konzepte in vielen Fällen beliebig ausgetauscht werden.

[56] Peter Reichel, *Politik mit der Erinnerung. Gedächtnisorte im Streit um die Nationalsozialistische Vergangenheit* (München: Hanser, 1995).

[57] „Das Thema dieses Buches liegt also im Schnittpunkt verschiedener Betrachtungsweisen - einer zeitgeschichtlich-politologischen, einer geschichtspolitischen und einer kunstgeschichtlichen" (Reichel 11).

[58] Edgar Wolfrum, *Geschichtspolitik in der Bundesrepublik Deutschland. Der Weg zur bundesrepublikanischen Erinnerung 1948-1990* (Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1999).

[59] Wolfrum 32.

[60] Wolfrum 4.

[61] Norbert Frei, *Vergangenheitspolitik. Die Anfänge der Bundesrepublik und die NS-Vergangenheit* (München: CH. Beck,1996).

[62] Jens Kroh, „Vom Gedächtnis zur Geschichtspolitik," 20 Mai 2003 <http://www.uni-giessen.de/erinnerungskulturen/index.htm>.

[63] David Gross, *Lost Time*, 78.

[64] „The reason societies have sought to ensure that whole populations remember and internalize certain things is that memory can be very effective as a social cement. Wherever it is present as a binding force, there one can also expect to find cohesion, consensus, and solidarity. In fact, so important have these three qualities been as values over the centuries that it is not surprising to see how regularly societies have made it a point to foster what they take to be the right kinds of memories, and therefore the right kinds of collective sentiments, among their members" (Gross 78).

[65] „A critical initial step in understanding both individual and collective memories, then, is that the long-term impact of events themselves help to determine the memories. Studies on individual memories, for example, demonstrate that people tend not to recall common events or objects that have no personal impact or adaptive importance . . . By the same token, a war may give the impression of changing the course of history at the time. However, if no institutional and/or personal effects are apparent once the war is over, there will be very few collective memories. Citing the powerful social memory of the execution of Louis XVI in France in 1893, Connerton (1990) demonstrated that previous murders of French kings were ultimately unimportant because the basic dynastic succession remained. With the French revolution and the death of Louis XVI, however, the basic structure of government changed forever" (James W. Pennebaker und Becky L. Banasik, *On the Creation and Maintenance of Collective Memories: History as Social Psychology*, 5).

[66] Pennebaker und Banasik 5.

[67] „Im hinteren Teil des Hauptberichtes werden die Akteure nicht mehr mit gleicher Sorgfalt gezeichnet, unbelegte Wertungen fließen ein. Für die Haltung des Schweizerischen Israelitischen Gemeindebundes (SIG) zur offiziellen Flüchtlingspolitik stehen die zitierten Quellen und die gezogenen Folgerungen sogar in direktem Widerspruch, so dass sich der Verdacht aufdrängt, hier werde politisch statt historisch argumentiert" (Christian Mensch, „Flüchtlingsbericht: Spielraum des Einzelnen," *Die Weltwoche* 16. Dezember 1999: 19).

[68] Jörn Rüsen, „Einleitung," *Geschichtsbewusstsein. Psychologische Grundlagen, Entwicklungskonzepte, empirische Befunde*, Hrg. Jörn Rüsen (Köln: Böhlau, 2001) 7.

[69] James E. Young, *Formen des Erinnerns. Gedenkstätten des Holocaust* (Wien: Passagen Verlag, 1997) 20.

[70] Micha Brumlik, „Gedenken in Deutschland," *Generation und Gedächtnis*, 116.

[71] Kristin Platt und Mihran Dabag, „Einleitung," *Generation und Gedächtnis*, 11.

[72] „Eine Generation von Zeitzeugen der schwersten Verbrechen und Katastrophen in den Annalen der Menschheitsgeschichte beginnt nun auszusterben. 40 Jahre markieren eine Epochenschwelle in der kollektiven Erinnerung: wenn die lebendige Erinnerung vom Untergang bedroht und die Formen kultureller Erinnerung zum Problem werden" (Jan Assmann, *Das kulturelle Gedächtnis: Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen*, 11). / „Mit dem Tod der letzten Zeugen totalitärer Gewaltherrschaft geht notwendigerweise eine Umcodierung des kulturellen Gedächtnisses einher" (Günter Butzer, *Fehlende Trauer. Verfahren epischen Erinnerns in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur* (München: Wilhelm Fink Verlag, 1998) 46).

[73] W.G. Sebald, *Luftkrieg und Literatur* (München: Carl Hanser, 1999).

[74] Peter Matussek, „Erinnerung und Gedächtnis," *Orientierung Kulturwissenschaft. Was sie kann, was sie will*, Hrsg. Hartmut Böhme, Peter Matussek und Lothar Müller (Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 2000) 152.

[75] Lutz Niethammer, Hrsg., „Die Jahre weiß man nicht, wo man die heute hinsetzen soll," *Faschismuserfahrungen im Ruhrgebiet* (Berlin/Bonn: J.H.W. Dietz Nachf., 1983) / Alexander von Plato, „Der Verlierer geht nicht leer aus," *Betriebsräte geben zu Protokoll* (Berlin/Bonn: J.H.W. Dietz Nachf., 1984) / Lutz Niethammer und Alexander von Plato, Hrsg., „Wir kriegen jetzt andere Zeiten," *Auf der Suche nach der Erfahrung des Volkes in nachfaschistischen Ländern* (Berlin/Bonn: J.H.W. Dietz Nachf., 1985).

[76] Pierre Nora, *Erinnerungsarbeit*, 18.

[77] Nora 18.

[78] Maurice Halbwachs, *Das kollektive Gedächtnis* (Frankfurt a.M.: Fischer, 1985) 66.

[79] Vgl. Jan Assmann, „Vorwort," *Das kulturelle Gedächtnis*, 11.

[80] Daniel Ganzfried, *Der Absender* (Zürich: Rotpunktverlag, 1995).

[81] Peter Matussek, „Erinnerung und Gedächtnis," *Orientierung Kulturwissenschaft*, 148.

[82] Matussek 162.

[83] Pierre Nora, „Erinnerungsarbeit," 18.

[84] Günter Butzer, *Fehlende Trauer*, 40.

[85] Butzer 37.

III Erinnerungskultur in der Nachkriegsschweiz

1. „History is too important to leave it to the historians"

Zwischen der historischen Forschung und der gelebten Erinnerung an die Vergangenheit besteht in der Schweiz offenbar ein besonders ausgeprägtes Spannungsverhältnis, wenn nicht gar ein Gegensatz.
Jakob Tanner (1998)[1]

Die Dokumente sind tot, und später können nur die Fragen der Nachgeborenen sie wieder mit Leben erfüllen.
Paul Ricœur (1998)[2]

Die Binsenwahrheit „history is too important to leave it to the historians" wird von den Deutschschweizer Erinnerungsdiskursen bestätigt; Politiker, Historiker und Kulturschaffende fühlen sich für die Darstellung und Korrektur von Geschichtsbildern zuständig, wobei Georg Kreis zwischen „gesellschaftlichen und akademischen Debatten zum Zweiten Weltkrieg"[3] unterscheidet. Sie verliefen—von vereinzelten Berührungspunkten abgesehen—parallel. Vor allem Politiker—rechter wie auch linker Parteien—nehmen die Deutungshoheit über die Vergangenheit für sich in Anspruch und möchten sich als Sachverständige profilieren, insbesondere dann, wenn es in einer Debatte um Fragen der nationalen Identität oder des „Nationalcharakters" geht. In Versatzstücken aufbereitet kommt die Nationalgeschichte als schlagkräftiges Argument zum Einsatz, um eine politische Meinung oder Haltung zu bekräftigen. Am Beispiel der politischen Rhetorik Christoph Blochers soll in diesem Kapitel beispielhaft gezeigt werden, wie historische Parallelen und Vergleiche für außen- und innenpolitische Zwecke eingespannt werden. Blocher beschwört nicht nur vergangene Bilder und Taten aus der Zeit des Zweiten Weltkrieges herauf, sondern reproduziert auch Muster aus dem Sprachfundus des Nationalsozialismus.

Diese Erscheinung ist keine Anomalität der Deutschschweizer Erinnerungsdiskurse, sondern ein zeitgeschichtliches Phänomen. Europäische Politiker zeigen sich im Umgang mit der Sprache und ihrer historischen Belastung oft unsensibel und betriebsblind: Im Mai 2001 warnte ein britischer Abgeordneter vor Gerhard Schröders Vorschlägen für die EU-Regierung und verglich sie mit einem „blueprint for the Third Reich". Dem fügte er hinzu: „We may not have studied Hitler's *Mein Kampf* in time but, by heaven, there is no excuse for us not studying the Schroeder plan now." [4] Sprachliche Verfehlungen und Fehlpässe sind auch bei *jenen* politischen Akteuren zu finden, die doch eigentlich vorbelastet sind und wissen müssten, dass die deutsche Tätersprache selbst über fünfzig Jahre nach Kriegsende nie wirklich unverfänglich ist. „Und was die Juden anging, hatten sie sich nicht in der Vergangenheit doch eine Rolle angemasst, die ihnen nicht zukam? Hatten sie es nicht vielleicht sogar verdient, in ihre Schranken gewiesen zu werden"[5], fragte sich 1988 der damalige Bundestagspräsident Philipp Jenninger anlässlich seiner Gedenkrede zu den anti-jüdischen Pogromen von 1938 im Bundestag. Seine Rede (er zitierte u.a. SS-Führer Heinrich Himmler) verursachte solch einen Skandal, dass Jenninger keine andere Wahl blieb, als zurückzutreten. Im September 2002 ließ die deutsche Justizministerin Herta Däubler-Gmelin die politischen Strategien der Bushregierung an jene der Nationalsozialisten erinnern („Bush will von seinen innenpolitischen Schwierigkeiten ablenken. Das ist eine beliebte Methode. Das hat auch Hitler schon gemacht.")[6] In einer Debatte zum Thema Vermögenssteuer Ende 2002 hatte der hessische CDU-Ministerpräsidenten Roland Koch einem Gewerkschaftspräsidenten vorgehalten, dass dieser Reichtum stigmatisiere, was nichts anderes als „eine neue Form von Stern an der Brust" sei.[7] Der vorläufig letzte Eklat unter politischen Akteuren ereignete sich im Sommer 2003. Der italienische Minister- und EU-Ratspräsident Silvio Berlusconi, der auf die verbalen Angriffe es deutschen Abgeordneten Martin Schulz im Europa-Parlament mit folgenden Worten reagierte: „Herr Schulz, ich weiß, dass in Italien ein

Filmproduzent gerade einen Film schneidet über Konzentrationslager der Nazis: ich werde Sie für die Rolle des Kapo vorschlagen. Sie sind perfekt!“ [8]

Vereinzelte Historiker heißen Vergleiche solcher Art mit Einschränkungen durchaus gut. Ernst Nolte, der die Praxis des historischen Vergleichs nach seiner Römerbergrede im Historikerstreit zum ersten Mal diskursfähig machte,[9] behauptete unlängst in Rom, dass der einzige Unterschied zwischen dem „ideokratischen“ Israel und Nazi-Deutschland Auschwitz sei.[10]

Für die Historikerin Ute Frevert sind geschichtliche Parallelen solcher Art jedoch Zeichen einer verharmlosenden Politik; sie fordert ihre Kollegen auf, in der Öffentlichkeit zu wirken und „Aufklärungsarbeit zu leisten“.[11] Doch herrscht gerade unter Schweizer Historikern geteilte Meinung darüber, ob gesellschaftliches Engagement zu ihren Aufgabenbereichen gehört. Jakob Tanner, einer der progressivsten und liberalsten unter ihnen, erklärt, dass er für die Öffentlichkeitsarbeit nicht zuständig sei.[12] In der Weigerung, ihre Forschungsergebnisse in nicht-wissenschaftlichen Publikationen zu veröffentlichen, mag vielleicht ein wichtiger Grund dafür liegen, weshalb Historiker in den Erinnerungsdebatten untervertreten waren und zur Schweizer Vergangenheitsaufarbeitung wenig beigetragen haben. So waren zwar Konferenzen wie *Erinnern und Vergessen*, welche die Universität Freiburg und die Schweizerische Gesellschaft für Geschichte im März 2003 organisierten, auch für ein historisch nicht geschultes Publikum offen, doch bemühten sich die Moderatoren kaum, die Zuhörerschaft in die Diskussionen miteinzubeziehen.[13]

Wer mitverfolgen konnte, wie heftig die Gedächtnisdiskurse 1996 aufbrachen, musste zur Überzeugung kommen, dass sich die Schweiz mit der Vergangenheitsaufarbeitung schwerer tat als Deutschland. Im Gegensatz zur Bundesrepublik, die sich in der Nachkriegszeit in der „Pflichtübung eines Straftäters auf Bewährung“ (Martin Walser)[14] übte, hatte man sich

schließlich in der Schweiz nichts zu schulden kommen lassen—es bestand weder ein Täter- noch ein Kollaborateurgedächtnis. „In der Schweiz hatte die Ergründung der Vergangenheit ja nie jene Rolle gespielt, dass man ihrer hätte überdrüssig werden können."[15] Es gab keine verborgene Vergangenheit zu ergründen. Man war intakt geblieben, der Zivilisationsbruch fand anderswo statt, somit blieb auch die Erinnerung unversehrt. Bis in die frühen 90er Jahre hatte man den Diskurs der Unversehrtheit im *Sonderfall*-Erklärungsmuster kultiviert.[16] Darunter verstand man die Tatsache, dass die Schweiz verschont blieb, während der Großteil Kontinentaleuropas im Zweiten Weltkrieg unter deutscher Besetzung stand. Wie in diesem Kapitel gezeigt werden soll, wurde der Befund der Unversehrtheit im Diskurs der ‚Geistigen Landesverteidigung' verhärtet. Wer die Schweiz angriff, gegen sie Stellung bezog, konnte ihr gefährlich werden. Diese Doktrin wurde in den 30er Jahren im Rahmen einer ideologischen Kulturabschottung gegenüber dem Dritten Reich ins Leben gerufen und bewirkte, dass die alten Heldenlegenden revitalisiert wurden. „Die Geistige Landesverteidigung der Kriegsjahre fand [im Kalten Krieg] eine Wiederbelebung, die vermutlich weit nachhaltiger wirkte als die Vorläuferin. Die Schlagseite fiel nun ganz auf die konservative Seite; die Abwehr des Kommunismus und von allem, was danach aussah, stand im Vordergrund, während Geistige Landesverteidigung ursprünglich durchaus soziale Gerechtigkeit mitgemeint hatte" (Mario König).[17]

Dieser Sachverhalt ist wichtig, denn ohne ihn ist es schwer zu verstehen, weshalb Schriftsteller und Intellektuelle, die sich bewusst oder unbewusst „als Gewissenswarte der Nation"[18] deklarierten und an der Schweizer Sonderfall-Ideologie Geschichtskritik übten, in vielen Fällen so heftig angegriffen wurden.

Die Wahl des Begriffes ‚Sonderfall' ist unglücklich gewählt, erinnert er doch an einen anderen Deutungsbegriff—Sonderweg—mit dem er kategorisch nicht zu vereinbaren ist. Der deutsche Sonderweg mündete in die Katastrophe und verhinderte die Gründung eines deutschen Nationalstaates bis 1990. Westdeutschland war „in einer Rhetorik der Leugnung deutscher

Sonderwege", wie Peter Slotderdijk schreibt, „groß geworden".[19] Dem gegenüber funktionierte die Schweizer Sonderfall-Theorie als ideologischer Kitt, der das Zusammengehörigkeitsgefühl in der Nachkriegsgesellschaft stärkte und die Sonderbehandlung, welche die Schweiz für sich beanspruchte, legitimierte.[20] Edgar Bonjour, der Doyen der Schweizer Geschichtsschreibung, sprach noch 1989 vom Wunder der Verschonung: „Andere kleine neutrale Länder wie Holland, Belgien, Norwegen besaßen auch eine Armee, waren auch von Selbständigkeitswillen und Wehrgeist beseelt, und sie wurden dennoch in den Kriegswirbel hineingerissen."[21] Die Schweiz betrachtet sich seit dem Mittelalter als Schicksalsgemeinschaft, die sich in verschiedensten Symbolen repräsentiert: im ‚Igel'[22], der Widerstandsinsel, der uneinnehmbaren Alpenfestung, der sicheren Brandung im tosenden Meer. „Die Schweiz gleicht einem Organismus, der sich alle möglichen Krankheiten erspart hat und sich vor Ansteckung schützte, im schönen Zeichen der Neutralität."[23]

Man zeigte sich dankbar für das Wunder und fand darin die Bestätigung, dass es richtig war, an den alten bewährten Freiheitsmythen, die den Tyrannenkampf zelebrierten, festzuhalten.[24] Die Sonderfall-Ideologie war ein wichtiger Grund, weshalb die Schweiz für den Erinnerungsboom, der Mitte der 80er Jahre in Westdeutschland eingesetzt hatte, unempfänglich war und weshalb sich das Abseitsstehen der Schweiz in der internationalen Staatengemeinschaft so lange rechtfertigen ließ. War doch die Schweiz bis 2002 das einzige Land, nebst Taiwan und dem Vatikan, dass kein Mitglied der Vereinten Nationen war (1986 wurde der Beitritt abgelehnt; erst am 3. März 2002 befürworteten Volk und Kantone eine UNO-Mitgliedschaft).

Die Frage bleibt, ob Zufall oder Willkür dafür verantwortlich waren, dass der Schweizer *Sonderfall* gleichzeitig mit dem deutschen *Sonderweg* seit Anfang der 90er Jahre als historische Erklärungsmodelle ausgedient haben.[25] Doch vielleicht sieht sich die Schweiz ja doch noch ein klein wenig als Sonderfall? Denn obwohl das Land im Herzen Europas liegt und im Zuge der Globalisierung wirtschaftlich ein ‚postnationaler Staat'[26] geworden ist, möchte es dem

Europäertum und dem umlängst von Intellektuellen verkündeten Euro-Nationalismus fernbleiben.[27] Dafür übt man sich in der Schweiz lieber im eigenen „Neo-Patriotismus“ , der, wie Peter Kamber kommentiert, „zum ersten Mal in der Geschichte des Landes, geschichtslos ist und sich fast nur um das wie zu einem Werbelogo eingesetzten Schweizer Kreuz, die Nationalflagge dreht.“ [28]

Die letzte „Ja zu Europa“ Initiative wurde 2001 einstimmig von allen Schweizer Kantonen verworfen (nur 26 Gemeinden—alle im französischsprechenden Landesteil—von insgesamt 3000 stimmten mit ja)[29]. Ein Schweizer EU-Beitritt bleibt weiterhin ein Wunschtraum für Träumer und Utopisten. „Der rechte Schweizer hält von Utopien jedoch wenig, ist bei Max Frisch nachzulesen. Die Schweizergeschichte, so wie sie gelehrt wird, hat ihm noch immer recht gegeben.“[30]

2. Landschaften der Erinnerung

Forgetting and silencing in certain circumstances is a method of peacekeeping.
Jörg Friedrich (2003)[31]

Ein Gespenst geht um in der Schweiz, das Gespenst der Vergangenheit. Es findet keinen Frieden, bedrängt die Seele und das Gewissen der Menschen. Aber die Menschen möchten ihre Ruhe haben.
Guido Koller (1998) [32]

Je nachdem, ob in einer Kultur „Nachahmung und Bewahrung“ oder „Auslegung und Erinnerung“ vorrangig sind, unterscheidet Jan Assmann zwei Typen von Erinnerungskulturen: die „kanonische“ und die „postkanonische“.[33] Gemäß dieser Definition, wäre die Schweiz

beispielhaft für eine kanonische Kultur. Geht es in den Schweizer Vergangenheitspraktiken doch vorab darum, Alteingesessenes zu bewahren und in Ritualen zu verfestigen.

In der kulturellen Erinnerung der Schweiz steht der Zweite Weltkrieg nicht für die überindividuelle Erfahrung des kollektiven Verlustes. Man hat den Krieg nicht am eigenen Leib erfahren, man hat ihn höchstens mitverfolgt. 1945 markierte in der Schweiz, anders als im anderen Europa keine Zäsur, keinen Bruch, keine Stunde Null. 1945 war lediglich die Bestätigung, dass die Kontinuität nicht gebrochen und alles immer noch war wie zuvor: Helvetien blieb vom Krieg verschont. Die Kontinuität wurde in vielen Belangen gepflegt, vor allem wenn die Ursprünge historisch belegt waren. Hier ein paar Beispiele: Während die Mehrheit der europäischen Staaten 1945 eine neue Verfassung erhielt, blieb die Schweiz ihrer—1874 angenommenen und teilrevidierten—Bundesverfassung treu.[34] Wenn immer der Bundesrat die Kantonsregierungen begrüßte, eröffnete er seine Rede mit einem Gruß, der aus dem 12. Jahrhundert stammt: „Getreue, liebe Eidgenossen". Bis 1998 wurden keine Bestrebungen gemacht, die unzeitgemäße Anrede abzuschaffen.[35] Die Schweiz, die sich als „die älteste Demokratie der Welt" rühmt, lässt außer acht, dass es bis zur Einführung des Stimm- und Wahlrechtes für Frauen auf nationaler Ebene 1971 die „älteste Männerdemokratie" heißen sollte[36] – in Europa ist die Schweiz das letzte Land, das seinen weiblichen Bürgerinnen dieses Recht einräumt. In Appenzell-Außerrhoden dauerte es noch weitere zwanzig Jahre, bis Frauen in kantonalen Anliegen auf der Landsgemeinde abstimmen konnten. Dem liegt die Verbindung von Wehrpflicht und Stimmrecht zugrunde, denn nur wer das Land im Ernstfall verteidigt, hat das Recht über sein Schicksal zu bestimmen. Symbolisch ist diese Verknüpfung dadurch versinnbildlicht, dass die wahlberechtigten Männer auf der Landsgemeinde Männer Säbel, bzw. Bajonett oder Degen, tragen und diese quasi als Stimmausweise figurieren.[37] (Die Dienstuntauglichen sind übrigens vom politischen Willensakt nicht ausgeschlossen). Dass diese archaisch anmutende Tradition mittlerweile für viele jüngere Schweizer anachronistisch

geworden ist, zeigt die Tatsache, dass die Landsgemeinden in Nidwalden 1996 und in Appenzell Außerrhoden 1997 abgeschafft wurden.

Abgesehen von den privaten Anstrengungen lokaler Gruppen (z.B. jüdische Gemeinden, Waldgenossenschaften oder Vereine zur Heimatpflege)[38] gibt es wenige offizielle Mahnmale und Gedenktafeln zum Zweiten Weltkrieg auf Schweizer Boden. Auch nicht an der Grenze in Erinnerung an die abgewiesenen jüdischen Flüchtlinge, politisch Verfolgten und Schutzsuchenden—obwohl die Basler Regierung dies im Januar 2000 im Rahmen einer Wettbewerbsausschreibung ins Auge fasste.[39] Die wenigen Erinnerungsorte an die Weltkriegszeit suggerieren meist ein positives Bild der Schweiz. Unter ihnen befinden sich Soldatendenkmäler in Schwyz, Zug und Zürich, sowie seit September 2000 die zwei Gedenkstätten im Internierungslager Büren, an die sich ehemalige polnische Insassen als Stätten der Zuflucht und der Rettung erinnern: „ Büren war für mich Freiheit und Sicherheit. Wir haben uns oft durch den Stacheldraht gezwängt, um im nahen Fluss zu baden."[40] Doch nicht alle Inhaftierten sind mit positiven Erinnerungen zurück ins Heimatland gefahren. US-Sergeant Dan Culler, der über Friedrichshafen abgeschossen wurde und in der Schweiz notlandete, war im Straflager Waulwilermoos inhaftiert. Mitgefangene traktierten und schlugen ihn, ohne das die Lagerleitung eingegriffen hätte. Er hat seine Erinnerungen in Buchform festgehalten—für eine deutsche Veröffentlichung fand sich jedoch kein Verleger.[41]

Dass skandalträchtige Erinnerungsaktionen- und Monumente kaum Aussicht auf Bestand haben, zeigt der Werdegang von Schang Hutters Shoah-Plastik, welche eine in einem 1,56 Meter hohen rostenden Kubus gefangene Person darstellt. Aus Anlass des 150-Jahre-Jubiläums des Bundesstaates war die Plastik Teil des Skulpturenweges vom Grauholz in die Berner Innenstadt. Hutter ließ den Kubus als Gegenmonument in einer illegalen Aktion im März 1998 vor dem Haupteingang des Bundeshauses aufstellen—erlaubt war ein Standort drei Meter daneben vor

dem Nebenportal[42], was der Künstler jedoch ausschlug. Ein polizeiliches Strafverfahren wurde nicht eingeleitet, stattdessen fuhren knapp eine Woche später Vertreter der rechtspopulistischen *Freiheitspartei* (vormals *Autopartei*) vor und sorgten dafür, dass der „Schrottklotz“ [43] wieder entfernt wurde: „Der Alteisenhaufen muss weg. Ich hätte geradesogut mein altes Auto hinstellen können“, beklagte sich FPS-Nationalrat Walter Steinemann.[44] Basierend auf dem Parteimotto *Ruhe, Ordnung und Sicherheit* brachte man im Auftrag der Freiheitspartei die Skulptur dorthin zurück, wo sie herkam: ins Atelier „des Antipatrioten und Kultur-Bolschewiken“[45] Hutter. Laut FPS-Präsident Roland F. Borer, sei „bei der Aktion [. . .] alles legal gewesen, man habe selbst ‚das Nachtfahrverbot' beachtet“.[46] Beifall für Hutter, aber auch anonyme Todesdrohungen und Drohbriefe an die Adresse des Künstlers folgten nach.[47] Der Zürcher Stadtpräsident Josef Estermann setzte sich dafür ein, dass Hutters Stahlkubus am Paradeplatz, dem Nervenzentrum der Schweizer Finanzwirtschaft, ein temporäres Heim fand. Der Polizeivorstand Robert Neukomm hatte „im Sinne eines befristeten Gastrechts“[48] spontan die Bewilligung zur Benützung des öffentlichen Raums erteilt:

> Gestern um 17.35 Uhr wurde die Skulptur unter großem Medien- und Publikumsauflauf mit Kranhilfe abgeladen. Sie steht zwischen dem Kiosk und der Haltestelle der Tramlinie 11. Das solle die Freiheits-Partei zahlen, bemerkte ein Mann zustimmend, während ein anderer bloß wollte, dass es die Stadt nichts kostet. „Eine Provokation an diesem Ort“, sagte eine ältere Frau, „die Banken und Sprüngli werden sicher reklamieren“. Vielerorts wurden Sprayereien vorausgesagt, einzelne ahnten verletzte Fußgänger. „Wenn das Kunst ist, ist ein Kassenschrank auch Kunst“, lautete ein Kommentar, und ein anderer: „Jetzt han ich de Roscht wenigschtens gsee.“
>
> „Shoah“ inspirierte zwei alte Männer, über die Alkoholiker am Bellevue zu wettern, um dann wenig später beim Krieg zu landen. Wer führte den ersten Krieg? „Adam und Eva!“ Um 18.55 Uhr, die Skulptur stand seit einer halben Stunde, legte eine ältere Frau eine weiße Rose auf das Mahnmal.[49]

Das Shoah-Monument verweilte für drei Monate im Herzen des Zürcher Bankenviertels und wurde mit vielen weiteren Rosen bedeckt, bzw. mit Flugblättern der Freiheitspartei überklebt, welche die Skulptur in ein Mahnmal für die Opfer des Sozialismus umzudeuten versuchten.

Auch die Schweizerische Volkspartei (*SVP*) sprach sich gegen das Mahnmal aus, seine Präsenz am Paradeplatz sei Ausdruck einer „wirtschaftsfeindliche[n] Handlung".[50] Als es um die Sicherstellung eines permanenten Aufenthaltsortes ging, sprach sich die Kommission für bildende Kunst der Stadt Zürich „entschieden und einstimmig" dagegen aus, „Hutters Skulptur als Schenkung entgegenzunehmen oder anzukaufen, um sie auf einem öffentlichen Platz der Stadt Zürich aufzustellen".[51] Kritik kam auch von Seiten der *NZZ*, welche dem Bildhauer die Fähigkeit absprach, die Shoah künstlerisch bewältigen zu können.[52] Das Shoah-Mahnmal ging auf Tournee; die erste Station war Basel, wo es in unmittelbarer symbolträchtiger Nähe zum Grenzfluss Rhein aufgestellt wurde. Wie sich herausstellte, stand die Figur topographisch im Abseits, sie war, wie Hutter kritisierte „verlocht"[53] worden, eine Debatte entwickelte sich keine. Die Erinnerungsreise ging weiter nach Aarau, wo der Shoah-Kubus auf Geheiß der Kantonsregierung für drei Monate zwischen Regierungsgebäude und Kunsthaus weilte—auch hier nicht ohne organisierten Widerstand. Am offiziellen Empfangstag hielt der SVP-Landammann Ueli Siegrist eine Ansprache, in der er zur konkreten Verantwortungsübernahme aufrief, er tat dies jedoch als Privatperson, wie er unterstrich. Für die offizielle Rednerin Hélène Klemm stand die Skulptur stellvertretend für alle Verbrechen gegen die Menschlichkeit. Ein Kommentator beobachtete zu Recht, dass Klemm damit „der Shoah aber auch den Charakter einer gezielten Aufforderung zur Auseinandersetzung mit der jüngsten Schweizer Geschichte [nimmt]".[54] Für „die protestierenden Shoah-Gegner'",[55] darunter Vertreter der *Aktion Armbrust*, war das Aufstellen der Plastik gleichbedeutend mit dem Eingeständnis der Kriegsschuld. Abgesehen davon würde die Shoah-Plastik den „Landfrieden" stören. An einer friedlichen Demonstration stand auf Transparenten zu lesen, „Die Schoah-Skulptur gehört nach Auschwitz und nicht in die Schweiz".[56] Hutter-Befürworter im *Komitee Shoah Aargau* machten darauf aufmerksam, dass die Skulptur in keinem Bezug zu den Raubgeld und Nazigold-Diskursen und den jüdischen Wiedergutmachungsforderungen stehe, man dürfe das eine nicht mit dem andern

verwechseln.[57] Damit verkannte sie aber gerade die Dynamik der Vergangenheitspolitik, welche die Geschichte in kulturpolitische Fragen einbettet. Hutters Shoah-Debatte steht beispielhaft dafür, wie Erinnerungsformen nicht von der Geschichtspolitik zu trennen sind.

Nach dem Aargauer Protestaufmarsch weigerte sich der evangelische Kirchenrat in Zug, die Skulptur vor eine Kirche zu stellen. Auch die Stadtpolitiker meldeten Bedenken an, die Shoah-Skulptur auf einem öffentlichen Platz aufzustellen: „Der Stadtrat hat Zweifel, ob eine politisch instrumentalisierte Skulptur der Vergangenheitsbewältigung dienlich ist."[58] In St. Gallen sprach sich der jüdische Verein dagegen aus, Hutters Shoah-Plastik auszustellen. Im November 1998 stand das Mahnmal vor einer Jesuitenkirche in Solothurn. Die Odyssee fand im Juni/August in Glarus ihr Ende, mit ihr verebbte auch die als „Shoah-Disput" bzw. „Polit-Wirbel" bezeichnete Debatte. Schang Hutter wanderte noch im selben Jahr nach Genua aus. Sein Gegenmonument steht bis auf weiteres auf einem leeren Betriebsareal in Langenthal—auf einem Abstellgleis.

„Die Schweiz hatte immer etwas Mühe mit ‚Monumenten', vor allem wenn sie nicht an ‚Gutes' erinnern", stellt der Historiker Sacha Zala fest.[59] Soweit zum jetzigen Zeitpunkt in Erfahrung zu bringen ist, bestehen in der Schweiz auch keine Initiativen, Gedenkorte an den Zweiten Weltkrieg zu schaffen oder zu erstellen. Die beiden Historiker Markus Kutter und André Salvisberg, die für die *Basler Zeitung* (1998-2000) in rund hundert Artikeln die Geschichte der Schweiz im 20. Jahrhundert nachverfolgten, bringen es auf den Punkt, wenn sie schreiben:

> Die Mehrzahl von Europas Nationen führte Krieg oder war in ihn verstrickt; die Schweiz besetzte die Grenzen zweimal und nannte das Aktiv-Dienst. Das heißt, dass sie im Unterschied zu den meisten europäischen Staaten im 20. Jahrhundert keine Soldatenfriedhöfe, keine Gebietsveränderungen, keine Besatzungen, keine Umstürze oder Währungszusammenbrüche erleben musste. Sie führte eine Art Normalexistenz, die für ihre unmittelbaren Nachbarn in den zwei Weltkriegen und für die osteuropäischen Staaten in der Nachkriegszeit bis zur Wende von 1989 die Konturen und den Geruch eines fast exotischen Wunschtraumes bekam. [60]

Wenn auch bereits nach Kriegsende größere und kleinere Debatten zur Schweizer Rolle im Krieg geführt wurden, zweifelten nur wenige vor 1990 an der offiziellen These von der Schweiz als ‚Sonderfall'. Obwohl Auslöser für eine historische Beschäftigung mit belastenden Schweizer Quellen der Vergangenheit in regelmäßigen Intervallen aus dem Ausland kamen—darunter *Akten zur deutschen auswärtigen Politik 1918-1945* (1953 veröffentlicht) oder *Spying for Peace* von Jon Kimche (1961)[61]—setzte sich in der öffentlichen Meinung die Überzeugung durch, dass sich die Schweizer Führungskräfte im Zweiten Weltkrieg zwecks Wahrung der politischen Eigenständigkeit zwischen Widerstand und Anpassung bewegten, ohne dass dabei die Neutralität kompromittiert wurde. Im Kielwasser dieses Erklärungsmodelles perpetuierte man den Mythos einer intakten und moralisch unfehlbaren nationalen Identität. Hermann Lübbes Erörterungen zur deutschen Nachkriegsgeschichte und seine bereits erwähnte These des „kommunikativen Beschweigens"[62] der Vergangenheit haben für die Schweiz bis 1989 durchaus ihre Gültigkeit. Obwohl es immer wieder gern postuliert wird, gab es in der Schweiz nach 1945 keinen kollektiven Gedächtnisschwund.[63] Was ihr Geschichtsbewusstsein für die jüngere Vergangenheit betrifft, versank die Nachkriegsschweiz keinesfalls in einen Dornröschenschlaf. Selbst Geschichtskonträres wurde publiziert, bloß blendete man es aus, schaute bewusst in die andere Richtung. Die vermeintliche Amnesie war ein inszeniertes Vergessen: eine vom Kollektiv eingeübte Strategie, die es dem Individuum erlaubte, das, was man wusste, nicht wahrhaben zu müssen. „Mit Begriffen wie Neutralität, Armee, Sicherheit, Réduit und Berge wurden seltsame Gedanken assoziiert. In der Regel wurden sie der kritischen öffentlichen Diskussion entzogen und als Tabus gehandelt" (Hans Ulrich Jost).[64]

So blieb das Selbst- und Weltbild der Schweiz an 1291 und an die Gemeinplätze der vaterländischen Befreiungsgeschichte und an ein altes Kriegertum gebunden.[65] Wenn auch zeitgenössische Berichterstatter, die Heldenlegenden als „hoffnungslos verstaubt"[66]

kommentieren, und „das erhabene, blattgoldgerahmte Bild von der hehren Schweizer Historie [. . .] Salzsäure abbekommen“[67] hat, ist die Schweizer Gedächtnislandschaft von zahlreichen Orten bevölkert, die den Namen alter Schweizer Kampfhelden wie Tell oder Arnold von Winkelried tragen. Die „Vergangenheitsbewahrung“ (Aleida Assmann)[68], deren Beliebtheitsgrad in Krisenzeiten steigt, ist in Straßen- und Flurnamen, Dampfschiffen, Pfadfindergruppen, Restaurants allgegenwärtig. Der Erinnerungsort aller Erinnerungsorte ist die Rütli-Wiese: Ein Über-Ort in der Schweizerischen Erinnerungslandschaft. Wer ihn schändet, trifft die Schweizergeschichte in ihrem tiefsten Kern (siehe *Hitler auf dem Rütli* von Doris Morf/Charles Lewinsky).

Das legendenhafte Wirken der Helden im Schweizer Freiheitskampf wird in memorialen Inszenierungen, wie in Schlachtjubiläen- und Gedenkfeiern, aber auch in unzähligen folkloristischen Laien-Theaterstücken in der Form patriotischer Hagiographien zelebriert.[69] Das beliebteste Theaterstück ist Schillers *Wilhelm Tell*, eine eigentliche Traditionsfestung, die wie kein zweites Drama, die Schweizer Vergangenheit und ihre legendenhafte Bundesgründung glorreich aufleben lässt, wenn nicht gar *auf-beben* lässt (bereits 1957 schrieb Dürrenmatt, dass die Schweiz „aus ihrem Nationalhelden Tell schon längst eine Reklamefigur gemacht habe“[70]). „Die Folklore hat vom Schweizerischen Gemeinschaftsleben Besitz ergriffen“, kommentierte Jean Rudolf von Salis in einem Gespräch mit Klara Obermüller.[71] Oftmals noch lernen Schweizer Schulkinder Schillers Verse im Deutschunterricht auswendig und führen *Wilhelm Tell* am Elternabend auf. Den historischen Unterbau dazu liefert der Geschichtsunterricht, sind doch „Schweizer Geschichte“ und „Heimatkunde“ eigenständige Schulfächer. Erinnerungsorte sind zwar meist landschaftlich verankert, doch vielfach kommen in den Erinnerungsritualen mythologische Figuren zum Einsatz, welche die Vergangenheit erst richtig lebendig machen.[72] Dazu gehört meist auch ein Schützenfest, an dem mit Pistolen, Karabinern oder Sturmgewehren

geschossen wird. In der Gemeinde Sattel im Kanton Schwyz gedenkt man jedes Jahr pünktlich und mit viel Aufwand dem Sieg am Morgarten:

> Der harmlose Umzug über das Gelände der Gemeinde Sattel ist ein fester Bestandteil der Feier zum Jahrestag der blutigen Schlacht am Morgarten. Am Tag vor Sankt Othmar anno 1315 haben die alten Eidgenossen hier die Imperialmacht Habsburg in den Morast gestampft. Das modernste Ritterheer Europas fand in dem engen Schlachtkessel ein viehisches Ende, das Gemetzel ist sogar im „Guinness Book of Military Blunders" verzeichnet. Fliehende erstickten in den Sümpfen des Ägerisees. „350 sättel geleert des adels" - von einem unbändigen Haufen wilder Bauern, der mehr als 1500 Habsburger umbrachte.[73]

Der Gemeindeschreiber weist jedoch von sich, „Ahnenkult" zu betreiben: „Die Schlachtfeier ist für uns ein Bestandteil unserer Kultur, den wir kritisch-realistisch würdigen möchten."[74] Dass die Umzüge zu einer Verschiebung im Realitätsempfinden führen, macht Adolf Guggenbühl, der sich in verschiedenen Veröffentlichungen als intimer Kenner der Schweizer Gesellschaft zu erkennen gab, 1956 deutlich:

> Die Hellebarden und Morgensterne, die Rüstungen und Panzerhemden, die an diesen Umzügen mitgeführt werden, sind selten echt. Sie wurden irgendeinmal für ähnliche Zwecke angefertigt und sind wahrscheinlich in unserm Land in solch ungeheurer Menge vorhanden, dass es reichen würde, um gleichzeitig jeden einzelnen Schweizer in einen alten Krieger zu verwandeln. Und trotzdem ist auch dieses Theater nicht nur Theater. Es kommt darin zum Ausdruck, welch unvorstellbare Rolle der Militärdienst und die fremden Kriegsdienste bei uns spielten. Es gibt keinen Schweizer, der nicht Ahnen hat, die auf den Schlachtfeldern von Oberitalien oder Flandern gefallen sind. Es ist auch auffallend, wie die Bauernsöhne, Maschinenschlosser und Bankangestellten, welche etwa die Uniformen der Krieger tragen, die nach Murten zogen, gar nicht verkleidet aussehen. Man möchte fast sagen, sie sehen verkleideter aus in ihren gewöhnlichen Anzügen der Gegenwart. Aber auch die alten Krieger sind nicht nur Erinnerungen an eine verflossene Größe, an die Zeit, wo die Schweiz die größte Militärmacht Europas war, sie sind gleichzeitig aktuell als Ausdruck des immer noch vorhandenen unbändigen Wehrwillens.[75]

In Nidwalden erinnert man sich an den sogenannten ‚Überfall der Franzosen', der 1789 im Zuge der Besetzung der Schweiz durch die Napoleonischen Truppen stattfand. Der Nidwaldner Ständerat Peter-Josef Schallberger spricht in diesem Zusammenhang von einem „Endkampf":

„'Das Volk von Nidwalden den Helden von 1798' haben sie auf den Gedenkstein gemeißelt. Und, etwas kleiner: ‚Für Glaube, Freiheit und Vaterland'. Das sei ein Mahnmal auch für die heutige Generation [. . .]. Es zeigt, wie wichtig die Selbstbestimmung des Schweizers ist."[76] Das Jahr „'1798' steht hier für Widerstand und Selbstbehauptung, ein Aufstand wie in Budapest oder Prag", schreibt der Journalist. Die Allweg-Schwinget und das „historische Überfallschießen auf freiem Feld" dürfen an den Gedenkfeierlichkeiten genauso wenig fehlen, wie die patriotischen Ansprachen. „Die kleine Wiese um den Gedenkstein nennt der 65jährige Schallberger, den die Nidwaldner vor kurzem als Ständerat bestätigten, einen ‚heiligen Boden', das Eingreifen der Franzosen einen ‚Völkermord'."[77]

Wie sehr die Geschichte immer auch von Politikern beschlagnahmt wird, zeigen die Jubiläumsfeierlichkeiten rund um die Schlacht bei Sempach, die in den zeitgenössischen Gedenkfeiern Arnold von Winkelried zum Freiheitsritter emporstilisieren. In den siebziger Jahren verkleidete sich ein Anhänger des rechtspopulistischen James Schwarzenbach (Nationalrat der *Nationalen Aktion gegen die Überfremdung von Volk und Heimat/ NA*) an der Sempacher Schlachtfeier als Tell und wetterte gegen die Überfremdung. Sempach zeigt aber auch, wie in dieser Geschichtsvergegenwärtigung Landschaft symbolhaft besetzt wird. Eine Wiese wird zum Schlachtfeld:

> 9.30: Begrüßung durch Stadtpräsident Andreas Frank, Sempach, anschließend Abmarsch des Festzugs vom Kirchplatz durch das Städtchen und das Luzernertor; 10.30: Einmarsch des Festzugs auf dem Schlachtfeld, Gedenkfeier auf dem Schlachtfeld, anschließend öffentlicher Umtrunk mit Imbiss bei der Schlachtkapelle Sempach; 12.10: Absenden des Sempacherschießens beim Winkelrieddenkmal. Musikalische Umrahmung durch die Brass Band MG Reiden; 12.30: Rückmarsch des Festzugs.[78]

Eigentlich entbehren diese Neuinszenierungen vergangener Schlachten und Kämpfe nicht der leisen Ironie. An diesem Umstand weist auch der Militärhistoriker Walter Schaufelberger, der die alten Eidgenossen als „streitsüchtige Totschläger, Geiselnehmer, Lösegelderpresser.

Leichenfledderer" bezeichnete.[79] Inwieweit „Tell als Symbol einer rückwärtsgewandten Ideologie"[80] zu interpretieren ist, zeigt sich auch in einem Artikel (*Der Schweizer Bürgerkrieg*), den kein anderer als Friedrich Engels verfasst hat. Engels fand in der Alten Eidgenossenschaft das beste Beispiel dafür, weshalb die Demokratie als politisches System zu diskreditieren sei:

> Es gibt zwei Gegenden in Europa, in denen sich die alte christlich-germanische Barbarei in ihrer ursprünglichsten Gestalt, beinahe bis aufs Eichelfressen, erhalten hat, Norwegen und die Hochalpen, namentlich die Urschweiz. Sowohl Norwegen wie die Urschweiz liefern noch unverfälschte Exemplare jener Menschenrasse, welche einst im Teutoburger Wald die Römer auf gut westfälisch mit Knüppeln und Dreschflegeln totschlug [. . .]. Der Kampf der Urschweizer gegen Österreich, der glorreiche Eid auf dem Rütli, der heldenmütige Schuss Tells, der ewig denkwürdige Sieg von Morgarten, alles das war der Kampf störrischer Hirten gegen den Andrang der geschichtlichen Entwicklung, der Kampf der hartnäckigen, stabilen Lokalinteressen gegen die Interessen der ganzen Nation, der Kampf der Roheit gegen die Bildung, der Barbarei gegen die Zivilisation.[81]

Die Schweiz, ein Land, dessen Außenpolitik seit der Niederlage in Marignano (1515) durch die Doktrin der Neutralität gelenkt wird, konstruiert sich eine imaginäre Welt alter Helden- und Kampfbilder. Selbst Marignano wird retrospektiv als Heldengeschichte dargestellt; symbolisch dafür stehen die Marignano-Fresken von Ferdinand Hodler, die seit 1900 die Waffenhalle des Landesmuseums Zürich schmücken.[82] „Vergangenheit" ist die Zeit des vergangenen Ruhmes, der alten heroischen Erzählungen, welche die Unabhängigkeit einleiteten und bis in die Neuzeit garantieren. So hatte, was der heute vergessene Landesverteidigungs-Ideologe und Gesellschaftsethnologe Adolf Guggenbühl in *Glücklichere Schweiz. Betrachtungen über schweizerische Lebensgestaltung* 1949 treffend formulierte, für viele Schweizer und Schweizerinnen auch noch vier Jahrzehnte später seine Gültigkeit: „Die Schweizergeschichte ist ein immerwährender Kampf gegen Gewalthaber, welche die Freiheit unterdrücken wollten."[83]

Wer die Erinnerungsfeiern als eine rein folkloristische Freizeitbetätigung disqualifiziert, dem entgeht, das sie Wesentliches zum Schweizer Geschichtsverständnis zu sagen haben. Das Bedürfnis, Heldentaten performativ wiederaufleben zu lassen, ist nicht nur Ausdruck einer

„problemvernebelnde[n] Selbstbeweihräucherung" (Jakob Tanner)[84], sondern verfolgt auch ein politisches Ziel. Und zwar eines, dem es um historische Legitimation geht. Als die Schweizer Identität im Neuen Europa brüchig zu werden drohte und die Abschottungspolitik gegenüber Europa gerechtfertigt werden musste, wurde der Rückzug auf die Gründungsgeschichte umso bedeutsamer. Die Tatsache, dass es im Mittelalter noch gar keinen Nationalstaat Schweiz gab, wurde geflissentlich übersehen. Wohl spielte es auch kaum eine Rolle. Denn die alten heroischen Geschichtsbilder erwiesen sich als dermaßen tragfähig, dass sie in die Gegenwart tradiert und, wie Guy P. Marchal und Aram Mattioli festhalten, „für die Orientierungskrise der Gegenwart reaktualisiert"[85] werden konnten. Der Geschichtsbedarf der Gegenwart erlaubte es, die historischen Bilder zweckdienlich wiederzuverwerten.[86] Die Schweiz der Nachkriegszeit war eine, wie der Historiker Jakob Tanner schrieb, „nationale Verdrängungsveranstaltung [. . .], die zur Selbstkritik unfähig geworden war".[87] Obwohl im Zweiten Weltkrieg auf Schweizer Boden—außer der ‚Anbauschlacht'[88]— keine einzige Schlacht ausgetragen wurde, applizierte man die Freiheitskämpfe nahtlos auf die Zeit des Zweiten Weltkrieges. So hält Jürg Altwegg—Schweizer und *FAZ*-Kulturkorrespondent für frankophone Länder—fest, dass die Diskurse zum Zweiten Weltkrieg die alten Schweizer Geschichtsbilder zuungunsten anderer, die ausgeblendet wurden, verstärkt haben:

> Der Diskurs von der idealen und perfekten Schweiz, der aus dem Krieg und der geistigen Landesverteidigung hervorgegangen war, hatte zu einer Mythisierung aller Werte, die mit dem Begriff des Schweizerischen in Zusammenhang gebracht werden – Freiheit, Demokratie, Toleranz, Ordnung, Disziplin – geführt.[89]

1938 machte sich Bundesrat Philipp Etter die Erkenntnis zu eigen, dass nationale Verteidigungsanstrengungen auch auf ideologischer Ebene sinnvoll waren und rief in einer Botschaft an die Bundesversammlung zu einer helvetischen Kulturpolitik auf, für die er den Begriff der „Geistigen Landesverteidigung" neu aufnahm. Was Etter darunter verstand, war eine

Rückbesinnung auf all jene kulturellen Werte („ursprünglich genährt vom Saft schweizerischer Erde und vom Salz schweizerischer Eigenart“[90]), welche das Schweizerische Nationalbewusstsein stärkten und die Schweizer Bevölkerung gegen die Ideologien des Nationalsozialismus resistent zu machen hatten. Etter wollte den drohenden Anschluss mit Hilfe einer homogenen Kulturgemeinschaft abwehren, die politische Unabhängigkeit sozusagen durch kulturelle Eigenart wahren. Aus heutiger Sicht kann behauptet werden, dass Etters Aufforderung, „unschweizerisches Gedankengut“ abzuwehren, den Antisemitismus in den Kriegsjahren geradezu nährte. Linke und rechte Parteien—mit Ausnahme der Frontisten und einer kommunistischen Gruppierung—wie auch kulturelle Institutionen (u.a. der Schweizerische Schriftstellerverein) füllten die Geistige Landesverteidigung nach eigenem Ermessen mit politischen und kulturellen Inhalten. Sein Grund zur Besorgnis war durchaus gerechtfertigt. Immer wieder stellten sich Schweizer Intellektuelle im 19. Jahrhundert und zu Beginn des 20. Jahrhunderts die Frage, ob ihr Heimatland überhaupt als Nation bezeichnet werden konnte und ob eine deutsche Integration nicht sinnvoller sei.[91] Einer der Berühmtesten unter ihnen, Gottfried Keller, sehnte sich 1872 nach einem vereinten demokratischen Deutschland und konzipierte die Schweiz als Teil davon: „Sobald das Deutsche Reich wieder Raum für demokratische Staatsgebilde hat, gehören seine Grenzpfähle auf den Gotthard.“[92] Ausgerechnet Adolf Guggenbühl, der als Redaktor und Schriftsteller in der Nachkriegszeit scharfsinnige Gesellschaftsbeobachtungen anstellte, machte sich als Kämpfer für die Geistigen Landesverteidigung einen Namen. So schrieb er in *Der Kampf um die schweizerische Eigenart* (1939):

> Wir wollen uns immer klar darüber sein, was wir der großen deutschen Nation zu verdanken haben. Wie in der Vergangenheit, so muss uns das deutsche Geistesleben auch in der Gegenwart und in der Zukunft befruchten. Aber wir wollen achtgeben, dass die Erzeugnisse der deutschen Kultur nicht das trojanische Pferd bilden, in dessen Bauch Gedanken in unser Land eindringen, welche uns zum Verhängnis werden können. Es ist durchaus nicht nötig, deswegen „deutschfeindlich“ zu werden: wir wollen auch in Zukunft jedes Mannes Vaterland achten, aber das unsere (in vermehrtem Masse) lieben.

> Aus dem Gesagten ergibt sich, dass geistige Landesverteidigung nicht nur ein Schlagwort ist, sondern eine absolute Notwendigkeit für unser Land. Die geistige Landesverteidigung ist so unerlässlich wie die militärische.[93]

Was Guggenbühl und andere geistige Landesverteidiger aus heutiger Sicht problematisch macht, ist, dass sie gewissermaßen eine ähnliche Praxis wie Hitler verfolgten: Die Schaffung und Bewahrung einer ethnisch homogenen Kulturgemeinschaft. Freilich muss den Schweizer Ideologen zugute gehalten werden, dass die nicht zu jenen menschenverachtenden Maßnahmen griffen wie die Nationalsozialisten. Was Guggenbühl propagierte, war eine restriktive Asylpolitik: „Wohl die wichtigste Abwehrmaßnahme gegen die geistige Überfremdung wäre der Kampf gegen physische Überfremdung, d.h. eine zielbewusste Niederlassungspolitik. Wir sollten unter keinen Umständen mehr Ausländer aufnehmen, als wir assimilieren können."[94] Im selben Atemzug kommt man jedoch nicht umhin, sich die Frage zu stellen, inwieweit diese Ideologie die Schweizer Politiker beeinflusste, und wie viele Menschen schlussendlich als Resultat der ‚Kulturabschottung' an der Schweizer Grenze zurückgewiesen—und damit in den sicheren Tod getrieben— wurden.

Im Landesverteidigungs-Diskurs finden sich auch die Anfänge einer verfehlten Sprachbewältigung, die, wie diese Arbeit zu zeigen hofft, bis in die Gegenwart anhält. Obwohl man sich in der Geistigen Landesverteidigung von Nazideutschland abzugrenzen suchte, bekräftigte man im Gebrauch eines nationalsozialistischen Wortschatzes ausgerechnet jene Werte, von denen man sich distanzieren wollte.[95] Dass sogar Schweizer Germanistikprofessoren nicht vor Nazivokabular zurückscheuten, macht u.a. der Fall Robert Faesi deutlich, der 1939 festhielt, dass die Schweiz keine „Blut und Boden"–Ideologie zu verkünden habe, weil „solche Mächte [. . .] die tatsächlichen und selbstverständlichen Grundlagen der [Schweizer] Kultur"[96] seien. In dieser Aussage schwingt ein nicht unbedeutendes Quantum Überlegenheit und

Arroganz mit, denn schließlich ist man doch laut Faesi ein älterer und gefestigter Staatenbund als der Nachbar Deutschland.

Die Besinnung auf alles, was typisch Schweizerisch war, führte geradlinig zurück in die Alte Eidgenossenschaft. „Der „Landigeist" (das in den Landesausstellungen kultivierte Schweizer Selbstverständnis) nährte sich aus den alten bewährten Geschichtsbildern, die für die Belange und Bedürfnisse der Tagespolitik neu beansprucht wurden. So war das bereits erwähnte Morgarten-Erinnerungsritual vor 1940 eine besinnliche Gedenkfeier, die unter dem Begriff „Schlachtjahrzeit" im kleinen, kirchlichen Rahmen abgehalten wurde. 1940 markierte den Beginn einer eigentlichen Revitalisierung dieses Erinnerungstages. Morgarten entpuppte sich zu einem groß angelegten Schlachtjubiläum inklusive Festumzug, an dem Mitglieder der Regierung und der damalige Oberbefehlshaber der Schweizer Kriegsarmee General Guisan mitmarschierten.[97]

Der Ideologie der geistigen Landesverteidigung blieb in den Nachkriegsjahren nicht ohne Wirkung. Wie *Sommerwende* von Urs Faes deutlich macht, war der virulente Überfremdungsdiskurs die logische Fortsetzung der restriktiven Asylpolitik-Rhetorik der Weltkriegszeit.[98] Zusätzlich bewirkte die Angst, bzw. Angstmacherei vor der ‚roten Gefahr' in der Zeit des Kalten Krieges ein neues Trauma der Bedrohung. Dies wiederum verlangte nach einem Kulturkampf besonderer Art—einer, der im Dienste des Antikommunismus stand. Wer Schweizkritik anmeldete, wurde verdächtigt, dem Schweizer Abwehrwillen zu schaden und musste sich den Vorwurf gefallen lassen, ein kommunistischer Nestbeschmutzer zu sein:

> Wer nur halbwegs kritische Fragen ans schweizerische Selbstverständnis stellte, galt in den 50er und 60er Jahren als Landesverräter. Ebenso erging es Mitgliedern der Friedensbewegung und Atomkraftwerk-Gegnern. Doch auch wer über Frauenstimmrecht, Umweltschutz, soziale Fragen oder Entwicklungspolitik reden wollte, hatte in den Augen militanter Antikommunisten nichts anderes im Sinn, als die Schweiz zu schwächen und der Sowjetunion in die Hände zu spielen.[99]

Der Journalist Patrick Feuz mag seinen Befund überspitzt formulieren, doch trifft sein Kommentar durchaus das damalige Mentalitätsklima, das in bürgerlich-konservativen Kreisen eine große Zahl von Befürwortern hatte. Die Historiographie der 70er Jahre entwickelte für diese Geisteshaltung Begriffe wie ‚helvetischer Totalitarismus' und ‚demokratischer Totalitarismus'.[100] Forschungsarbeiten zur Mentalitätsgeschichte der Schweiz beleuchten, dass in der Zeit des Kalten Krieges die Leitbilder der Geistigen Landesverteidigung als Garanten für die nationale Identität und die Erinnerungspflege verstanden wurden. Insbesondere in den 50er und 60er Jahren wurde Nonkonformismus, bzw. eine demonstrativ verweigerte Heimatliebe oftmals mit einer Affinität für den Kommunismus gleichgesetzt.[101] Unter der Aktivdienstgeneration kam es zur Verbreitung einer reaktivierten Parole der 1943er Jahre: „Wer nicht schweigen kann, schadet der Heimat".[102] Zu Beginn der 60er Jahre wurde selbst das außereheliche Zusammenleben zweier Partner, das Konkubinat, im katholisch-konservativen *Vaterland* einer Kommune gleichgesetzt und war damit politisch verdächtig.[103]

Es scheint folgerichtig, dass nicht nur eine Schweizkritik tabu war, sondern auch eine Geschichtskritik, bzw. Geschichtsmythologie-Kritik. Wer die Schweiz im Zweiten Weltkrieg kritisierte, verunglimpfte auch den Mythos der Befreiungsgeschichte.[104] Die Ursprungslegenden sollten die „gewalttätige Genese", wie der Schriftsteller Otto Marchi schreibt, der Eidgenossenschaft glorifizieren und „mit dieser Beschwörung einer gemeinsamen heldenhaften Vergangenheit das Zusammengehörigkeitsgefühl der äußerst gegensätzlichen und oft unter sich zerstrittenen Eidgenossen zu festigen."[105] So durfte die Legende von der unversehrten Schweiz, einer sich im Freiheitskampf verselbständigten Schweiz, nicht angefochten werden. Auch nicht in der Nachkriegszeit. Denn die Aktivdienst-Veteranen wollten die Freiheitslegenden um Tell nicht angegriffen wissen, war letzterer doch als symbolische Widerstandsfigur im Zweiten Weltkrieg reaktiviert worden[106] und das Soldatentum als Maß aller Dinge auszeichnete: „Wenn

einer beim Militär nicht ankam, war er nur ein halber Mensch" (Heinrich Wiesner).[107] Der aus heutiger Sicht ideologisch suspekte Adolf Guggenbühl verweist wenige Jahre nach Kriegsende in *Glücklichere Schweiz. Betrachtungen über schweizerische Lebensgestaltung* (1949) auf die große Suggestions- und Identifikationskraft von Wilhelm Tell. Vielleicht ahnte er bereits damals, wie beharrlich sich diese Figur in den nächsten vier Jahrzehnten im Schweizer Kollektivgedächtnis behaupten würde:

> Und es ist kein Zufall, dass unser Nationalheld Wilhelm Tell ist, ein Mann, den die Freiheitssehnsucht zum Jäger und der Freiheitswille zum Tyrannenmörder gemacht hat. Man wende nicht ein, das seien alte Geschichten, und man rufe nicht aus: ‚Sag an, Helvetien, du Heldenvaterland, wie ist dein jetziges Geschlecht dem früheren verwandt?' Der Plan der bedingungslosen Verteidigung im Réduit, welche der General und der Bundesrat damals verkündeten, als unser Land 1940 ganz von den nationalsozialistischen Heeren umschlossen war, ist eine ungeheuer kühne Idee. Ein ganzes Volk schwur, auch in aussichtsloser Lage, bis zum letzten Blutstropfen weiterzukämpfen.[108]

3. „Donnergrollen am Feierabend": Geschichtsklitterung und Gedächtniskritik nach 1989

Obwohl das Schweizer Funktionsgedächtnis mit symbolträchtigen Geschichtsbildern durchsetzt ist, die jahrzehntelang im Widerspruch zu den aktuellen Forschungsergebnissen standen, wurde die angebliche Unversehrtheit der Geschichtsbilder erst 1989 von einer breiteren Öffentlichkeit in Frage gestellt. Die Infragestellung der „neuralgischen Jahre zwischen 1939 und 1945" (Jakob Tanner)[109] leitete eine Reihe von Erinnerungsfeierlichkeiten ein, welche die alten Geschichtsbilder neu heraufbeschwörten und dabei ungewollt auf kulturpolitische Fragen aufprallten. Die Diamantfeier 1989 (50jähriges Kriegsmobilmachungsjubiläum) wird ausführlicher in Kapitel V (zu Urs Faes) besprochen. An dieser Stelle soll vorerst nur erwähnt sein, dass die Festlichkeiten geschichtspolitisch instrumentalisiert wurden. Einerseits von

Politikern, die den Sonderfall-Status zelebrierten, andererseits von der Initiative *Schweiz ohne Armee*, welche die Rolle und Aufgabe der Armee hinterfragte und den Neutralitätsdiskurs demontierte: Wir waren nie neutral, weshalb brauchen wir eine Armee, um unsere Pseudo-Neutralität zu verteidigen? Dass sich im Anschluss an die Diamantfeier-Konfrontation eine Zeitenwende in der kollektiven Geschichtsauffassung abzeichnete, zeigte sich, als bei der Volksabstimmung rund fünfunddreißig Prozent für die Abschaffung der Armee stimmten (im Kanton Genf wurde die Initiative angenommen). Das Nein zur Armee hatte wenig mit einer plötzlich aufkommenden pazifistischen Grundhaltung zu tun; vielmehr war es eine kollektive Protestaktion gegen ein verklärtes Geschichtsbild. Sicherlich hat auch zur Armee-Feindlichkeit beigetragen, dass zwei Tage vor dem Abstimmungsdatum, am 24.11.1989, auf einer Pressekonferenz mitgeteilt wurde, dass die Schweizer Bundespolizei und Bundesanwaltschaft während des Kalten Krieges an die 900 000 Bürger—fast einen Sechstel der Bevölkerung—bespitzelte und die Einträge in Staatsschutzakten (*Fichen*) archivierte. Man bespitzelte nicht nur Individuen, die eine verdächtige politische Gesinnung vermuten ließen (u.a. Ostblockreisende), sondern auch Randgruppen wie z.B. Prostituierte oder Homosexuelle (seit 1977 erfasste der Kanton Bern Homosexuelle in einem ‚Schwulenregister').[110] Die Diamantfeier war der Auftakt für eine Reihe tagespolitischer Skandale, welche die Erinnerungsfeiern und Geschichtsjubiläen der 90er Jahre stören und in einigen Fällen sogar boykottieren würden.[111] 1989 signalisierte, was anderswo in Europa als Erkenntnis bereits ein Gemeinplatz geworden war: Geschichte ging Hand in Hand mit Geschichtspolitik—und mit ihr der Konflikt um die Sinnstiftung des Vergangenen.[112]

Dass die offizielle Geschichtspolitik der Schweiz 1995 einen anderen Kurs als noch sechs Jahre zuvor einschlug, wurde anlässlich einer Sondersitzung zum Gedenken an das Kriegsende deutlich. Bundespräsident Kaspar Villiger würdigte die heroische Widerstandskraft

der Schweiz, holte dann jedoch zu einer apologetischen Passage aus, die für die Schweiz einen großen Symbolwert hatte:

> Es geht um jene vielen Juden, denen durch die Zurückweisung an der Schweizer Grenze der sichere Tod wartete. War das Boot wirklich voll? Hätte der Schweiz der Untergang gedroht, wenn sie sich stärker für Verfolgte geöffnet hätte, als sie dies getan hat? Haben auch bei dieser Frage antisemitische Gefühle in unserem Land mitgespielt? Haben wir den Verfolgten und Entrechteten gegenüber immer das Menschenmögliche getan? Es steht für mich, meine Damen und Herren, außer Zweifel, dass wir gerade mit dieser Politik gegenüber den verfolgten Juden Schuld auf uns geladen haben. Die Angst vor Deutschland, die Furcht vor Überfremdung durch Massenimmigration und die Sorge um politischen Auftrieb für einen auch hierzulande existierenden Antisemitismus wogen manchmal stärker als unsere Asyltradition, als unsere humanitären Ideale [. . .]. Mit der Einführung des so genannten Judenstempels kam Deutschland einem Anliegen der Schweiz entgegen. Dieser Stempel wurde im Oktober 1938 von der Schweiz gebilligt. Wir haben damals im allzu eng verstandenen Landesinteresse eine falsche Wahl getroffen. Der Bundesrat bedauert das zutiefst, er entschuldigt sich dafür, im Wissen darum, dass solches Versagen letztlich unentschuldbar ist.[113]

Doch das Ende des Glaubens an eine intakte Vergangenheit war noch nicht ganz erreicht. Obwohl Schweizer Politiker, die für die Europaöffnung plädierten, den Geschichtsbild-Traditionalisten gegenüber schlagkräftige Gegenargumente vorbrachten,[114] bedurfte es massiver Druckmittel aus dem Ausland, um das kollektive Gedächtnis wachzurütteln: 1996 begann, was in der Schweiz am Ende des Jahrhunderts ein Donnergrollen bisher unerreichten Ausmaßes bewirken würde.[115] Auf Veranlassung des World Jewish Congress nahm der Vorsitzende des Bankenausschusses des US-Senats Alfonse D'Amato die Schweizer Banken unter Beschuss. Bald folgten ihm die amerikanischen und britischen Medien und zeigten auf, wie sich die Schweizer Banken im Zweiten Weltkrieg am unrechtmäßig erworbenem Nazigold und an den nachrichtenlosen (namenlose) Vermögen jüdischer Opfer des Nationalsozialismus bereichert hatten. Im Oktober 1996 wurden schließlich die ersten ‚class action' Klagen von Holocaust-Überlebenden gegen die Schweizer Großbanken eingereicht.[116] Als bedinge die Situation eine militärische Intervention, beschloss der Bundesrat 1996, einen Krisenstab (*Task Force* „Schweiz – Zweiter Weltkrieg") einzusetzen, um die Position und die Interessen der Schweiz im Ausland

zu erläutern, bzw. zu vertreten. Im gleichen Jahr beschlossen Bundesrat und Parlament im einseitigen Einvernehmen, die unabhängige Historikerkommission (*UEK*) damit zu beauftragen, die Schweizer Weltkriegsvergangenheit, von staatlichen Einflüssen unbeeinflusst, aufzuarbeiten (Genaueres dazu in Kapitel IV).

Die Vorwürfe aus den Vereinigten Staaten führten in der Öffentlichkeit zu einer mehrjährigen Dauerkontroverse, die in den Medien mit symbolhaft angereicherter Sprache—„Schatten des Zweiten Weltkrieges", „Schatten-Debatte" (*NZZ*-Dossier), „Die Schatten des Holocaust", „Nazi-Debatte" (*Basler Zeitung*), bzw. „Holocaust-Krise"[117] (*Blick*; *Tages-Anzeiger*)—die Gedächtnisdiskurse vor allem in den Jahren 1997/1998 beherrschte.[118] Es war ein Phänomen der kollektiven Solidarität zu beobachten: Obwohl die Banken und bereits verstorbene individuelle historische Akteure auf der Anklagebank saßen, fühlten sich die Schweizer sowohl als Einzelpersonen wie auch als Kollektiv beschuldigt, angekreidet und in ihrer Ehre verletzt. Als ob, wie die amerikanische Journalistin und Deutschland-Kennerin Jane Kramer verblüfft feststellte, die amerikanischen Juden die Absicht trugen, sie als „Volk [zu] diskreditieren, statt einfach nur für einige Menschen Gerechtigkeit [zu] verlangen".[119] Die Empörung stieg an, nachdem der *Eizenstat*-Bericht (*The Eizenstat report and related issues concerning United States and allied efforts to restore gold and other assets looted by Nazis during World War II*; Mai 1997) zum Schluss kam, dass die Schweiz als Nazi-Handelspartner den Zweiten Weltkrieg gar verlängert habe. Er wurde am geschichtsträchtigen 9. Mai in Schweizer Zeitungen kommentiert und auszugszweise in der *NZZ* in der deutschen Übersetzung abgedruckt: „Wir haben nicht die Absicht, ein Land besonders herauszugreifen, das eine gefestigte Demokratie, ein großzügiger Teilhaber an humanitären Aktionen und heute ein geschätzter Partner der Vereinigten Staaten ist. Aber die Schweiz hat eine prominente Rolle in jeder Geschichte des Schicksals des Nazigoldes und anderer Vermögenswerte während und nach

dem Zweiten Weltkrieg, weil die Schweizer die hauptsächlichen Bankiers und Finanzmakler der Nazis waren und riesige Summen von Gold und harten Devisen durch ihre Hände gingen."[120]

Diese Vorwürfe wogen umso schwerer, weil US-Unterstaatssekretär Stuart E. Eizenstat belegen konnte, dass es sich bei den Goldbarren aus dem Hause der Reichsbank nicht nur um Raubbestände handelte, sondern auch um „Opfergold" (eingeschmolzene Zahnfüllungen, Schmuck und Münzgeld, das die KZ-Schergen den Insassen entnommen haben). Die Gefahr einer Invasion hätte spätestens ab 1943 (nach der Entscheidungsschlacht in Stalingrad) nicht mehr bestanden, folglich ginge es den Schweizer Banken und Wirtschaftsunternehmen vorab darum, vom Krieg zu profitieren. Unter denen, die sich in der Schweiz gegen diese Vorwürfe am vehementesten wehrten und auf einmal seitenweise Leserbriefe schrieben, waren immer mehr Aktivdienstveteranen, die um ihr Deutungsmonopol fürchteten. Schließlich hatten sie doch fünf Jahre lang (1940-45) ihr Land im redlichen Glauben verteidigt, dass die Stärke der Schweizer Armee das Land vor einem deutschen Einmarsch bewahrt hätte. So sprach ein Leserbriefschreiber im *Bund* (27. Mai 1997) vielen Armeeveteranen aus dem Mund, als er erbost schrieb, dass „die braven Schweizer Aktivdienstler [. . .] als Handlanger der Nazis verunglimpft" werden.

Die Jahre 1996/97 werden in den Annalen der Deutschschweizer Gedächtnisgeschichte als eine Ausnahmezeit eingehen. Nicht nur überfluteten die Medien die Öffentlichkeit mit Berichten zur Rolle der Schweiz im Zweiten Weltkrieg, sondern man begann auch damit, alte Geschichtsbilder aus dem Keller des kulturellen Gedächtnisses auszugraben und sie zu hinterfragen. Dass eine Zeitenwende im Geschichtsbewusstsein eingetroffen war, ließ sich nicht zuletzt daran ablesen, dass die *Neue Zürcher Zeitung*—welche vorwiegend bürgerlich argumentierte und alte Geschichtsbilder unbeschädigt ließ—dank Haushistoriker Thomas Maissen zum Referenzorgan für die Vergangenheitsdebatten avancierte. Eine Zeit lang wurde

das *NZZ*-Archiv von Telefonaten geradezu überschwemmt, was Urs Kaiser, Archivar und Historiker, bestätigen kann:

> Die „Schatten des Zweiten Weltkriegs" haben die unterschiedlichsten Schattenrisse auf das NZZ-Archiv geworfen. Insbesondere die Zeitzeugen der schwierigen Kriegsjahre haben unsere Abteilung in vielfältigster Weise beansprucht. Das Spektrum an Erwartungen, Wünschen und Anregungen manifestierte sich in einer Breite, wie sie kaum vorstellbar ist. Sehr oft verlangten akribische Aktivdienstveteranen die vollständige NZZ-Dokumentation zur laufenden Geschichtsdebatte. Andere nahmen den Diskurs zum Anlass, in unseren alten Archivbeständen zu stöbern. „Wann berichtete die NZZ erstmals über die Gaskammern in Auschwitz" war eine brennende Frage. Wiederum andere benutzten ein Telefongespräch als Gelegenheit, um ihre persönliche Sichtweise der Vergangenheit darzulegen. Nicht immer war es ein Leichtes, ein solches Gespräch zu einem respektvollen Ende zu führen. Der vermeintlich autoritäre und ziemlich unbeholfene Hinweis des jungen Dokumentaristen, er wäre auch Historiker und wisse Bescheid über die Zeit, ließ solche einfachen Telefongespräche dann oft zu diskursiven Endlosschlaufen permutieren. Einfacher war es da schon, dem Herrn aus Zürich zu begegnen, der energisch und ultimativ von mir forderte: „Schicken Sie - aber bitte schnell - die Bombardierung von Oerlikon!" Kurzum; die „Schatten des Zweiten Weltkrieges" haben die Schweiz über die Historikerzunft hinaus - v.a. die Aktivdienstgeneration - temporär „historisiert". Das war gut so. Leider verflüchtigen sich diese Schatten nun wieder zusehends.[121]

Es wäre jedoch nicht richtig, diese Kontroverse als Generationen- oder politische Kontroverse zu bezeichnen, obwohl linke Kreise im allgemeinen den Vorwürfen offener gegenüberstanden. Die Empörung über die Vorwürfe aus Amerika wurde der Nährboden für eine „alpine Neurose" (Jane Kramer),[122] die sich in allen Alters- und Vermögensschichten verbreitete. Ein anschauliches Beispiel dafür liefert der *WoZ*-Redakteur Stefan Keller, dem nach einer Fernsehdiskussion folgendes passiert ist: „Nach einer ‚Arena'-Sendung bin ich morgens um 10 Uhr auf der Langstrasse von einem um diese Zeit schon besoffenen Mann, einem Obdachlosen, beschimpft worden, weil ich etwas gegen die Banken gesagt habe."[123]

Bald zeichnete sich jedoch ab, dass die Heimsuchungen aus der Vergangenheit nicht nur das Ansehen der Schweiz im Ausland trübten, sondern auch innenpolitisch einiges ins Rollen brachten. Wenn auch der Rechtspopulismus ein gesamteuropäisches Phänomen ist, begünstigte die Ausbreitung angeschwärzter Geschichtsbilder den Aufstieg eines rechtskonservativen

Politikers und verhalfen seiner *Schweizerischen Volkspartei* zu Wahlsiegen in den Kantonsregierungen und in der Bundesversammlung.[124] Bereits vor dem Anlaufen der großen Vergangenheitsdebatten benutzte der rechtsideologische Volkspolitiker und Nationalrat Christoph Blocher die mittlerweile von Historikern widerlegte These vom Sonderfall dazu, seine Abschottungspolitik gegenüber Europa zu bekräftigen und damit einen EU-Beitritt zu verhindern. Während eine Volksinitiative den Schweizer Beitritt zur EU forderte, verkündete er seine Geschichtsauffassung: „Die Schweiz ist ein Sonderfall, ich bin auch einer, und jeder, der etwas auf sich gibt, bezeichnet sich als Sonderfall."[125] Die von ihm gegründete ‚Aktion für eine unabhängige und neutrale Schweiz' lancierte im September 1995 eine Kundgebung gegen den Europa-Beitritt, wobei er die EU mehr oder weniger deutlich mit der einstigen Bedrohung von Seiten Nazi-Deutschlands verglich.[126] Auf Spruchbändern stand zu lesen: *Lieber frei als rot, drum steig nicht in das EU-Boot* und *Blocher ist der Beste. Blocher ist der Größte.* Eine Gegenbewegung meldete sich und verkündete „Wir wollen keine Nazischweine", was von Blocher-Befürwortern (Extremisten, von denen sich Blocher später distanzierte) mit „Sieg Heil"-Rufen und Steinen beantwortet wurde. Während die Polizei alle Hände voll zu tun hatte, beobachtete ein Reporter, wie „derweil Rechtsextreme in der Zürcher Altstadt [randalierten] und [dabei] schlugen [sie] laut einem Bericht von Radio Lora mehrere Passanten nieder".[127]

Seine medienwirksamsten Auftritte standen Blocher jedoch noch bevor. In seiner berüchtigten „Oerlikoner-Rede" vom 1. März 1997—die notabene der ehemalige jüdische *NZZ*-Inlandskorrespondent Max Frenkel redigierte[128]—warf Blocher den Juden ihre Geldgier vor („den Juden geht es nur ums Geld")[129], was Blocher eine Strafanzeige wegen Rassendiskriminierung einbrachte. In den kommenden Jahren warnte er davor, dass eine Europaöffnung für die Schweiz, ein „Anschluss", einer Selbstannullierung gleichkomme.[130] Indem er in einen beladenen Begriff wie „Anschluss" verwendete, erreichte er, das Schweizer Trauma der Bedrohung neu anzuheizen.[131] Wer Angst vor einer Überfremdungswelle hatte, bzw.

befürchtete, von Brüssel fremdgesteuert zu werden, stellte sich auf Blochers Seite, der sich als Held im Freiheitskampf gegen den Feind Europa verstand.[132] Doch auch Blochers Kontrahenten bedienten sich der Schweizer Geschichte und traten dabei ins rhetorische Fettnäpfchen. Darunter der Schriftsteller und Publizist Adolf Muschg, der, nicht erst seit er in die Schweizer Vergangenheitsdebatten eingriff, vor allem in Deutschland als der Deutschschweizer *Über*intellektuelle vom Dienst gehandelt wurde.[133]

Für Muschg war die historische Schuld, welche sich die Schweiz im Zweiten Weltkrieg aufgeladen hatte, sein bislang stichhaltigstes Argument für einen EU-Beitritt. Im September 1995 kritisierte er in einer Dankrede zur Verleihung des Internationalen Vilenica Literaturpreises erfolglos das Konzept einer geschlossenen Schweizer Nation, die „gegen Europa einig sein müsse". Sein Argument—„Doch als Nation, das ist wahr, existiert die Schweiz wirklich nicht"[134]—war für den Durchschnittschweizer nicht mehr als ein Satz voller abstrakter Worthülsen, der nicht für eine Europa-Öffnung zu erwärmen vermochte. Ein Jahr später, die Vergangenheitsdebatten liefen bereits auf Hochtouren, erkannte Muschg, dass sich mit historischer Schuld in der Schweiz einiges mehr erreichen lässt als mit einem hochgeistigen Nationalitätendiskurs. Anlass für Muschgs Eingreifen in die Vergangenheitsdebatten war eine Äußerung des scheidenden Bundespräsidenten Jean-Pascal Delamuraz im Hinblick auf die ausländischen Schuldzuweisungen: „Parfois, en entendant certains, je me demande si Auschwitz est en Suisse."[135]

Indem er ‚Auschwitz" zur Metapher für die historische Schuld der Schweiz machte, konterte Muschg in einem Artikel (unter dem Vermerk „Schuld – Sühne") im *Tages-Anzeiger*: „Der Satz, Auschwitz liege schließlich nicht in der Schweiz, bedeutet auch: die Schweiz gehört nicht zu Europa, sie nimmt nicht teil an der Zivilisation, die bei uns selbst beginnt."[136] Was Muschg damit suggerierte, war unmissverständlich: eine Schweizer Nichtbeteiligung an Europa ist die Fortsetzung einer verfehlten Politik, die im Zweiten Weltkrieg nichts von Auschwitz wissen

wollte. Wir die Schweizer waren „stille Teilhaber einer industriellen Massenvernichtung“[137] und haben daraus Profit geschlagen. Für Muschg sind die, welche heute vor Europa die Augen verschließen, nicht viel besser als jene, welche damals für die Gräueltaten in Deutschland keinerlei Mitverantwortung tragen wollten:

> Es war gewiss keine Schande, sich um jeden Preis und mit allen Mitteln draußen zu halten. Aber als wir den Preis kannten—denn er trug ein menschliches Gesicht—, hätten wir ihn beim Namen nennen müssen. Diese Menschen hatten Namen. Was wir in Kauf nahmen, um uns zu retten, war ihr Leben, und danach ihr Gold, auch dasjenige ihrer Zähne. Dafür verlangten wir unverfängliche Stempel, nachdem wir für die Träger dieser Zähne unzweideutige Kennzeichnungen im Pass verlangt hatten. Wir? [Chef der eidgenössischen Fremdenpolizeichef] Herr Rothmund. Aber als wir seine Praxis, nachdem sie bekannt war, unter Kriegsspesen abbuchten, machten wir uns zu seinesgleichen.[138]

Diese Provokation war umstritten—auch unter den Intellektuellen, die Muschg Einseitigkeit wie auch verfänglichen Reduktionismus vorwarfen und „Auschwitz“ als semantische Entgleisung kritisierten.[139] Ein „Großintellektueller“ sei er, „kostümiert als Oberlehrer mit Pfeife“, ein „Wanderprediger“, der an „Öffentlichkeits-Manie“ [140] leiden würde, die Attribute waren in ihrer Schöpfungskraft kaum noch zu übertreffen. Muschgs Auschwitz-Analogie bewegte so viele Gemüter, weil er das Symbol schlechthin für den Zivilisationsbruch in die Schweiz verpflanzte und dadurch mit dem Diskurs der Unversehrtheit brach. Am meisten regte sich jedoch Blocher über Muschg auf und qualifizierte den Schriftsteller als Landesverräter und Staatsfeind erster Güteklasse ab. Muschgs Plädoyer für eine offene Schweiz verglich Blocher mit den helvetischen Propagandablättern eines Schweizer Nazi-Überläufers. Laut Muschg ist Blocher ein Wolf im Schafspelz: „Anderswo sieht er [Blocher] aus wie Schirinowski oder Schönhuber oder Le Pen. Man sollte sich von seiner Schweizer Tracht nicht täuschen lassen.“[141] Postwendend erhält der Schriftsteller anonyme Schmähbriefe, Bombendrohungen und Pakete, die mit Fäkalien gefüllt sind.[142] Auch linke Kreise waren Muschgs ‚zivilem Ungehorsam‘ nicht wohlgesinnt und titulierten ihn als „Primadonna des Protestes“ und als „Pharisäer“.[143]

Dass Muschg so heftig attackiert wurde, darf durchaus als Erfolg gewertet werden. Denn im Gegensatz zu Frankreich oder Deutschland, wo Intellektuelle laufend intervenieren und eine Vordenkerrolle genießen—und selbst die flapsigste Provokation eines Literaten eine ganze Nation zu erschüttern vermag—ist ihr Ansehen in der Schweiz gering. Entweder nimmt man sie nicht wahr oder versucht, sie ‚unschädlich' zu machen. Einer der streitbarsten Schweizer Intellektuellen, der Genfer Soziologieprofessor und Nationalrat Jean Ziegler beschrieb es eloquent: „Die Stellung des Intellektuellen in der Schweizerischen Eidgenossenschaft ist ungefähr so solide wie jene eines Schneemannes im Monat April."[144] Ziegler, ein Ideologe des Klassenkampfes, sucht den Grund dafür in marxistischen Erklärungsformeln. Die Schweiz wird durch das Geld regiert und Letzteres sagt, wo es lang geht.[145] Denn „Kritik an den Zuständen" gilt „als kreditschädigend", erläutert Jürg Altwegg. „Seine Attraktivität bezieht ein Finanzplatz aus den stabilen politischen Verhältnissen und der politischen Neutralität. Demonstrationen, Unruhen oder gar Revolten beeinträchtigen das reibungslose Funktionieren der Transaktionen."[146] Das Kapital mag wohl ein gewichtiger Grund für die relative Wirkungslosigkeit eines Intellektuellen als Vordenker sein, doch liegen die Gründe tiefer. Für den Schriftsteller Iso Camartin liegt die Ursache darin, dass die Schweiz keine Sprachnation ist, und dass sich die Intellektuellen bestenfalls als „regional kompetent"[147] ausweisen können. Somit erreichen sie als Débatteurs nie ein nationales Publikum und vermögen auch kein breites Echo auszulösen. Sicherlich trägt auch zu ihrer relativen Nichtpräsenz bei, dass Schweizer Medien, die kritischen Stimmen einen News-Wert einräumen, lange Zeit nur in kleinen Auflagenzahlen vorhanden waren—und teils immer noch sind. Camartin bringt es auf den Punkt, wenn er in einem Interview für eine Zeitung—die selber kaum bekannt dafür ist, dass sie der Intelligenzia viel Platz einräumt—festhält, dass es in den Medien „installierte Meinungsmacher [gibt], die gar nicht interessiert sind, dass sich Romanschreiber äußern. Die Art von Alltagsintervention, die Intellektuelle in Italien oder Frankreich haben, fehlt bei uns".[148] Max

Frisch nannte die Neue Zürcher Zeitung in seinem *Tagebuch 1966-1971* eine Zeitung, „die dreimal täglich die Aufklärung verhindert“[149] (die *NZZ* erschien damals noch in einer Morgen/Mittag- und Abendausgabe).

Weil der Status der Intellektuellen in der Schweizer Gesellschaft weniger gesichert ist als in den Nachbarländern und keiner richtig weiß, welche Funktion sie eigentlich zu erfüllen haben, ist ihre Anteilnahme an historischen und kulturpolitischen Fragen oft heftiger Kritik ausgesetzt. Sie werden schlichtweg als Zumutung empfunden. Nicht nur, wie es zu erwarten ist, im Lager der bürgerlich-konservativen Politiker, sondern—überraschenderweise—auch in den Reihen der weltoffenen Literaturkritiker. So entsorgt seit Beginn der 90er Jahren der Deutschschweizer Feuilleton die heimatkritische Literatur als ausgedientes Relikt. Am liebsten würde man sie ganz abschaffen. Analog zu Deutschland, wo sich die Nachkriegsliteratur von Literaturwissenschaftlern vorwerfen lassen muss, im Gebundensein an politische und sozialkritische Themen der Kriegs- und Nachkriegszeit einem „rapiden historischen Alterungsprozess“[150] zu unterliegen, wird auch das Schweizer Schreiben als eingreifende Literatur verworfen. Beispielhaft dafür ist die Literaturkritikerin Pia Reinacher, welche nach einem Gespräch mit drei Schweizer Autoren im *Tages-Anzeiger* resümierte, dass „die klischeehafte Schweizer-Schelte [der Literaten]“ im veränderten Europa der 90er Jahre ausgedient habe. Weil sie ihrer Aufgabe als Utopisten und Visionäre nicht mehr gerecht werden könnten, hätten die Schweizer Schriftsteller ihre einstige Rolle als Vordenker eingebüßt.[151]

Die neuesten Schweizer Vergangenheitsdiskurse scheinen diesen Befund zu bestätigen. Ein wenig erschrocken stellt man fest, dass geschichtskritische Stimmen unter den Schriftstellern—mit Ausnahme von Muschg—ab Mitte der 90er Jahren im Feuilleton kaum noch auszumachen sind.[152] In der Folge ist die diskursiv verhandelte Vergangenheit wie schon so oft zuvor in der Deutschschweiz zum Tummelplatz von Politikern geworden. Diese weigern sich, von den alten Heldenbildern Abschied zu nehmen, und reaktivieren sie als Mittel zum Zweck für

Gegenwartsfragen. Geschichtsprovokateure, die gegen diese Schweizer Monumente schreiben, werden bestenfalls als Blindgänger geduldet. Der Fall Muschg illustriert, dass sich in der Schweiz mit historischer Schuld nur schwer Politik betreiben lässt. Da nützt auch nichts, dass er in einem Interview 1998 fast verzweifelt einräumte: „Was soll ich denn tun? Schweigen? Irgendöpper mues doch da emal d Schnure uuftue [den Mund auftun] zu dem, was da gelaufen ist."[153]

Doch viel zu schreiben über das, was damals in der Schweiz gelaufen ist, gibt es nach der Jahrtausendwende für Adolf Muschg nicht mehr. Er hat mittlerweile drei (unpolitische) literarische Bücher veröffentlicht und ist 2003 Präsident der Akademie der Künste in Berlin geworden. Voraussichtlich wird er sich in der Zukunft anderen Fragen zuwenden. Seit die Banken ihre monetären Schulden bezahlt haben (vorerst ein Drittel der vorgesehenen 1,25 Milliarden), ist es um den Zweiten Weltkrieg erneut still geworden[154]—man überlässt es wieder den Deutschen, die Erinnerung an ein kollektives Tätergedächtnis wachzuhalten, weiß man doch in der Schweiz, dass der große Nachbar darin sowieso mehr Übung hat. Die Wogen der Vergangenheit schlugen hoch, jetzt sind sie vorerst geglättet. Die *Task Force* ist seit 1999 aufgelöst, weil nach Auskunft des Eidgenössischen Departements für Auswärtige Angelegenheiten „eine Beruhigung der Lage eingetreten sei".[155] Unliebsame Erinnerungen liegen wieder im Keller des Speichergedächtnisses vergraben. Blocher beschlagnahmt das politische Parkett wie gehabt—seit dem 1.Januar 2004 sogar als Bundesrat und Vorsteher des Eidgenössischen Justiz- und Polizeidepartements.

Vielleicht war es zu verfrüht und von mir zu optimistisch, 1989 als Zeitenwende im kollektiven Schweizer Geschichtsverständnis anzukündigen. Und doch wagt man es nicht, die Prognose aufzustellen, dass von den heftigen Debatten der 90er Jahre, vom „Donnergrollen am Feierabend" am Ende nichts weiter als Schall und Rauch übrig bleiben. Zu hoffen bleibt eine Entwicklung, die Jürg Altwegg—den Schweizer Blick optimistisch Richtung Europa und in die

Welt hinaus gerichtet—prognostiziert. Als Auslandskorrespondent hat er darin Übung; jene, die wie er noch nicht resigniert haben, hoffen, dass es mehr als ein Wunschtraum bleibt:

> Die Schweizer Geschichte geht (wieder) weiter, Blocher verkörpert nicht ihre Avantgarde, er ist ihr nostalgischer Hinterbänkler. Die europäische Zeitrechnung wird auf seine chronische Verspätung keine Rücksicht nehmen.[156]

Anmerkungen

[1] Jakob Tanner, „‚Réduit national' und Außenwirtschaft: Wechselwirkungen zwischen militärischer Dissuasion und ökonomischer Kooperation mit den Achsenmächten," *Raubgold, Reduit, Flüchtlinge,* 82.

[2] Zitiert in Jörg Lau, „Die Geschichte ist kein Friedhof. Paul Ricœur, der Nestor der französischen Philosophie, spricht über das Holocaust-Mahnmal, die Grünen, die Krise des Wohlfahrtsstaates und die Zukunft der Philosophie," *Die Zeit* 8. Oktober 1998: 69.

[3] Georg Kreis, *Zurück in die Zeit des Zweiten Weltkrieges (Teil II)*, 495. Es ist ein schweizerisches Phänomen, dass die Schulhistoriker in den medial geführten Deutschschweizer Vergangenheitsdiskurse kaum präsent waren. Das war für das Gros der Historiker auch dann nicht anders, als die Vergangenheit eine Hochkonjunktur verzeichnete. 1997 wunderte sich der heutige *Weltwoche*-Chefredaktor Roger Köppel: „Das Eigentümliche an der Debatte um die schweizerische Geschichte während des Zweiten Weltkriegs liegt darin, dass sie unter Ausschluss der Geschichtsschreiber stattfindet" (Roger Köppel, „Streit der Nicht-Historiker," *Tages-Anzeiger* 8. März: 2).

[4] Sir Peter Tapsell zitiert in: „Hague faces euro split," *BBC news online* 13. Mai 2001 <http://news.bbc.co.uk/vote2001/hi/english/ newsid_1326000/1326266.stm> .

[5] Schweizerische Depeschenagentur, „ Empörung im deutschen Bundestag über Jenninger-Rede," 10. November 1988: SMD-Dokument.

[6] Günter Bannas, „'Niemand kann über den Vorgang glücklich sein'. Frau Däubler-Gmelin ist in der SPD mehr gefürchtet als geliebt / Die Debatte über den angeblichen Hitler-Bush-Vergleich," *Frankfurter Allgemeine Zeitung* 21. September 2002: 3.

[7] Detlef Esslinger, „Koch erschreckt die eigene Partei. Zentralrat der Juden: Nazi-Vergleich beleidigt alle Opfer / Hessens Ministerpräsident wollte Verdi-Chef Bsirske rügen," *Süddeutsche Zeitung* 13. Dezember 2002: 1.

[8] „'Eine Wahrheit, die hier gesagt werden darf'. Schulz, Berlusconi, Schröder und das Europa-Parlament – Dokumentation eines Konflikts," *Süddeutsche Zeitung* 5. Juli 2003: 6. Vgl. dazu: „Signor

Schultz - dice Berlusconi rivolto all'esponente socialdemocratico - in Italia c'è un produttore che sta preparando un film sui campi di concentramento nazisti, la proporrò per il ruolo di kapò" („Il duello verbale Schulz-Berlusconi," *la Repubblica,* 30. August <http://www.repubblica.it/online/esteri/semestredue/litigio/litigio.html>.

[9] „Wenn man nur den Hitler von Auschwitz nimmt, dann ist jeder Vergleich außer allenfalls mit Stalin oder Pol Pot unzulässig. Wenn man aber sagt, ich will den Hitler von 1938 mit einem Staatsmann vergleichen, dann ist es etwas anderes, denn Hitler wurde um diese Zeit in weiten Teilen der Welt zu den ‚nationalen Befreiern' gezählt" (zitiert in „Ernst Nolte zu Hitler-Vergleichen," *Tages-Anzeiger* 9. Januar 2003: 47).

[10] Zitiert in Oliver Meiler, „Noltes neuer ‚Vergleich'. In Italien vergleicht der deutsche Historiker Ernst Nolte Israel mit NS-Deutschland," *Tages-Anzeiger* 9. Mai 2003: 63.

[11] „Dass damit zugleich die Politik des Nationalsozialismus verharmlost wird, scheint vielen Politikern und Publizisten immer noch nicht klar geworden zu sein. Auch hier müssen Historiker stets von neuem Aufklärungsarbeit leisten" (Ute Frevert, „Die Rückkehr der Opfer im Land der Täter," *Neue Zürcher Zeitung* 30. August 2003: 68).

[12] Jakob Tanner, persönliches Interview, 11. Juli in Zürich 2003.

[13] Thomas Maissen, „Verhaltene Debatten über die Weltkriegszeit. Wissenschaftliche Tagung über Geschichtskommissionen," *Neue Zürcher Zeitung* 3. März 2003: 9. / „Doch auch hier blieben die Wissenschaftler auf dem Podium und im Hörsaal mehr oder weniger unter sich und bestritten im Wesentlichen auch die Diskussionen [. . .] Kritisches war wenig zu hören" (Claudia Kühner, „Wo bleibt die Debatte ‚Die Schweiz nach Bergier'?" *Tages-Anzeiger* 3. März 2003: 49).

[14] Zitiert in: Benedikt Vogel, „Eine Provokation wie geschaffen für die Schweiz," *Basler Zeitung* 22. Dezember 1998: 3.

[15] Vogel 3.

[16] „Wir glaubten, es gäbe eine ‚Normalwelt' und die Schweiz sei der Sonderfall. Während der Phase des Kalten Krieges hat sich diese Ideologie verfestigt. Wirtschaftlich war jene Zeit eine

Erfolgsgeschichte, ideologisch jedoch blieb die Schweiz unter der nationalen Käseglocke. Der Prozess, aus dieser Sonderfallideologie auszubrechen, tut weh. Doch die Schweiz ist einen Schritt weiter" (Jakob Tanner zitiert in Peter Haerle, „Allein wer sich irritieren lässt, lebt: Jakob Tanner, Professor und Mitglied der Historikerkommission, ist ein ruhiger Mann. Doch er reizt die Menschen, als wäre er ein Rebell," *Tages-Anzeiger* 12. Juli 1999: 9).

[17] Mario König, „Rasanter Stillstand und zähe Bewegung. Schweizerische Innenpolitik im Kalten Krieg – und darüber hinaus," *Goldene Jahre. Zur Geschichte der Schweiz seit 1945*, Hrsg. Walter Leimgruber und Werner Fischer (Zürich: Chronos, 1999)159.

[18] Zitiert in Benedikt Vogel, *Eine Provokation wie geschaffen für die Schweiz*, 3.

[19] Zitiert in Sven Gächter, „'Kohls Erbe wirkt bis heute nach'. Peter Slotderdijk über die deutschen Wahlen, das Epochenprojekt Rot-Grün, den ‚Schurkenstaat' USA und die Hysterie vom 11. September," *Profil* 23. September 2002: 102.

[20] „Unterdessen haben die vielen Jahre gemeinsamen Militärdienstes, die gemeinsam erlebte Bedrohung unseres Vaterlandes einen Kitt geschaffen, der die Eidgenossen stärker verbindet, als es je der Fall war" (Adolf Guggenbühl, „Wir brauchen mehr Feste," *Kein einfach Volk der Hirten. Betrachtungen zur schweizerischen Gegenwart* (Zürich: Schweizer Spiegel, 1956) 83). / „Der kräftig propagierte Mythos vom ‚Sonderfall Schweiz' erwies sich als innenpolitisch vielseitig verwendbarer Hebel: Ob es um die fehlenden politischen Rechte der Frauen ging, um das Abseitsstehen gegenüber der neuen Weltorganisation, den Vereinten Nationen, oder um die Passivität angesichts der einsetzenden europäischen Einigungsbestrebungen, immer trug der Verweis auf den ‚Sonderfall' dazu bei, das Merkwürdige normal erscheinen zu lassen, lästige Fragen zu unterbinden" (Mario König, „Rasanter Stillstand und zähe Bewegung," 158).

[21] Edgar Bonjour zitiert in Othmar von Matt und Thomas Senn, „Ewig stumm, ewig blind, ewig taub. Jetzt erhält die Schweiz für ihre Selbstgefälligkeit und ihre selbstgewählte Isolation die Retourkutsche," *Sonntagszeitung* 12. Januar 1997: 15. Vgl. dazu: „Der letzte Band der Neutralitätsgeschichte [verfasst von Edgar Bonjour] schließt mit einem nochmaligen Hinweis auf das

Wunder, dem es doch zu verdanken gewesen sie, dass *das Land durch die Jahre stärkster Bedrohung seit Bestehen des Bundesstaates heil hindurchgeführt* werden konnte. Auch noch 1983 war ihm die Tatsache, des Vom-Krieg-verschont-Bleibens *letztlich ein Rätsel, worüber die Nachwelt noch lange grübeln wird*" (Jakob Tanner, „'Die Schweiz hatte wieder einmal Glück.' Edgar Bonjours Geschichtsschreibung zwischen Wissenschaft und Volkserziehung," *Folio* August 1991: 34). Vgl. dazu: „Oft sagten wir uns, welch ein Glück es bedeute, nur wenige Kilometer südlich des Rheins geboren zu sein, Glück und Zufall" (Heinrich Wiesner, *Schauplätze* (Diogenes, 1969) 94).

[22] „So war unserm Land von jeher das Schicksal beschieden, sich gegen eine andersartige Umwelt behaupten zu müssen. Bald lachte man über die Missverständnisse des Auslandes, bald empörte man sich über sie. Immer aber befand man sich in einer Abwehrstellung. Der Igel sollte eigentlich unser Wappentier sein. Aus dieser Lage heraus ergab es sich, dass das schweizerische Kulturbewusstsein von jeher mit einem merkwürdigen Einschlag von Trotz gemischt war. Wurde man schon als Kuhschweizer beschimpft, so wollte man sich auch als solcher aufführen" (Adolf Guggenbühl, „Schweizerische Unhöflichkeit," *Glücklichere Schweiz. Betrachtungen über schweizerische Lebensgestaltung* (Zürich: Schweizer Spiegel, 1949) 53).

[23] Rolf Cavalli und Marianne Noser, „'Ich lasse mich nicht so leicht aus dem Gleichgewicht bringen'. Das große Interview: Adolf Muschg, Schriftsteller," *Sonntagsblick* 29. Juni 1997: M2.

[24] „Verschont von den Katastrophen Europas mag die Schweiz zäher am Bestehenden festgehalten haben als andere" (Markus Kutter und André Salvisberg „Die Schweiz im 20. Jahrhundert (69) - Das Frauenstimmrecht gilt ab 1971 fast überall," *Basler Zeitung* 20. Dezember 1999: 7).

[25] Für den deutschen Historiker Heinrich August Winkler signalisiert das Jahr 1990 das Ende des deutschen Sonderweges. Vgl. dazu: Heinrich August Winkler, *Der lange Weg nach Westen. Deutsche Geschichte vom Dritten Reich bis zur Wiedervereinigung* (München: C. H. Beck, 2000) / Heinrich August Winkler, „Ende aller Sonderwege," *Der Spiegel* 11. Juni 2001: 168-174.

[26] Jürgen Habermas, *Die postnationale Konstellation. Politische Essays* (Frankfurt: Suhrkamp, 1998).

[27] Sieben Intellektuelle aus Deutschland, Frankreich, Spanien, Italien, der Schweiz und den USA (Richard Rorty) postulierten „die verstärkte Zusammenarbeit einer integrationswilligen [europäischen] Staaten-Avantgarde, vor allem in der Außen- und Sicherheitspolitik" (Jan Ross, „Die Geister des Pralinengipfels," *Die Zeit* 5. Juni 2003: 35-36).

[28] „Der Ursprung dieses Fahnenkults liegt nicht in der Schweiz selbst, sondern entstand am Rande internationaler Sportveranstaltungen. Ich glaube, seit der Winterolympiade in Lilehammer wird allen Siegerinnen und Siegern aller Länder eine Flagge in die Hände gedruckt. Ich finde das schrecklich. Aber das führte in der Schweiz allmählich zu einer neuen ‚positiven' Identifizierung mit der Nation über das Fahnentuch. Das Schweizerin- oder Schweizer-Sein an sich wurde plötzlich zum Ersatz für die durch die Kritik "entweihte", entmystifizierte und für einfache Identifikationen unbrauchbar gemachte Geschichte" (Peter Kamber, Email an die Autorin, 17. September 2003).

[29] „Nur 27 ‚EU-Gemeinden'," *Neue Zürcher Zeitung* 6. März 2001: 15.

[30] „Der rechte Schweizer lässt sich nicht auf Utopien ein, weswegen er sich für realistisch hält" (Max Frisch, *Dienstbüchlein* (Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1974) 47).

[31] Zitiert in einem Interview mit Karin Wells, „A Little Bit Victim," in *The Sunday Edition,* Canadian Broadcasting Corporation (CBC) Radio 16. März 2003.

[32] Guido Koller [wissenschaftlicher Mitarbeiter im Schweizerischen Bundesarchiv], „Plädoyer für eine Erinnerung, die verstört," *Der Bund* 9. Mai 1998: 15.

[33] Jan Assmann, *Das kulturelle Gedächtnis,* 18.

[34] „Bis 1970 waren in den 95 Jahren seit der letzten Totalrevision ca. 130 Teilrevisionen zur Abstimmung gebracht worden, von denen rund 70 angenommen, rund 60 verworfen wurden" (Markus Kutter und André Salvisberg, „Die Schweiz im 20. Jahrhundert (75)," *Basler Zeitung* 31. Januar 2000: 9).

[35] „ Kurz & wichtig," *Blick* 28. Mai 1998: 15.

[36] Vgl. auch: Markus Kutter und André Salvisberg, „Die Schweiz im 20. Jahrhundert (69)," *Basler Zeitung* 20. Dezember 1999: 7.

[37] „Weniger bekannt ist die Herkunft vieler dieser Säbel. Sie waren Kriegsmaterial einer verlorenen Truppe, von Frankreichs Bourbaki-Armee, die während des Kriegs mit Deutschland von 1870/1871 in die Schweiz geflüchtet und entwaffnet worden war. Für die nutzlos gewordenen Säbel fand man unerwartete Verwendung. Einige Wagenladungen davon gelangten ins Appenzell und wurden für wenig Geld an die Männer verkauft, so dass von da an das Säbeltragen an der Landsgemeinde wieder aufkommen konnte. Obwohl von einer jahrhundertealten Tradition nicht die Rede sein kann, wurde die Appenzeller Landsgemeinde zum Sinnbild einer tief im heimatlichen Bewusstsein verankerten Botschaft: Der Schweizer Bürger ist wehrhaft und frei. Wer zum Wehrdienst verpflichtet werden konnte, musste auch eine Stimme in den Staatsgeschäften haben" (Kutter und Salvisberg 7).

[38] Überall in der Schweiz verstreut finden sich Gedenktafeln, die an die 12 000 Polen, die 1940 aus Frankreich in die Schweiz flüchteten, gedenken. Letztere wurden interniert und waren tagsüber in der Industrie, im Straßenbau oder in der Landwirtschaft beschäftigt. 500 unter ihnen bekamen nach Kriegsende eine Niederlassungsbewilligung. Vgl. dazu: Ester Nüssli, „Ein Stein am Waldrand erzählt eine Geschichte," *Neue Luzerner Zeitung* 29. Oktober 2001: 31.

[39] Urs Riest, „Ein Mahnmal für Abgewiesene," *Basler Zeitung* 26. Januar 2000: 29.

[40] „Nur noch ein altes Steinhaus mit hohem Kamin ist stummer Zeuge, dass in Büren einmal das größte Interniertenlager der Schweiz stand. In 120 Baracken wurden in der Zeit bis 1946 an die 6000 Menschen untergebracht. [...] Nach 1942, nachdem das Lager sich für die ursprünglichen Zwecke nicht mehr eignete, wurde es für die verschiedensten Notlösungen verwendet. Das Lager Büren wurde Quarantänelager, Auffanglager, und Arbeitslager. Es diente zwischen 1940 und 1946 7000 bis 8000 Schutzsuchenden, darunter polnischen Soldaten, jüdischen Zivilflüchtlingen, italienischen Militärflüchtlingen und russischen Heimkehrverweigerern als ein Hort der Sicherheit. Die Internierten erlebten Sympathie und Helferwille, aber auch Sturheit und Inkompetenz. Und doch waren sie für die Aufnahme in der Schweiz dankbar" (Kaspar Haupt, „Mahnmal für die Nachkriegsgeneration," *Solothurner Zeitung* 18. September 2000: 21a).

[40] Haupt 21a.

[41] Peter Kamber, „Alptraum Schweiz," *Das Magazin* 21. Oktober 1995: 53-57. Vgl. dazu auch: Daniel Culler, *Black Hole of Wauwilermoos* (Green Valley/Arizona: Circle of Thorns Press, 1995). Eines der tristesten Schicksale erteilte den jüdischen Tenor Joseph Schmidt, der mit dem Erfolgsschlager „Ein Lied geht um die Welt" Ende der 20er Jahre in Berlin zum „Schwarm unserer Großmütter" avancierte. Er war „ein nasaler Womanizer mit bittersüßer Träne in der Stimme" stand in der *Sonntagszeitung* zu lesen („Zum Weinen schön," 15.12.2002: 53). Nicht erwähnt, ist, dass Schmidt 1942 in die Schweiz flüchtete, in Girenbad im Zürcher Oberland interniert war und verstarb. / „Schmidt war den körperlichen Strapazen und den sadistischen Schikanen des Lagerleiters nicht gewachsen und erkrankte schwer. Nach einem kurzen Aufenthalt im Spital wurde er als Simulant bezeichnet und ins Lager zurückgeschickt. Auf dem Weg nach Girenbad starb Schmidt im Alter von 38 Jahren an einer nicht behandelten Herzschwäche" (Catherine Aeschbacher, „Ein Stern fällt," *Der Bund* 17. November 1998: 35). Vgl. dazu: „Und an die Abendgesellschaft im väterlichen Haus, 1942 geladen auch Professor Meng, Ordinarius für Innere Medizin, der sich nach dem vierten Glas Sekt über den Regierungsrat beschwert: ‚Das is' doch ne dolle Zumutung, da soll ich nu' polnische und jüdische Studentenflüchtlinge in meinen Vorlesungen dulden, wo es sich doch klar um Feinde meines Vaterlandes handelt, eine dolle Zumutung . . . ' Keiner hat widersprochen. Und ausgerechnet diesem Professor Meng haben sie fünfmal den Tenor Joseph Schmitt [sic] zugeführt, weil Schmitt sich elend und krank fühlte. Meng schreibt im Zeugnis: ‚. . . ein typischer Vertreter seiner Rasse, faul, arbeitsscheu, möchte lediglich das Arbeitslager verlassen, und dazu kann ich nicht Hand bieten, medizinisch liegt nichts vor . . . ' Sechs Wochen später war Schmitt [sic] tot" (Walter Matthias Diggelmann, *Die Hinterlassenschaft*, 93). „Ich habe von Flüchtlingslagern in der Schweiz gewusst. Ich habe gewusst, dass die Zustände in den Konzentrationslagern unmenschlich waren. Doch habe ich nicht gewusst, dass auch die Zustände in manchen Flüchtlingslagern unmenschlich waren: Ich habe nicht gewusst, dass man die Familien auseinanderriss, die Kinder von der Mutter, den Mann von der Frau. Ich habe nicht gewusst, dass es auch Lagerleiter gab, die offen antisemitisch eingestellt waren und den Flüchtlingen als einzige Lektüre antisemitische Blätter vorsetzten und mit antisemitischen Beschimpfungen nicht zurückhielten. Ich habe auch nicht gewusst, dass man Flüchtlinge aus geringem

Anlass ins Gefängnis warf und in Sträflingskleider steckte und sie derselben Behandlung und Strafe wie für Verbrecher unterzog. Ich habe weder gehört noch gelesen davon. Doch habe ich manches gehört und manches gelesen. Aber eigentlich habe ich nichts gewusst" (Heinrich Wiesner, *Schauplätze*, 168-169).

[42] „Doch ‚Shoah' darf nicht stören. Dort, wo sie Hutter hinstellen wollte und wo sie eigentlich aus ästhetischen und politischen Überlegungen hingehört, steht sie im Weg. Am Standort in der Hauptachse des Parlamentsgebäudes, wo gewichtige Bundespolitiker über die Strasse und treppauf in ihr Refugium eilen, wo schwarze Mercedes-Limousinen hoher Diplomaten halten und rote Teppiche ausgerollt werden, soll keine Schikane den Bundesbetrieb aufhalten. Dort ist kein Platz für die künstlerische Bewältigung schweizerischer Vergangenheit. Das entschied [der Generalsekretär der Bundesversammlung] Gerschwiler und legte sein unwiderrufliches Veto ein. Gegen Hutters Kunst habe man nichts einzuwenden, beteuerte der Bundesbeamte in der Tageszeitung *Der Bund*. Aber die ‚Praktikabilität' spreche gegen diesen Standort. Konkret: ‚Der Haupteingang zum Bundeshaus muss auch im Notfall frei sein.' Die Begründung erstaunt. 1991, als zahlreiche Künstler das Jubiläum 700 Jahre Eidgenossenschaft boykottierten, waren derartige Vorsichtsmassnahmen noch kein Thema. Damals versperrte eine sechs Meter hohe in Bronze gegossene Helvetia-Figur auf schwerem Betonsockel den Weg ins Parlamentsgebäude. [...] Der Nebeneingang ist stets fest verriegelt und zusätzlich mit einer groben Eisenkette abgesichert - entgegen allen feuerpolizeilichen Vorsichtsregeln" (Urs Zurlinden, „Fürs Shoah-Gedenken bitte zum Nebeneingang," *Facts* 19. Februar 1998: 42).

[43] Jürg Rohrer, „Eisenskulptur auf Schweizer Reise," *Tages-Anzeiger* 6. März 1998: 17.

[44] Roger Anderegg, „"Die Freiheits-Partei und Schang Hutters Plastik ‚Shoah'," *Sonntagszeitung* 8. März 1998: 25.

[45] Roger Anderegg, „Die erlösende Kraft der Provokation. Für „Shoah"-Schöpfer Schang Hutter sind Kunst und Politik nicht zu trennen," *Sonntagszeitung* 8. März 1998: 9.

[46] Roger Anderegg, „Die Freiheits-Partei und Schang Hutters Plastik ‚Shoah'," 25.

[47] „‚Du Drecksau, du Nestbeschmutzer.' – ‚Dich hat Hitler wohl vergessen.' – ‚Warum hat man dich nicht auch vergast?'" (Caroline Hauger, „Besuch beim Solothurner ‚Shoah'-Schöpfer Schang

Hutter," *Schweizer Illustrierte* 16.3.1998: 26). Vgl. auch: „‚Wir finden Ihre Aktion super-toll', schreibt ihm eine Schulklasse aus Ostermundigen. ‚Du bist kein Schuss Pulver wert - pass trotzdem auf!' warnt ihn ein anonymer Maulheld" (Roger Anderegg, „Die erlösende Kraft der Provokation," 9).

[48] Jürg Rohrer, „Eisenskulptur auf Schweizer Reise," *Tages-Anzeiger* 6. März 1998: 17.

[49] Rohrer 17.

[50] „Paradeplatz als Hyde Park Corner," *Tages-Anzeiger* 7. März 1998: 1.

[51] Roger Anderegg,, „Keine ‚Shoah'. Stadt Zürich kauft Hutter-Plastik nicht," *Sonntagszeitung* 13. Dezember 1998: 13.

[52] „Niemand von Hutters Kritikern hat je an der Aufrichtigkeit seiner Gefühle gezweifelt. Dennoch stellt sich die Frage, ob dieser Plastiker über die notwendige künstlerische Intelligenz zur Realisierung eines Holocaust-Denkmals, der schwierigsten Aufgaben für einen Künstler überhaupt, verfügt. Wohl nur schon deshalb nicht, weil er immer von *seinen* Gefühlen ausgeht" (Matthias Frehner, „Der inszenierte Skandal," *Neue Zürcher Zeitung* 12. März 1998: 45).

[53] Beat Liniger, „Mit der Armbrust gegen die ‚Shoah'," *Tages-Anzeiger* 30. Juli 1998: 9.

[54] Roger Anderegg, „Neuer Wirbel um Hutters ‚Shoah'," *Sonntagszeitung* 2. August 1998: 2.

[55] Peter, W. Frey, „Der Eisenklotz des Anstoßes steht in Aarau," *Aargauer Zeitung* 3. August 1998: 13.

[56] Frey 13.

[57] Beat Liniger, „Mit der Armbrust gegen die ‚Shoah'," 9.

[58] Als Alternativlösung schlägt Stadtpräsident Othmar Romer einer befürwortenden Gemeinderätin folgende Variante vor: „'Wir möchten Sie vielmehr ermuntern, anstelle der Aufstellung einer Skulptur bei Vereinen abzuklären, ob allenfalls eine Diskussionsveranstaltung über das Thema Holocaust durchgeführt werden könne'" (Rolf Elsener, „Stadtrat will Schang Hutters Mahnmal nicht," *Neue Luzerner Zeitung* 8. September 1998: 1).

[59] Sacha Zala, Email an die Autorin, 26. März 2003. Vgl. dazu: „In der Schweiz gibt es fast keine Denkmäler neueren Datums. Das passt schlecht zur politischen Kultur. Auch linke und kritische Zeitgenossen mögen keine Denkmäler" (Peter Kamber, Email an die Autorin 17. September 2003).

[60] Markus Kutter und André Salvisberg, „Die Schweiz im 20. Jahrhundert," *Basler Zeitung* 24. Juli 2000: 7.

[61] Vgl. dazu: Sacha Zala, „Dreierlei Büchsen der Pandora. Die Schweiz und das Problem der deutschen Archive," *Tagungsband des Kolloquiums DDS/AAP 27.-29. September 2001 aus Anlass des 50. Jahrestages der Aufnahme der diplomatischen Beziehungen der Schweiz und der Bundesrepublik Deutschland* / Hans Ulrich Jost, „Wieder müssen Historiker Feuerwehr spielen," *Tages-Anzeiger* 18.11. 1996: 2.

[62] Hermann Lübbe, „Der Nationalsozialismus im politischen Bewusstsein der Gegenwart," *Deutschlands Weg in die Diktatur. Internationale Konferenz zur nationalsozialistischen Machtübernahme im Reichstagsgebäude zu Berlin*, Hrsg. Martin Broszat (Berlin: Siedler, 1983) 329-349.

[63] Für eine kollektive Amnesie argumentieren u.a. Jakob Tanner und Sigrid Weigel, „Gedächtnis, Geld und Gesetz in der Politik mit der Vergangenheit des Zweiten Weltkriegs und des Holocaust," *Gedächtnis, Geld und Gesetz*, 7-18.

[64] Hans Ulrich Jost, „Schatzkästli," *Das Magazin* 26. April 1997: 34.

[65] „Es dürfte ausgesprochen erkenntnisfördernd sein, die schweizerischen Selbstrepräsentationen als mentale Kunstprodukte und imagologische Basteleien zu untersuchen, die zeitbedingten semantischen Regeln folgen und eine Grammatik eigener Art besitzen" (Guy P. Marchal und Aram Mattioli, *Erfundene Schweiz,* 16). / „Die imagologischen Basteleien können entweder stark ausgebaut sein oder aber in Motiven (‚1291', ‚Tell', ‚Rütli') und Zitaten (‚Arglist der Zeit', ‚fremde Händel') lediglich anklingen" (Ibid. 11). / „Neben den Alpen stellt die eidgenössische Geschichte zweifelsohne den zweiten großen Fundus dar, aus dem die nationalen Identitätsbilder gezimmert werden. Es ist eine noch viel zu wenig berücksichtigte Tatsache, dass Vorstellungen über eine gemeinsame nationale Geschichte, insbesondere

aber Ursprungsmythen und Gründungslegenden im kollektiven Imaginären von national verfassten Gesellschaften eine Schlüsselrolle besetzen" (Marchal und Aram Mattioli 17).

[66] Marcel Bühlmann, „Der Mythos wird zur Wirklichkeit," *Zofinger Tagblatt* 26. Juni: 1.

[67] Christiane Binder, „Schlachtfest," *Facts* 28. November 2002: 52.

[68] Christoph Heim, „Über den Umgang mit traumatischen Erinnerungen. Vergangenheit, Erinnerung, Gedächtnis: Ein Gespräch mit der Anglistin und Ägyptologin Aleida Assmann," *Basler Zeitung* 3. Februar 2000: 45.

[69] „Der Wunsch, Gestalten aus der Geschichte darzustellen, ist eine eigentliche schweizerische Leidenschaft. Als vor 50 Jahren am Sechseläuten in Zürich ein Umzug durchgeführt wurde, um den 550. Jahrestag der Zugehörigkeit zur Eidgenossenschaft zu feiern, ließ sich Oberst Fierz, der damals den Zürcher Bürgermeister Hans Waldmann darstellte, eine Rüstung anfertigen, die zehntausend Franken kostete. Also dreißigtausend Franken nach dem heutigen Geldwert wurden ausgegeben, für einen Anlass, der nur zwei Stunden dauerte. Überhaupt werden bei Umzügen von den Teilnehmern oft unglaubliche finanzielle Opfer gebracht" (Adolf Guggenbühl, *Wir brauchen mehr Feste,* 89).

[70] Friedrich Dürrenmatt, „Im Coiffeurladen," *Neue Zürcher Zeitung* 21. April 1957: Blatt 5 (Osterausgabe).

[71] Zitiert in Hans Ulrich Jost, „Wieviel Geist erträgt die Schweiz?," *Die Weltwoche* 6. Dezember 2001: 61. / „Abgesehen davon, dass die Schweiz als Mythos nur Folklore hergibt" (Walter Matthias Diggelmann zur Umfrage im *Volksrecht* (8.7.1965): „Hat die Schweiz noch eine Daseinsberechtigung?" *Schweizerisches Literaturarchiv* (WMD: A I/02)).

[72] „Erinnerungsorte können ebenso materieller wie immaterieller Natur sein, zu ihnen gehören etwa reale wie mythische Gestalten und Ereignisse, Gebäude und Denkmäler, Institutionen und Begriffe, Bücher und Kunstwerke – im heutigen Sprachgebrauch ließe sich von ‚Ikonen' sprechen. Erinnerungsorte sind sie nicht dank ihrer materiellen Gegenständlichkeit, sondern wegen ihrer symbolischen Funktion" (Etienne Francois und Hagen Schulze, *Deutsche Erinnerungsorte*, 17).

[73] Christiane Binder, „Schlachtfest," 52. Vg. dazu: „Heute Mittwoch ist in Sattel Morgartenfeier. Da sieht Sattel wie alle Jahre um die gleiche Zeit wieder so viele Behördemitglieder wie sonst nie. 400 Personen ziehen vom Dorf zur Schornen: Regierungsräte aus den Urschweizer Kantonen, Kantons-, Bezirks- und Gemeinderäte, Militärs samt einem Regimentsspiel, Fahnendelegationen, Schulkinder, bärtige Hellebardenträger, Dorfmusikanten und Trachtenleute [. . .]. In der Schornen erinnern sich die Festzugsteilnehmer der Schlacht am Morgarten, die dort 1315, also vor grauer Vorzeit, stattgefunden hat" (Bert Schnüriger, „Was wie eine Siegesfeier aussieht, ist ein Totengedenktag," *Neue Luzerner Zeitung* 15. November 2000: 31).

[74] Schnüriger 31.

[75] Adolf Guggenbühl, „Wir brauchen mehr Feste," 90-91. Vgl. dazu auch: „Die Franzosen haben auf allen Gebieten des Lebens ihren Stil geschaffen, auch die Italiener. Auf ihre Art auch die Amerikaner und selbst die Russen. Die Schweizer aber holen, wenn sie sich selbst sein wollen, aus der Theatergarderobe ihre verstaubten historischen Kostüme und ziehen darin durch die Strassen. Das ist typisch für sie, denn eigentlich leben sie immer so, wie wenn sie an einen Umzug müssten. [...] Sie, und in Basel habe ich auf dem Trottoir zwei Füsiliere gesehen, wahrscheinlich WK-Soldaten. Du meine Güte. Mit dem Bajonett und dem Ceinturon. Ich musste wirklich lachen. Diese Operettenarmee mit den Schlauchhosen im Zeitalter der atomischen Waffen. Das ist ja ein Anachronismus sondergleichen. Von der Schweizergarde weiß man wenigstens, dass sie nur zum Schmuck dient" (zitiert in Adolf Guggenbühl, „Lern dieses Volk der Hirten kennen, Knabe. Eine Auseinandersetzung mit einem jungen Mann," *Kein einfach Volk der Hirten,* 176-177).

[76] Zitiert in Beat Bühlmann, „Die tragischen Helden vom Allweg," *Tages-Anzeiger* 13. Juli 1998: 7. / „Vom ‚Franzosenüberfall' hat in Nidwalden jedes Kind gehört. ‚Wenn wir früher unsere Köchin zu Hause bei ihrer Bauernfamilie besuchten, zeigte man uns die Schüsse in der Wand oder erzählte vom Großvater, den die Franzosen ermordet hatten', erinnert sich die Kantonsbibliothekarin Regula Odermatt. Als Kind hätten sie diese blutrünstigen Geschichten unheimlich beeindruckt. Heute sieht sie das etwas nüchterner. Die Angst um Identität und Souveränität, die ihre Vorfahren umtrieben, könne sie verstehen,

sagt Regula Odermatt. Doch das Volk, aufgehetzt durch den Klerus, habe sich in seiner Verblendung völlig überschätzt" (Bühlmann 7).

[77] Bühlmann 7.

[78] Marcel Bühlmann, „Der Mythos wird zur Wirklichkeit," 1.

[79] Zitiert in Christiane Binder, „Schlachtfest," 52. Wie so eine Schlachtszene ausgesehen haben könnte, erzählt Christiane Binder—unter dem Einfluss der Schaufelberger-Lektüre—bildhaft: „Die Eidgenossen setzten ihre Multifunktionswaffe ein: die Halbarte. Mit dem Enterhaken zogen sie den Ritter wie eine Konservendose vom Ross. Lag der in Eisen geschmiedete Herr, der zum Rüsten und Aufsitzen Personal benötigte, dann auf dem Rücken wie eine Schildkröte, kam die Halbarten-Klinge zum Einsatz. Unter ihren Hieben platzte ein Schädel wie ein Kürbis. Zappelte das Opfer noch immer, stieß der Eidgenoss mit der Halbarten-Spitze so lange auf es ein, bis der Ritter qualvoll ‚ins Gras beißen' musste. Die angeblich großartige kriegsstrategische Grundlage der Eidgenossen war ihre nackte, effektive Brutalität. In Morgarten schleuderten sie, gegen das Kriegsrecht, in Partisanenmanier Felsbrocken auf die fröhlich herantrabende Kavallerie. Die bäumenden Pferde warfen ihre Reiter in den Matsch. Die Habsburger, auf ‚ritterliche' Turniere programmiert, waren verloren. [...]. Wohlweislich erzählt kein Schulbuch von den verkommenen Existenzen, die den Leichen das Fett (‚smer') auskochten, um damit ihre Stiefel zu wachsen. Von diesem schauerlichen Brauch zeugt ein unheiliges Lied: ‚All Christen söttend tun darzu, dass sie mit christen luten smer schmirend ire schu'" (Binder 52).

[80] Otto Marchi, „Sind die wahren Tellen ausgestorben?," *Tages-Anzeiger* 31. Juli 1997: 2

[81] Friedrich Engels, „Der Schweizer Bürgerkrieg," *Gesammelte Werke* Bd. IV (Berlin/DDR: Dietz, 1972) 391.

[82] „ [. . .] denn noch immer ist die Geschichte der Schweiz eine Heldengeschichte. Selbst der Rückzug nach der Niederlage von 1515 vor Marignano, den Ferdinand Hodler als monumentales Fresko in die ‚Waffenhalle' des 1898 errichteten Schweizerischen Landesmuseums in Zürich malte, wird zum heldenhaften Abgang aus der aktiven Beteiligung, zum heroischen Aufbruch in die Selbstgenügsamkeit

bewaffneter Neutralität umgedeutet" (Urs Bugmann, „Befremdliche Blicke auf das Land. Vom Umgang der Schweizer Literatur mit der Schweiz," *Neue Luzerner Zeitung* 3. Oktober 1998).

[83] Adolf Guggenbühl, „Verwaltung und Publikum," *Glücklichere Schweiz,* 118.

[84] Jakob Tanner, „'Die Schweiz hatte wieder einmal Glück'," 32-35.

[85] Guy P. Marchal und Aram Mattioli, *Erfundene Schweiz,* 11.

[86] „Auf die Probleme des 20. Jahrhunderts, auf alle Fragen, die von außen an die Schweiz herangetragen wurden, hat das Land mit Versatzstücken seiner nationalen Geschichte reagiert. Die eigenen Mythen wurden zum Altar geschichtet. Am extremsten hat sich diese Haltung im Zweiten Weltkrieg ausgeprägt, als das Durchschlängeln der Schweiz zum eigentlichen Überlebensmythos umgedeutet wurde, mit dem Alpenmassiv als Heiligtum, Réduit, Rütli und so weiter. Diese Haltung lebte nach dem Krieg im Neutralitätsgedanken fort - als schweizerisches Konstrukt, intellektuell hochstilisiert, als Leitlinie gewissermaßen, wie man in dieser Welt zurechtkommt" (Hans Ulrich Jost, „'Die Schweiz muss sich auflösen'," *Tages-Anzeiger* 15. September 1997: 8). / „Erinnerungsfeiern sollen insbesondere dazu dienen, die Komplexitäten und Widersprüchlichkeiten der realen Geschichte - und nicht zuletzt auch der Gegenwart - plattzuwalzen, um auf einem solcherart geglätteten ‚nationalen' Boden reibungslose und stramm ausgerichtete patriotische, oder auch sogenannt staatsbürgerlich wertvolle, Aufmärsche zu inszenieren" (Hans Ulrich Jost, „Patriotisches Halali ist unüberhörbar," *Bund* 12. Juni 1995: 11).

[87] Jakob Tanner, „Die Krise der Gedächtnisorte und die Havarie der Erinnerungspolitik," *traverse* 1 (1999): 32.

[88] Benannt nach dem Sektionschef im Kriegsernährungsamt und späteren Bundesrat Friedrich Traugott Wahlen (1899-1985). Durch eine massive Expandierung der Agrarfläche wollte Wahlen die Schweiz in der Ernährungsversorgung vom Ausland unabhängig machen. Vgl. dazu: „Die Anbaufläche nahm von 180 000 Hektaren auf 350 000 Hektaren zu, dann aber stagnierte sie und kam nie auch nur in die Nähe der anvisierten 500 000 Hektaren. Von der Unabhängigkeit vom Ausland blieb man weit entfernt, der Grad der Selbstversorgung stieg während des Kriegs von 50 auf 60 Prozent" (Markus Kutter und André Salvisberg, „Die Schweiz im 20. Jahrhundert (46)," *Basler Zeitung* 5. Juli 1999: 7).

[89] Jürg Altwegg, „Der verstummte Dialog," *Ach, du liebe Schweiz*, 64.

[90] Zitiert in Patrick Feuz, „Geistiger Permafrost oder die Schweiz im Kalten Krieg," *Der Bund* 14. November 1997: 13.

[91] „So schrieb im 19. Jahrhundert der berühmte Staatsrechtslehrer J.C. Bluntschli: „Die Deutschschweizer bleiben in ihrer ganzen geistigen Kulturbildung Angehörige der großen deutschen Nation. Die politische Nationalität ist nicht stark genug und nicht so leidenschaftlich einseitig, um diese Kulturgemeinschaft zu durchbrechen und zu entzweien." Und bekannt ist der Ausspruch von C.F. Meyer, der schrieb: „Der schweizerische Schriftsteller soll das Bewusstsein der staatlichen Selbständigkeit seiner Heimat und dasjenige ihres nationalen Zusammenhanges mit Deutschland in gleicher Stärke besitzen [...]. Nein, der stille Ort am alten Rhein, wo ungestört und ungekannt ich Deutscher darf und Schweizer sein, hat seit vielen hundert Jahren aufgehört zu existieren. Heute muss man sich für ein Entweder – Oder entscheiden" (Adolf Guggenbühl, *Der Kampf um die schweizerische Eigenart*, Heft 5 (Basel: Schriften der Jungliberalen Bewegung der Schweiz, 1939) 12).

[92] Guggenbühl 11-12.

[93] Guggenbühl 14-15.

[94] „Wie soll die geistige Landesverteidigung betrieben werden? In doppelter Richtung, negativ und positiv, d.h. als Abwehr unerwünschter ausländischer Einflüsse und als Förderung schweizerischer Eigenart. Im allgemeinen werden die Möglichkeiten, welche rein negative Abwehrmaßnahmen bieten, überschätzt. Vor allem haben sporadische Aktionen von vornherein wenig Erfolgsaussichten. Wohl die wichtigste Abwehrmaßnahme gegen die geistige Überfremdung wäre der Kampf gegen physische Überfremdung, d.h. eine zielbewusste Niederlassungspolitik. Wir sollten unter keinen Umständen mehr Ausländer aufnehmen, als wir assimilieren können. Dabei muss man in Betracht ziehen, dass unsere Assimilationskraft nicht immer so groß ist, wie man wünschen könnte. Wenn ein Schweizer nach zweijährigem Aufenthalt aus den Vereinigten Staaten zurückkommt, so fällt es jedem auf, wie sehr er sich während dieser kurzen Zeit veramerikanisiert hat. Jeder Einwanderer in Amerika gerät in diesen Schmelztiegel. Die Luft ist wie mit unsichtbaren Strömen geladen, die eine Strukturwandlung zur Folge

haben. Die Amerikaner sind mit einer ungeheuren Leidenschaft für ihre Eigenart erfüllt, der sich niemand entziehen kann. [...]. In der Schweiz aber erleben wir das merkwürdige Schauspiel, dass Ausländer, die dreißig Jahre hier leben, noch so aussehen und denken und fühlen, als wären sie erst gestern vom Bahnhof gekommen" (Guggenbühl 16).

[95] Vgl. dazu: Ursula Amrein, „Der Mythos von der unberührten Schweiz. Genese und Fixierung im literarischen Diskurs der geistigen Landesverteidigung," *Neue Zürcher Zeitung* 19. September 1998: 81.

[96] Amrein 81. Der Schweizer Germanistikprofessor Emil Ermatinger vertrat in *Das dichterische Kunstwerk* die Überzeugung, dass die deutsche Literatur „durch jüdische Schriftsteller mit geschlechtlichen oder verdauungsphysiologischen Unflätigkeiten aller Art beschmutzt worden [sei]" (Christoph Kuhn, „Überzeitliche in der politischen Falle. Wie sich die tonangebenden Schweizer Germanisten zum Nationalsozialismus verhielten," *Tages-Anzeiger* 2. Februar 1997: 77). Vgl. dazu: Julian Schütt, *Germanistik und Politik. Schweizer Literaturwissenschaft in der Zeit des Nationalsozialismus* (Zürich: Chronos, 1997).

[97] Bert Schnüriger, „Was wie eine Siegesfeier aussieht, ist ein Totengedenktag," *Neue Luzerner Zeitung* 15. November 2000: 31.

[98] „Eine restlose Eingliederung der Schweiz in einen europäischen Wirtschaftsraum mit der Folge der intereuropäischen Freizügigkeit würde einem Dammbruch gleichkommen. Wir würden überschwemmt, nicht nur mit Waren, sondern mit Menschen aus halb Europa und in kurzer Zeit an die Wand gedrückt. Auch für unsere Finanzen und für unsere Währung könnte ein enger Zusammenschluss mit allen unsern Nachbarn höchst gefährlich werden" (Adolf Guggenbühl, „Europa ist keine Einheit und soll auch keine werden," *Kein einfach Volk der Hirten,* 152).

[99] Patrick Feuz, „Geistiger Permafrost oder die Schweiz im Kalten Krieg," 13.

[100] „Geistige Landesverteidigung," *Historisches Lexikon der Schweiz*, 25. August 2003 <http://www.snl.ch/dhs/externe/protect/textes/D17426.html>. Vgl. dazu: Katharina Bretscher-Spindler,

Vom Heißen zum Kalten Krieg. Vorgeschichte und Geschichte der Schweiz im Kalten Krieg 1943 bis 1968 (Zürich: Orell Füssli, 1997).

[101] „Rhetorisch nach Moskau verschickt wurden zu einer gewissen Zeit auch Jeansträger" (Thomas Maissen, „Die Schweiz im Kalten Krieg," *Neue Zürcher Zeitung* 26. Oktober 1999: 76). / „Er [Der Antikommunismus in den 50er Jahren] war auch und gerade für das konkordanz-demokratische, sozialmarktwirtschaftliche Gesellschaftsmodell der Schweiz konstitutiv. Um dies zu verstehen, muss man sich der Konstruktion dieses Ost-West-Dualismus bewusst werden, der die Welt wie die Schweiz radikal und ohne jegliche Übergänge in zwei Teile teilte. Der ‚Dämon' Moskaus erscheint in der katholisch-konservativen, in der freisinnigen, in der sozialdemokratischen und in der unabhängigen Tagespublizistik als allwissender und seine Glacis vollständig beherrschender Feind, der nichts weniger als die Welteroberung zum Ziel hat und zu diesem Zweck nicht nur alles instrumentalisiert, sondern schlimmer noch: alles instrumentalisieren kann" (Kurt Imhof, „Entstabilisierungen. Zukunftsverlust und Komplexitätsreduktion in der öffentlichen politischen Kommunikation der 60er Jahre," *Vom Kalten Krieg zur Kulturrevolution*, Bd. 3, Hrsg. Kurt Imhof, Heinz Kleger und Gaetano Romano (Zürich: Seismo, 1999) 39-40).

[102] Felix Aeppli, „Das Schweigen der Väter," *NZZ am Sonntag* 24.3.2002: 88. Vgl. dazu: Heinrich Wiesners Roman, der die Schweiz im Zweiten Weltkrieges aus der Sicht eines Heranwachsenden beschreibt: „Vor dem Pissoir, das sich wie ein Schilderhäuschen ausnimmt, löschten wir aus dem metallenen angeketteten Becher den Durst. Mit dem Wasser atmeten wir das Gemisch von Urin und Karbolineum ein, mit dem man die Buhnen regelmäßig bestrich. Im Güterschuppen machten sich Einheimische in blauer Mütze und Elsässerkittel zu schaffen. Am Güterschuppen hing neben Arosas strahlender Wintersonne das Plakat ‚Wer nicht schweigen kann, schadet der Heimat'. Jemand hatte ‚schweigen' durchgestrichen" (Heinrich Wiesner, *Schauplätze*, 89).

[103] „Wo immer heute Männer und Frauen in moralischen Kompromissen leben, öffnen sie dem Kommunismus die Tore" (Kurt Imhof, *Entstabilisierungen*, 39).

[104] Marchi, Otto. „Aus dem Gänsefüßchen-Land," *Süddeutsche Zeitung* 2. Oktober 1998: 46.

[105] Marchi 46.

[106] „Noch vor dreißig Jahren sahen viele Angehörige der Aktivdienst-Generation in jedem Angriff auf Tell als historische Figur einen Angriff auf ihren eigenen Widerstandswillen, weil der Nationalheld während seines letzten ruhmreichen Aktivdienstes für die Geistige Landesverteidigung zum Symbol des schweizerischen Widerstandes gegen Nazi-Deutschland aufgebaut worden war" (Marchi 46).

[107] Heinrich Wiesner, *Schauplätze*, 148.

[108] Adolf Guggenbühl, „Der verkannte Schweizer," *Glücklichere Schweiz,* 8.

[109] Jakob Tanner, „'Die Schweiz hatte wieder einmal Glück'," 34.

[110] „Erbost und bestürzt," *Der Bund* 27. April 1990: 39.

[111] Der Glanz der 700-Jahr-Feier der Eidgenossenschaft 1991 verblasste vollends, als sich fichierte Kulturschaffende weigerten, an den Feierlichkeiten mitzuwirken.

[112] Markus Kutter und André Salvisberg, „Die Schweiz im 20. Jahrhundert (87)," *Basler Zeitung* 25. April 2000: 10.

[113] Zitiert in Otmar Hersche, „Der Widerstand der Stillen im Land. Rehabilitierung der Schweizer Faschismus-Gegner," *Die Wochenzeitung* 5. Dezember 2002: 24.

[114] „Der erratische öffnungsfeindliche Block befand sich zweifellos dort, wo das Geschichtsbild ‚Schweiz und Zweiter Weltkrieg' seine stärkste politische Verankerung hatte, in den bürgerlich-konservativ ausgerichteten Kreisen der Deutschschweiz. Dieser Zusammenhang zeigte sich im Verlauf der 90er Jahre immer stärker, da die Fronten in den Geschichtsbild- und außenpolitischen Zukunftsdebatten zu großen Teilen deckungsgleich geworden waren: Wer für eine kritische Vergangenheitsaufarbeitung plädierte, befürwortete in der Regel eine Annäherung an die EU und neue Formen kooperativer Sicherheitspolitik - und umgekehrt" (Matthias Kunz und Pietro Morandi, „Schlussbetrachtungen," *Die Schweiz und der Zweite Weltkrieg* 12. April 2004 <http://www.geschichtsbild-schweiz.ch/synthese.htm>.

[115] „Donnergrollen am Feierabend" ist eine eloquente Metapher für die Aufruhr, die zum Thema ‚Schweiz und der Zweite Weltkrieg' unter Leserbriefschreibern seit 1996 an der Tagesordnung war: „Seit

US-Senator Alfonse D'Amato und der Jüdische Weltkongress die Schweiz kritisieren, wehren sich viele für ihr Land. Täglich melden sie sich beim Beobachter, per Telefon oder per Brief. Der Historiker Christof Dejung hat für den Beobachter speziell jene 112 Briefe analysiert, die zwischen Herbst 1996 und Frühling 1998 zum Thema Zweiter Weltkrieg eingetroffen sind. Drei Viertel stammen von Männern; fast alle sind älter als 60 und haben den Krieg miterlebt" (Raos Bernhard, „Leserbriefe zum Zweiten Weltkrieg: Donnergrollen am Feierabend," *Der Beobachter* 7. August 1998: 28).

[116] Am 12. August 1998 bezahlen die Banken 1,25 Milliarden Dollar an die Holocaust-Überlebenden. Die Zahlung ist an die Bedingung geknüpft, dass alle noch ausstehenden Klagen gegen die Schweiz fallen gelassen werden. Vgl. dazu: „Ein vierjähriger Streit," *Berner Zeitung* 27, Juli 2000: 6.

[117] Georges Wüthrich, „Holocaust-Krise: Grosse Versöhnung in New York," *Blick* 15. Februar 1997: 4.

[118] „Wir werden aber nicht darum herumkommen, uns auch den Schattenseiten unserer Geschichte zu stellen" (Nationalrat Theo Meyer (SP), „Die Geschichte hat uns eingeholt," *Basler Zeitung* 17. Januar 1997: 61).

[119] „Kein anderes Volk, bei dem es zu einem Gold- oder Versicherungs- oder Bankenskandal kam, schien sich so wie die Schweizer mit der Rechtschaffenheit längst verstorbener Väter und Großväter zu identifizieren oder gar mit der Rechtschaffenheit ihrer Zeitgenossen, die die Sache mit verschwiegen hatten. Niemand sonst schien sich so für einen kollektiven Nationalmythos der Reinheit, der Ehre oder der ethischen Vollkommenheit zu verausgaben. [...]Warum musste die Vergangenheit fleckenlos sein, damit die Gegenwart glücklich oder gar selbstbewusst erlebt werden konnte" (Jane Kramer, „Alpine Neurose," *Die Weltwoche* 1.10.1998: 49).

[120] „Auszüge aus dem Eizenstat-Bericht," *Neue Zürcher Zeitung* 9. Mai 1997: 15.

[121] Urs Kaiser (*NZZ-Archiv*), Email an die Autorin, 16. September 2003. / Der Schriftsteller Otto Marchi beschreibt die Aufregung der Aktivdienstveteranen bildhaft: „Vor dreißig Jahren war die Schweiz noch ein Igel gewesen, der den Krieg nur dank seiner militärischen Stacheln unversehrt überlebte. Vor zwanzig Jahren noch war sie dank einer Mischung aus wohlabgewogener Anpassung und unbedingtem

Widerstandswillen davongekommen. Doch in den letzten Jahren hat sich das Bild der Schweiz im Zweiten Weltkrieg für vorher uninformierte Zeitgenossen ständig verschlimmert. Die Zahl der jüdischen Flüchtlinge, die an den Grenzen des angeblich vollen Schweizer Boots abgewiesen und damit in den Tod getrieben wurden, ist wesentlich höher als angenommen. Schweizer Rüstungsbetriebe haben den Nazis fast bis zum Zusammenbruch des Dritten Reiches skrupellos Waffen verkauft, mit denen auf die Alliierten geschossen wurde. [. . .] Und die Nationalbank hat wissentlich von den Nazis Raubgold in Zahlung genommen, an dem das Blut überfallener Völker, ermordeter Juden klebte. Der Eindruck, den diese Hiobsbotschaften auf die Generation machte, die heute noch auf ihre Leistung stolz ist, die Schweiz mit der Waffe in der Hand verteidigt zu haben, war verheerend" (Otto Marchi, „Aus dem Gänsefüßchen-Land," 46).

[122] Jane Kramer, „Alpine Neurose," 49.

[123] Edzard Schade und Hans Stutz, „Die Medien müssten streiten," *Klartext* 12. April 2001: 12.

[124] Als Ergebnis der Wahlen 1999 ist die SVP in der Bundesversammlung hinter der SP die zweitstärkste Fraktion. Der Wähleranteil der SVP stieg von 7,6 auf 22,5 Prozent; nur gerade im Ständerat gibt es mehr als doppelt so viele Freisinnige wie Volksparteiler. Vgl. dazu: „Parteipolitische Zusammensetzung des National- und Ständerates nach den Wahlen," 2. März 2003 <http://www.parlament.ch> / Patrick Feuz, „Erfolgsprodukt SVP," *Der Bund* 21. November 2002: 6.

[125] „Blochers Schweiz ist ein Sonderfall," *Basler Zeitung* 24.3. 1995: 37.

[126] „Für Blocher ist Hitler der Inbegriff des fremden Bösen, das es abzuwehren gilt. Dem Sinn nach sagt Blocher: Die Nazis waren böse und gegen die Schweiz. Wer heute gegen die Schweiz - bzw. gegen ihre Banken - ist, verhält sich wie die Nazis. Da liegt denn auch die Assoziation zur EU-Frage nicht mehr fern: Damals Umklammerung der Schweiz durch Nazideutschland, heute Umklammerung der Schweiz durch die EU. In der Schweiz kann man im Namen des antifaschistischen Widerstands rechtsradikal sein" (Paul Dingskirch, „Haider und Blocher: Rechtsradikal mit oder gegen Hitler," *Du* 1. Februar 2000: 11.

[127] Emil Müller, „Europa-Kundgebungen von Gewalt überschattet," *Der Bund* 25. September 1995: 9.

[128] Das *Israelitische Wochenblatt* kommentierte aufgebracht: Frenkels Verhalten ist gleichermaßen unverständlich wie journalistisch inakzeptabel, ja verwerflich. Die persönlichen Beweggründe des Redaktors, sich als Mensch mit jüdischen Wurzeln freiwillig antisemitischen Kreisen anzudienen, sind rational wohl nicht nachzuvollziehen. Durch seine Handlungen allerdings muss er sich die Frage erlauben lassen: Sind Sie parallel zum unheiligen Tandem Jörg Haider / Peter Sichrovsky Blochers Jude" („Blochers Jude oder der NZZ-Skandal," *Israelitisches Wochenblatt* 3. November 2000: 30).

[129] Max Frenkel, „Kontroverse um Blocher," *Neue Zürcher Zeitung* 5. März 1997: 13.

[130] „Unsere Volksrechte dürfen auch nicht durch einen politischen Anschluss an Europa abgebaut werden. Wir brauchen ein gesundes, kräftiges und stolzes Volk" („Medienmitteilung vom 6. September 1998," *SVP des Kantons Zürich*, 8. August 2003 <http://www.svp-zuerich.ch/ medien/ 980902bachtel. htm>).

[131] „Er [der Populist] verstärkt die unbewussten Ängste und neurotischen Zwänge seines Publikums, um es so an sich zu binden. Denn die Unmündigkeit der Klientel ist sein Kapital" (Helmut Dubiel, „Die Stunde der Verführer," *Die Zeit* 5. September 2002: 11).

[132] „Blochers Nein zu Europa wurzelt in seinem mythologischen Bild einer intakten Schweiz, deren Unabhängigkeit von einer feindlichen Umwelt bedroht werde" (Jürg Altwegg, „Auf dem Kriegsschauplatz Kosovo kehrt die Schweiz vier Jahre nach dem schwarzen 8. Mai 1995 in die Geschichte zurück," 68).

[133] „Der hierzulande ungeliebte Muschg gilt in weiten Kreisen des deutschsprachigen Auslands als der Schweizer Intellektuelle schlechthin - seine Ansichten zur Lage der Nation erhalten die entsprechende Aufmerksamkeit. Übertroffen punkto wirkungsvoller Rezeption wird er nur noch vom hierzulande höchst abschätzig behandelten Haudegen aus Genf, Jean Ziegler" (Christoph Kuhn, „Gold und Gott und der fremde Blick," *Tages-Anzeiger* 26. Mai 1997: 63). / „Mittlerweile ist kein anderer

Schweizer Schriftsteller öffentlich präsenter als Muschg, weniger literarisch als medial. Wohl mehr als hundert Zeitungsartikel hat er geschrieben und über ungefähr alles, von der ‚Trostlosigkeit des deutschen Panoramafensters' bis zum ‚Fußball als Gesamtkunstwerk'; vor allem aber über die Schweiz. Wird diese in den deutschen Feuilletons zum Thema, ist er garantiert ihr Schweizer Pressesprecher. Die Interviews mit ihm sind nicht mehr zu zählen (‚Herr Muschg, sind Sie ein Patriot?'), er redet regelmäßig am Radio (*Echo der Zeit*), das Schweizer Fernsehen hat ihm gar eine eigene Sendereihe offeriert (*Muschgs bilaterale Verhandlungen*), im Südwestfunk moderierte er bis vor kurzem eine Philosophenrunde. Auch ohne Fernsehscheinwerfer ist ihm kaum ein Podium zu klein, um darauf zu sitzen" (Martin Beglinger, „Ein sogenanntes Ärgernis," *Das Magazin* 3. Oktober 1998: 46).

[134] Adolf Muschg, „Von der Nationalität zur Bestialität," *Die Weltwoche* 28. September 1995: Z10.

[135] Zitiert in Denis Barrelet, „'Une volonté de déstabiliser la Suisse'," *24 Heures* 31. Dezember 1996: 2.

[136] Adolf Muschg, „00:00 Wenn Auschwitz in der Schweiz liegt," *Tages-Anzeiger* 24. Januar 1997: 2.

[137] Muschg 2.

[138] Muschg 2.

[139] „Dagegen müsste die Tatsache, dass Auschwitz nicht in der Schweiz liegt, gerade den Ausgangspunkt bilden, von dem aus die komplizierte Verwicklung dieses Landes in diese Geschichte zu beleuchten ist. Das Raster von Schuld und Unschuld ist dafür zu grob. Das Dogma der Neutralität und die Illusion der Nichtbeteiligung an der Geschichte von Krieg und Verfolgung konnten ja gerade dadurch so lange aufrechterhalten werden, dass der Krieg und die organisierte Vernichtung außerhalb der Landesgrenzen stattfanden" (Sigrid Weigel zitiert in „Einerseits liegt Auschwitz in der Schweiz, andererseits konnte man nicht anders," *Die Weltwoche* 7. Mai 1997: 70-74). Die Muschg-Kritik verbreite sich in der Folge auch unter Schweizer Kultur- und Medienschaffenden wie ein Lauffeuer: Vgl. dazu: „Es ist die Rolle des Universalintellektuellen, der für Gott und die Welt und die Tagespolitik zuständig ist und

zu allem in großen Worten sagt, wo Bartel den Most holt. Muschg spielt Sartre für die Schweiz. Mit einem Unterschied: Über Gott und die Welt lassen sich Intellektuelle seit dem Tod des Marxismus eher nicht mehr aus. Es bleiben ihnen also, wenn sie aus ihrem Fachdiskurs in die große universalintellektuelle Pose wechseln wollen, nur noch die Tagespolitik und die großen Worte" (Andreas Isenschmid, „Ein Mann für alle Jahreszeiten," *Tages-Anzeiger* 26. August 1998: 65). / „Ich kann seinen Ton der zerknirschten Verantwortlichkeit nicht mehr ausstehen. Mich interessieren ohnehin die jungen Leute und nicht jene, die aus einer Geistesriesenposition auf den Schweizer Alltag hinabschauen" (Nicole Müller zitiert in Martin Beglinger, „Ein sogenanntes Ärgernis," 46).

[140] Thomas Widmer, „Verstaubt und Versteinert," *Facts* 1. Oktober 1998: 146.

[141] Rolf Cavalli und Marianne Noser, „'Ich lasse mich nicht so leicht aus dem Gleichgewicht bringen'," M2.

[142] Marcel Gyr, „Adolf Muschg wird massiv bedroht," *Sonntagszeitung* 29. Juni 1997: 13

[143] Zitiert in Jürg Altwegg, *Ach, du liebe Schweiz*, 73.

[144] Jean Ziegler, „Warum haben wir keine Intellektuellen?," *Die Weltwoche* 2. September 1999: 51. Vgl. dazu Isolde Schaad: „Denn die Schweiz hat es schwer mit ihren Intellektuellen, sie verträgt keinen Geist, der über den Komfort des Mittelmasses hinausreicht, vor allem wenn er von links kommt" (zitiert in Martin Beglinger, „Ein sogenanntes Ärgernis," 46).

[145] „Warum gibt es die Intellektuellen nicht in der heutigen Schweiz? In einem so hoch kultivierten Staat, mit einem der besten Schulsysteme der Welt, mit Geld und viel demokratischer Freiheit? Die Gründe sind mannigfach und nicht so einfach zu eruieren. Wir sind eine Händler-Republik. Die Geldsäcke von Zürich beherrschen die Schweiz. Gegen exponentielle Profitkurven und satte Bilanzen hat das Primat der kritischen Vernunft nichts zu bestellen. Was zählt, ist Profit maximalisierender handfester Pragmatismus" (Ziegler 51).

[146] Jürg Altwegg, *Ach, du liebe Schweiz*, 30.

[147] Zitiert im Gespräch mit Lilith Frey, „Schweizer Intellektuelle sind Primadonnen," *Blick* 11. Oktober 1999: 13. Vgl. auch: „Nicht die Literatur hat an aktualitätsbezogener Repräsentanz eingebüsst, es

ist der Schriftsteller als Intellektueller, dem es zunehmend schwer fällt, sich dort zu äußern, wo seine Deutungskompetenz gefragt wäre. Indessen teilen die Literaten diesen diskursiven Partizipationsverlust mit allen Intellektuellen, denen zunehmend die alltagspraktische und übergreifende Urteilsfähigkeit in der modernen Wissensgesellschaft abhanden kommt" (Roman Bucheli, „Ein altes Lied. Die Rede vom Bedeutungsschwund der Literatur," *Neue Zürcher Zeitung* 23. Nov. 2002: 65).

[148] Frey 13.

[149] Zitiert in Rolf Kieser, „Kontroverse als Literatur: Max Frisch und die Kunst der Polemik," *Formen und Formgeschichte des Streitens*, 247.

[150] Jan Philipp Reemtsma zitiert in „Nachkriegsliteratur," *Mittelweg* 36 (Dezember 1993/Januar 1994) 8.

[151] Pia Reinacher, „Schriftsteller als Vordenker?," *Tages-Anzeiger* 18. Februar 1994: 6. Vgl. dazu: Pia Reinacher, „Abschied von frommem Aberglauben," *Tages-Anzeiger* 18. Februar 1994: 1-5. Drei Jahre später beklagt Christoph Kuhn, dass Schweizer Literaten, die von seiner Feuilleton-Kollegin Reinacher als öffentliche Meinungsträger abgeschafft wurden, sich in der Zwischenzeit zurückgezogen haben: „Wie kommt es, dass sich die Profis der Phantasie und Erfindung auf keine produktiven Bilder, Vergleiche, Modelle zu besinnen vermögen, die geeignet wären, die so mühsame und peinvolle Diskussion auf hohem Niveau zu führen? Weshalb diese Unlust, sich zu äußern, diese wiederholten Abstinenzgesten" (Christoph Kuhn, „Gold und Gott und der fremde Blick," 63).

[152] Die letztere größere Aktion, die von Intellektuellen und Kulturschaffenden lancierte wurde, war das sogenannte *Manifest vom 21. Januar 1997*, welches forderte, „dass die jüngere Schweizer Geschichte weiter von Entstellungen und Beschönigungen befreit und mit mehr Wahrhaftigkeit neu geschrieben wird." Über 3000 Unterzeichnende protestierten gegen Jean-Pascal Delamuraz Erklärung, dass man sich in der Schweiz von jüdischen Wiedergutmachungsansprüchen weder finanziell noch zu einem Schuldgeständnis erpressen ließe. Vgl. dazu: „Manifest vom 21. Januar 1997," 22. September 2003 <http://www.iis.ee.ethz.ch/~neeri/politics/manifest/MAN_GE.html>.

[153] Zitiert in Martin Beglinger, „Ein sogenanntes Ärgernis," 46.

[154] „Und nachdem die Banken 1998 gezahlt haben, erlosch das Interesse der Schweiz am 2. Weltkrieg nahezu vollkommen" (Peter Kamber, Email an die Autorin, 17. September 2003). Vgl. dazu auch: „Hat die Unabhängige Expertenkommission Schweiz-Zweiter Weltkrieg mit ihren Berichten einen Lernprozess in Gang gesetzt? Zweifel sind angebracht. Nach den hitzigen Auseinandersetzungen um die Flüchtlingspolitik, um Raubgold und nachrichtenlose Konten ist fast totale Ruhe eingekehrt. Die Gefahr besteht, dass die Resultate der neueren Forschung still und leise in Vergessenheit geraten" (Otmar Hersche, „Vorlesungsreihe zur Weltkriegsdebatte der Neunziger Jahre," *Die Wochenzeitung* 20. März 2003: 29). / „Genug der alten Geschichten. Die Schweiz hat in New York beim Bankendeal bezahlt, die jüdischen Organisationen haben erreicht, was sie wollen. Schweigen für Gold, lautet die unausgesprochene Rechnung. Die Einzelstimmen fügen sich zum Chor. Eine Art geistiger Rollback ist im Gang. Von Angst bestimmt" (Willi Wottreng, „800 Seiten dick ist der neue Zwischenbericht der Bergier-Kommission," *Die Weltwoche* 9. Dezember 1999: 26). / „Vor einem Jahr erschien der Bergier-Bericht über die Rolle der Schweiz im Zweiten Weltkrieg, die Presse berichtete pflichtschuldig, doch seither blieb es merkwürdig still. Vom Bundesrat hat man nichts mehr gehört, er ist wohl noch immer mit dem Studium des Berichts beschäftigt, eine breite öffentliche Debatte kam nicht auf" (Claudia Kühner, „Wo bleibt die Debatte ‚Die Schweiz nach Bergier'?," 49).

[155] „Archiv der Pressemitteilungen März 1999," *Confoederatio Helvetica: Die Bundesbehörden der Schweizerischen Eidgenossenschaft,* 24. September 2003 <http://www.admin.ch/cp/d/37021dec.0@fwsrvg.bfi.admin. ch.html>.

[156] Jürg Altwegg, „Auf dem Kriegsschauplatz Kosovo kehrt die Schweiz vier Jahre nach dem schwarzen 8. Mai 1995 in die Geschichte zurück," 68. Vgl. dazu: „Langsam muss allerdings auch bei Blocher die Einsicht dämmern, dass nicht die Neutralität, sondern die Politik der wirtschaftlichen Kollaboration mit Nazideutschland—die er gleichzeitig verleugnet und rechtfertigt—die Schweiz vor dem Einmarsch Hitlers verschont hat. Jeden Tag ist er im Einsatz. Doch er scheint nur noch aus Prinzip zu kämpfen, irgendwie fehlt die richtige Überzeugung. Die Dynamik seines Kreuzzugs gegen die Windmühlen der Vergangenheit ist zum Leerlauf verkommen, sein bornierter Widerstand gegen die

Wahrheit und die Geschichte hat sich an der Wirklichkeit verbraucht. Christoph Blocher liefert sein letztes Rückzugsgefecht" (Jürg Altwegg, „Ringsum Feinde," *Frankfurter Allgemeine Zeitung* 2. März 2002: 41).

IV Schweizer Historiographie und der Zweite Weltkrieg

1. Geschichtsschreibung im Mahlstrom der Bürokratie

Das Gedächtnis einer kleinen Nation ist nicht kleiner als das Gedächtnis einer großen, es verarbeitet daher den vorhandenen Stoff gründlicher.
Franz Kafka, „Tagebuch" 25. Dezember 1911[1]

Soweit war von Vergangenheitsdiskursen die Rede, die fast ausschließlich unter Ausschluss der Historiker stattfanden. Dabei wurde der Eindruck erweckt, dass sich jeder Schweizer ehrenamtlich dazu berufen fühlt, ein kleiner Hobbyhistoriker zu sein. Kafka zufolge haben kleine Nationen ein proportional größeres Gedächtnis, daher verarbeite ein kleiner Staat die Vergangenheit „gründlicher". Was genau eine ‚gründliche Verarbeitung' ausmacht, ist keineswegs offensichtlich. Im Schweizer Fall kann beobachtet werden, dass die intensive Beschäftigung mit der Geschichte eher einem Wiederholungszwang als einer Erinnerungsarbeit gleichkommt. Die performative Zurschaustellung der Vergangenheit, die nicht selten in einem Kostümfest ausartet, bleibt auf legendenhafte Heldengeschichten reduziert. Letztere beschlagnahmen die Schweizer Erinnerungslandschaft, die sich—wie Hutters Shoah-Plastik illustriert —Gegenmonumenten weitgehend verweigert.

Die Frage stellt sich, wo nun jene sind, die sich nicht nur dazu berufen fühlen, sondern von Berufswegen dazu *verpflichtet* sind, die kollektiven Gedächtnislücken zu füllen und der Verbreitung von Vergangenheitsverklärungen Einhalt zu bieten? Wie steht es um das Gedächtnis der Schweizer Historiker? Muss die Allgegenwärtigkeit der historischen Legendenbilder als Indiz dafür gedeutet werden, dass die kritische Geschichtsforschung versagt hat? Haben Schweizer Historiker der Karnevalisierung und Inszenierung der Geschichte, dem Stoff, aus dem die Legenden gemacht sind, überhaupt etwas entgegengesetzt? Wenn ja, warum haben ihre

Forschungsergebnisse im breiten öffentlichen Geschichtsbewusstsein keinen Niederschlag gefunden? Und warum dauerte es fast fünfzig Jahre, bis eine akademische Arbeit über die Schweizer „Judenpolitik" (Jacques Picard) und den latenten Antisemitismus zur Zeit des Zweiten Weltkrieges verfasst wurde? Wieso dauerte es genauso lange, bis ein Doktorand untersuchte, inwieweit Schweizer Bürger in der Weltkriegszeit über die jüdischen Deportationen und Vernichtungslager informiert waren?

Mögliche Antworten auf diese Fragen finden sich im Hinblick auf die Geschichtspolitik der Nachkriegsschweiz, welche die historische Forschung zum Zweiten Weltkrieg lenkte und gezielt verhinderte.

Die Arbeitsbedingungen für Schweizer Historiker, die sich mit der Zeit des Zweiten Weltkrieges befassen wollten, waren nicht immer die einfachsten. Die Akten im Schweizerischen Bundesarchiv für die Jahre 1939-1945 blieben für Historiker bis 1973/74 gesperrt. Historiker, die auf einen Aktenzugang im Bundesarchiv hofften, hatten mit mehreren Hindernissen zu kämpfen. Aktensperrungen von relevanten Dokumenten führten zwangsläufig zu Arbeitsverhinderungen, bzw. zu gezielten Bestrebungen, Historiker in ihrer Forschung zu behindern. Die Forschungsarbeiten von Sacha Zala illustrieren den Umgang der Behörden mit jenen Gesuchsstellern, die Einsicht in die Akten zum Zweiten Weltkrieg beantragten.[2] Laut Zala übte man damit eine „präventive Zensur" aus, indem man z.B. kompromittierende Akten gar nicht erst für eine Einsicht freigab und sie tief in den Archiven entsorgte.[3] Zala kann belegen, wie „der Zugang zum Bundesarchiv [. . .] restriktiv geregelt und nur politisch genehmen Forschern überhaupt gestattet" wurde, und inwieweit „das schweizerische Außenministerium und das Bundesarchiv regelrechte Intrigen durch[führten], um die Forschungsvorhaben sowohl im In- als auch im Ausland zu verhindern".[4] So geschah es, dass Beuteakten mit heiklem Material zur Schweizer Außenpolitik im Zweiten Weltkrieg in London und Washington für die Schweizer Forschung gesperrt blieben. Eher zufällig stieß Zala in seiner Archivarbeit auf ein

Schreiben von Alfred Zehnder, Chef der Abteilung für politische Angelegenheiten, an den Schweizerischen Gesandten in den USA, Karl Bruggmann (datiert 8. Juli 1953), in dem er ihn anweist, einem Doktoranden entscheidende Akten vorzuenthalten.[5] Sogar Hochschuldozenten waren gegen Intrigen nicht gefeit. So sah sich Zehnder ein Jahr später (20.5.1954) wiederum veranlasst, Bruggmann zu bitten, restriktiv einzugreifen: „Es ist für uns sehr peinlich, dass die von Ihnen zitierten Dokumente in die Hände einer Privatperson gefallen sind. Wir wissen nicht, was Herr Rudolf von Albertini damit anfangen will. Er ist Privatdozent für neuere Geschichte an der Universität Zürich [. . .]. Die Vermutung liegt jedoch nahe, dass er aktuelles und vielleicht sensationelles Material sucht, um seine Vorlesungen interessant zu gestalten."[6]

Journalisten waren von diplomatischen Interventionen ebenfalls betroffen. Der London-Korrespondent Johann Wolfgang Brügel belieferte sozialdemokratische Zeitungen in der Deutschschweiz und berichtete über die allmählich freigegebenen Akten in den *Documents on German Foreign Policy*. Der Schweizer Gesandte in Großbritannien versuchte im Auftrag des Rechtsdienstes des Eidgenössischen Politischen Departements (heute: Eidgenössisches Departement für Auswärtige Angelegenheiten) 1958 vergeblich, Brügel den Aktenzugang verwehren zu lassen.

Erst die Herabsetzung der Sperrfrist von 50 auf 35 Jahre für nicht personenbezogene Akten im Jahre 1973 führte dazu, dass immerhin jene Dokumente einsehbar waren, die weder private noch öffentliche Interessen beeinträchtigten. Weil im Gegensatz zum Grundgesetz in Deutschland die Wissenschaftsfreiheit in der Schweiz erst 1999 in den Grundrechtskatalog aufgenommen wurde,[7] stand die Forschungsfreiheit ohne eine rechtlich verankerte Zusage jedoch auch weiterhin auf wackligen Füßen. Die Bundesanwaltschaft nahm das Recht in Anspruch, sich beliebig einzuschalten und Recherchearbeiten zu verhindern. Wie im Beispiel der Zürcher Juristin Brigitte Pfiffner, die 1977 eine Dissertation über die Landesverräter schreiben wollte und die Akten—aufgrund einer Verfügung der Bundesanwaltschaft—nicht einsehen

durfte.[8] Historiker wussten sich trotz Persönlichkeitsschutz ansatzweise zu helfen. Wenn sie auf einen Namen stießen, den sie aufgrund des Persönlichkeitsschutzes nicht erwähnen durften, bedienten sie sich einer Formulierung, welche den Namen nicht preisgabt, jedoch gleichzeitig unter Kollegen suggerierte, wer oder was gemeint war.[9]

Doch das größte öffentliche Archiv der Schweiz, das Bundesarchiv gewährte bis 1975 nur Akademikern die Forschungsarbeit.[10] Historiker, die publizistisch tätig waren und nicht an einer Hochschule lehrten, waren von dieser Restriktion besonders betroffen. Während Niklaus Meienberg im Politischen Archiv des Auswärtigen Amtes in Bonn uneingeschränkt forschen konnte[11], erlebte er Bernadette Calonego zufolge einen „behördlich inszenierten Hürdenlauf"[12] in der Schweiz. 1976 schrieb Hans Rudolf Hilty: „In der zeitgeschichtlichen Forschung—und das heißt vor allem: in der wissenschaftlichen Erhellung der Jahre des Zweiten Weltkriegs—ist die Schweiz noch ein Entwicklungsland."[13] Dem Journalisten Ueli Haldimann erging es nicht besser als seinen Vorgängern. 1980 stellte er ein Gesuch, um die Akten der Schweizerischen Kommunistischen Partei (bis 1937) einsehen zu dürfen. Die Bundesanwaltschaft lehnte ab, weil der Gesuchsteller „die Akten nicht zu wissenschaftlichen, sondern zu journalistischen Zwecken"[14] verwenden würde.

Ein verbürgtes verfassungsmäßiges Recht auf Aktenzugang, wenn auch restriktiver als der nordamerikanische *Freedom of Information Act* („Recht auf Zugang"), kennt die Schweiz erst seit 1995 für den Kanton Bern und seit 2001 für den Kanton Solothurn. 1998 trat für das Bundesarchiv das Archivierungsgesetz in Kraft. Dieses verringerte die Sperrfrist für Dokumente zum Zweiten Weltkrieg, bezeichnenderweise „Schutzfrist" genannt, von 35 auf 30 Jahre. Doch die liberalisierte Handhabung war noch lange kein Wegbereiter zum „Akten-Eldorado" (Sacha Zala)[15]. Denn grundsätzlich blieb es im Kompetenzbereich von Politikern zu entscheiden, welche privaten Informationen als „besonders schützenswert" zu interpretieren seien und damit—wie

die folgende Formulierung des Direktors des Schweizerischen Bundesarchivs Christoph Graf nahe legt—im Prinzip *ad infinitum* gesperrt werden dürfen:

> Für besonders schützenswerte Personendaten und für vom Bundesrat nach präzisen Kriterien bestimmte Kategorien von Unterlagen ist zum Schutze überwiegender und schutzwürdiger öffentlicher oder privater Interessen eine auf 50 Jahre verlängerte Schutzfrist vorgesehen, die im Einzelfall nach denselben Kriterien verkürzt oder verlängert werden kann, in jedem Fall aber zeitlich befristet sein muss.[16]

Nachdem zwanzig Jahre lang im Parlament debattiert wurde, wie viel Archivprivilegien der Schweizer Öffentlichkeit zugemutet werden können, wurde das sogenannte Öffentlichkeitsgesetz (*BGÖ*) im Februar 2003[17] im Bundesrat verabschiedet. Seitdem sind die Bestände im Bundesarchiv zugänglich, ohne dass individuelle Gesuchsteller ihr Forschungsinteresse begründen müssten. Die Auskunftspflicht kommt nicht ohne eine lange Liste von Einschränkungen aus, welche die Einsichtnahme wohl oder übel kompromittieren. Auch hier werden „legitime Schutzinteressen" (Christoph Graf) aufgeboten, um einen Aktenzugang zu verweigern:

> Verweigert oder eingeschränkt werden kann der Zugang unter anderem, falls dadurch die Meinungs- und Willensbildung von Behörden oder Parlament beeinträchtigt werden kann, falls die Beziehungen zwischen dem Bund und den Kantonen beeinträchtigt werden können, falls die wirtschafts-, geld- und währungspolitischen Interessen der Schweiz gefährden werden können, falls die zielkonforme Durchführung konkreter Maßnahmen erheblich beeinträchtigt würde - und aus zahlreichen weiteren Gründen. Nicht unter den Geltungsbereich des neuen Gesetzes fallen unter anderem die Bundesversammlung, der Bundesrat als Kollegialbehörde sowie die Nationalbank und die Bankenkommission. Hingegen gilt das Öffentlichkeitsprinzip für die SBB [Schweizerische Bundesbahnen], die Post, die Suva [Schweizerische Unfallversicherungsanstalt], die Pro Helvetia [Schweizer Kulturstiftung] und den Nationalfonds [zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung], soweit diese Verfügungskompetenzen besitzen.[18]

Weitere parlamentarische Vorstöße werden vonnöten sein, damit die allseitig geforderte „Transparenz" im Bundesstaat und in der Verwaltung Alltag wird. Eine verklausulierte Sprache schafft der Transparenz keine Abhilfe. Denn was alles genau in den Bereich einer „Meinungs-

und Willensbildung" fällt und wie diese durch die freie Akteneinsicht behindert werden könne, bleibt unbeantwortet.[19] Indirekt kann der Verweis auf die Wahrung persönlicher Interessen leicht zu einem willkürlichen Vorschieberiegel werden, der einer politischen Zensur gleichkommt.[20]

Auf kantonaler Eben ist mit Ausnahme von Bern und Solothurn auch weiterhin der Datenschutz rechtskräftig. Dieser kann wirksam eingesetzt werden, wenn die Regierung „höhere schützenswerte"[21] öffentliche oder private Interessen als Grund dafür in Betracht zieht, Akten nur eingeschränkt einsichtbar zu machen oder verschlossen zu halten.[22] Beispiele für eine willkürliche Handhabung dieser Paragraphenklausel gibt es zu genüge. 1989 erhielt der Journalist Hans Stutz den Auftrag, eine Arbeit über die Fröntler und Nazis in Luzern 1933-1945 zu verfassen. Es gelang ihm nachzuweisen, dass etliche namhafte Politiker Akten zerstörten. Als er auf Akten stieß, die eine rechtsideologische Gesinnung des Luzerner Regierungs- und Nationalrat Heinrich Walther nahe liegend machten (Walther begrüßte 1941 die frontistische Forderung nach einer Beteiligung der Schweiz am nazideutschen Russlandfeldzug), wurde die Veröffentlichung seiner Funde verhindert. Der Stadtpräsident forderte die Streichungen von riskanten Textstellen.[23] 1995 verweigerte der Aargauer Regierungsrat dem Historiker Beat Hächler die Einsicht in fünf Personaldossiers über die Aargauer Fröntlerbewegung der 30er Jahre: „In der Antwort auf zwei Interpellationen verteidigt die Regierung ihren Entscheid. Sie widersetze sich keineswegs einer kritischen Aufarbeitung der Vergangenheit. Eine undifferenzierte Öffnung des Staatsarchivs stehe aber aus Gründen des Persönlichkeits- und Datenschutzes nicht zur Diskussion."[24] Der *WoZ*-Redaktor und Historiker Stefan Keller recherchierte für seine Biographie über den St. Galler Polizeikommandanten Paul Grüninger (1891–1972). Letzterer ermöglichte von 1938 bis 1939 jüdischen Flüchtlingen und politisch Verfolgten die illegale Einreise in die Ostschweiz. Obwohl die Bundesarchivare Keller keine Akten vorenthielten, „[. . .] fand er [Keller] bei einem Besuch im Bundesarchiv heraus, dass in einem Verzeichnis rund zwanzig Seiten mit Namen von Personen fehlten, die in den

Kriegsjahren der Zusammenarbeit mit den Nazis verdächtigt wurden. Als er diese Lücke beanstandete, wurden die Seiten noch am selben Tag wieder eingefügt."[25]

Wie Jakob Tanner in einem Vortrag über „Forschungsfreiheit und Persönlichkeitsschutz" erläuterte, sind seit 1945 zahlreiche Kriegsakten in Schweizer Archiven zerstört worden. Die Vernichtung der Akten fand termingerecht zu einem Zeitpunkt statt, als die Flüchtlingsfrage zu einem skandalösen Politikum zu werden drohte:

> So gibt es zum Beispiel im Thurgauer Staatsarchiv einfach keine Polizeiakten mehr zum Zweiten Weltkrieg. In Luzern werden demgegenüber vorhandene Akten kurzerhand als nichtexistent deklariert. Was die schweizerische Flüchtlingspolitik betrifft, so nimmt man an, dass es das Bundesamt für Polizeiwesen war, das Ende der 50er Jahre die Akten über die mehr als 10'000 an der Schweizergrenze formell zurückgewiesenen Jüdinnen und Juden vernichtete.[26]

Auch Privat- und Firmenarchive können den Zugang erschweren oder gar verweigern. Nichts hält Privatunternehmen davon ab, Akten zu vernichten. Mit dem Verweis „private Akten" versperrte die Bank für Internationale Zusammenarbeit (*BIZ*) Gian Trepp die Akteneinsicht. Trepp (*Bankgeschäfte mit dem Feind*) fand die relevanten Dokumente in einer US-Universität.[27] Beispielhaft für die konzerninterne Geschichtspolitik der „Quellenverdünnung" (Hans Stutz)[28] ist die Episode rund um Wachtmann Christoph Meili. Meili, der 1997 für den Reißwolf bestimmte Geschäftsakten im Hauptgebäude der damaligen *Schweizerischen Bankgesellschaft (SBG)* in Zürich sicherstellte—darunter Dokumente zur Zwangsverwertung von Berliner Immobilien zwischen 1930-1940—brachte diese zur Israelitischen Cultusgemeinde. Die Gemeinde übergab die Akten der Zürcher Kriminalpolizei, welche zwei Strafverfahren einleitete: eines gegen die *SBG* und das andere gegen Meili, weil er das Bankgeheimnis und die Treuevorschriften verletzt habe.[29]

Die Privatindustrie erschwerte auch die Arbeit der Bergier-Kommission. Selbst von „einzelnen unschönen Drohungen"[30] gegen die Historiker war die Rede. Erst auf Druck des

Bundesrates und des Parlamentes kam es schließlich zu einem Abkommen zwischen der Historiker-Kommision und den Privatfirmen, welches den Historikern den uneingeschränkten Zugang zu den Industriearchiven sicherstellte. Die Kommission musste hingegen das Zugeständnis machen, am Ende ihrer Forschungsarbeit, die Kopien der Geschäftsakten (es waren an die 130 000) wieder an jene Firmen auszuhändigen, welche diese zurückforderten. Im Gegenzug erklärten sich die Firmen bereit, die Kopien dreißig Jahre lang aufzubewahren, um der Forschung entgegenzukommen, wobei befürchtet werden muss, dass die Vernichtung der Kopien in einigen Fällen zur Vernichtung der Originalakten führen kann. Die Alternativlösung, alle Akten ins Bundesarchiv zu bringen, garantiere noch keine unbehinderte Forschungsfreiheit, behauptet Markus Somm: „Wären die Akten dem Bundesarchiv übergeben worden, hätte jede Firma mit ihrem Veto jedem unliebsamen Historiker und bösem Anwalt den Zugang zum Archiv sperren können. Ohne Begründung, ohne Rekursmöglichkeit, auf fünfzig Jahre hinaus. Wasserdichter geht es nicht."[31]

Die Befürchtung einer „geschützten" Person zu nahe zu treten und damit die eigene Forschung zu gefährden, führt oftmals dazu, dass Fehlentscheidungen von einzelnen Verantwortungsträgern (z.B. Schweizer Politiker, die sich für den Warenexport nach Nazi-Deutschland stark machten) äußerst behutsam hervorgestrichen werden: „Diese Zitate sollen die damals Verantwortlichen nicht verunglimpfen."[32] Die Angehörigen einer historiographisch verunglimpften Person können bis zu dreißig Jahre nach deren Tod ein Strafverfahren gegen den Historiker einleiten. Dies geschah in den 80er Jahren, als unter dem Deckmantel der Persönlichkeitsrechtsverletzung gegen mehrere Historiker prozessiert wurde, weil diese über Schweizer Rechtsextremisten im Zweiten Weltkrieg forschten.[33]

Man kann sich dem Verdacht nicht entziehen, dass „schützenswerte Interessen" wenig mit Anstandsempfinden oder einem Ehrenkodex zu tun haben. Worum es bei diesen Geschichtsbehinderungen im Klartext geht, ist, die ideologischen Verfehlungen der Vätergeneration zu verheimlichen.

2. Das Gedächtnis der Historiker

> Gewiss, die Schweiz ist nicht Deutschland, sie weist ein geringeres Debattierpotential auf als unser Nachbar. Vor allem hat sie eine geringere Vergangenheitslast zu tragen. Und doch - auch wir haben unsere Geschichte, und die müsste offener, breiter, kontroverser diskutiert werden, gerade was die Rolle unseres Landes während des Zweiten Weltkrieges betrifft [. . .]. Die Historiker hätten viel zu sagen. Sie gehören aufs Podium.
> *Jürg Schoch (1996)*[34]

> Die zentrale Aufgabe des historiographischen Arbeitens konnte und kann nicht in der Früherkennung dessen bestehen, was sich anbahnt; sie besteht im allgemeinen, wie man immer wieder bescheiden feststellen muss, vor allem in der nachträglichen Analyse und Einordnung der von den Gegenwartsdebatten aufgeworfenen Probleme.
> *Georg Kreis (2002)*[35]

Die Schweizer Geschichtsschreibung wurde und wird nicht nur durch die jeweilige Geschichtspolitik gelenkt und behindert, sie ist in gleichem Masse auch das Produkt ihrer fachinternen Grenzziehungen und Paradigmagebote. Georg Kreis' Bemerkung zum Selbstverständnis des Historikers macht ein Disziplinverständnis deutlich, das in der Schweizer Geschichtswissenschaft weitgehend federführend ist.[36] Die Schweizer Geschichtsschreibung hat mit Bedacht und Sorgfalt den Ereignissen hinterher geschrieben. Selten hat sie aufgewühlt und gegen die Zeit und den Geschichtskonsens[37] geschrieben. Die beiden Nestoren der amtlichen Schweizer Weltkriegsaufarbeitung, Carl Ludwig und Edgar Bonjour, haben das vorherrschende Geschichtsbild und den Nachkriegs-Erinnerungskanon bestätigt. Historiographische Arbeiten, die ihrer Zeit voraus bahnbrechend Neues lieferten, wurden—wie jene Veröffentlichungen, die aus den Schreibstuben von Politjournalisten und Schriftstellern kamen—zwar wahrgenommen, doch rutschten ihre Erkenntnisse bald wieder ins Speichergedächtnis ab. Weil sie den Geschichtskonsens nicht bestätigten, blieben sie als Medium für eine Geschichtsbildrevision und eine Erneuerung des Funktionsgedächtnisses wirkungslos.

Es gibt genug Beispiele dafür, wie sich neuere Forschungsergebnisse nur schwerfällig gegen altbewährte Geschichtsbilder durchzusetzen vermochten, darunter auch die populärhistorische und geschichtskritische Dokumentarfilmserie *Die Schweiz im Krieg* von Werner Rings, die im Schweizer Fernsehen DRS von Januar bis Juli 1973 ausgestrahlt wurde[38] und dabei „mehr oder weniger lautlos über die Bühne gegangen [ist]" (Otmar Hersche).[39] Im folgenden Jahr erschien die Buchfassung, die immerhin von einigen (progressiven) Historikern, wenn auch nur sehr skeptisch, zur Kenntnis genommen wurde: Rings Buch habe „trotz lockerer Darstellung seine dokumentarischen Qualitäten" (Jakob Tanner in einem Brief an Otto F. Walter)[40]. Auch Rings' *Raubgold aus Deutschland. Die 'Golddrehscheibe' Schweiz im 2. Weltkrieg* (1985) berührte die Wahrnehmung der Öffentlichkeit nur marginal und fiel, wie Georg Kreis resümierte, „ziemlich ins Leere".[41] Peter Kambers Buch *Schüsse auf die Befreier. Die „Luftguerillia" der Schweiz gegen die Alliierten 1943-1945* (1993) ist ein weiteres Beispiel dafür, wie Historiographie im Kontext ihrer Zeit unverstanden blieb.[42] Kamber rollte darin ein Kapitel Schweizergeschichte auf, das nahezu vergessen blieb--literarisch wurde es in Heinrich Wiesners *Schauplätze* (1969) und Max Frisch *Dienstbüchlein* (1974) nur flüchtig angeschnitten. Weil Kamber nachwies, dass die Schweizer Flugabwehr sich im Schweizer Luftraum befindende britische und amerikanische Bomber abschoss und die Piloten nach Fluchtversuchen unter harschen Bedingungen in Schweizer Straflager interniert wurden, musste sich der Autor von einem renommierten Historiker vorwerfen lassen, „zeitgeschichtliche Tendenzliteratur"[43] geschrieben zu haben. Zur Rezeption des Buches *Schüsse auf die Befreier* äußert sich Kamber in einem Email-Schreiben wie folgt:

> Es hatte keinen großen Erfolg. Das Thema 2. Weltkrieg schien damals in der Schweiz nach dem Erinnerungsjahr 1989 "gegessen" und interessierte fast niemanden mehr. Von der Auflage von 2000 Stück wurden nur 1200 verkauft. Ca. vor zwei Jahren stampfte der Verlag die verbleibenden ein. Der Misserfolg hatte zwei Gründe: Erstens zerstörte ich auch einige linke Mythen, die noch auf Gerüchte aus dem Zweiten Weltkrieg zurückgingen (die ihren Ursprung der britischen sog. "Schwarzen Propaganda"

> verdankten), zum anderen griff ich den Mythos der schweizerischen Neutralität ziemlich radikal an, was wiederum den traditionell orientierten Leuten nicht gefiel. Frauen fanden das Buch zudem zu militärisch vom Stoff her. [...] Die „Schulhistoriker" haben auf „Schüsse auf die Befreier" sehr gut reagiert. Einer ihrer profiliertesten Vertreter, Jakob Tanner, hat es im Magazin der *Basler Zeitung* besprochen. Viele Leute, auch sozialdemokratische Parlamentarier, sagten mir, das Buch habe ihnen viel gebracht. Insofern war es wahrscheinlich schon ein wichtiges Buch.[44]

Das Ausbleiben einer breiten Resonanz zu Kambers Veröffentlichung (auch unter Historikern) ist ein Beispiel dafür, wie das kollektive Erinnerungsbedürfnis eine heroische Vergangenheit bevorzugt und alles daran setzt, diese am Leben zu erhalten, anstatt sie diese durch eine getrübte, dafür menschlichere Geschichte ersetzt zu wissen.

Wer hier das Argument vorbringt, dass die Geschichtspolitik die Historiographie in endlosen „Verhinderungsstrategien"[45] gegeißelt und für die eigenen Belange instrumentalisiert habe, erklärt nur unvollständig, weshalb kritische Forschungsarbeiten oder populärhistorische Texte in der Nachkriegszeit keine größere Breitenwirkung erfuhren. So möchte ich in diesem Kapitel die Hypothese aufstellen, dass der Schweizer Geschichtskonsens nicht nur durch Erinnerungsfeiern und die Bedürfnisse der Tagespolitik geformt und gestärkt wurde/wird, sondern auch durch die Schweizer Geschichtswissenschaft selbst. Das Disziplinverständnis und die Geisteshaltung der Schweizer Historiker trugen in nicht unwesentlichem Masse zur Ausbildung eines kollektiven Schweizer Erinnerungskanons bei. Die Schweizer Zunft der Historiker (an einer Hochschule lehrende Geschichtswissenschaftler) zeichnete sich bis in die 90er Jahre dadurch aus, dass sie jene, die der *„konsensuellen Konstruktion* vergangener Wirklichkeit" (Jürgen Straub)[46] nicht zustimmten, ausgrenzte. Dies geschah nicht im offenen Konflikt, sondern im bewussten Akt des Stillschweigens und der Nichtwahrnehmung. Schließlich bildete man sich etwas darauf ein, auch untereinander nicht zerstritten zu sein. So gab es unter den Schweizer Fachhistorikern keine Kontroversen wie z.B. den deutschen, französischen oder italienischen Historikerstreit. Man war sich einig, und wenn man es nicht war, ließ man es nicht auf akademische Duelle ankommen.[47]

Kritische Stimmen wurden kaum gefördert; auch in den 80er Jahren gab es keine Forschungsgelder für Dissertationen, welche die Aspekte zur Rolle der Schweiz im Zweiten Weltkrieg behandelten. Dass jenen, die eine akademische Laufbahn in der Schweiz ansteuerten, mit einem anderen Thema besser gedient war, mag auch ein Grund gewesen sein, dass es bis heute verhältnismäßig wenige Hochschularbeiten zum Verhalten der Schweiz im Zweiten Weltkrieg gibt.[48] Jakob Tanner, seit 1997 Ordinarius für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte an der Universität Zürich, schrieb seine Dissertation im Wintersemester 1984/85 über die Wirtschaftsbeziehungen der Schweiz mit dem Dritten Reich[49]—auch er ohne Forschungsgeld—ohne irgendwelche Resonanz. Außer in der *Basler Zeitung* (Tanner war damals Assistent an der Uni Basel) wurden seine Thesen in keiner größeren Tageszeitung besprochen[50]: „Wer etwas in der Öffentlichkeit dazu [zu den Schweizer Finanzbeziehungen in Kriegszeiten] verlauten ließ, wurde exotisiert und nicht ernst genommen."[51]

Doch zeigt sich die Schweizer Geschichtswissenschaft nicht nur inneren Erneuerungen gegenüber resistent, sie schottet sich auch gegenüber der Welt ab. Viele Schulhistoriker mögen es nicht, wenn andere Historiker spielen. Folglich kam auch keine Zusammenarbeit zwischen Literaten und Historikern zustande, wenn auch einige Schriftsteller (z.B. Otto F. Walter) Historiker für ihre Recherchearbeiten konsultierten. In den seltensten Fällen gab es von Seiten der Historiker Querverweise auf historiographisch arbeitende schriftstellerische Texte wie jene von Niklaus Meienberg. Literaten, die sich auf Zeitzeugenberichte beriefen, wurden in akademisch-historischen Forschungskreisen skeptisch oder irritiert zur Kenntnis genommen. In vereinzelten Fällen beanstandeten Historiker die historiographische Methodologie in den literarischen Werken. Georg Kreis' Kritik an Niklaus Meienbergs *Ernst S.* zeigt beispielhaft, wie Geschichtsauffassung und Geschichtsvermittlung in der Historiographie und Literatur voneinander abweichen können (mehr dazu in Kapitel VI). Der auch heutzutage noch geäußerte

Vorwurf an die Schriftsteller ist derjenige der Parteilichkeit und des politisierenden, voreingenommenen Journalismus.[52]

Diese Abschottungsbemühungen haben viel mit einem elitären Selbstverständnis zu tun, bzw. mit einer Verunsicherung innerhalb der „heterogenen Geschichtswissenschaft" (Jakob Tanner)[53], die sich nicht anders als durch Ausgrenzung zu behaupten weiß. Überraschenderweise verstehen sich selbst die progressivsten Deutschschweizer Historiker wie Jakob Tanner als Wissenschaftler und nicht als Volksaufklärer.[54] Das Klischee vom Elfenbeinturm hat für die akademische Geschichtsforschung in der Schweiz durchaus seine Gültigkeit und ist mitverantwortlich dafür, dass sich die alten kollektiven Geschichtsmythen so resistent zeigten und immer noch zeigen.[55] Auf der einen Seite beklagen Historiker die verklärte Vaterlandsliebe, wie sie in den Gedenkanlässen endlos zur Schau gestellt wird, auf der anderen Seite tun sie relativ wenig, die verklärten Geschichtsbilder zu korrigieren.[56] Im Gegensatz zum bundesrepublikanischen Geschichtsdiskurs, wo Historiker mediengeübt auftreten und durch die Last der Geschichte ihre Rolle als Historiker ernst nehmen müssen, sind Schweizer Historiker auf der Bühne, wo die Volksaufklärung stattfinden könnte—von Ausnahmen abgesehen—nicht auszumachen.[57] Die Deutschschweizer Historikerdiskurse sind auch heute noch akademische Binnendiskurse, die von anderen Disziplinen und von den Medien weitgehend abgekapselt unter Ausschluss der Öffentlichkeit ablaufen. Wenn medial über historische Fachkongresse berichtet wird, dann oftmals verbannt auf die Kulturseiten; selbst wenn die Thematik—wie beim Symposium zur „Geschichtsaufarbeitung im internationalen Vergleich" am Zürcher *Center for Comparative and International Studies* (9. April 2002) —von innen- und außenpolitischer Relevanz ist.[58]

Schweizer Historiker geben höflich Auskunft, wenn sie gefragt werden. Eine eigentliche Debatte anzustacheln, liegt vielen jedoch nicht. Freilich sind sie ab und zu ähnlich wie Schriftsteller und Politjournalisten in den Schlagzeilen, doch meist nur, wenn sie die

Vergangenheitssensibilität eines Politikers stören. Zu einer eigentlichen Vergangenheitsdebatte kam es jedoch nie, weil bürgerliche Politiker die zur Diskussion stehenden geschichtlichen Interpretationsfragen auf politische Gesinnungsfragen reduzierten. Dabei wurden auch nach 1989 ausnahmslos auch auf Historiker die gleichen Muster aus der Zeit des Kalten Krieges appliziert: Wer sich kritisch über die Schweizer Weltkriegsgeschichte äußerte, lief Gefahr, despektierlich als Junghistoriker, Linker oder Marxist tituliert zu werden, was in etwa das gleiche wie 'unglaubwürdig' insinuierte. Walther Hofer, der SVP-Nationalrat, der bis 1989 an der Universität Bern Neuere Allgemeine Geschichte lehrte, war 1989 (als die *Schweiz ohne Armee*-Abschaffungsinitiative und die Diamantfeier aufeinanderprallten) über jene „jüngeren" Historiker im *Klunker*-Redaktionsteam aufgebracht, welche die Diamant-Feier zu demontieren suchten und die sich für eine entmilitarisierte Schweiz stark machten.[59] FDP-Präsidenten Steinegger bezichtigte Jakob Tanner 1997 des Klassenkampfes, weil Tanner behauptete, dass die Réduitstrategie[60] gegenüber den Nazis eine Demutsgeste gewesen sei: „Aber ich warne davor, mit vorgefassten Meinungen eine neue Bewertung der Schweizer Geschichte vornehmen zu wollen. Wir brauchen keine neue, marxistische Geschichtsschreibung."[61] Ein ähnliches Argument brauchte auch Christoph Blocher gegen Jakob Tanner vor, einschließlich einer schlichtweg infamen Analogie: „Ein Marxist gehört nicht in die Historikerkommission - schließlich sitzt dort auch kein Nationalsozialist."[62] Der Urner Ständerat Hans Danioth (CVP) beklagte in der Wintersession 1998 der Bundesversammlung, dass der „Junghistoriker" Sacha Zala (Jahrgang 1968) „aktenwidrig" vorgegangen sei.[63] Zala beschwerte sich zu Recht, dass er viel zu jung sei, um als „Junghistoriker" angesprochen zu werden. Denn als „Junghistoriker" bezeichnete man in den Deutschschweizer Vergangenheitsdebatten Männer, die mindestens 50jährig waren, nicht selten standen sie unmittelbar vor dem Ruhestand. Diese Titulierung ist keinesfalls als Kompliment zu verstehen, sondern als Schimpfwort und als unmissverständlicher Hinweis an den betreffenden Historiker, dass er zu jung sei, um etwas von der Geschichte zu

verstehen. Wer nicht wie die Aktivdienstveteranen dabei war, kann nicht mitreden, schien bei einigen Politikern und in den Leserbriefseiten die unausgesprochene Doktrin und Berechtigung für ihre Intellektuellenhatz geworden zu sein.[64]

Auch der *Verein Schweizer Armee-Veteranen* (er zählt 6500 Mitglieder) fühlte sich in seinem Weltbild angegriffen und verfasste im Frühling 1997 ein „Manifest":

> Es ist nicht akzeptabel, wenn die Leistungen der Männer und Frauen, die einige der besten Jahre ihres Lebens für unsere Heimat einsetzten, von Leuten, die sich nie im nationalsozialistisch-faschistischen Würgegriff befanden, als nichtig hingestellt werden. [. . .] Aus sicherer Deckung ist es für junge Historiker und ambitiöse Politiker leicht, Kritik zu üben.[65]

„Das öffentliche Bild des Historikers schwankt dann auch zwischen dem des Hohepriesters der Wahrheit und dem des notorischen Falschmünzers" (Aram Mattioli).[66] Historiker, die das Volk als Unglücksboten mit unliebsamen Vergangenheitsgeschichten belieferten, mussten sich ein ganzes Spektrum an farbenreichen Titulierungen gefallen lassen. Unter anderem auch von einigen Archivaren, die zu natürlichen Feinden der Forschung wurden und als Gralshüter des kulturellen Gedächtnisses vergangenheitskritische Historiker unter Beschuss nehmen. Unter ihnen befand sich Roman W. Brüschweiler, Aargauer Staatsarchivar, der für die Rubrik *Frisch von der Feder* einen aufgebrachten Aufsatz verfasste, in dem er zeitkritische Historiker als „Defloratoren der Helvetia"[67] bezeichnete (Brüschweiler wurde wenig später von der Aargauer Regierung für seine Wortwahl gerügt).

Seit 1998 sind viele Historiker in den gesellschaftlichen Gedächtnisdiskursen kaum mehr präsent. Selbst die Veröffentlichungen der Bergier-Kommission sind heutzutage kein Anlass mehr, in der Öffentlichkeit vermehrt über die geschichtlichen Kontroversen zu diskutieren. Eine Tatsache, an der wohl auch, wie Paul Stauffer in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* bedauert, die Kommission selber Schuld trägt, indem sie sich von den Nachwehen, die ihre Arbeit

auslöste, abgewendet hat. Geradezu monolithisch verweigern sich die Kommissionsmitglieder, die eigenen Ergebnisse neu zu überarbeiten oder sie aus anderen Perspektiven neu aufzurollen:

> In der Anwendung moralischer – genauer: wissenschaftsethischer – Maßstäbe auf ihre eigene Arbeitsweise zeigen sich die Berichtverfasser weniger rigoros. Ihre 1999 erstmals erschienene Publikation legten sie 2001 in einer abgeänderten Version wieder vor. Von der Erstfassung sind sie darin nur gerade soweit abgewichen, als es ihnen ins interpretatorische Konzept passte. Die gewichtigen Einwände namhafter Kritiker zu zentralen Aussagen ihres Berichtes würdigen sie keiner Stellungnahme. Nachgewiesenermaßen falsche oder ungenaue Angaben werden weiter kolportiert, Widersprüche zwischen verschiedenen Beiträgen der mangelhaft koordinierten Kollektivarbeit bleiben unaufgelöst. Durch diese Flucht in eine anachronistische Unfehlbarkeitsattitüde geben die Autoren die Schwäche ihrer Position zu erkennen. Leider schalten sie sich damit auch selbst aus einer Diskussion aus, die angeregt zu haben ihr Verdienst bleiben wird.[68]

3. Chronologischer Abriss der historiographischen Aufarbeitung der Schweizer Weltkriegsgeschichte

> Die moderne Geschichtsschreibung hat zwei Adressaten, die Zunft der Historiker und das allgemeine Publikum Eine gute zeithistorische Darstellung soll gleichzeitig den kritischen Maßstäben der Wissenschaft und den Erwartungen einer interessierten Leserschaft gerecht werden.
> *Jürgen Habermas (1998)*[69]

> Die Schweiz war damals von den Achsenmächten eingekreist. Sie musste Konzessionen machen, konnte nicht nur heldisch sein. Aber nach dem Krieg hätten wir zu unseren Fehlern stehen müssen. Fehler einzugestehen ist keine Schande. Statt dessen hat man verdrängt, ja sogar Spuren verwischt. Und heute gibt man nur zu, was bewiesen wird. Aber Geschichte ist unerbittlich. Sie holt uns immer wieder ein.
> *Adolf A. Häsler (1996)*[70]

Ein Überblick über die historiographischen Veröffentlichungen zur Schweizer Weltkriegszeit kann im Rahmen dieser Forschungsarbeit nicht vollumfänglich sein, sondern muss sich auf die bekanntesten und repräsentativsten Werke beschränken.

Die Deutschschweizer Geschichtsschreibung zur Rolle und Haltung der Schweiz im Zweiten Weltkrieg war bis in die 90er Jahre elitär, einseitig und patriarchal—versinnbildlicht durch die thematische Einschränkung der Quellenbasis auf die Armee als Garant der Neutralität und Kriegsunversehrtheit. Im „Paradigma des nationalen Überlebenskampfes und der demokratischen Bewährung" (Georg Kreis)[71] fand man eine Antwort auf die Frage, die im Zentrum aller Fragen stand: Wie kann es sein, dass die Schweiz vom Zweiten Weltkrieg verschont blieb?

Bemühungen das "Wunder der schweizerischen Unversehrtheit" (Edgar Bonjour)[72] zu hinterfragen, stellten sich erst ein, nachdem man aus dem Ausland dazu genötigt wurde. Die Schweiz-interne Aufarbeitung erfolgte dabei einem identischen Bewältigungsschema: Der Bundesrat wählte einen Historiker zur Ehrenrettung des Landes aus, nachdem im Ausland kompromittierende Akten—Schweizkritische Quellen und deutsche Beute-Akten—veröffentlicht wurden und eine Stellungnahme dazu von Schweizer Seite zwingend wurde. Wie immer wenn es loderte und die Geschichte die Gegenwart in Brand gesteckt hatte, mussten die Historiker, wie Hans Ulrich Jost lakonisch kommentierte, „Feuerwehr spielen".[73] Die bevorzugte Form der amtlichen Vergangenheitsbewältigung waren Berichte,[74] die in der Nachkriegszeit in mehreren Anläufen in Auftrag gegeben wurden.

Ein halbes Jahr nach Kriegsende wurde Bundesrat Eduard von Steiger unterbreitet, eine Darstellung des Flüchtlingswesens zu veröffentlichen. Das Projekt kam zum Stillstand und wurde erst fünf Jahre später neu erwogen; es lag dem Bundesrat in seiner Endfassung 1951 vor. Die Verantwortlichen in der Landesregierung konnten sich nicht dazu entschließen, den Bericht zu publizieren: „Die Veröffentlichung hätte wohl eine Diskussion zur Folge, die der Sache an sich bestimmt nichts nützen, sondern wiederum Unruhe in eine Frage bringen würde, die heute wohl im wesentlichen als geregelt angesehen werden darf."[75] In der gleichen Zeit vermerkte

Oscar Schürch in einem unveröffentlichten Bericht der Eidgenössischen Polizeiabteilung, dass die Schweiz gegenüber den Flüchtlingen ihre humanitäre Aufgabe erfüllt hätte: „Das Schweizerland und sein Volk haben aus einer tiefen Verpflichtung gegenüber der traditionellen Asylgewährung die Flüchtlinge aufgenommen und ihnen Obdach und Nahrung gewährt."[76]

Dass die Haltung der Schweiz im Zweiten Weltkrieg um einiges problematischer und ‚ungeregelter' war, wurde ersichtlich, nachdem 1953 die publizierten *Akten zur deutschen Auswärtigen Politik 1918-1945* auf die Einführung des „J"-Stempels in den Pässen deutscher und österreichischer Juden verwiesen. Der Bundesrat reagierte postwendend und beauftragte den Basler Rechtsprofessor und ehemaligen Regierungsrat Carl Ludwig (1889-1967), die Schweizer Flüchtlingspolitik zwischen 1933 und 1945 für einen offiziellen (Rechenschafts-)Bericht aufzuarbeiten. Zwei Jahre später lieferte Ludwig einen fast 400seitigen Bericht ab, der sich stellenweise sehr kritisch zur Schweizer Flüchtlingspolitik äußerte: „Die zunehmende Verschlechterung ihrer Lage veranlasste zahlreiche deutsche Juden zum Versuch, legal oder illegal in die Schweiz zu gelangen. Einzelnen Einreisegesuchen wurde entsprochen, gegenüber den meisten aber erfolgte Abweisung."[77] Obwohl Ludwig anerkannte, dass die Schweizer Regierung sich im Zweiten Weltkrieg in einer schwierigen Situation befand, bestand für ihn „kein Zweifel", dass „eine weniger zurückhaltende Einreisepolitik unzählige Verfolgte vor der Verfolgung bewahrt hätte".[78] Ludwig kommentierte die Entscheidungen einzelner Schweizer Verantwortungsträger, welche die schutzsuchenden Flüchtlinge in den Tod schickten, zwar sprachlich umständlich, dennoch unmissverständlich:

> Völlig ahnungslos aber waren die zuständigen Instanzen nicht. Dass sie über die gegenüber den Juden bei der Durchführung der Deportationen begangenen Grausamkeiten nicht ununterrichtet gewesen sind und überdies zum mindesten ahnten, welches Los die Verschickten im Osten erwartete, ergibt sich bereits aus dem Bericht Dr. Jezler vom 30. Juli 1942 und wird bestätigt durch den Rapport, den der Chef der Polizeiabteilung über Verhandlungen erstattete, die er im Oktober 1942 im Einverständnis mit dem Departement in Berlin mit deutschen Amtsstellen zur Behebung

> verschiedener Unzuträglichkeiten auf dem Gebiet des Pass- und Einreisewesens zu führen hatte.[79]

Um den angeschwärzten Politikern und Führungskräften im Justiz- und Polizeidepartement in einem Epilog Raum zu einer Gegenaussage zu geben, konnte der Bericht erst 1957 unter dem Titel *Die Flüchtlingspolitik der Schweiz seit 1933 bis zur Gegenwart (1957)* publiziert werden. Kontroversen hat er keine provoziert.[80] Ludwigs bürokratischer Sprachstil trug wenig dazu bei, die Leserschaft aufzurütteln.

Ausländische Veröffentlichungen waren auch in den 60er Jahren dafür verantwortlich, dass der Bundesrat erneut Anstrengungen unternahm, die Schweizer Außenpolitik im Zweiten Weltkrieg in Form eines offiziellen Berichtes zu dokumentieren. *Documents on German Foreign Policy* zur französisch-schweizerischem Militärkooperation (unter dem Stichwort *Charité-sur-Loire* in die Forschung eingegangen) konnten belegen, dass die Schweiz im Ernstfalle eines deutschen Einmarsches ihre Neutralität aufgegeben hätte. Auch Jon Kimches *Spying for Peace* (1961) zweifelte an der Neutralitätsdoktrin der Schweiz. Nachdem der Bundesrat, auf Empfehlung des Historikers Werner Näf, von der Veröffentlichung eines Weißbuches 1948 absah, wurde der Basler Historiker Edgar Bonjour vom Bundesrat 1962 wiederum als „Ein-Mann-Unternehmen" (Christof Dejung)[81] damit beauftragt, eine offizielle Version der Schweizer Neutralitätspolitik zu verfassen. Allerdings war Bonjours Bericht, wie Sacha Zala festhielt, als „interne Aufklärung"[82] gedacht und konnte erst unter Druck der Medien und des Parlamentes sowie gegen den Willen verschiedenster Politiker[83] ab 1970 publiziert werden.

Obwohl Ludwig und Bonjour das alleinige Quellenmonopol genossen und ihre Berichte dafür vorgesehen waren, die Kriegspolitik der Schweiz im Zweiten Weltkrieg zu rechtfertigen, sind sie keine klassischen Hofhistoriker. Dagegen spricht schon allein die Tatsache, dass auch ihre Berichte nicht unzensiert blieben. Ironisch mutet an, dass Bonjour im Vorwort erwähnen darf, dass ein Drittel seiner mehrbändigen Dokumentation der Zensurschere zum Opfer fiel.

Teile des zensierten Inhaltes wurde in den nachfolgenden Bänden unter dem Titel *Geschichte der schweizerischen Neutralität* bis 1976 veröffentlicht. Im Gegensatz zum Ludwig-Bericht erklärte Bonjour, dass in der Flüchtlingsfrage nicht nur die Politiker, sondern auch die Bürger versagt hätten und deshalb kollektiv mitverantwortlich seien: „Unsere ganze damalige Generation hat versagt und ist mitschuldig."[84] Ähnlich wie Walter Matthias Diggelmann in *Die Hinterlassenschaft* machte auch Bonjour den Antisemitismus als gewichtigen Faktor aus, der diese Politik erst ermöglicht habe: „Der in jedem Bürger steckende Egoist und latente Antisemit ließ ihn die Augen vor der Unmenschlichkeit gewisser Aspekte der behördlichen Asylpolitik schließen."[85] Obwohl Bonjour apologetische Gesten im Rahmen einer historischen Verklärung vermied und eine Schweizer Beihilfe zum Genozid implizierte, blieb für ihn die Neutralitätsdoktrin, die sich seiner Ansicht nach im Erklärungsfeld von Anpassung und Widerstand erklärte, unangefochten. Ludwig und Bonjour waren keine indoktrinierten Staatsgeschichtsschreiber, die sich der Ideologie der geistigen Landesverteidigung verpflichtet fühlten. Problematisch war jedoch, dass ihr Auftraggeber schlussendlich die Oberhand behielt und darüber befand, welches Material publiziert werden konnte.

Die in den 60er Jahren als Standardwerke veröffentlichten Geschichtsbücher vermieden jegliche Kritik an der Schweizer Flüchtlingspolitik. So stand in der *Illustrierten Geschichte der Schweiz* (1961) zu lesen, dass die Schweiz ihre „Sendung als humanitärer Staat erfüllt" habe. Auch Peter Dürrenmatts *Schweizer Geschichte* (1963) unterließ es, die Schweizer Weltkriegspolitik differenziert zu begutachten—eine kritischere Historiographie fand sich erst in der überarbeiteten Fassung (1976).[86]

Im Jahre 1967, zehn Jahre nach Veröffentlichung des amtlich abgesegneten Ludwig-Berichtes erschien Alfred A. Häslers *Das Boot ist voll. Die Schweiz und die Flüchtlinge 1933-1945*.[87] Im Gegensatz zu seinem Vorläufer war das Buch keine Auftragsarbeit des Bundesrates,

sondern basierte auf unabhängigen Forschungsarbeiten des Publizisten Häsler. Motivation für ihn, das Buch überhaupt zu schreiben, war ein Auschwitz-Besuch:

> In den Räumen lagen Mädchen- und Frauenhaare, Kleider und Schuhe in allen Größen, Abertausende Brillen, in großen Metallschalen Goldplomben, die man den Opfern ausgebrochen hatte. [. . .] Als ich das alles sah, wurde mir klar, dass auch das Zahngold von Menschen stammt, die einst an der Schweizer Grenze gestanden haben, aber zurückgewiesen wurden, in den sicheren Tod.[88]

Während Ludwig in einer nüchternen und distanzierten Amtssprache berichtete und der Leser, basierend auf statistischen Zahlen und Regierungsanweisungen nur erahnen konnte, was dies für die Einzelpersonen bedeutete, nahmen die individuellen Schicksale in Häslers Buch Kontur an. Als eines der frühesten nicht-literarischen Dokumente greift Häsler auf die Oral History zurück und lässt Zeitzeugen erzählen, unter welchen Bedingungen sie in der Schweiz Asyl fanden, bzw. sie mitbeobachten mussten, wie Schutzsuchende ausgeschafft wurden. Häslers Geschichtsschreibung ist nicht länger eine Militärgeschichte, in der vereinzelte Handlungsträger Entscheide fällten, die nicht anders gefällt werden konnten. Wenn er auch viele Beispiele einer bedingungslosen Humanität innerhalb der Schweiz auflistete, verhärtet sich in *Das Boot ist voll* der Vorwurf des Mitläufertums und des latenten Antisemitismus in der Schweizer Bevölkerung.

Für diese Arbeit von Interesse ist Häslers Schilderung der Kulturpolitik des Schweizerischen Schriftstellervereins (*SSV*) in den Kriegsjahren. Obwohl sich die Schweiz in der Nachkriegszeit rühmte, in den Kriegsjahren ein Hafen für verfolgte jüdische Künstler und Literaten gewesen zu sein, war der SSV in einigen Fällen im Umgang mit den Verfolgten und Schutzsuchenden nicht gerade zimperlich. Weil die Vereinsmitglieder fürchteten, dass die ausländischen Kollegen ihnen den Existenzboden streitig machen könnten, haben sie immer weiter bei der Fremdenpolizei vorgesprochen und gebeten, die „ausländische Konkurrenz“[89] doch bitte nicht ins Land hineinzulassen—oder wenigstens deren Erwerbsbewilligung zu

verweigern. In einem Brief an die Fremdenpolizei der Stadt Zürich in Sachen Alfred Polgar schrieb der Schweizerische Schriftstellerverein am 8. April 1938:

> Auch aus kulturpolitischen Gründen rechtfertigt es sich, den Emigranten die Arbeitsbewilligung auf dem Gebiet der Presse und der Literatur zu verweigern. Wir leben heute in einer Zeit, in der in der Schweiz die Gegensätze hart aufeinander stoßen. Zu einer geistigen und damit voraussichtlich auch politischen Katastrophe wird es in unserem Lande jedoch nur dann kommen, wenn sich die Ausländer, kommen sie nun von da oder dort, in unserer Auseinandersetzung einmischen.[90]

Laut Häsler war Robert Musil von diesen Maßnahmen besonders betroffen:

> Er [Robert Musil] durfte weder an Zeitschriften und Zeitungen mitarbeiten, noch Vorträge am Radio oder in Gesellschaften halten, noch eine Stelle als Literat (Lektor, Verlagsleiter, Redaktor usw) annehmen. Hätte er nicht treue Freunde, wie Pfarrer Robert Lejeune gehabt, so wäre Robert Musil in der Schweiz wohl verhungert. Verbittert jedenfalls und vereinsamt starb er in der Schweiz, die die Ehre seines Gastseins bei uns zu seinen Lebzeiten nicht zu würdigen wusste.

Den ausländischen Literaten war der SVV jeweils nur dann wohlgesinnt, wenn sie, wie im Falle von Lyrikern und Reiseschriftstellern, für die eigenen Kulturschaffenden keine wirtschaftliche Bedrohung darstellten.

Häslers Publikation führte zwar dazu, dass die Flüchtlingsproblematik zeitweilig in der Öffentlichkeit in einem größeren Rahmen diskutiert wurden, doch bewirkte sie, räumte Peter Bichsel ein, keine Geschichtsbildkorrektur. Zwar habe man Alfred A. Häsler „zur Kenntnis genommen [...] Als Alibi sogar. Aber reagiert hat niemand."[91] Die Erkenntnis, „dass nicht die Bootskapazität zu klein, sondern die vermeintliche Art der zusätzlichen Bootspassagiere - der Juden - unerwünscht war" (Georg Kreis)[92] blieb im kollektiven Schweizer Gedächtnis marginal haften.

Immerhin beeinflussten Häslers Recherchen Literaten und Filmemacher nachhaltig. Markus Imhoofs gleichnamiger Film *Das Boot ist voll* kam 1981 in die Kinos. Der Film war ein

internationaler Erfolg, erhielt 14 Auszeichnungen, darunter den *Silbernen Bären* in Berlin und eine *Oscar*-Nominierung für den besten ausländischen Film. Im eigenen Land war Imhoofs Streifen so kontrovers, dass der Regisseur für acht Jahre ins ‚Exil' nach Italien ging. Als *Das Boot ist voll* zusammen mit anderen Schweizer Spiel- und Dokumentarfilmen über die Schweiz im Zweiten Weltkrieg 1997 in den Vereinigten Staaten auf Tournee ging, konterte Christoph Blocher, dass damit „das Dreckigste, was man sich an Filmen über die Schweiz denken kann", gezeigt würde.[93]

In den 70er Jahren kam es vermehrt zu historischen Fachdiskursen, die jedoch kaum aus dem Anpassungs- und Widerstandsparadigma ausbrachen. Die offizielle Geschichtsschreibung hat die historischen Akteure in der Schweiz weitgehend in zwei Lager geteilt: jene der Anpasser und jene der Widerstandskämpfer. Der Bundesrat habe, argumentierten die Befürworter dieser Theorie, auf den Gleichschaltungsdruck der Achsenmächte mit Anpassung und Nachgiebigkeit geantwortet, während die Armeespitze unter General Guisan und das Schweizer Volk im Falle eines deutschen Angriffs Widerstand geleistet hätten.[94] Erst 1971 übte Gerhart Wager (*Die Sündenböcke der Schweiz*[95]) an dieser Gesinnungsdivergenz Kritik und zwar mit dem Argument, dass sich Anpassung und Widerstand nicht ausschließen, sondern oftmals in einer einzigen Person vereint sein können. Vertreter dieser Interpretation behaupteten, dass die Schweiz aus taktischen Gründen Nazi Deutschland gegenüber Kompromisse machen musste, um ihre politische Unabhängigkeit zu wahren. Der Vorwurf des Kriegsgewinnlertums (Hugo Loetscher spricht von „einer sehr schweizerischen Art, vom Krieg zu profitieren – nämlich ohne ihn zu führen"[96]) verdichtete sich 1974 in Daniel Bourgeois' *Le Troisième Reich et la Suisse*. Bourgeois konnte belegen, dass das Gold in der Nationalbank aus jüdischem Besitz stammte, und dass die ehemaligen Besitzer in Nazi-Konzentrationslagern ermordet wurden. Im Sommer 1976 schrieb Georg Kreis in der politisch-kulturellen Beilage der Basler *National Zeitung*: „Wer sich mit den

Fragen der Schweiz im Zweiten Weltkrieg beschäftigt, muss immer wieder feststellen, wie wenig wir eigentlich schon wissen und wie sehr wir noch am Anfang stehen."[97]

Ansätze zu einer neueren Geschichtsschreibung zeichneten sich erst wieder in den 80er Jahren ab. Bezeichnenderweise wurden sie von einem Germanisten initiiert: 1980 veröffentlichte Peter Utz im *TA-Magazin* vom 19. April einen längeren Artikel (*Goldfingers merkwürdige Machenschaften*), der die Goldthematik wieder aufnahm. Die Gold-Thematik wurde drei Jahre später erneut aufgegriffen. Beeinflusst durch die Nouvelle Histoire der französischen *Schule der Annales* veröffentlichte das „Comité pour une nouvelle histoire de la Suisse" (gegründet von Jean-Claude Favez) *Geschichte der Schweiz und der Schweizer*. Hans Ulrich Jost verfasste darin den kontroversen Beitrag „Bedrohung und Enge, 1914-1945", in dem er die Wirtschaftspolitik der Schweiz während des Zweiten Weltkrieges beleuchtete („*De facto* wurde die Schweiz dem deutschen Wirtschaftsraum eingegliedert"[98]), sowie die Goldgeschäfte und den Devisenhandel der Nationalbank kritisch kommentierte. Jost äußerte sich dazu in einer Email: „Dieser [Beitrag] bewirkte eine heftige und umfangreiche Polemik in der Öffentlichkeit (sogar ein Bundesrat griff mich an), u. a. weil ich darin die Goldfrage und die Politik gegenüber den jüdischen Flüchtlingen aufgriff. Damals galt meine Darstellung in nationalen Kreisen als unannehmbar."[99] Werner Rings Forschungsarbeit zur *'Golddrehscheibe' Schweiz* (1985) verhärtete Josts Befund. Die Nationalbank sah sich angegriffen und konterte mit einer Gegendarstellung. Zwar haben die Medien ausführlich darüber und über Rings Erkenntnisse berichtet, doch schwand auch hier die große Resonanz schnell; eine Debatte zur Rolle der Schweiz im Zweiten Weltkrieg entwickelte sich in der Folge keine.

1989 war das Jahr, in dem—im Umfeld der Armeeabschaffungs-Initiative—mehrere Texte den Mythos der bewaffneten Schweizerischen Neutralität als Garant für die Unversehrtheit zu Fall brachten. Darunter Markus Heinigers *Dreizehn Gründe, warum die Schweiz im Zweiten Weltkrieg nicht erobert wurde* (1989), das unverblümt zur Sache kam, warum die Schweiz im

Zweiten Weltkrieg politisch neutral blieb. In einem Interview im *Tages-Anzeiger* erklärte Hans Ulrich Jost im selben Jahr, dass die Schweizer Armee, obwohl nicht schlecht ausgerüstet, „nicht imstande gewesen [wäre], einer modernen, hochtechnisierten Armee wie der deutschen lange Widerstand zu leisten."[100] Jost verwies erneut auf die wirtschaftlichen Verflechtungen mit Nazi Deutschland, die es der Schweiz erlaubten, politisch unabhängig zu bleiben:

> Noch beunruhigender aber erscheint im Rückblick die heillose Zerstrittenheit des Führungsapparats: In den höchsten Kreisen von Politik und Armee gab es kaum klare gemeinsame Zielvorstellungen. Das pure Gegenteil der so gerne beschworenen nationalen Einigkeit, dafür jede Menge Neid und gegenseitige Intrigen. Vor allem die Armeeführung war in einem katastrophalen Zustand. [. . .]. Ein militärisches Potential hat natürlich immer eine abschreckende Wirkung, das will ich nicht in Abrede stellen. Aber aus heutiger Sicht sind die wirtschaftlichen Dienstleistungen, die die Schweiz vor allem für Nazideutschland erbrachte, eindeutig wichtiger gewesen [und haben die Schweiz vor einem Angriff Deutschlands verschont].[101]

Dass die Schweiz mit Hitler wirtschaftlich kollaborierte, wussten übrigens auch die Engländer, die sich über Elastizität des schweizerischen Neutralitätsverständnisses lustig machten: „Sechs Tage arbeiteten die Schweizer für Hitler, und am siebten Tag beteten sie für den Sieg der Alliierten."[102]

Zwei Jahre vor den großen Vergangenheitsdebatten von 1996, kam es zu einer Reihe von progressiven Geschichtsveröffentlichungen zum Themenkomplex ‚Die Schweiz im Zweiten Weltkrieg'. 1993 erschien *Grüningers Fall. Geschichten von Flucht und Hilfe* des *WoZ*-Journalisten und Historikers Stefan Keller.[103] Der St. Galler Polizeikommandant Grüninger verhalf mehreren Hundert österreichischen Juden den Grenzübertritt illegal in die Schweiz und wurde dafür fristlos aus dem Dienst entlassen und wegen Urkundenfälschung und Amtspflichtverletzung verurteilt. Grüningers politische und juristische Rehabilitierung erfolgte erst über zwanzig Jahre nach seinem Tod (1972) und über fünfzig Jahre nach seiner

Verurteilung.[104] Kellers Recherchen wurden von der *Wochenzeitung* finanziell getragen. Letztere veröffentlichte im Herbst 1992 *Grüningers Fall* als Vorabdruck.

Ein Forum für neuere, kritische Texte war die Fachzeitschrift *traverse – Zeitschrift für Geschichte – Revue d'histoire*, die 1994 im Zürcher Chronos Verlag lanciert wurde. Ihre Zielsetzung war es, die Grenzen der Fachdisziplinen zu sprengen und die Geschichte in die Öffentlichkeit hinauszukatapultieren: „Geschichte soll nicht mehr nur als Refugium staubbedeckter Archivmäuse und intransigenter Elfenbeinturmverteidiger wahrgenommen werden, sondern als eine Wissenschaft, die Fragen und Diskussionsbeiträge auch einer weiteren Öffentlichkeit zulässt."[105] Die 90er Jahre entwickelten sich für die Schweizer Weltkriegshistoriographie dann auch zu einer eigentlichen Blütezeit, jedenfalls in quantitativer Hinsicht. „In den 1990er-Jahren erschienen mehr wissenschaftliche Arbeiten über die Schweiz zur Nazi-Zeit als in allen vorherigen Jahrzehnten zusammen" (Josef Lang).[106]

Nachdem über ein Vierteljahrhundert lang kein einziges Buch zur Schweizer Flüchtlings- und Judenfrage erschienen ist, wurden 1994 gleich drei Texte zu diesem Themenbereich veröffentlicht: Jacques Picards *Die Schweiz und die Juden*, basierend auf einer gleichnamigen Dissertation, *Wenn man gewusst hätte, was sich drüben im Reich abspielte...". 1941-1943: Was man in der Schweiz von der Judenverfolgung wusste* von Gaston Haas[107] und Charlotte Webers autobiographische Erinnerungen einer Schweizer Flüchtlingsbetreuerin (*Gegen den Strom der Finsternis. Als Betreuerin in Schweizer Flüchtlingsheimen 1942-1945*).[108] Webers Buch ist auch ein wichtiger Beitrag zur Geschichte der Schweizer Frauen im Zweiten Weltkrieg, ein Thema, das bis in die 90er Jahre gänzlich vernachlässigt wurde. Das Timing der Publikationen konnte nicht passender sein: 1994 war ein *annus horribilis* für die Schweiz in Sachen Menschenrechtsfragen: der Fremdenhass grassierte erneut, Shoah-Leugner meldeten sich lautstärker als je zuvor zu Wort, wer sich für das Antirassismus-Gesetz aussprach, wurde bedroht

(54,7 Prozent der Bevölkerung stimmte schließlich dafür), in Zürich verwüsteten zwei Kinder den jüdischen Friedhof Friesenberg gleich zweimal, und in Baden schändeten Unbekannte den jüdischen Friedhof Liebenfels.

Ein weiterer blinder Fleck in der Schweizer Geschichtsforschung war die Problematik der Zwangsarbeiter, welche in Tochterfirmen von Schweizer Unternehmen wie *Alusuisse-Lonza*, *Maggi*, *BBC* (heute *ABB*), *Sulzer*, *Escher Wyss*, *Ciba-Geigy*, *Hoffmann-La Roche* und *Sandoz* zumeist unter menschenunwürdigen Bedingungen arbeiteten.[109] Der Westschweizer Dokumentarfilmer Frédéric Gonseth stieß zufällig im Rahmen eines anderen Projektes (*L'Ukraine à petits pas*) auf Ukrainer, die im Zweiten Weltkrieg als Zwangsarbeiter für die Schweizer Firmen *Aluminium Walzwerke (Alusuisse) AG*, *Maggi* und *Georg Fischer* in Singen gearbeitet haben.[110] Laut Frédéric Gonseth haben alle drei Firmen für die Rüstungswirtschaft der Nazis produziert: „Pour Alusingen, c'était l'aluminium de haute valeur stratégique. Pour Georg Fischer, des obus. Pour Maggi, la soupe de la Wehrmacht."[111] (Die Alusuisse wurde gar mit der Auszeichnung „NS-Musterbetrieb" gewürdigt.[112]) Gonseths Entdeckung war umso brisanter, weil die Zwangsarbeiterfrage bis zu diesem Zeitpunkt vom deutschen Historiker Wilhelm Josef Waibel 1995 dokumentiert war (*Schatten am Hohentwiel. Zwangsarbeiter und Kriegsgefangene in Singen*) von Schweizer Historikern hingegen nicht aufgegriffen wurde.

Was ist zum gegenwärtigen Forschungsstand zu sagen? Die Reduktion der Historiographie auf neutralitätspolitische Fragen schränkte auch die historiographische Methodologie ein. Obwohl die Sozialgeschichte in der Nachkriegszeit die dominante Ausrichtung in den historischen Abteilungen der Schweiz war, gibt es z.B. bis heute keine Arbeit über die Schweizer Gewerkschaften in der Zeit des Zweiten Weltkrieges.[113] Alternative Geschichtsprojekte werden mehrheitlich von privaten Stiftungen getragen, wie z.B. das, von Marthe Gosteli im Jahr 1982

gegründete *Archiv zur* Geschichte der schweizerischen Frauenbewegung. *Oral History* blieb als Methode suspekt und fand in nur wenige Forschungsarbeiten Eingang—nicht zuletzt deshalb, weil sich die wissenschaftlich betriebene Zeitgeschichte als Fachdisziplin relativ spät legitimierte. Dazu der Historiker Christof Dejung:

> Von der etablierten Geschichtswissenschaft wurde die neue Forschungsrichtung [Oral History] lange Zeit misstrauisch beäugt. Es passte schlecht zum Selbstverständnis der historischen Zunft, dass man sich mit einem Tonband bewaffnet mit mehr oder weniger zufällig ausgewählten Personen an einen Tisch setzte und sich über die Vergangenheit unterhielt. Nach mehr als fünfzig Jahren könnten sich doch die Leute nicht mehr genau an das Vergangene erinnern, wurde moniert. Da erhalte man doch nur geglättete Selbststilisierungen, die für die Geschichtswissenschaft nutzlos seien.[114]

Meines Wissens kam die Oral History außerhalb der Literatur zum ersten Mal in *„Niemals vergessen!" Betroffene berichten über die Auswirkungen der Ungarn-Ereignisse 1956 in der Schweiz* (1976) zur Anwendung. Die Veröffentlichung war nicht ohne parteipolitischen Anstrich, formulierte doch Richard Dindo deutlich, um was es in dieser Publikation ging: „Die Genossen reden, jeder auf seine Art, von der Schwierigkeit Kommunist zu sein, in diesem Lande."[115]

Die akademischen Arbeiten, welche in der Deutschschweiz die Technik der mündlich erfragten Geschichte anwendeten, sind an einer Hand abzuzählen. Die erste Lizentiatsarbeit, die die mündlich erfragte Geschichte nicht nur als Fußnotenverweis einsetzte, war *„Mir si jede Dag unsrer Arbet noh." Kriegsalltag eines Bauerndorfes an der Grenze von* Irene Vonarb (Universität Basel, 1990). Sie blieb lange Zeit die einzige wissenschaftliche Arbeit dieser Art. Ein weiterer Grund dafür, dass *Oral History* in den Geschichtsabteilungen wenig Anhänger fand, ist ihre Beschlagnahmung durch die Armee-Veteranen. Wie am Beispiel des Junghistoriker-Vorwurfes illustriert wurde, stand die gelebte Geschichte im eigentlichen Konflikt mit der wissenschaftlichen Forschung. Auch das große Oral History Projekt *Archimob*—„Archimob" setzt sich aus „l'archivage" und „génération Mob(-ilisation)" zusammen—kam erst 1998 durch die Bemühungen eines Nicht-Historikers zustande. Wiederum war es der welsche Filmemacher

Frédéric Gonseth, der den Anstoß dazu gab, mittlerweile über 500 Schweizer Zeitzeugen des Zweiten Weltkrieges für ein Gedächtnis-Archiv zu interviewen und zu filmen. Drei Mitarbeiter des Projektes haben 2002 ein erstes Buch dazu veröffentlicht: *Landigeist und Judenstempel. Erinnerungen einer Generation 1930–1945.*

Es ist ein interessantes Phänomen innerhalb der Schweizer Geschichtswissenschaft, dass zeitgeschichtliche Themen oftmals an Soziologen oder soziologisch ausgerichtete Historiker delegiert werden. So entstanden Untersuchungen zur Mentalitätsgeschichte in der Nachkriegszeit und zur Rolle des Geschichtsbildes nicht in historischen Instituten, sondern in soziologischen Abteilungen. Pietro Morandi und Matthias Kunz, beides Historiker, schrieben ihre Arbeit über die Auswirkungen des Geschichtsbildes auf die Schweizer Außenpolitik im Soziologischen Institut Zürich.[116] Im selben Institut erschienen im Forschungsbereich ‚Öffentlichkeit und Gesellschaft' unter der Leitung von Kurt Imhof eine Reihe von Publikationen, die sich u.a. mit der Schweizer Ideologiegeschichte in der Zeit des Kalten Krieges beschäftigen.

Und wie steht es mit den amtlich verordneten Historiker-Berichten? Am 13. Dezember 1996 genehmigten der Bundesrat und das Parlament ein Millionenbudget und erließen das entsprechende Dekret, um eine unabhängige Historikerkommission (Bergier-Kommission) einzuberufen. Mit der Bergier-Einberufung war implizit die Vorstellung verbunden, dass sich durch die Rekonstruktion der Vergangenheit und Richtigstellung beschönigender Geschichtsbilder die Gedächtniskrise und damit verbunden die politische Krise bewältigen ließe. Was den Bergier-Bericht von seinen Vorgängern unterscheidet, ist, dass er ein großes Historikerteam beanspruchte und unzensiert blieb.

Doch wie zu erwarten war, fanden sich auch die Bergier-Historiker auf der Anklagebank und zur Rechtfertigung herausgefordert. Aus Anlass der Veröffentlichung des 800seitigen

Zwischenberichtes im Dezember 1999 warfen Geschichtsbild-Traditionalisten wie Christoph Blocher und Christoph Mörgeli den Kommissionsmitgliedern vor, „Staatsgeschichtsschreibung" zu betreiben, was nicht ohne Ironie war. Denn wer vor 1996 von Staatsgeschichtsschreibung sprach, meinte damit die amtlich abgesegnete Historiographie, die als gültige Vergangenheitsdeutung galt und sich mit Blochers Geschichtsauffassung weitgehend deckte. Alt-Nationalrat Sigmund Widmer zeigte sich besorgt darüber, dass sich die Ergebnisse der Kommission für die politische Agitation der Linken günstig auswirken könnten: „Man kann also alles Negative den bürgerlichen Parteien anlasten. Die Linke hofft, aus der neuen Beschuldigungslawine Profit ziehen zu können."[117] Auch SVP-Parteikollege und *Schweizerzeit* Chefredaktor Ulrich Schlüer entrüstete sich über die Bergier-Historiker und forderte mit Nachdruck: „Eigentlich wären sie so zu behandeln, wie dumme Lausbuben zu behandeln sind: mit einer gehörigen Tracht Prügel! Auf jeden Fall aber ist jeder weitere Franken für die Bergier-Kommission zu streichen. Sofort!" [118]

Gestrichen wurde nichts; die Lausbuben und Lausmädchen schrieben unbeirrt an ihren 25 Bänden weiter. Der Bergier-Schlussbericht erschien im Frühjahr 2002.

Anmerkungen

[1] Franz Kafka, *Tagebücher* (Frankfurt: S. Fischer, 1990) 315.

[2] Sacha Zala, „Das amtliche Malaise mit der Historie: Vom Weißbuch zum Bonjour-Bericht," *Schweizerische Zeitschrift für Geschichte* 4 (1997): 759-780. Vgl. dazu: Sacha Zala, „Geltung und Grenzen schweizerischen Geschichtsmanagements." Vortrag an der Internationalen Wissenschaftlichen Konferenz am Zentrum für Zeithistorische Forschung Potsdam: „Zeitgeschichte als Streitgeschichte. Historische Kontroversen und politische Kultur nach 1945." 20.-22. Juni 2002, 3 und Sacha Zala, „Wir kennen nur eine einzige Wissenschaft, die Wissenschaft der Geschichte." Unzeitgemäße Betrachtungen eines ‚Junghistorikers'," *traverse* 1 (2001): 19-27.

[3] Sacha Zala. Email and die Autorin, 7. April 2002.

[4] Zala, Sacha. „Geltung und Grenzen schweizerischen Geschichtsmanagements," 3.

[5] „Ein Student der Geschichte an der Universität Bern, Herr Fritz *Steck*-Keller, beabsichtigt, eine Dissertation über ‚Die geistige Abwehr der Schweiz im Zweiten Weltkrieg' abzufassen. [...] Die Erfahrung hat gezeigt, dass er Material sucht, um Einzelpersonen zu kompromittieren. Bessere Belehrung vorbehalten, scheint es auf den ersten Blick, dass er ein Sensationsbuch zu schreiben beabsichtigt und nicht eine wissenschaftlich objektive Darstellung. Im Einvernehmen mit dem Dekanat der Phil. I Fakultät sind wir der Auffassung, dass Herrn Steck als Unterlagen für seine Dissertation nur die gedruckten Berichte des Bundesrates und andere Publikationen zur Verfügung gestellt werden sollten, nicht aber unveröffentlichte Akten des Eidgenössischen Politischen Departements, des Eidgenössischen Justiz- und Polizeidepartements und des Bundesarchivs [...] Man teilt mir nun mit, dass der besagte Herr Steck sehr enge Beziehungen zu der amerikanischen Abwehr in Deutschland besitze, und es ist durchaus möglich, dass er für seine sensationelle Publikation auf das Material g greifen möchte, das im Besitze der Amerikaner ist. Wir möchten dies verhindern [...] Wäre es Ihnen nun nicht möglich, diejenige Stelle in Washington ausfindig zu machen, die an die amerikanischen Behörden in Deutschland und in der Schweiz eine Weisung richten könnte in dem Sinne, dass man Herrn Steck dieses Material unter irgend einem Vorwande nicht aushändigt. Ich bitte Sie, nicht beim Einzelfall stehen zu bleiben, sondern eine Regelung herbeizuführen suchen, die unabhängig ist vom vorliegenden Fall Steck, den ich eher zur

Illustration erwähnt habe." Zitiert in Sacha Zala, „Das amtliche Malaise mit der Historie: Vom Weißbuch zum Bonjour-Bericht," *Schweizerische Zeitschrift für Geschichte* 4 (1997): 763-764.

[6] Zitiert in Sacha Zala, „Das amtliche Malaise mit der Historie," 764.

[7] "Erst mit der neuen Schweizer Bundesverfassung vom 18. April 1999 wurde die Wissenschaftsfreiheit in den Grundrechtskatalog aufgenommen. Zuvor wurde sie vom Bundesgericht lediglich als Ausfluss der Meinungsfreiheit und der persönlichen Freiheit geschützt. Bis zur Verfassungsrevision kam ihr nie der Rang eines ungeschriebenen Grundrechts zu" ("Wissenschaftsfreiheit - Lücken gefüllt," *Neue Zürcher Zeitung* 16. November 2002: 95).

[8] Jürg Frischknecht, „Was niemand weiß, macht die Schweiz nicht heiß," *Sonntagszeitung* 6. Oktober 1996: 12.

[9] „So gibt es zum Beispiel im Thurgauer Staatsarchiv einfach keine Polizeiakten mehr zum Zweiten Weltkrieg. In Luzern werden demgegenüber vorhandene Akten kurzerhand als nichtexistent deklariert. Was die schweizerische Flüchtlingspolitik betrifft, so nimmt man an, dass es Bundesamt für Polizeiwesen war, das Ende der 50er Jahre die Akten über die mehr als 10'000 an der Schweizergrenze formell zurückgewiesenen Jüdinnen und Juden vernichtete" (Jakob Tanner, „Forschungsfreiheit und Persönlichkeitsschutz," 6).

[10] Sacha Zala, Brief an die Autorin, " 7. April 2002.

[11] Niklaus Meienberg, „Blättern in einem politischen Archiv," *Tages Anzeiger Magazin* 14. Juni 1975: 6-15.

[12] Bernadette Calonego, „Das Ärgernis Wahrheit," 13.

[13] Hans Rudolf Hilty, "Charité-Akten: Fast ein Phantom," *National-Zeitung Basel* 24. Dezember 1976.

[14] Zitiert in Jürg Frischknecht, „Was niemand weiß, macht die Schweiz nicht heiß," 12.

[15] Sacha Zala, „Das amtliche Malaise mit der Historie," 759.

[16] Christoph Graf, „Rohstoff für die Gestaltung der Zukunft," *Neue Zürcher Zeitung* 21. Dezember 1999: 15.

[17] "Man konnte aber sein Glück versuchen und ein Gesuch stellen. Ab Mitte der 1970er Jahre wurden solche Gesuche zum Teil auch genehmigt. Näheres und Quantitatives zur Praxis ist aber schwierig zu sagen, denn dazu müsste man die Personendossiers der Forscher im Bundesarchiv einsehen" (Sacha Zala, Email an die Autorin, 4. Juli 2002).

[18] Daniel Gerny, „Expertenberichte ins Internet, " *Neue Zürcher Zeitung* 13. Februar 2003: 11.

[19] Auch in der Zukunft muss geheim bleiben, wie ein Bundesrat oder eine Bundesrätin zu einer Gesetzesvorlage abstimmt. Vgl. dazu: Yvonne Leibundgut, „Transparenz statt Geheimhaltung," *Der Bund* 13. Februar 2003: 7.

[20] „Um den tatsächlich existierenden Zielkonflikt zwischen Persönlichkeitsschutz und Forschungsfreiheit in eine Balance zu bringen, ist also nicht Türkontrolle im Archiv, sondern Verantwortung bei der Publikation von Forschungsresultaten gefragt. Konflikte werden hier auch in Zukunft unvermeidlich sein. Personen der Zeitgeschichte, die alles getan haben, um Geschichte zu verdrängen und zu entsorgen, dürfen sich aber nicht mimosenhaft aufführen, wenn ihre Vergangenheit freigelegt wird. Hier kippt der Persönlichkeitsschutz nämlich nur all zu rasch in Zensur um" (Jakob Tanner, „Forschungsfreiheit und Persönlichkeitsschutz," 6).

[21] „Öffentlichkeitsprinzip in Solothurn," *Neue Zürcher Zeitung* 26. Februar 2001: 12.

[22] „Laut dem Eidgenössischen Justiz- und Polizeidepartement (EJPD) bestehen überwiegende öffentliche Interessen beispielsweise dann, wenn die freie Meinungs- und Willensbildung einer Behörde durch eine vorzeitige Bekanntgabe amtlicher Dokumente beeinträchtigt oder wenn dadurch die innere oder äußere Sicherheit der Schweiz gefährdet würde. Überwiegende private Interessen lägen beispielsweise vor, wenn die Privatsphäre wesentlich beeinträchtigt beziehungsweise ein Berufs-, Geschäfts- oder Fabrikationsgeheimnis offenbart würde. Auskunftsverweigerungen müssen begründet werden." „Schluss mit der Geheimniskrämerei," *Der Bund* 20. April 2000: 14.

[23] „1990 lieferte Stutz seine Arbeit ab, doch bis heute darf sie das interessierte Publikum nicht lesen. Kein Geringerer als der nun abgetretene Stadtpräsident Franz Kurzmeyer beteiligte sich hinter den Kulissen an einem grotesken Seilziehen um Anonymisierungen oder gar Streichungen. Als "sensibel"

gelten Passagen über Politiker, deren Söhne heute zur Luzerner Politprominenz zählen" (Jürg Frischknecht, „Was niemand weiß, macht die Schweiz nicht heiß," 12).

[24] „Nicht tabuisiert," *Tages-Anzeiger* 12. Januar 1996: 11.

[25] Bernadette Calonego, *Das Ärgernis Wahrheit*, 13.

[26] Jakob Tanner, „Forschungsfreiheit und Persönlichkeitsschutz," 7.

[27] Jürg Frischknecht, „Was niemand weiß, macht die Schweiz nicht heiß," 12.

[28] Frischknecht 12.

[29] Georges Müller, „Hilfe, mein Mann ist ein Held," *ZüriWoche* 23. Januar 1997: 1. Christoph Meili lebt mittlerweile in Kalifornien, wo er als Hilfskraft bei der US-Navy arbeitet. Nach neuesten Meldungen möchte er wieder in die Schweiz zurückkehren, weil er das Militär vermisse („Christoph Meili hat Heimweh," *Solothurner Zeitung* 31. Dezember 2002: 1).

[30] Patrick Feuz, „'Unschöne Drohungen' gegen Forscher," *Der Bund* 21. Oktober 1997: 13.

[31] Markus Somm, „Die Reprivatisierung der Geschichte," *Tages-Anzeiger* 6. Juli 2001: 10. Vgl. dazu: Christian Mensch, „Die hohe Zeit der Lippenbekenntnisse," 17-18.

[32] Hans Ulrich Jost, „Mit letzter Konsequenz in ein moralisches Dilemma," *Die Weltwoche* 24. September 1998: 35-36.

[33] „Die Angehörigen einer Person können sich durch Aussagen über letztere in ihrem eigenen Ansehen beeinträchtigt fühlen und 30 Jahre über deren Tod hinaus Klage erheben. Das ist in der Schweiz, wo familiäre Bindungen und informelle Loyalitäten einen hohen Stellenwert und unter anderem auch dafür gesorgt haben, dass politisch kompromittierte Personen nie aus den Maschen der Respektabilität hinausfielen, besonders relevant. Auch wenn Historiker/innen solche ‚Sippenhaft' völlig ablehnen und explizit klarmachen, dass es ihnen nicht um eine „Schlammschlacht" gegen lebende Zeitgenoss/innen geht, können sie unter Umständen [...] mit dem Gesetz in Konflikt kommen" (Jakob Tanner, „Forschungsfreiheit und Persönlichkeitsschutz," 5).

[34] Jürg Schoch, „Bildstörungen, " *Tages-Anzeiger* 21. September 1996: 2.

[35] Georg Kreis, „Zurück in die Zeit des Zweiten Weltkrieges (Teil II)," 517.

[36] „. . . , dass die erste Forderung an den Historiker darin besteht, sich um wissenschaftliche Objektivität zu bemühen, die Quellen seiner Aussagen stets offenzulegen, die konkurrierenden historischen Deutungen in möglichster Vollständigkeit zu berücksichtigen und sich um die für die jeweils eigene Interpretation *unbequemer Tatsachen* (Max Weber) nicht herumzudrücken" (Wolfgang J. Mommsen, „Die moralische Verantwortlichkeit des Historikers," *Generation und Gedächtnis*, 134).

[37] Sacha Zala bezeichnet diese interpretatorische ‚Gleichschaltung' unter den Historikern als „Konsensgeschichte." Sacha Zala, „Geltung und Grenzen schweizerischen Geschichtsmanagements," 11.

[38] Auskunft über die Ausstrahlungsperiode erteilte Philipp Hofstetter vom Zürcher Archiv für Zeitgeschichte (Email an die Autorin, 13. August 2003).

[39] Zitiert in Edzard Schade und Hans Stutz, „Die Medien müssten streiten," *Klartext* 12. April 2001: 17.

[40] Brief an Otto F. Walter. Nachlass Otto F. Walter. Schweizerisches Literaturarchiv Bern: A-1-g/ 2.1-4.

[41] Georg Kreis, „Zurück in den Zweiten Weltkrieg. Zur Schweizerischen Zeitgeschichte der 80er Jahre," *Schweizerische Zeitschrift für Geschichte/ Revue Suisse d'Histoire / Rivista Storica Svizzera* 52.1 (2002): 63.

[42] Peter Kamber, *Schüsse auf die Befreier. Die "Luftguerilla" der Schweiz gegen die Alliierten 1943-1945* (Zürich: Rotpunktverlag, 1993). Ein in der Schweiz internierter amerikanischer Pilot „. . . gab den amerikanischen Militärbehörden zu Protokoll, er empfinde ‚Hass auf das Volk, welches das Internationale Rote Kreuz' beherberge und wunderbare Uhren herstelle. „Wäre es nur um mich und nicht um meine Crew gegangen, ich wünschte, ich wäre in Deutschland gelandet." Ganz ähnlich drückte sich am 29. Dezember nach seiner Ankunft in Annecy der amerikanische Bomberpilot Edward J. Jennings aus: „Ich denke, das ganze Land missgönnte uns jedes Stück Brot, das wir assen" (zitiert in: Peter Kamber, „Dieses Land missgönnte uns jedes Stück Brot, das wir assen," *Wochenzeitung* 3. Juni 1994: 12-13).

[43] Zitiert in Georg Kreis, „Zurück in die Zeit des Zweiten Weltkrieges (Teil II)," 517,

[44] Peter Kamber, Email an die Autorin, 17. September 2003.

[45] Hans Ulrich Jost, „Die drei Geschichten der Schweiz," *WochenZeitung* 4. Juli 1997: 7.

[46] Jürgen Straub, „Über das Bilden von Vergangenheit," 47-48.

[47] Vgl. dazu Georg Kreis, „Vier Debatten und wenig Dissens," 451-476.

[48] Jakob Tanner, persönliches Interview, 11. Juli 2003 in Zürich. Vgl.: „Tanner, derzeit [1996] Privatdozent an der Universität Zürich, sah sich plötzlich auf der Anwärterliste für eine Professorenstelle zurückgestuft. Heute hat er ein Angebot der deutschen Universität Bielefeld" (Bernadette Calonego, „Das Ärgernis Wahrheit," 13).

[49] Jakob Tanner, *Bundeshaushalt, Währung und Kriegswirtschaft. Eine finanzsoziologische Analyse der Schweiz zwischen 1938–1953* (Zürich: Limmat Verlag, 1986).

[50] Jakob Tanner, Email an die Autorin, 25. November 2002.

[51] Jakob Tanner zitiert in Michael van Orsouw, „Die Lügengebäude in den Schulstuben," 40. Vgl. dazu: „Wenn man 1989 sagte, die Frage der jüdischen Vermögen auf Schweizer Banken sei noch nicht geklärt, wurde man hart attackiert" (Jakob Tanner, zitiert in Bernadette Calonego, „Das Ärgernis Wahrheit", 13).

[52] Philipp Sarasin: „Niklaus Meienberg war ein großer Polemiker und hat immer dezidiert Partei ergriffen. Ich denke, man kann seine Texte nicht einfach mit anderer historischen Forschung gleichstellen, was Genauigkeit, "Objektivität" etc. betrifft - da muss man eher skeptisch sein, bzw. parallele Forschung zur Kenntnis nehmen. Seine Leistung aber war, auf Themen und Probleme aufmerksam gemacht zu haben, die die ‚normale' Geschichtswissenschaft in der Schweiz unter den Tisch wischte. Dabei konnte er im Detail oft sehr genau sein und insgesamt zweifellos ernst zu nehmen - immer aber als parteiergreifender Autor, der zuweilen Journalist, zuweilen eher Historiker war, immer aber immer aber ein politisierender Schriftsteller" (Philipp Sarasin, Email an die Autorin, 19. März 2002.

[53] Jakob Tanner, persönliches Interview, 11. Juli 2003 in Zürich.

[54] Jakob Tanner, Interview.

[55] "Warum aber bleiben die Erkenntnisse in den Elfenbeintürmen der Wissenschaft? Warum rennen uns, den Medien, die Turmbewohner nicht die Türen ein, wenn Themen wie der Nazi-Gold-

Transfer aufs Tapet kommen? Es ist, als hätten die Historiker ein Marketing-Problem. Vielleicht finden sie die Sprache des Volkes nicht - oder wollen sie nicht finden. Vielleicht scheuen sie sich, angesichts der vielen Gegenwartsthemen auch noch historische einzuspeisen. Nur, in der öffentlichen Diskussion sollten außer der EU-Frage, dem Neat-Ausbau, der Finanzdefizite usw. auch zeitgeschichtliche Themen Platz finden. Denn auch sie haben mit der Gegenwart zu tun. Unter Berufung auf die segensreiche Wirkung unserer strikten Neutralität versuchen heute national-konservative Kreise, jegliche Öffnung der Schweiz zu verhindern" (Jürg Schoch, *Bildstörungen*, 2).

[56] „Geschichte war ja schon immer beides: öffentliche Reflexion, kritische Auseinandersetzung mit der eigenen Sache, d.h. mit der eigenen Vergangenheit auf der einen Seite und affirmative Zurschaustellung der eigenen Sache, das Pochen auf der eigenen „Herkunft" auf der anderen Seite. Wir konstatieren also in einer modernen, pluralistisch verfassten Gesellschaften einen Widerspruch zwischen einer aufklärerischen Geschichtsschreibung, die Teil der demokratischen Öffentlichkeit und des soziokulturellen Wandels ist und einer Mythologisierung der Vergangenheit, die Identität zu stiften und Kontinuität zu garantieren imstande sein soll und die sich durch Kritik bedroht fühlt" (Tanner, Jakob. „Forschungsfreiheit und Persönlichkeitsschutz," 1).

[57] „Deutsche Historiker - nicht alle, aber viele - haben gewissermaßen zwei Jobs. Sie sind sowohl Studierstubengelehrte als auch Öffentlichkeitsarbeiter. Sie wandern durch die Vergangenheit, doch plötzlich platzen sie in die Gegenwart und kreuzen, getrieben von einer unbändigen Debattierlust, die Klingen. Wie vor zehn Jahren im Historikerstreit, wie auch jüngst wieder. Zu streiten gaben das geplante Holocaust-Mahnmal, die Wanderausstellung über die ‚Verbrechen der Wehrmacht', das Buch des jungen Harvard-Professors Daniel Goldhagen über ‚Hitlers willige Vollstrecker'. Die Historiker in den Spalten der Presse, die Historiker im Fernsehen, die Historiker auf Diskussionspodien in riesigen Sälen mit Hunderten von Zuhörern" (Jürg Schoch, *Bildstörungen*, 2).

[58] Claudia Kühne, „Der unangenehme Blick auf die Geschichte," *Tages-Anzeiger* 11. April 2002: 59.

[59] „Wir sprechen von gewissen jüngeren Historikern, die sich selbst gerne das schmückende Beiwort ‚kritisch' zulegen. Ihre These läuft darauf hinaus, den Abhalteeffekt der Armee während des Zweiten Weltkrieges in Zweifel zu ziehen oder auch ganz zu leugnen. Wir hatten unsere Unversehrtheit in den Jahren 1939 bis 1945, so verkünden sie, vorwiegend, wenn nicht ausschließlich der wirtschaftlichen ‚Kollaboration' – wie sie sich ausdrucken – mit dem Dritten Reich zu verdanken. Was ist von einem solchen Verdikt zu halten?" [...] Wie die schweizerischen Behörden damals anders hätten handeln können, als sie es getan haben, dafür wissen die selbstgerechten Kritiker von heute auch keine Lösung. Hätten wir vielleicht ‚heroisch' verhungern und erfrieren sollen? Wem hätte das denn genutzt" (Walther Hofer, „Warum die Schweiz verschont blieb," *Schweizer Illustrierte* 18. September 1989: 132).

[60] Die Schweizer Armeeführung trug sich mit der Absicht, im Falle eines Angriffes der Wehrmacht das Militär in einer Alpenfestung—dem Réduit—zurückzuziehen, was zur Folge hatte, dass das Mittelland dem Feind preisgegeben wurde.

[61] FDP-Präsident Franz Steinegger zitiert in Bruno Vanoni: „Entscheid nicht den Historikern überlassen," *Tages-Anzeiger* 5. März 1997: 11. Vgl. dazu: „Wenn es ans Eingemachte geht, scheinen die Argumentationsmuster aus der Epoche des Kalten Krieges ungebrochen in die Gegenwart tradiert. Gehe doch nach Moskau, wenn es dir hier nicht passt, hieß es damals; heute verweigert man die Diskussion, indem man unliebsame Meinungen als marxistisch verschreibt; und damit Punkt. Ende. Aus" (Patrick Kupper, „Von ‚historischen Wahrheiten' und ‚selbstlosen Forschern'," 45).

[62] Roger Anderegg, „Die Blocher-Rede: Die doppelte Buchhaltung des Volkstribuns," *Sonntagszeitung* 22. Juni 1997: 3.

[63] Sacha Zala, „Wir kennen nur eine einzige Wissenschaft, die Wissenschaft der Geschichte," 19.

[64] „ Nur dank dem Föderalismus und der sich daraus zwangsläufig ergebenden Neutralität, konnte die Schweiz zwei Weltkriege überstehen. Daran vermag nichts zu ändern, dass dies durch einige neunmalkluge Junghistoriker zu relativieren versucht wird" (Leserbrief von Fritz Diggelmann, Alt-Stadtpräsident Schlieren in *Limmattaler Tagblatt* 10. Oktober 2002 53). Vgl. dazu: „Unser Land bedarf keiner neuen, den jüdischen Kreisen genehme Geschichtsschreibung. Medienträchtige Junghistoriker, die

Diffamierungen von Einzelpersonen entschuldigend zurücknehmen müssen, sind kaum hilfreich. Auch die selbstgefälligen, chronischen Nestbeschmutzer der Nation verschaffen sich eher Geltung in einer primitiven Boulevardpresse. Durch die ‚Gnade der späten Geburt' ist ihnen die Sicht auf die wahren Vorgänge von damals verwehrt geblieben" (Leserbrief von René Tagmann, Sonntagszeitung 19. Januar 1997: 27). / „Ein sogenannter Junghistoriker [Jakob Tanner, geb. 1950], der die Geschichte seiner Heimat verdreht, seine Schüler falsch unterrichtet, das Wirken des Kriegsgenerals sowie unserer damaligen Armee und Bevölkerung verharmlost, wird [mit einer Professur] hochbelohnt, ungeachtet dessen, dass sein Tun für unser Land und seine Zukunft unvergleichlich viel größere negative Auswirkungen haben wird" (Leserbrief von H. Brandenberger in *Neue Luzerner Zeitung* 23. Dezember 1999: 18). / „ Die immer währende bewaffnete Neutralität [der Schweiz] ist weltweit einmalig und weder ein Mythos noch ein Phantom, sondern ein Phänomen. War es doch gerade sie, die mitgeholfen hat, die Schweiz aus den zwei Weltkriegen herauszuhalten, obwohl die heutigen Junghistoriker, die 1945 noch gar nicht auf der Welt waren, mit einer unglaublichen Arroganz uns einzureden versuchen, die Schweiz hätte nur dank ihrer Kollaboration mit Hitlers Nazi-Deutschland den Zweiten Weltkrieg ohne Verluste überstanden" (Leserbrief von Verena Huber in *Berner Zeitung* 28. November 2000: 12). / „Offensichtlich haben Junghistoriker ein Urteil weit weg vom Geschütz und mit wenig Sympathie für die damalige Generation gefällt. Kein Wunder, wenn jetzt Herr Bergier um den heißen Brei herumreden muss" (Leserbrief von Alwin Reithaar in *Der Beobachter* 8. Dezember 2000 88). / „[Der *NZZ*-Redaktor Max Frenkel in einem Interview] es hat sich auch in den Köpfen dieser Junghistoriker nichts verändert. Die sind genauso verknorzt wie jene, die den Zweiten Weltkrieg idealisieren." [Dazu der *Wochenzeitung*-Redaktor Stefan Keller] „Ist das nicht ein Gespenst: der einseitige Junghistoriker? Über den Ausdruck muss ich sowieso immer lachen: 50-jährige Herren als Junghistoriker zu bezeichnen" (Edzard Schade und Hans Stutz, „Die Medien müssten streiten," 13).

[65] "Aktivdienstler wehren sich," *Der Bund* 5. April 1997: 15. Vgl. dazu: Thomas Maissen, "Hindernisse und Hilfen hiesiger Zeitgeschichte," *Neue Zürcher Zeitung* 25. Juni 1999: 15.

[66] „In der Folge fühlten sich die Historiker unter Leistungsdruck und mit Erwartungen konfrontiert, welche sie nicht einlösen vermochten. Das Gegenargument, das sie vorbrachten, war, dass *auch sie* keine endgültige, definitive ‚Wahrheit' liefern konnten: „Gerade die jüngste Geschichtskontroverse in der Schweiz zeigt, dass in weiten Kreisen der Öffentlichkeit falsche Vorstellungen über das bestehen, was die Zeitgeschichte als wissenschaftliche Disziplin überhaupt leisten kann. Von vielen wird sie als exakte Wissenschaft betrachtet, die – richtig ausgeübt – nichts anderes als unfehlbare Aussagen hervorbringen könne. [...] Bezeichnenderweise wird von der unabhängigen Expertenkommission . . . nicht ein gründlicher, aber in dreißig Jahren vielleicht überholter Bericht, sondern ein letztgültiger Richterspruch darüber erwartet, wie es nun in der Schweiz des Zweiten Weltkrieges wirklich gewesen ist. Jedoch: Existiert überhaupt eine erkennbare historische Wahrheit? Und wo liegen die Grenzen der Objektivität im historischen Metier? [...] Selbst dann, wenn der Historiker unbeschränkten Zugang zu allen noch vorhandenen Quellenstücken hat, kann er völlig falsch, halbrichtig oder auch einigermaßen plausibel analysieren. All dies bleibt nicht ohne Einfluss auf das historiographische Endprodukt. Denn Geschichtsschreibung beruht letztlich auf der mehr oder weniger überzeugenden Analyse und Deutung unzureichender Quellen" (Aram Mattioli, „Hohepriester der Wahrheit oder notorische Falschmünzer?," *Neue Zürcher Zeitung* 31. Januar 1998: 83.

[67] Roman Brüschweiler, „Sauberer Tisch." *Aargauer Zeitung* 27. Januar 1997: 2.

[68] Paul Stauffer, „Kriegsverschonte Insel in Hitlers Europa," *Frankfurter Allgemeine Zeitung* 12. März 2002: 10.

[69] Jürgen Habermas, "Über den öffentlichen Gebrauch der Historie," *Die postnationale Konstellation*, 51.

[70] Stefan Reinhart, „Alfred A. Häsler schrieb seine Biographie," *Schweizer Illustrierte* 28. Oktober 1996: 16.

[71] Georg Kreis, „Zurück in die Zeit des Zweiten Weltkrieges (Teil II)," 516.

[72] Zitiert in Otmar Hersche, „Der Widerstand der Stillen im Land," *Die Wochenzeitung* 5. Dezember 2002: 24.

[73] Hans Ulrich Jost, „Wieder müssen Historiker Feuerwehr spielen," *Tages-Anzeiger* 18.November 1996: 2. Er kann sich diese Bemerkung leisten. Schließlich ist er einer der wenigen, die seit den 80er Jahren kritisch über die Beschäftigung der Schweiz mit ihrer Vergangenheit schreiben. Davon eine Auswahl einer Liste, die Jost mir via Email (28.11.2002) schickte. Darunter eine kleine Auswahl: „Le mythe d'une suisse innocente," *Illustré* 25. Mai 1983: 104-106 / "Histoire et fiction," *Repères* 9 (Lausanne: Payot, 1984): 200-204 / „Freude, Hoffnung... und Scham. Die Schweiz am Ende des 2.Weltkrieges," *Tages-Anzeiger* 8.Mai 1985 / „Guisan, modèle 40, révisé 85," *Illustré* 1985: 123 / „Helvetisches Malaise 91: wie mit ‚Utopie' Schindluderei getrieben wird," *Kulturmagazin* (85) Februar/März 1991: 3-4 / „'Der ‚Sonderfall' beruht auf patriotischen Mythen," *Berner Zeitung*, 26. November 1992: 13.

[74] „Die damalige Führung des Landes [in der unmittelbaren Nachkriegszeit] übte sich daraufhin noch mehrmals in der Kunst der Rechenschaft durch das Verfassen von Berichten. Berichte stellten eine politisch besonders günstige Form der ‚kontrollierten Vergangenheitsbewältigung' dar, die keine Gefahren für brisante Enthüllungen in sich barg" (Sacha Zala, „Das amtliche Malaise mit der Historie," 760). Vgl. dazu: „Der zunehmend von außen auf der Schweiz lastende Druck nach einer ‚Vergangenheitsbewältigung' wurde durch selektiven und kontrollierten Aktenzugang im amtlichen Auftrag in der Form von offiziellen Berichten ausgeglichen" (Zala 763).

[75] Zitiert in Hans Ulrich Jost „Die drei Geschichten der Schweiz," *Wochenzeitung* 4. Juli 1997: 7.

[76] Zitiert in Guido Koller, „Plädoyer für eine Erinnerung, die verstört," *Der Bund* 9. Mai 1998: 15.

[77] Carl Ludwig, *Die Flüchtlingspolitik der Schweiz seit 1933 bis zur Gegenwart (1957)* (Bern: Herbert Lang & Cie, 1966) 196.

[78] Zitiert in Christoph Wamister, „Von der zunehmenden Schärfe des Urteils," *Basler Zeitung* 5. Januar 2000: 8.

[79] Carl Ludwig, *Die Flüchtlingspolitik der Schweiz seit 1933 bis zur Gegenwart*, 236-237.

[80] "Der Ludwig-Bericht wurde in der Öffentlichkeit freundlich aufgenommen und als notwendig begrüßt; der Tenor lautete, man müsse aus den Fehlern lernen, aber auch Verständnis für die schwierige Position der damaligen Behörden haben" (Thomas Maissen, "Äußerer Zwang oder Schweizer Kontinuitäten," *Neue Zürcher Zeitung* 9. Dezember 1999: 15).

[81] Christof Dejung, „Die heutigen Schlaumeier wollen alles besser wissen," 5.

[82] Sacha Zala, „Das amtliche Malaise mit der Historie: Vom Weißbuch zum Bonjour-Bericht," 772.

[83] Z.B. Bundesrat Friedrich Traugott Wahlen, der Bedenken anmeldete, „. . . dass dieser ganze Geschichtsabschnitt jetzt schon veröffentlicht werden kann, wo noch viele Akteure am Leben sind, [und] wo viele Beziehungen sehr delikater Natur vor aller Öffentlichkeit ausgebreitet werden müssen" (zitiert in Hans-Ulrich Jost, „Die drei Geschichten der Schweiz," *Wochenzeitung* 4. Juli 1997: 7).

[84] Zitiert in Christoph Wamister, „Von der zunehmenden Schärfe des Urteils," 8.

[85] Wamister 8.

[86] Thomas Maissen, „Äußerer Zwang oder Schweizer Kontinuitäten," *Neue Zürcher Zeitung* 9. Dezember 1999: 15.

[87] Alfred A. Häsler, Das Boot ist voll. *Die Schweiz und die Flüchtlinge 1933-1945*, 2.Auflage (Zürich/Stuttgart: Fretz und Wasmuth, 1968) 281. Die Formulierung "Das Boot ist voll" hat auch heute noch im politischen Überfremdungsdiskurs Gewicht. Vgl. dazu: "Bundesrat Eduard von Steiger, Chef des Eidgenössischen Justiz- und Polizeidepartements, prägte zur Rechtfertigung der Grenzschließung das Bild vom Rettungsboot, indem er am 30. August 1942 vor einer großen Schar junger Kirchenangehöriger verkündete: 'Wer ein schon stark besetztes kleines Rettungsboot mit beschränktem Fassungsvermögen und ebenso beschränkten Vorräten zu kommandieren hat, indessen Tausende von Opfern einer Schiffskatastrophe nach Rettung schreien, muss hart erscheinen, wenn er nicht alle aufnehmen kann'" (Georg Kreis, „Die Geschichte vom ‚vollen Boot' - der Diskurs geht weiter," *Basler Zeitung* 23. November 2002: 12).

[88] Zitiert in Stefan Reinhart, „Alfred A. Häsler schrieb seine Biographie," 16. Vgl auch: Carl J. Wiget, „Alfred A. Häsler, ein Zeitzeuge und Mahner wird 80," *Der Brückenbauer* 13. März 2001: 78-80.

[89] Alfred A. Häsler, *Das Boot ist voll*, 281.

[90] Häsler 282.

[91] Zitiert in von Matt, Othmar und Thomas Senn, „ Ewig stumm, ewig blind, ewig taub," *Sonntagszeitung* 12. Januar 1997: 15.

[92] " Georg Kreis, „Die Geschichte vom ‚vollen Boot' - der Diskurs geht weiter," 12.

[93] Roger Anderegg,, „Die Blocher-Rede," 3.

[94] "Damit prägten sie das Konzept eines Dualismus von Anpassung versus Widerstand, das in der öffentlichen Debatte auf große Resonanz stieß. Zum kompromisslosen Widerstand seien nur jene bereit gewesen, die sich niemals mit einer Besetzung der Schweiz durch die Achsenmächte abgefunden, während jene, die sich dies eher vorstellen konnten, zur Kapitulation geneigt hätten" (Matthias Kunz und Pietro Morandi. „Die Schweiz und der Zweite Weltkrieg," 1. Dezember 2003 <http://www.geschichtsbildschweiz.ch/ synthese.htm>.Vgl. dazu auch Georg Kreis, "Vier Debatten und wenig Dissens," 451-476.

[95] Gerhart Waeger, *Die Sündenböcke der Schweiz. Die Zweihundert im Urteil der geschichtlichen Dokumente 1940-1946* (Olten: Walter, 1971).

[96] Hugo Loetscher. Zitiert in Jürg Altwegg, „Das Gold der Calvinisten," 28.

[97] Zitiert in Hans Rudolf Hilty, "Charité-Akten: Fast ein Phantom," *National-Zeitung Basel* 24. Dezember 1976: SMD-Dokument. Vgl dazu: „Gerade weil unser Land nicht auf die letzte Probe gestellt wurde, blieb die Scheu groß, Dokumente jener schwierigen Jahre öffentlich zu machen und damit neben dem Widerstandsgeist auch Unsicherheit und Angst, Lavieren und Ambivalenz des Verhaltens zu durchleuchten. Man war noch einmal davongekommen. Wozu also jenen Gang auf dünnem Eis rekonstruieren" (Hilty, SMD-Dokument).

[98] Hans Ulrich Jost, „Bedrohung und Enge (1914-1945): Die wichtigsten Themen und Phasen in der Zeit von 1914 bis 1945," *Geschichte der Schweiz – und der Schweizer*, Hrsg. Ulrich Im Hof und Beatrix Mesmer (Basel: Helbing & Lichtenhahn, 1983) 171.

[99] Hans Ulrich Jost, Email an die Autorin, 28. November 2002. Vgl. dazu: „Als den infamsten Angriff auf die erbrachten Leistungen und die kollektive Erinnerung empfand man die Aussage, es habe in Deutschland weder bei der militärischen noch bei der politischen Führung ‚jemals ernsthaft die Absicht einer Eroberung der Schweiz' gegeben" (Georg Kreis.„ Muss man die jüngere Schweizergeschichte neu schreiben?," *Basler Zeitung* 8. Dezember 2001: 53).

[100] Zitiert in Felix Maise, "Armeeführung war in katastrophalem Zustand," Tages-Anzeiger 4. August 1989: 2.

[101] Jost 2.

[102] Willi A. Boelcke zitiert in Fred David, "In wichtigen Punkten ist die Nationalbank der Lüge überführt," *Cash* 5. Juni 1998: 75. Zitiert auch in Max Frisch, *Dienstbüchlein* (Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1974) 102.

[103] Stefan Keller, *Grüningers Fall. Geschichten von Flucht und Hilfe* (Zürich: Rotpunktverlag, 1993).

[104] „Nur im Rheintal, wo Grüninger viele Jahre seines Lebens verbracht und in den Vorkriegsjahren zahlreichen jüdischen Flüchtlingen Einlass in die Schweiz gewährt hat, tut man sich mit dem unbotmäßigen Polizeikommandanten heute noch schwer. Eine Paul-Grüninger-Strasse findet man im ganzen Tal nicht. Und als in Grüningers Bürgerort Berneck ein Auswärtiger mit dem Ansinnen an die Behörden trat, er finanziere eine Gedenktafel, gab es negativen Bescheid. Es fehle der Platz für eine solche Tafel, hieß es in Berneck. Im Rheintal laufen bereits Wetten, dass der Tennisspieler Roger Federer in seinem Bürgerort noch vor Paul Grüninger seine Gedenktafel erhalten wird" (Markus Rohner, „Vom schwierigen Umgang mit einem Helden," *Der Bund* 16. März 2001: 15).

[105] Matthias Kauer, „Entstaubte Geschichte," *Die Weltwoche* 11. August 1994: 19.

[106] Josef Lang, „Das Ende eines Kulturkampfes," *Tages-Anzeiger* 3. April 2002: 11.

[107] Gaston Haas, *Wenn man gewusst hätte, was sich drüben im Reich abspielte... ". 1941-1943. Was man in der Schweiz von der Judenverfolgung wusste* (Basel und Frankfurt a.M.: Helbing & Lichtenhahn, 1994).

[108] Charlotte Weber, *Gegen den Strom der Finsternis. Als Betreuerin in Schweizer Flüchtlingsheimen 1942-1945* (Zürich: Chronos, 1994). Diese Publikation bildete einer der Impulse für eine 50minütige Dokumentationssendung von Otmar Hersche für DRS 1 über Flüchtlingslager in der Schweiz mit dem Historiker Jürg Stadelmann und mit Zeitzeugen wie Otto Zaugg u.a. (22. September 1994).

[109] Martin Arnold, „Arbeitssklaven» in Schweizer Firmen," *Der Beobachter* 18. Februar 2000: 38.

[110] Dazu Gonseth in einem Interview: "Quand je tournais avec ma femme Catherine Azad notre film ‚L'Ukraine à petits pas', nous avons rencontré de vieilles personnes qui nous ont parlé de leur déportation comme jeunes gens en Allemagne ainsi que de leur expérience dans les camps comme prisonniers de guerre. Nous connaissions mal ces faits-là. Il y a eu pourtant deux millions de prisonniers soviétiques morts dans les camps de prisonniers en Allemagne. Morts de privations, de faim, de froid, et de coups. [...] Puis, ma femme, qui est Ukrainienne et musicologue, est retournée là-bas pour produire deux CD sur les chants populaires. Nous avons invité le choeur à venir chanter à Lausanne et à Genève il y a deux ans. Au moment de rentrer chez eux, les chanteurs nous ont dit qu'ils devaient s'arrêter à Singen parce qu'un homme, Ludwig J. Waibel [ein Historiker, welcher ein Buch über die Zwangsarbeiter in Singen verfasste], les avait invités. Nous sommes allés le voir et il nous a remis le manuscrit de ses recherches en nous disant: «Vous verrez, il y a un épisode concernant une usine suisse.» A partir de cet instant-là, j'ai su l'importance de cette information pour mon pays" (Marie-Claude Martin und Christine Salvadé, „Frédéric Gonseth n'aime pas cette Suisse qui ne veut pas savoir," *Le Nouveau Quotidien* 14. Februar 1997: 34).

[111] Frédéric Gonseth, „Esclaves de guerre pour entreprises suisses," *L' Hebdo* 19. September 1996: 10.

[112] Die als *Untermenschen* bezeichneten Arbeitskräfte bekamen "während der acht- bis zwölfstündigen Schichten nichts zu essen, waren chronisch unterernährt und hatten auch bei Eis und Schnee lediglich Holzbrettchen an den Füssen, die mit Riemen oder Stoffbändern festgebunden waren . . . Der Werksleiter Dr. Achim Tobler [war] ein überzeugter Nationalsozialist gewesen, der immer wieder in der schwarzen SS-Uniform mit Totenkopfemblem im Werk auftauchte" (Peter Geschwind, „Zwangsarbeiter auch in Schweizer Händen," *Basler Zeitung* 6. März 1997: 39).

[113] Georg Kreis, persönliches Interview, 9. Juli 2003 in Basel.

[114] "Es mag angesichts des Potentials der Oral History überraschen, dass sie an den Schweizer Hochschulen bisher nicht Fuß fasste. Tatsache ist, dass die Historikerzunft die in regelmäßigen Abständen verfassten Plädoyers für die Oral History zwar jeweils wohlwollend zur Kenntnis nimmt, dann aber doch die Finger von der Methode lässt. Es wäre nun zu billig, einfach die Vorliebe der Geschichtswissenschaft für staubiges Archivmaterial zu geißeln. Das Problem liegt bei der Ausbildung der hiesigen Historiker. Solange an den Universitäten nicht regelmäßige Kurse angeboten werden, in denen angehende Geschichtswissenschafter sich mit Theorie und Methodik der Oral History vertraut machen können, wird sich an der Vernachlässigung der Kategorie Erinnerung hierzulande kaum etwas ändern" (Christof Dejung,„Eine Brücke zwischen Zeitzeugen und Historikern," *Neue Zürcher Zeitung* 3. Juni 2000: 87.

[115] Martha Farner, Lydia Woog, Amalie Pinkus, et al., *„Niemals vergessen!" Betroffene berichten über die Auswirkungen der Ungarn-Ereignisse 1956 in der Schweiz* (Zürich: Limmat Genossenschaft, 1976) 25.

[116] "Seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs hat sich eine Divergenz in der Entwicklung formeller und informeller Zugehörigkeit zu internationalen Organisationen herausgebildet, die sich in der Beziehung gegenüber der Europäischen Gemeinschaft weiter zuspitzte. Dieser Vorgang muss in wesentlichen Aspekten unverständlich bleiben, solange nicht die Entwicklung des helvetischen Geschichtsverständnisses, von dem sich auch der Bundesrat leiten ließ, einer genaueren Untersuchung unterworfen wird" (Pietro Morandi und Matthias Kunz, „Vergangene Zukunft," *Neue Zürcher Zeitung* 24. Juni 2000: 98).

[117] Sigmund Widmer, „Einseitig belastend. Zum Bergier-Bericht über die Flüchtlingspolitik," *Schweizerzeit* 17. Dezember 1999 <http://www.schweizerzeit.ch/2799/leit.htm> .

[118] Ulrich Schlüer, „Lausbuben." *Schweizerzeit* 2. Dezember 1999 <http://www.schweizerzeit.ch/2799/leit.htm> (22. September 2003). / „Bei Bergier geht es um ein politisches Reinemachen, auf dass eine geläuterte Schweiz wieder in die Reihen der ‚koscheren' Staaten zurückgeführt werden kann." Richard Anderegg, „Star, Bergier und Eizenstat," *Schweizerzeit* 29. März 2001 <http://www.schweizerzeit.ch/2799/leit.htm>.

V Die Schweiz im Zweiten Weltkrieg: Geschichte als Tatort

1. Intellektuelle und Literaten melden sich zu Wort: „Ist die Schweiz kein tragisches Thema?"

Die Lautstärke einer Literatur hängt vom Hörvermögen der Zeitgenossen ab.
Friedrich Dürrenmatt (1961)[1]

Er redete in ein Schweigen hinein, wie in Watte.
Max Frisch, „Der andorranische Jude"[2]

Nachdem der erste Teil dieser Arbeit den gesellschaftlichen Prozessen des kulturellen Gedächtnisses sowie der offiziellen und offiziösen Historiographie galt, muss nun die Frage gestellt werden, wie die Literatur innerhalb dieser vielfältigen Deutschschweizer Erinnerungslandschaft Stellung bezieht. Offensichtlich mangelt es der Schweiz nicht an Geschichtsbewusstsein; es fehlt jedoch oftmals ein kritisches Verständnis, das die vorherrschende, weitgehend verklärte Geschichtsauffassung hinterfragt.

Für die Schweizer Gedächtnisgeschichte sind die 60er Jahre bedeutsam, weil eine Reihe von Politjournalisten und Literaten zum ersten Mal in einem größeren öffentlichen Rahmen Kultur- und Vaterlandskritik betrieben, indem sie diese gezielt mit einer Vergangenheits- und Gedächtniskritik verbanden. Zwar kann dabei nicht von einer Geburt der intellektuellen Stimme in der Deutschschweiz gesprochen werden, doch war im politischen-kulturellen Diskurs der Nachkriegszeit neu, dass hier Stimmen öffentlich Stellung bezogen und die Übel der Gegenwart in direkten Bezug zu einer verfehlten Schweizer Geschichts- und Erinnerungspolitik setzten. Unter den Literaten waren es allen voran Max Frisch und Walter Matthias Diggelmann, die ein Überdenken der Geschichtsbilder forderten und die Geschichtspolitik im Zeichen der anhaltenden ‚geistigen Landesverteidigung' hinterfragten. Dass ihre vergangenheitskritischen

Fragen sich in den 60er Jahren bald von der Gegenwartspolitik auf die Haltung der Schweiz im Zweiten Weltkrieg verschoben, geschah keinesfalls zufällig. Die Auslöser dazu kamen aus Westdeutschland, das sich zum ersten Mal seit Weltkriegsende mit einer größeren Erinnerungswelle konfrontiert sah.

In Frankfurt fanden zwischen 1963 und 1965 die großen Auschwitz-Prozesse statt und—zum ersten Mal seit 1945—gedachte man in zwei Ausstellungen in der Frankfurter Paulskirche der Judenvernichtung: „Warschauer Ghetto" (1963) und „Auschwitz - Bilder und Dokumente" (1964).[3] 1964 beherrschte die Schuldfrage die Politbühne in Deutschland, musste doch darüber entschieden werden, ob die zwanzigjährige Verjährungsfrist für Naziverbrechen beibehalten werden sollte. Für Walter Matthias Diggelmann wurden diese Debatten zum Auslöser, eine kritische Rückschau zu betreiben. Er forderte die Schweiz auf, „[. . .] die Diskussion über die Verjährung der Naziverbrechen zum Anlass für eine kritische Selbstbesinnung [zu] nehmen."[4] Beeinflusst durch die Politisierung des Deutschen Theaters im Umfeld der Auschwitz-Prozesse und der Schuldfrage beanstandete Max Frisch, dass sich die Schweiz—was ihre Weltkriegsvergangenheit und ihre Mitverantwortung für die nationalsozialistischen Gewaltverbrechen betraf—gewissermaßen enthistorisiert habe:

> Vor kurzem war ich beim Auschwitz-Prozess in Frankfurt, wenn ich mich nicht täusche, ist die schweizerische Berichterstattung sehr sparsam, als ginge uns das nichts an. Was geht uns etwas an? Um unsere Vergangenheit, ich meine unsere Maßnahmen und Unterlassungen in der Hitlerzeit, ist es still. War da alles so blitzblank?[5]

Für viele Schweizer, die sich im Hinblick auf ihre Kriegsvergangenheit selbst einen Persilschein ausgestellt hatten, war Frisch ein Nestbeschmutzer *par excellence*, der mit dem Mythos der Schweizer Schicksalsgemeinschaft brach. Was heute noch oftmals gerne übersehen wird, ist die Tatsache, dass Frisch damit eine radikale Kehrtwendung von jener Ideologie vollzog, die er in den 30er Jahren an den Tag legte. Fordert er doch nach einer Deutschlandreise in der *Neuen*

Zürcher Zeitung (30. April 1935) einen kulturellen Zusammenschluss mit dem Dritten Reich—wenn auch nicht deutlich war, was er genau darunter meinte, oder was er sich davon versprach:

> Nicht Neugier ist es, was uns also auf diese Reise treibt; uns geht es um einen Glauben, um einen seelischen Boden, der uns selbstverständlich war und nunmehr fraglich wurde, aber ohne den wir vielleicht nicht voll gedeihen können, denn kein ernster Deutschschweizer, ob er nun Dichter oder anderswie Künstler sei, wird leichten Herzens das nachbarliche Deutschland aufgeben dürfen, es geistig verlieren und unsre kulturelle Zusammengehörigkeit kündigen können.[6]

Der freie Journalist Frisch war in einigen seiner *NZZ*-Berichte derart unverhohlen deutschfreundlich, dass der Auslandschef genötigt war, diese herauszustreichen. Auch Frischs Erstlingsroman *Jürg Reinhart. Eine sommerliche Schicksalsfahrt* (1934) fiel durch den Gebrauch von Naziterminologie (u.a. ein „schmieriges Jüdlein mit Dreckhals“[7]) eher unrühmlich auf.

Frischs Nachkriegstransformation zum schweizkritischen Linksintellektuellen beendete 1948 die journalistische Mitarbeit bei der *Neuen Zürcher Zeitung* und mündete in eine schwierige Beziehung, in der sich beide Seiten immer stärker missverstanden.[8] Der Inlandsredakteur Ernst Bieri (über welchen im anschließenden Diggelmann-Kapitel noch mehr zu schreiben sein wird) beschuldigte Frisch nach der Zürcher Uraufführung von *Nun singen sie wieder* (1945) den Nazismus zu „beschönigen“. 1948 zeigte sich Bieri verärgert darüber, dass Frisch am Breslauer Friedenskongress „Congrès Mondial des Intellectuels pour la Paix” teilgenommen hatte, an welchem die sowjetische Delegation massiv gegen den Westen Stellung bezog: „Die schweizerische Öffentlichkeit würde wohl gerne erfahren, wie sich die schweizerischen Vertreter zu den heftigen Ausfällen der russischen Sprecher gegen die westliche Welt verhielten und ob sie dem Manifest zustimmten.“[9] Im Anschluss an ein Interview in der Zeitschrift *neutralität*, in welchem Frisch Kritisches zur angeblichen Schweizer Kriegsneutralität vorzubringen hatte, beklagte ein *NZZ*-Redakteur (10. Januar 1965), dass „ [. . .] über seinen Äußerungen ein Schleier hoffnungsloser, wenn auch ziemlich rechthaberischer Resignation

[liegt], der sie der Diskussion unzugänglich macht. [. . .] Die Pose des Moralisten, der sich zu öffentlichen Fragen äußert, zu diesen Fragen aber lediglich ein beiläufiges Verhältnis hat, passt schlecht in unsere politische Landschaft."[10] Während eine Reihe von *NZZ*-Redakteure Frischs literarisches Werk positiv oder sogar unverhohlen bewundernd rezipierten, konnten sie einigen seiner schweizkritischen Texten und kulturpolitischen Schriften wenig abgewinnen—Frischs *Tagebücher* wurden in der *NZZ* gar nicht erst besprochen (in beiden wird die Zeitung, bzw. ein Redaktionsmitglied, zumindest ansatzweise verhöhnt). Diese gegenseitige frostige Haltung blieb ungeachtet dessen bestehen, dass Frisch nebst Dürrenmatt in den deutschsprachigen Ländern zu den meistgespielten und meistgefeierten Bühnenautoren gehörte, und dass die *NZZ* für einen Deutschschweizer Autor ein wichtiges, weil karriereförderndes Forum war: „Man hasste die Zeitung, beschimpfte sie täglich, doch wehe, wenn man sich von ihr übergangen fühlte" (Klara Obermüller)[11].

Während Frisch die Schweiz auf der Bühne nicht beim Namen nannte, äußerte er sich in Gesprächen und Essays vermehrt kritisch über die Schweiz und ihre kollektiven Mythen.[12] Im September 1965 veröffentlichte er einen Aufsatz, der ein halbes Jahr später die erste schriftstellerische Vergangenheitsdebatte der Nachkriegszeit auslöste. Ausgangspunkt für Frischs Stellungnahme war ein Bericht von Peter Rippmann, „Unbewältigte schweizerische Vergangenheit?", der in der nonkonformistischen Schweizer Zeitschrift *neutralität* veröffentlicht wurde.[13] Frisch übernahm den Titel und verfasste für die gleiche Zeitschrift zwei Monate später einen Aufsatz, in dem er sich explizit an seine Schriftstellerkollegen richtete.[14] Wo ist die Schweizer Gegenwartsliteratur, die sich kritisch mit der Rolle und dem Verhalten der Schweiz im Zweiten Weltkrieg auseinandersetzt? Frisch kam zum Schluss, dass es diese Literatur in der Schweiz nicht gebe:

> Gäbe es einen literarischen Atlas, so erschiene die Schweiz zur Hitler-Zeit als eine Terra incognita: weiß, was aber nicht Unschuld bedeutet. Wenn wir vom Eigenlob absehen, dass zwar geschrieben werden kann, aber nie Literatur wird, zeigt sich, dass unser Land kaum noch ein Thema der schweizerischen Literatur ist. Insofern kann man allerdings von einer schweizerischen Literatur sprechen, die sich unterscheidet von französischer, deutscher, italienischer Literatur; wir befassen uns nicht mit Schuld. Wenn Schuld, dann Allerweltsschuld oder Schuld einer Person, aber Landessschuld. Haben wir keine? Jedenfalls scheint uns keine zu bedrängen; der große Roman, der sie darstellt und durch Darstellung bewältigt, ist mir nicht bekannt. Ist die Schweiz kein tragisches Thema?[15]

Seine Ausführungen endeten mit der Frage, warum die Schweiz „für seine Schriftsteller kein Gegenstand"[16] mehr sei. Dem Befund, dass die jüngere Schweizer Geschichte im Geschichtsbewusstsein der Literaten kein Thema sei, folgte ein Aufruf an die zeitgenössischen Autoren, die Kriegsjahre zu literarisieren und das wettzumachen, was in der kollektiven Erinnerung verschwiegen oder mythologisch verfremdet wurde.

Frischs Überlegungen waren keineswegs neu oder gar revolutionär. Sie finden sich u.a. in „Über Zeitereignis und Dichtung"[17] im Programmheft (1944/1945) zur Uraufführung von *Nun singen sie wieder* im Schauspielhaus Zürich, wie auch im Essay *Kultur als Alibi* (1949), das mit dem bedeutungsschwangeren Satz „Warum müssen wir Schweizer uns mit Deutschland befassen?" beginnt.[18] Neu war jedoch, dass er sich an seine Schriftstellerkollegen richtete und an sie appellierte, die Schweiz der Kriegsjahre in ihrem Schreiben sichtbar zu machen.

Sein Aufruf zeichnete sich vor allem durch zwei Aspekte aus. Einerseits deutete er implizit an, dass die Schweiz am Kriegsgeschehen, obwohl sie nicht direkt betroffen war, mehr als nur am Rande teilgenommen habe. Folglich stellte sich für die Schweizer Literaten die moralische Verpflichtung, über diese Zeit zu berichten. Andererseits begründete Frisch jedoch einen ganz neuen Diskurs. Im Gegensatz zu den damaligen Geschichtsdebatten—die sich überwiegend im Anpassung- oder Widerstand-Dualismus bewegten—sprach er sich weder für noch gegen die Kriminalisierung der Vergangenheit aus. Ihm ging es vordergründig um einen Perspektivenwechsel: die Schweizer Literaten sollen sich nicht länger im Windschatten der großen Täternation Deutschland wahrnehmen, und daraus folgern, dass sie nichts Eigenes, bzw.

Eigenständiges zu repräsentieren haben. Zumal in den 60er Jahren und weit darüber hinaus viele Schweizer davon überzeugt waren, dass sie als Nation und als Individuen schicksalslos blieben und es daher keine eigene Geschichte aufzuarbeiten gab. Denn das, was eigen hätte sein können, wurde immer als Attribut zu einer größeren Geschichte verstanden, in der man lediglich eine Statistenrolle spielte. So führte der Umstand, dass sich die Schweiz im Schatten der Täternation Deutschland positionierte, dazu, dass die eigene Heldenrolle verstärkt zelebriert wurde. Man sah sich durch die Geschichte nicht belastet, im Gegenteil, man fühlte sich durch sie bestätigt. Frisch hat diesen Heldendiskurs, der für die jüngere Schriftstellergeneration fatal war, nicht gelten lassen: „Was beim Älteren als Resignation bewertet werden mag, als Rückzug, erscheint bei den Jüngeren als Ausgangslage: ohne Resignation, blank und unbedenklich."[19]

Was seinen Aufsatz aus heutiger Sicht bedeutsam macht, ist dass Frisch darin nicht nur die eigene Rolle als Schriftsteller neu definierte, sondern gleichzeitig einen neuen literarischen Gedächtnisdiskurs begründete, der die Schweiz konkret beim Namen nannte. Ließ er 1958 in der Büchner-Rede noch verlauten, dass sein Engagement als Schriftsteller nicht der Schweiz galt,[20] schimmerte nun die Erkenntnis durch, dass Parabeln und Gleichnisse dem Anspruch einer Schweizer Vergangenheitsaufarbeitung nicht mehr genügten. Die Schweiz musste konkret Gestalt annehmen, Platz beanspruchen, sie war nicht länger *der* Sonderfall, der hochmütig abseits stand, sie gehörte zur Welt und hatte einen Namen und eine Gegenwart, die an einer kollektiven Schuld—einer „Landesschuld"—mittrug. Der Einbezug eines Schulddiskurses war der Vorspann für einen Seitenhieb, der unmissverständlich Karl Schmid galt und vielleicht sogar Emil Staiger im folgenden Jahr zu seinem Feldzug gegen die „Psychopathen"[21] der neueren Literatur anstachelte:

> Wer an der Schweiz leidet, erscheint als Psychopath; sein Unbehagen reflektiert bloß seine Person, sein Versagen als Individuum, seine private Krise, das Ressentiment eines Kranken gegenüber dem Kollektiv, das gesund ist.[22]

Frischs Verweis auf eine kollektive Schuld war aber auch ein ungehaltener Einwand gegenüber einer Gesellschaft, die sich weißgewaschen hatte und dabei all jene, die ein Gegengedächtnis artikulierten, auszugrenzen versuchte.

Was „Unbewältigte schweizerische Vergangenheit?" im Hinblick auf diese Arbeit interessant macht, ist Frischs Exkurs zur Rolle der Sprache in der literarischen Auseinandersetzung mit dem Zweiten Weltkrieg. Für Frisch ist der Umgang mit der Vergangenheit aufs Engste mit der Sprache verbunden. Die Sprache ist in seiner Sicht die eigentliche Schlüsselfigur, wenn es darum geht, der Geschichte gerecht zu werden. Doch im Gebrauch der Tätersprache Deutsch zeigt sich für ihn auch, inwieweit bereits das Arsenal möglicher Begrifflichkeiten vorbelastet ist. Er misstraut dem Anspruch einer *Bewältigung,* erkennt darin seine Abgegriffenheit, die als „Slogan"[23] daherkommt und als Etikette verbindlich sein will. Hier verhüllt die Sprache das, was sie benennen will; sie weigert sich preiszugeben, was sie erbeutet hat. Der Zugriff auf die deutsche Diskurssprache für die Schweizer Erinnerungsarbeit signalisiert für Frisch aber auch eine „Gewissensqual aus zweiter Hand".[24] Die Schweizer Wiederverwertung deutscher Schuldbegriffe eigne sich für den eigenen Bedarf nicht, das Schweizer Gewissen verkäme dabei zum „Plagiat".[25] Wer mit Nazi-Deutschland Vergleiche zieht, schneidet wohl oder übel besser ab: „Schließlich haben wir niemand[en] vergast."[26] Auschwitz liege nicht in der Schweiz—das Ausmaß der eigenen Verbrechen wirke angesichts der Shoah-Verbrechen irrelevant, sei auf einmal nicht mehr der Rede wert. Frisch kritisiert, dass sich die Schweiz vor der eigenen Verantwortung davonstiehlt, indem sie sich auch sprachlich hinter den Greueltaten des großen, vergangenheitsbelasteten Nachbars versteckt. Hiermit schneidet er zwei Themenfelder an, die für den weiteren literarischen Umgang mit der Haltung der Schweiz im Zweiten Weltkrieg richtungsweisend werden:

1. Das Problem der Sprache: Wie kann ein Deutschschweizer Autor, obwohl er doch die Tätersprache Deutsch benutzt (allerdings benutzt Frisch diesen Begriff nicht), in der Darstellung der jüngsten Vergangenheit zu einer eigenständigen Ausdrucks- und Schreibweise finden?
2. Das Problem des Abseitsstehens[27]: Wie gelingt es einem Autor, dessen Land vom Krieg verschont blieb, in der literarischen Umsetzung stellvertretend Geschichte zu schreiben, ohne dass diese zur leeren Betroffenheitslektüre verkommt?[28]

Frischs Aufsatz wurde ein halbes Jahr später im März 1966 in der renommierten Wochenzeitung *Die Weltwoche*—zusammen mit einer Replik von Otto F. Walter abgedruckt[29] und gab den Anstoß zu einer literarischen Vergangenheitsdebatte, an der sich Peter Bichsel, Walter Matthias Diggelmann, Adolf Muschg und, als einziger Nicht-Literat, der Historiker Jean Rudolf von Salis beteiligten.

Die Debatte war kurz und feurig. Sie zeigte vor allem eines: die Zeit war noch nicht reif für eine Debatte, die sich mit der Rolle und Aufgabe des literarischen Gedächtnisses auseinandersetzte. Zwar fühlten sich die Autoren zu einer Stellungnahme herausgefordert und antworteten ausschweifend, doch verliefen sich die Repliken entweder ins Uferlose oder sie konzentrierten sich auf weitere Fragestellungen, die nur noch am Rande mit Frischs Postulaten zu tun hatten. Verschiedentlich flüchtete man sich in abstrakte Definitionsmodelle: Was ist eine Nation? Wie schweizerisch ist die Schweizer Literatur? „Was ist das, provinziell? Bin ich es? Wenn ja, wie kann mir davon geholfen werden?“[30] Das Problem der Sprachbewältigung sowie die Auseinandersetzung mit dem Abseitsstehen blieben unberührt. Walter zweifelte daran, ob Literatur überhaupt etwas auszurichten vermochte: „Allein schon in der Tatsache der Fragestellung äußert sich ein Glaube. Der Glaube oder zumindest die Hypothese, Literatur könne bewältigen. Kann sie das, die Vergangenheit, die Gegenwart oder was immer? Kann sie, härter

gefragt: politisch wirken? Überhaupt wirken?“[31] J.R. von Salis entgegnete, dass es wohl das Schicksal zeitkritischer Autoren sei, „ihrer Zeit voraus [zu sein]. Bis die Zeit sie eingeholt hat und ihre Gedanken Gemeingut werden.“[32] Peter Bichsel fragte sich, ob Max Frisch überhaupt dazu berechtigt war, als unpolitischer Autor von seinen Schriftstellerkollegen politische Literatur zu fordern: „Wenn ein Deutscher in einem literarischen Werk historische und gegenwärtige Situationen kritisiert, dann spricht er gegen eine Regierung, gegen Personen, gegen einen Staat, der ihm gegenübersteht. Die Regierung spricht zurück (Pinscher). Welcher Schweizer Autor wurde bis heute von offizieller Seite mit Verunglimpfungen ausgezeichnet? Wenn Frisch ein politischer Autor ist, welche offizielle Stelle hat ihn je erwähnt?“[33] Er selber sperrte sich dagegen, was die Themenauswahl anging, in die Enge getrieben zu werden: „Ich möchte um das Recht bitten, Dinge in meine Sammlung aufzunehmen, die offensichtlich nichts mit der Darstellung meiner Heimat zu tun haben: Bleistifte, Bierflaschen, Fahrverbottafeln. Sollte mir die Darstellung meiner Umwelt gelingen, dann nur auf weiten Umwegen und die willkommenen Zufälle.“ Schlussendlich kam Peter Bichsel auf W.M. Diggelmann zu sprechen, der als einziger Deutschschweizer Autor Frischs These Lüge straft:

> [. . .] längst schwebt er ja im Hintergrund des Gesprächs mit. Die Diskussion sieht ein bisschen nach Rezept aus. Mir scheint, dass die ‚Hinterlassenschaft' nach einem solchen Rezept gekocht wurde; nach dem Rezept „verpack es in eine Geschichte“. Das Buch bleibt trotzdem so wichtig, dass ich Diggelmann dafür verehre.[34]

Drei Wochen später schaltete sich Adolf Muschg aus seinem zeitweiligen Wohnsitz in Göttingen ein und gab zu Bedenken, dass „einem Kollektiv—etwa der Schweiz 1939-1945—nachträglich die Gewissensfrage [zu] stellen,[. . .] moralische Effekthascherei“ sei[35] (Muschg stellte die Gewissensfrage in *Wenn Auschwitz in der Schweiz liegt* über 30 Jahre später und kassierte dafür den gleichen Vorwurf). Auch er äußerte sich kritisch zu Diggelmanns *Hinterlassenschaft*:

> Man müsste Namen nennen und ein politisches Pamphlet schreiben *oder* sein Ethos radikal in gute Prosa übersetzen; dass Diggelmann weder das eine noch das andere ganz tut, macht die „Hinterlassenschaft" in meinen Augen zu einem unbewältigten Buch. Ich habe nichts gegen es, als dass es eine Chance vertan hat.[36]

Analog zu seinen Schriftstellerkollegen verweigerte Muschg eine Antwort auf die Frage, warum die Schweiz der Jahre 1939-1945 als literarisches Motiv für ihn „kein Gegenstand"[37] war.

Anstatt eines Gedächtnisdiskurses, der die Schichten und Dimensionen der kollektiven und individuellen Erinnerung in der Schweiz zu untersuchen unternahm, erbrachte Frischs Angebot einer literarischen Bestandesaufnahme wenig Ausbeute. Der einzige Beitrag, der sich konkret und handfest mit der Thematik beschäftigte, kam von jenem Autor, der als einziger unter den Debattenteilnehmern die Geschichte der Schweiz im Zweiten Weltkrieg zu diesem Zeitpunkt in seinem Roman *Die Hinterlassenschaft* verarbeitet hatte: Walter Matthias Diggelmann.[38] Als Antwort auf Bichsels Vorwurf, dass *Die Hinterlassenschaft* rezeptartig aufbereitet wurde, meldete sich Diggelmann unter dem Titel „Ein Rezept, wie man aus schweizerischer Vergangenheit Bücher, Romane oder gar Kapital schlagen kann?" zu Wort. Seine Stellungnahme ist in vieler Hinsicht aufschlussreich, weil sie sein schriftstellerisches Selbstverständnis und seine Schreibmotivation erklärt. Diggelmann verstand sich als Prototyp des engagierten Schriftstellers, der das Schreiben als existentielle Situation betrachtete. Diese Selbstbeschreibung war keine aufgesetzte klischeehafte Hülle, sondern ein persönliches, wenn auch kultiviertes Manifest: „Ich bin Schriftsteller. Das Schreiben ist die Form meines Daseins, meine Waffe, mich zu verteidigen, auch anzugreifen, meine Form, meine Möglichkeit."[39] Gleichzeitig wehrte sich Diggelmann dagegen, als Autor angesehen zu werden, der gezielt Geschichten ausfindig machte und diese für politische Zwecke formelhaft zubereitete:

> Zum Rezept: wie man Romane macht, wusste ich bereits 1962, als ich die Hinterlassenschaft antrat. Aber der Bürger schoss quer. Warum denn nicht Tatsachenbericht? Schreibe ein anderer einen solchen Tatsachenbericht! Wo die Dokumente herschaffen? Bundesarchiv? Hahaha! Bundesrat? Hahahahaha! Es ließe sich

> ein ganzes Buch mit lauter Haha . . . füllen. Und die übrigen Zeitgenossen? Du meine liebe Güte! Es scheint, dass sich bei uns ausschließlich Linksstehende an die dreißiger Jahre erinnern. Die Bürgerlichen? Die einen befanden sich offenbar schon 1933 im Réduit; oder sie waren sonst wie abwesend; jedenfalls – scheint es – hat die Geschichte ohne sie stattgefunden. Sie erinnern sich nur noch an Liebesgabenpakete.[40]

Diggelmann schrieb, weil sich der engagierte Staatsbürger in ihm über ein Gegenwartsereignis aufregte und Literatur für ihn oftmals das einzige Ausdrucksmittel war, etwas dagegen zu unternehmen. Was ihn ärgerte, war weniger die Geschichte selbst, als der Umgang mit der Erinnerung daran. Dass er sich dafür von seinen Schriftstellerkollegen vorwerfen lassen musste, seine „Chance vertan" zu haben und nach einem Rezept, d.h. mit Kalkül vorgegangen zu sein, unterstreicht nur, in was für einer Außenseiterposition er sich selbst unter ‚Seinesgleichen' befand.

Im diesem ersten literarischen Vergangenheitsdiskurs der Nachkriegszeit zeichnete sich jedoch auch ab, was in der Folge für die Rezeption der vergangenheitskritischen Literaten Gültigkeit haben würde: das, was ihnen öffentlich Gehör verschaffte, hat sie zugleich als Medium der Erinnerung unwirksam gemacht. Wenn sich ein vergangenheitskritischer Literat anachronistisch gegen die Zeit und die etablierte Geschichtsauffassung stellte, wurde er entweder nicht wahrgenommen, oder aber er kam in die Mühle der Gedenkpolitik, die ihre eigene Version der Geschichte gefährdet sah und rigoros verteidigte. Indem die literarische Historiographie die Vergangenheit politisierte und die Erinnerungspraktiken der Gegenwart kritisierte, wurde sie selbst zum Politikum. Vermochte ein literarischer Text eine Vergangenheitsdebatte auszulösen, ging es früher oder später kaum noch um den Textinhalt, sondern nur noch um die ideologischen Beweggründe der Literaten, die das unliebsam Vergessene zutage förderten.

2. ‚Kristallnacht' in Thalwil: Walter Matthias Diggelmanns schwierige Hinterlassenschaft

> Liebes Vaterland , [...] Zuweilen beschäftige ich mich mit deiner Vergangenheit. Und warum? Weil ich weiß, dass ein Vaterland Geschichte macht, aber nicht nur das, sondern dass die Geschichte auch das Vaterland macht. Darum ist es wichtig, für deine und für meine Zukunft, zu erfahren, was du getan und was du nicht getan hast.
> *W.M. Diggelmann, „Offener Brief an mein Vaterland" (1966)*[41]

Im Jahre 2002, er wäre 75 Jahre alt geworden, erinnerte man sich wieder an ihn. Walter Matthias Diggelmann (1927-1979) war einer, der für den kleinen Mann eintrat, er war ein Linker, ein Verstoßener, ein David im Goliath-Land. Das stieß sogar bei der Boulevardzeitung *Blick* auf Bewunderung, die seine Lebensgeschichte romantisierte und ihn als „Eine Art Robin Hood unter den Literaten"[42] würdigte: „Diggelmann wirkt heute wie ein fernes Gerücht. Ein Mann wie aus einer anderen Zeit, ungestüm, rebellisch bis zur Selbstaufopferung, beseelt vom Glauben an eine bessere Welt. In den 60er und 70er Jahren gehörte er zu den führenden Schweizer Autoren. Wer weiß das heute noch?" Selbst in der *Neuen Zürcher Zeitung* stand zu lesen, dass Diggelmann „immer engagiert und zupackend" geschrieben hätte. „Die leiseren Töne gönnte er sich in seinen Romanen und Geschichten, und selbst da ließ er Klarheit nicht vermissen. [. . .] Was Diggelmann erzählte, gewann seine Glaubwürdigkeit nicht allein aus der gekonnten Erzählweise, es war auch ‚recherchiert' [. . .] er wusste, worüber er schrieb."[43] Charles Linsmayer hielt im *St. Galler Tagblatt* anerkennend fest, dass Diggelmann, „vom verlorenen zum rebellischen Sohn" mutierte und ein „Trauma" mit sich herumtrug „das nur zu verkraften ist, wenn er immer wieder neu davon erzählt. Sein Land hat ihn, den Vaterlosen, quasi ausgestoßen," als Ausweg „rettet er sich in seine Geschichten".[44] So viel psychologisches Verständnis und Gespür für gebeutelte Einzelschicksale ist ansonsten im Deutschschweizer Feuilleton kaum auszumachen. Während das Literaturlexikon *Die zeitgenössischen Literaturen der Schweiz* 1974 noch beanstandete, dass Diggelmann „die gesellschaftskritischen Ideen nicht selten explizit und auch überdeutlich

formuliert", wurde er fast dreißig Jahre später für seine engagierte, parteiische Erzählstimme rundum gerühmt.[45]

Nachrufe und Totenreden sind aufschlussreiche Zeugnisse für die Wandelbarkeit des kollektiven Gedächtnisses. Dass aufsässige Schriftsteller oftmals erst in Eulogien zu Helden gemacht werden, ist eine Binsenwahrheit, die sich im Fall Diggelmann bestätigt. Selbst Historiker, die seinen historiographischen Methoden skeptisch gegenüber standen, greifen noch heute auf den von Diggelmann verwendeten Begriff „Thalwiler Pogrom" zurück, obwohl die Analogie problematisch und historiographisch fragwürdig ist (der Thalwiler Pogrom benennt eine Kommunistenhetze, die nicht ein ganzes Dorf, sondern ausschließlich eine Familie betraf).[46] Die euphorischen Gedenkreden im Jahr 2002 erwecken unweigerlich der Eindruck, dass Walter Matthias Diggelmann ein vielbeachteter Schriftsteller war. Für einige war er es in der Tat selbst zu seinen Lebzeiten. Für die meisten jedoch war er spätestens seit der Publikation seines Romans *Die Hinterlassenschaft* weniger geachtet als vielmehr geächtet.

Eigentlich ging es in den Erinnerungsreden mehr um ihn als um sein Schreiben. Er wurde nachträglich für all das verehrt, was ihn zu seinen Lebzeiten literarisch nicht nur in bürgerlichen Kreisen die Anerkennung verwehrte. Denn Diggelmann führte weder ein konventionelles Leben, noch wollte er es als solches verstanden wissen; selbst ein Hauch von Anrüchigkeit fehlte nicht. Am 5. Juli 1927 als unehelicher Sohn einer Serviertochter und eines ihm unbekannt bleibenden Fremdarbeiters geboren ist er zuerst bei Pflegeeltern aufgewachsen, danach bei seiner Mutter im Haus seines Stiefvaters in Rhäzüns. Er trat vorzeitig aus der Schule aus, auch die Uhrmacherlehre machte er nicht zu Ende, denn ein Bagatellendiebstahl führte zur Flucht nach Italien. Dort griff ihn die Wehrmacht auf und deportierte ihn zum Arbeitsdienst nach Dresden, wo der Fluchtversuch misslang. Er wurde aufgegriffen und blieb bis 1945 in Süddeutschland inhaftiert. In einem Artikel in der *Weltwoche* (31. Dezember 1965) erinnerte er sich an die Umstände seiner Heimkehr:

> Als die Amerikaner anrückten, saß ich im Gefängnis von Crailsheim, verlaust, verwanzt und halbwegs verhungert. Ich wurde abgeschoben nach der Schweiz, an der Grenze in St. Margrethen verhaftet von der St. Galler Kantonspolizei, in St. Gallen entlaust und als dreckiger Nazi auch gleich verprügelt. Die Schweizer, das sah ich sogleich ein, waren nicht mehr Deutschlands Freunde und Bewunderer [. . .] oder positiver gesagt: die Schweizer hatten von den Deutschen nichts mehr zu fürchten, und nun durfte man es sagen, dass man eigentlich schon immer gegen Hitler gewesen war.[47]

Zurück in der Schweiz verbrachte Diggelmann ein halbes Jahr in der Heil- und Pflegeanstalt Rheinau, wo er, als müsste er sich endlos vor seinen „Richtern"[48] erklären und verteidigen, mit dem Schreiben begann:

> Und hier war es, wo ich begann, Geschichten zu schreiben. Geschichten über mich. Geschichten jedoch erzählt in der dritten, nicht in der ersten Person. In voller Absicht. Denn Distanz wollte ich ja gewinnen von mir und meinen Erfahrungen. Ich hatte eine Erfahrung gemacht und suchte nun nach der dazu passenden Geschichte, also auch nach der Erklärung: so schrieb ich an meine Richter, schrieb ich an meinen Amtsvormund, an meine Mutter seitenlange Briefe, eben Geschichten. Aber meine Geschichten kamen nicht an. Keiner verstand sie, keiner entschlüsselte sie. Und hinzu kam, dass meine Geschichten meinen Aussagen vor Gericht widersprachen. ‚Also lügt er doch', sagten sie alle. Ein Lügner, wie es im Buche steht. Und natürlich ist es nicht abzustreiten: die Geschichten veränderten die Wirklichkeit.[49]

Diggelmann verfasste zwischen 1947 und 1953 achtzehn Romane, die er allesamt verbrannte, weil er sie literarisch nicht gelungen fand.[50] Nach etlichen Gelegenheitsjobs wurde er 1949 Regieassistent am Schauspielhaus Zürich, 1956 erhielt er eine Anstellung als Dramaturg bei Radio Zürich. Parallel dazu schrieb er zahlreiche Beiträge für Schweizer Zeitungen, fürs Radio und für das Deutschschweizer Fernsehen. 1956 bis 1962 arbeitete er als Werbetexter in der Public Relations Agentur Ferner, wo er die Inspiration für *Das Verhör des Harry Wind* (1962) fand, mit dem er schriftstellerisch zum erste Mal Anerkennung fand. *Harry Wind* ist auch deshalb wichtig, weil Diggelmann in ihm die Rolle des Schriftstellers in der Gesellschaft auslotet. Zu den Erzählungen und Romanen gesellten sich Hörspiele und Fernsehspiele, Theaterstücke, Reportagen und *WMD*-Kolumnen. Er hat alles protokolliert, selbst den

Sterbensprozess. Diggelmann starb 1979 an den Folgen eines Hirntumors, die Aufzeichnungen *Schatten. Tagebuch einer Krankheit* reflektieren über die Zeit des körperlichen Zerfalls.

Der Roman *Die Hinterlassenschaft* ist heute noch dafür bekannt, dass er einst viele Kontroversen verursachte. Erstmalig in der literarischen Gedächtnisgeschichte der Deutschschweiz geht es darin um jüdische Schicksale, die im Zweiten Weltkrieg an der Grenze zurückgewiesen wurden. Obwohl der Ludwig-Bericht Mitte der 60er Jahre nur schwer erhältlich (weil bereits vergriffen) war, und weder Alfred A. Häslers *Das Boot ist voll* noch Bonjours *Geschichte der Schweizerischen Neutralität* zu diesem Zeitpunkt veröffentlicht waren, hätte *Die Hinterlassenschaft* kaum zu solch einem Stein des Anstoßes werden können, wenn es ausschließlich ein Roman über die Flüchtlingspolitik gewesen wäre. Obwohl der Titel eine Erbschaft anklingen lässt, war der Auslöser für die Schreibarbeit ein Gegenwartsereignis: die antikommunistischen Ausschreitungen im November 1956 gegen Konrad Farner, welche Diggelmann in seinem Roman als „Pogrom von T" bezeichnete.[51] Diggelmann äußerte sich dazu in der Zeitschrift *neutralität*: „Ich entdeckte eine mir bisher unbekannte Schweiz, ich trat plötzlich eine Hinterlassenschaft an, die mich bestürzte, ratlos machte."[52] Die zentrale These des Buches wurde zum eigentlichen Konfliktherd: „Die antikommunistischen Brandstifter von heute sind weitgehend die faschistischen Brandstifter des Antisemitismus der dreißiger Jahre und die so genannten 'Vaterländischen' (lies Anpasser) der vierziger Jahre."[53]

Dass sich einer erlaubte, zwischen den Faschisten der Kriegsjahre und den Antikommunisten und Rechtsextremisten der Nachkriegsjahre direkte Verbindungslinien zu ziehen und damit verhängnisvolle Kontinuitäten aufzuzeigen, war mehr als skandalträchtig. Insbesondere in der Zeit des Kalten Krieges, als aktive Kommunisten für die Bürgerlichen im Lager der Landesverräter angesiedelt waren. Was ironisch klingt, ist durchaus ernst gemeint: „Wir Schweizer sind Antikommunisten. Deshalb bestärkt uns das Erlebnis des Krieges in

unserem Antikommunismus. Dass der Krieg gegen die Faschisten geführt wurde, ist bedeutungslos geworden" (Peter Bichsel).[54]

Diggelmann ging mit der *Hinterlassenschaft* ein großes Risiko ein. Er hatte sich ein brandgefährdetes Thema ausgesucht und wusste sehr wohl, was ihn erwarten würde: Das Romanprojekt war mehr als eine persönliche Spurensuche; es ging um ein wichtiges Kapitel Schweizer Geschichtspolitik der 50er und 60er Jahre:

> Dieses Buch ist kein Versuch, eine unbewältigte Vergangenheit zu bewältigen, sondern es handelt sich um einen Versuch, ein gesellschaftlich-politisches Phänomen darzustellen, nämlich die Manipulierbarkeit der Aggressionen. Also meine ich, der Bericht über einen „Pogrom von T." stehe im Vordergrund, nicht die Flüchtlingspolitik von damals; diese wird nur aufgezeigt, um darzustellen, wohin es führen kann, wenn mit Kommunisten-Angst und Antisemitismus Politik gemacht wird.[55]

Zum Inhalt: Nachdem ihm sein verstorbener Vater einen Stapel persönlicher Schriften, Polizeiakten und Zeitungsausschnitten hinterlassen hat, wird David Boller, ein 20jähriger Schriftsetzer, damit konfrontiert, dass nichts so ist, wie es scheint. Die Hinterlassenschaft beweist, dass sein Vater in Wahrheit sein Großvater ist, und dass seine Eltern in Deutschland in einem Konzentrationslager starben—nachdem sie an der Schweizer Grenze zurückgewiesen wurden. Großvater Boller gelang es damals, für den kleinen David eine Namensänderung zu erhalten und ihn zu adoptieren. Dies hatte zur Folge, dass David, aufgrund einer Toleranzbewilligung der Schweizer Fremdenpolizei, als einziger seiner Familie in der Schweiz Aufnahme fand.

David macht sich auf die Suche nach seiner Vergangenheit und nach jenen, welche sich für die Rückweisung der Eltern verantwortlich zeichneten. Was die Rückweisung seiner Eltern für David umso verwerflicher macht, ist die Tatsache, dass die Schweiz in dieser Phase des Krieges über die Judenvernichtungen ausreichend informiert gewesen sei. Er will die Verantwortlichen für den Mord an seinen Eltern „zur Rechenschaft ziehen".[56] Weil er im

Nachlass des Großvaters einen Revolver findet, muss befürchtet werden, dass der Umgang mit der Hinterlassenschaft tödliche Konsequenzen haben könnte. Allerdings weiß man noch nicht, für wen. David nimmt den Namen seines ermordeten jüdischen Vaters (Reuven Fenigstein) an. Er trägt die neue Identität wie ein Kennzeichen, das er von allen erkannt haben möchte:

> Jemand fragte:
> „Was sind Sie von Beruf?"
> Er antwortete:
> „Ich bin Jude."
> „Sie sehen nicht aus wie ein Jude."
> Und er zitterte, das Blut stieg ihm in den Kopf.
> „Ich bin Jude", schrie er, „wünschen Sie, dass ich's Ihnen beweise?"[57]

David ist wissbegierig und möchte alles über die schweizerische Flüchtlingspolitik im Zweiten Weltkrieg herausfinden. Im Buchladen erkundigt er sich nach einem Werk über die Zeitgeschichte, worauf ihm der Verkäufer die Lebensgeschichte des Auschwitzkommandanten Rudolf Höss anbietet. David entgegnet:

> „Nehme ich. Aber was ich wirklich suche, sind nicht Bücher über die deutsche Vergangenheit."
> „Sondern?"
> „Mich interessiert die Schweizer Geschichte."
> „Ich verstehe. Nun, da haben wir das Tagebuch des persönlichen Adjutanten unseres Generals."
> „Was darin vorkommt, kann ich mir vorstellen. Begreifen Sie denn nicht? Ich suche Geschichtswerke, die von der Judenverfolgung handeln."
> Der Junge begriff nicht.
> „Judenverfolgung?"
> „Bei uns?"
> „Ja!"
> „Sowas gibt es nicht."
> „Hätte ich mir denken können."
> „Aber verstehen Sie doch", sagte der Junge, der es nicht darauf ankommen lassen wollte, einen Kunden zu verärgern, „wir haben doch nie Juden verfolgt, wie sollte es darüber Bücher geben?" [. . .]
> „Wie alt sind Sie?"
> „Und was wissen Sie über die Schweiz der dreißiger und vierziger Jahre?"
> Der Junge errötete.
> „Habe mich noch nie darum gekümmert."
> „Haben Sie Eltern?"
> „Aber natürlich." [. . .]

„Ist Ihr Vater Soldat?"
„Er ist noch Soldat, aber ich glaube, er muss nur einrücken, wenn es Krieg gibt." [. . .]
„Frage Sie Ihren Papa, wie viele Juden er nach Auschwitz geschickt hat."[58]

David sucht Walter Bächtold auf, jenen Rechtsanwalt, der seine Adoption ermöglichte. Die Schweizer Behörden seien Boller damals gut gesinnt gewesen, meint Bächtold, viel mehr will er nicht preisgeben, auch nicht, dass er David allein durch seinen politischen Einfluss das Leben gerettet hat. Bächtold weigert sich, „das Rad der Geschichte"[59] zurückzudrehen, und er macht David den Vorwurf, dass er ‚den Jud' spiele, um längst Vergessenes wieder auszugraben. Doch David lässt sich durch nichts und niemanden von seinem Kurs abbringen. In der Hinterlassenschaft des Großvaters stößt David auf eine Notiz aus dem Jahre 1938, die festhält, dass ein gewisser Ulrich Frauenfelder für die Grenzpolitik der Schweiz im Zweiten Weltkrieg zumindest mitverantwortlich war, weil er „systematisch Fremdenhass schürt, Antisemitismus, Antisozialismus predigt, wo immer er kann [. . .]".[60]

David schleicht sich, unter dem Vorwand das Journalistenhandwerk lernen zu wollen, in der Demokratischen Presseagentur von Ulrich Frauenfelder ein. Er lernt dabei den Schriftsteller Robert Kaul kennen, der, wie er später herausfindet, unfreiwillig für Frauenfelder arbeitet (der Presseagentur-Chef erpresst ihn aufgrund zweier kleinerer Vergehen). Frauenfelder ist ein Mann mit einer Vorgeschichte. Als ehemaliger Kommunist ist er ins Lager der Bürgerpartei und der Vaterländischen Vereine übergetreten und hat sich im Kanton Zürich dafür stark gemacht, dass die Bauern-, Gewerbe- und Bürgerpartei (BGB), die Rechtsbürgerlichen und die Freisinnigen 1933 eine Listenverbindung mit den Frontisten eingingen.[61] Nachdem es jahrelang ruhig um seine Person blieb, nimmt er den russischen Einmarsch in Ungarn zum Anlass, die Demokratische Presseagentur zum eigentlichem Nervenzentrum der antikommunistischen Stimmungsmache auszubauen. Er erweitert die Presseagentur um ein ‚Büro für politische Aktionen', bedient Schweizer Zeitungen mit antikommunistischen und antisemitischen

Leitartikeln und veröffentlicht die Namen von Schweizer Bürgern, die insgeheim oder offen für den Kommunismus arbeiten.

David schmiedet Pläne, Frauenfelder zu belasten um ihn vor Gericht zu bringen, Kaul rät ihm jedoch davon ab. Frauenfelder sei seit Kriegsende bereits dreimal verklagt worden, „Seite an Seite mit den Naziverbrechern marschiert“[62] zu sein, ohne dass ihn ein Gericht dafür schuldig befunden hätte. David will ihn erschießen und kontert: „Kein Gericht in der Schweiz würde es wagen, mich zu verurteilen!“[63] Kaul widerspricht ihm und rät von drastischen Methoden ab. David lässt Frauenfelder vorerst im Glauben, dass er ein treuer Mitarbeiter ist. Gleichzeitig kriegt David den Fremdenhass und Antisemitismus, den Frauenfelder mit seiner Presseagentur anheizt, selber zu spüren. Er, der einen jüdischen Namen trägt, muss sich von der Polizei, die ihn ohne Ausweispapiere aufgreift, beim Verhör sagen lassen: „Wie viel verlangst du für ein Wort? Ich geh nachschauen, ob wir genügend Kleingeld in der Kasse haben. Damit wird dir jedes Wort einzeln abkaufen können.“[64]

Im November 1956 wird David Zeuge eines anti-kommunistischen Protestmarsches gegen den Kommunisten Alois Hauser (Frauenfelders Halbbruder), welcher von der Studentenverbindung organisiert wird. Indirekt verbirgt sich hinter den ‚Studenten' jedoch Ulrich Frauenfelders Aktion *Frei Sein* (Frauenfelder ist als „Altherr“ im Studentenverband weiterhin vertreten). Der Protest wird medial vorbereitet: einerseits dadurch, dass Leserbriefe die Aktion *Frei Sein* begrüßen, andererseits durch Flugblätter und Inserate in der Lokalzeitung von T., die Alois Hauser als „Todfeind der Demokratie“, „Handlanger Moskaus“, bzw. „Moskauhörigen“[65] anschwärzen. Hauser—dessen Wohnadresse im Inserat bekannt gegeben wird—soll angeblich „ahnungslose demokratische Mitbürger übertölpelt, gelähmt und versklavt“[66] haben. Das Inserat fordert die Bevölkerung von T. nicht nur auf, Hauser aus dem Weg zu gehen, sondern sich seiner Anwesenheit ganz zu entledigen. „Es soll ihm nicht ans Gut, nicht ans Blut gehen – das denkt er uns zu! Aber er soll wissen und spüren, dass wir keinerlei

Gemeinschaft mit ihm haben. Wir wollen keinem, der morgen schon unser Henker sein kann, heute die Hand geben, kein aufrechter Schweizer soll ihn grüssen, keine aufrechte Schweizerin ihn und seine Familie in den Läden von T. bedienen . . . Wir wollen und können unser Dorf von diesem Totengräber der Freiheit säubern."[67]

‚Die Säuberungsaktion' findet sukzessive statt, es ist eine stufenweise Segregation, die ihren ersten ‚Höhepunkt' in einer nächtlichen Ausschreitung hat. Dass es sich dabei um eine patriotische Kundgebung handelt, wird dadurch deutlich, dass auch ortsansässige Schüler und Lehrer mitmachen, um, wie Diggelmann andeutet, die Grundwerte der Eidgenossenschaft zu verteidigen:

> Die Lehrer des Dorfes erscheinen als erste. Die Fackeln, die man jetzt anzündet [. . .] erinnern an den 1. August [den Schweizer Nationalfeiertag]. Es wird deutlich, die einzige Geschichte, die sie haben, auf die sie alles setzen, ist nicht wirkliche Geschichte, sondern Legende: Tell, Winkelried, die Schlacht am Morgarten. [. . .] Ein Lehrer bittet um Ruhe. „Ihr seid Zeugen einer denkwürdigen, patriotischen Kundgebung", sagte er zu seinen Schülern, „darum will ich keinen Radau, die Stunde ist feierlich, wir marschieren hinter den Erwachsenen, und vor dem Haus singen wir Rufst du mein Vaterland. Habt Ihr den Text auch mitgebracht [. . .]."[68]

Alte patriotische Verse werden rezitiert, und die antikommunistische Kampagne entpuppt sich immer deutlicher als Neuinszenierung des jahrhundertealten Freiheitskampfes: „[. . .] und dann setzten Sprechchöre ein: Geh nach Russland / Geh nach Russland / Wir wollen frei sein / ein Volk von freien Brüdern /Verräter, Verräter, Verräter."[69] Wie zu erwarten war, eskaliert die Kundgebung. Das Haus der Familie Hauser wird mit Steinen beworfen, dann rammen die Protestierenden die Tür ein und dringen mit ihren Feuerfackeln ins Haus, wo sie die Vorhänge in Brand setzen. Ein größeres Unglück kann nur dadurch verhindert werden, dass die Nachbarn mit Feuerlöschern zurückkehren (die Feuerwehr sei nicht ausgerückt, erklärt man, weil die ganze Mannschaft bei der Kundgebung dabei war).

In den folgenden Tagen werden die Hauser-Kinder verprügelt, und Martha Hauser findet kaum noch ein Geschäft, das ihr etwas verkauft: „Sie sind sicher nicht so naiv, zu glauben, ich würde Landesverräter mit Lebensmitteln versorgen. Bitte kaufen Sie in Zukunft in Moskau ein. Adieu!“[70] Im Nachbargarten wird ein Galgen aufgerichtet, an dem eine Tafel mit antikommunistischen Parolen hängt. Schließlich wird ein Steckbrief von Alois Hauser ausgestellt und überall aufgehängt, als handele es sich bei ihm um einen gesuchten Schwerverbrecher: „Damit jedermann in T. und Umgebung weiß, wie der Mann aussieht, der bei uns eine Diktatur nach kommunistischem Muster errichten will, stellen wir Dr. Alois Hauser hier im Bilde vor.“[71] Das Steckbriefbild basiert auf einem Passfoto. Wer es in der Passbehörde herausgegeben hat, kann nicht ermittelt werden. Die Hausers werden in der Folge tagtäglich schikaniert: „Nacht für Nacht entleeren zwei bis drei erwachsene Männer ihren Darm vor der Haustür des Hauses [. . .] Jugendliche pissen auch tagsüber an die Hausmauer. In der Lokalzeitung erscheinen dreimal wöchentlich die Inserate gegen Alois Hauser“,[72] auf den Leserbriefseiten wimmelt es von Schmähbriefen. Thalwiler Geschäftsinhabern wird untersagt, die Familie Hauser weiterhin zu bedienen. Jeder, der mit ihnen in Berührung kommt, wird zur Rechenschaft gezogen. Ein Bahnhofangestellter, welcher Frau Hauser den Koffer trägt, wird scharf vermahnt. Dem Vater eines Schulfreundes der Hauser Tochter wird mit der Kündigung gedroht, sofern sein Sohn die Hausers weiterhin besucht. Ein Zahnarzt weigert sich, die Hauser Kinder zu behandeln. Dem Rechtsanwalt der Hausers, Dr. Meerkatz, angeblich ein „Jude“, denn „Kommunisten und Juden haben schon immer unter einer Decke gesteckt“,[73] werden die Radschrauben an den Rädern seines Autos gelockert. Dr. Meerkatz ist kein Jude („Was, kein Jude? Sie sehen doch hundert Meter gegen den Wind wie ein Jude aus“[74]); er überlebt die Fahrt—im Auto sitzen auch die zwei Hauser-Kinder—nur durch ein Wunder. Ein Geistlicher, der sich dafür einsetzt, „einem hartgesottenen, unzweideutigen Kommunisten gegenüber Recht, Gesetz und Achtung der Menschenwürde“[75] entgegenzubringen, wird aus dem Kirchenamt entlassen. Die Schilderungen

lassen an die repressiven Zustände und Maßnahmen im Dritten Reich erinnern. Als nichts anderes mehr hilft, flüchten die Hausers in den Tessin, nach Ascona. Obwohl niemand von ihrem neuen Aufenthaltsort weiß, bleiben ihnen die Steckbriefe auf der Spur. Als sie wieder nach Thalwil zurückkehren, teilt man ihnen mit, dass sie im Dorf nicht mehr erwünscht seien: die Bürgerscheine sind in der Zwischenzeit an die Heimatgemeinden zurückgeschickt worden.

David hält sich oft in T. auf, er will die Bewohner für seinen Bericht „Modell eines Pogroms" interviewen, doch die „meisten Menschen, die David anspricht, werden zu Mauern. Überall Schweigen, undurchdringlich, Angst, es könnte einer Mitleid zeigen mit der Frau, mit den Kindern."[76] Das ganze Dorf scheint, vereint in seinem antikommunistischen Abwehrwillen im Einsatz zu sein—selbst eine Seniorin, die sich tagtäglich Notizen macht, wer bei den Hausers ein- und ausgeht und eine Liste mit verdächtigen Autokennzeichen an Frauenfelder weitergibt. Alois Hauser wird weiterhin bedroht, muss gar um sein Leben fürchten. „'Während dieser Bericht abgeschlossen werden muss', schrieb David, ‚gehen in T. die pogromartigen Aktionen gegen die Familie Hauser mit unverminderter Heftigkeit weiter. Dabei gibt es auch Schweizer, die mit Entsetzen von diesen Geschehnissen hören, den bürgerlichen Zeitungen erregte Briefe schreiben. Nicht eine Zeitung hat diese Leserbreife bisher publiziert'."[77]

Mit finanzieller Unterstützung von Walter Bächtold richtet David in einer kleinen Vorortgemeinde eine Druckerei ein und setzt alles daran, eine eigene Zeitschrift (*Die Zukunft*) herauszugeben. Kaul spielt ihm heimlich Kopien von wichtigen Dokumenten zu, welche Frauenfelder und die Antikommunisten kompromittieren. Davids Bericht über den Thalwiler Pogrom erscheint in einer Auflage von immerhin dreitausend Exemplaren und wird an Parlamentarier, Zeitungsredaktionen, Presseagenturen, Buchhandlungen und Privatadressen verschickt. In seinem Artikel rehabilitiert David nicht nur Hauser, sondern stellt zwischen den gestrigen Tätern und den heutigen Freiheitskämpfern eine direkte Verbindung her. Krönender Abschluss seines Artikels ist die namentliche Erwähnung von Ulrich Frauenfelder:

> Die Bürger von T. haben jene Freiheit, für die sie einzustehen glauben, verloren. Was in T. geschieht, wiegt vergleichsweise ungeheuer viel schwerer als das, was in Budapest geschah, denn Alois Hauser hatte lediglich gesagt: Der Fall Budapest ist für mich kein Grund, den Marxismus zu verwerfen, denn weder der Aufstand der Ungarn, noch der Einmarsch der Russen haben auch nur entfernt etwas mit dem Marxismus gemeinsam. [. . .] Und weil er das Wagnis unternommen hat, seine Meinungen, seine historischen und philosophischen Ansichten öffentlich zu vertreten, haben sich Bürger, die keine eigene Meinung, keine eigenen philosophischen Ansichten haben, in Rowdies, in Faschisten verwandelt. Angeführt werden sie von einem Mann, der in den Dreißiger Jahren mit den Nationalsozialisten paktierte, der schwerstens mitverantwortlich ist für unser ungeheuerliches Verhalten gegenüber den Juden vor und während des Zweiten Weltkrieges. – Er heißt Ulrich Frauenfelder.[78]

Frauenfelder, der sich mitten im Nationalratswahlkampf für „die Bürgerlichen" befindet, diffamiert David als Kommunisten, der gesinnungsmäßig gegen ihn vorgeht, um seinen Wahlsieg zu verhindern. Bevor Frauenfelder die Vertrauensfrage stellt, verurteilt er die Ausschreitungen in T.; die Partei spricht das Vertrauensvotum aus und steht weiterhin hinter ihm.

Kaul konfrontiert David mit der Tatsache, dass ausgerechnet jener Dr. Bächtold, welcher David seine Druckerei und die Zeitung finanziert, für die Grenzzurückweisung von Davids Eltern verantwortlich war. Er hätte den Fenigsteins durchaus helfen können, habe aber davor zurückgeschreckt, „ [. . .] aus Angst, man würde ihm vorwerfen, er unterstützte Kommunisten".[79] Wie viele andere in der Schweiz sei er „de facto ein Bündnis mit den NS-Verbrechern „eingegangen".[80] Außerdem hätten die Seebacher-Werke, die im Besitz von Bächtolds Bruder sind, Waffen und Munition an die Nazis geliefert. David zieht die Konsequenzen und bricht jeden Kontakt zu Bächtold ab. Die Produktion und der Vertrieb seiner Zeitung gestalten sich von nun an schwierig, er findet wenig Abnehmer: „Man warnte ihn, politisch nicht zu extrem zu sein. Man schrieb ihm, er möge sich davor hüten, mutwillig Tabus zu verletzen, wies darauf hin, falls er Geld verdienen wolle, müsse er seine Zeitschrift umkrempeln."[81] Kaul sendet ihm weiterhin Material aus der Demokratischen Presseagentur, er selber lässt sich jedoch nicht mehr blicken. Frauenfelder entrüstet sich in den Zeitungen darüber, dass es nicht mehr erlaubt sei, Juden zu

kritisieren; wer es dennoch tue, werde als Antisemit tituliert; „Niemand getraut sich deshalb mehr, gegen die fortschreitende Verjudung unsres Volkes offen Stellung zu nehmen und sich für die Erhaltung der schweizerischen Eigenart einzusetzen."[82] David beginnt die Arbeit an seinem Bericht „Die Hinterlassenschaft". Es ist seine Geschichte und die Geschichte der Suche nach jenen, die sich im Zweiten Weltkrieg durch ihre menschenverachtende Politik schuldig gemacht haben und ihren Ideologien in den 50er Jahren treu geblieben sind. „Aus der Erinnerung zeichnet er die Gespräche nach, die er selbst geführt hat mit Bächtold, mit Frauenfelder, mit Robert Kaul, mit vielen anderen Menschen, deren Namen ihm entfallen sind."[83]

Nachdem David in er Lokalzeitung denunziert wird, gerät er in der dorfansässigen Wirtschaft in einen Streit, weil er die Ereignisse in T. als Heimsuchung einer unverarbeiteten Geschichte deutet:

> „Wir Schweizer", sagte er, „müssen endlich erwachen! Auch wir haben eine unbewältigte Vergangenheit, haben Schmach und Schande auf uns geladen. Es ist Zeit, dass wir damit ins reine kommen. Was in T. geschehen ist, und es ist geschehen, war nur möglich, weil bei uns noch der gleiche Geist vorherrscht wie in den Dreißiger und Vierziger Jahren."[84]

Im Wirtshaus bricht ein Handgemenge aus, und David rutscht auf dem Boden aus. Sein Kopf schlägt gegen eine Stuhlkante, er verletzt sich dabei tödlich. Es bleibt offen, ob David an den Folgen des Sturzes oder als Resultat eines zuvor erfolgten Schlages auf den Hinterkopf stirbt.

In der Gewerkschaftszeitung wird Frauenfelder von einem gewissen Heinrich Bucher massiv angeklagt:

> Ulrich Frauenfelder ist ein Vertreter des Rechtsbürgertums. Und eben dieser rechte Flügel des schweizerischen Bürgertums hat auf das Aufkommen der Mordnazi in Deutschland mit widerlichem Frontenrummel geantwortete, hat sich der Ideologie der faschistischen Mordbuben anzunähern versucht. Die Rechtsbürgerlichen mit ihrem Dr. Ulrich Frauenfelder und dem Elefantenclub, die bernische Bauernpartei . . . sie hielten alle engen Schulterschluss mit dem Frontenpack und kümmerten sich nicht darum, dass ihre verehrten Vorbilder im Dritten Reich bluttriefende Hände hatten.[85]

Frauenfelder klagt Bucher wegen Verleumdung und Ehrverletzung an. Kaul, der sich mittlerweile von Frauenfelder losgesagt hat, bittet Dr. Bächtold, Heinrich Bucher zu verteidigen.

Heinrich Bucher wird freigesprochen. Obwohl sein Ansehen mittlerweile stark angekratzt ist, wird Frauenfelder in den Nationalrat gewählt: „Er verzichtet weise darauf, gegen das Urteil zu appellieren."[86]

Die Hinterlassenschaft ist eine literarische Montage aus Briefen, Gesprächen, Polizeiakten, Zeitungsberichten, Wahlkampfinseraten und Ausschnitten aus dem Ludwig-Bericht, die alle der Erbschaft des Großvaters entstammen. Dazu kommen Zeitschriftenartikel, die David selber zusammenträgt und persönliche Aufzeichnen von Figuren, wobei nicht auszumachen ist, inwieweit diese Aufzeichnungen fiktiv sind und inwieweit sie auf historischem Quellenmaterial beruhen. Was den Roman für den Gedächtnisansatz interessant macht, ist dass er verschiedene Zeitebenen berührt. Es werden Handlungen geschildert, die Jahre später von den Protagonisten erinnert werden und in der Erinnerung eine andere Deutung erhalten. Zwar wird Davids Geschichte chronologisch erzählt, doch ist die Erzählung von Erinnerungen und Aufzeichnungen unterbrochen, die in einer anderen Zeitebene stattfinden. Z.B. lässt Ulrich Frauenfelder andeuten, dass es mit David ein böses Ende nehmen wird, als die Geschichte 1956 noch nicht über die Ausschreitungen in Thalwil hinausgekommen ist. Für das Erzählverhalten ist ebenfalls wichtig, dass alle Protagonisten irgendwann in der ersten Person zu Wort kommen—einschließlich David, obwohl seine Geschichte für den Grossteil des Romans in der dritten Erzählstimme rekapituliert wird. So entsteht der Eindruck einer distanzierten Reportagestimme, die nüchtern und sachlich Zeugnisse zusammenträgt und berichtet.

Der Pogrom von T. ist unschwer als das sogenannte „Thalwiler Pogrom" zu erkennen. Die umstrittene Wendung hatte sich im Sprachgebrauch (insbesondere der Linken) eingebürgert,

wenn man auf die Ausschreitungen gegenüber der Farner Familie zu sprechen kam. Hauser ist die literarische Verkörperung von Konrad Farner (1903-1974), der als Mitglied der Partei der Arbeit (*PdA*) von seinen Gegnern zum marxistischen Chefideologen abgestempelt wurde.[87] Farner war Kunsthistoriker und Theologe (mit abgeschlossenem Studium der Staatsrechtslehre und Theologie). Er war Aufklärer für die einen, für die andern symbolisierte er den Typus des gemeingefährlichen Intellektuellen, der zu Ostdeutschland Kontakt pflegte. Dass sich die *PdA* von den Ereignissen in Ungarn distanzierte, war den Schweizer Antikommunisten nicht demonstrativ genug.[88] „Ausgerechnet der unorthodoxeste Marxist der Schweiz wird zur Inkarnation des Teufels ‚Kommunist'",[89] schrieb Hugo Loetscher 1973. Nach Farners Abdankungsrede für Bertolt Brecht in Ostberlin veröffentlichte der *NZZ*-Inlandredakteur (Max Frisch-Gegenspieler und späterer FDP-Politiker) Ernst Bieri Farners Privatadresse in Thalwil, wohl wissend, was er damit auslösen würde.[90] Bieri deutete an, dass Farner die Ereignisse in Ungarn trotz der „Untergangsstimmung, die in der PdA ausgebrochen sei", zusammen mit der „Stalinistenclique in Genf"[91] begrüßen würde. Martha Farner hat diesen *NZZ*-Bericht, aus welchem Diggelmann wortwörtlich zitierte, zwanzig Jahre später wie folgt kommentiert:

> Es hatte eine PdA-Sitzung gegeben an die auch mein Mann ging, und dort hatte er die Genossen aufgerufen, durchzuhalten. Darauf hat die Neue Zürcher Zeitung am nächsten Tag, also am 13. November, eine kurze Mitteilung gemacht [. . .] dass Dr. Konrad Farner nicht mehr in Zürich, sondern in Thalwil, an der Mühlebachstrasse 11 wohne und: man solle sich an ihn wenden [. . .]. Ich weiß nicht mehr, ob das im Mittag- oder Abendblatt war, aber von diesem Augenblick an läutete bei uns unaufhörlich das Telefon. Die unglaublichsten Leute riefen an und sagten böse Dinge, sogar vermeintlich gute Bekannte. [. . .] Was die *Neue Zürcher Zeitung* Koni angekreidet hat, war, dass er den Genossen Mut machen wollte. Wahrscheinlich haben die das auch falsch verstanden oder sie wollten einfach die Gelegenheit ausnützen. Koni hat den Einmarsch der Russen ja nicht bejaht, aber es ging ihm um den Kampf gegen den Kapitalismus [. . .].[92]

Diggelmann zitiert auch reichhaltig aus dem Ludwig-Bericht. Ihm selbst gelang es nur durch Beziehungen zu einem Politiker, ein Exemplar zu erhalten.[93] Wie schwierig es war, den Ludwig-Bericht einzusehen, ist auch daran ablesbar, dass Diggelmann von Lesern angefragt wurde, wie

und wo man den Flüchtlingsbericht einsehen könnte. Diggelmann selbst war bei den Thalwiler Ausschreitungen nicht anwesend. Er lernte die Familie Farner erst nach 1956 kennen und machte dabei aus erster Hand die Erfahrung, wie die Farners auch weiterhin Schikanen ausgesetzt waren und geschmäht wurden.[94] Frau Hausers Schilderungen im Buch dürften zum Grossteil auf den Erinnerungen von Martha Farner beruhen, zu welcher Diggelmann noch lange im Kontakt stand.[95] Sibylle Farner (Konrad und Martha Farners Tochter) erinnert sich, dass Diggelmann stets ein willkommener Besuch im Hause Farner war: „Diggelmann war sehr oft bei uns zu Gast, meine Eltern haben ihn sehr gemocht, er war vor allem mit meiner Mutter sehr befreundet."[96] Martha Farners Oral History Bericht *„Niemals vergessen!"* bestätigt, dass die Schilderungen in der *Hinterlassenschaft* nicht übertrieben (und manchmal sogar untertrieben) sind, wobei sich jedoch auch abzeichnet, dass gewisse Ereignisse anders stattfanden und mehr Leute, als Diggelmann es literarisiert, bereit waren, den Farners zu helfen.[97] Inwieweit sich die Gespräche im Roman auf tatsächlich geführte Gespräche abstützen, kann im Nachhinein nicht beurteilt werden. Klara Obermüller, die ich um Auskunft bat, gab zur Antwort, dass es auch für sie nicht eindeutig ist, „wie genau die Gespräche in den Roman eingegangen sind [. . .]. Wenn überhaupt, hat D. aus dem Gedächtnis zitiert. Aufzeichnungen wurden m.W. keine gemacht."[98] Es bestätigt sich damit, dass Diggelmann literarisch-historiographisch ähnlich verfuhr, wie sein Protagonist David. (Wie im nächsten Kapitel zu lesen sein wird, hat auch Niklaus Meienberg seine Interviews aus dem Gedächtnis rekonstruiert).

Um zu begreifen, was für ein Mentalitätsklima „den Thalwiler Pogrom" überhaupt erst ermöglichte, muss man sich vergegenwärtigen, dass der sowjetische Einmarsch—parallel zu der eskalierenden Suez-Krise im Herbst desselben Jahres—die Möglichkeit eines Dritten Weltkrieges näher brachte. Der Abscheu und das Entsetzen über die Ereignisse in Ungarn schlugen insbesondere in den bürgerlich-reaktionären Schweizer Zeitungen in antikommunistische Propagandaartikel um, die selbst harmlose Organisationen von

kommunistischem Gedankengut verschmutzt sahen[99] und die, wie der Schriftsteller Christoph Geiser 1976 schrieb, „dem amerikanischen McCarthysmus in nichts nachstand[en].“[100] Martha Farner erinnerte sich, dass „die Zeitungen [. . .] in diesen Tagen voll von diesem ungarischen Aufstand [waren]. Vielen PdA-Mitgliedern wurde die Stelle gekündigt, von einer Stunde auf die andere mussten sie fort.“[101] Diggelmanns Rekonstruktion des Mentalitätsklimas in den bürgerlichen Presse war keinesfalls übertrieben, zeichnete sich deren Berichterstattung doch oftmals durch ein beladenes Vokabular aus. So forderte der *NZZ*-Redakteur Ernst Bieri, die „Pda-Infiltrationen in nichtkommunistischen Organisationen *auszulöschen*“ und „die kommunistische Beherrschung“ innerhalb des Touristenvereins *Naturfreunde* „zu beseitigen“.[102] In der *NZZ* erschienen im Verlauf des ungarischen Volksaufstandes eine große Anzahl von Artikeln, die über das Leid der Ungarn berichteten und für die ungarischen Revolutionäre und „Ungarns Freiheitskampf“ Partei ergriffen.[103] Ein Blick auf die Leserbriefseiten lässt zumindest erahnen, warum die Intensität des Engagements für die unterdrückten und in die Sowjetunion verschleppten Ungarn, so massiv war, und es für die rechtsbürgerlichen Ideologen relativ einfach war, ein paranoides anti-kommunistisches Klima zu schüren. „Sollte der Faschismus in der Schweiz ausbrechen“, konstatierte Hugo Loetscher ein Jahr vor Farners Tod, „dann muss man sich nicht erst vor der Polizei fürchten, sondern schon vor dem Milchmann; in diesem Lande geschähe nichts, was nicht breit im Volk verankert ist“.[104]

Die Ereignisse in Ungarn führten in der breiten Öffentlichkeit zu einer zweifachen Heimsuchung: „Ungarns Freiheitskampf“ rief einerseits die eigenen nationalen Freiheitskämpfe in Erinnerung, andererseits reaktivierte er das Trauma des „Abseitsstehens“ und der Verschonung.[105] Elf Jahre nach Kriegsende wollte man nicht wieder tatenlos zusehen, wie ein anderes Land von einem Unrechtsregime überfallen wurde.[106] Man war, wie ein Leserbriefschreiber festhielt, „mit tiefem Schmerz, aber auch mit Wut erfüllt. Gerade diese kochende innere Wut, der wir lediglich durch Demonstrationen und Resolutionen Ausdruck

verleihen konnten, hat uns deutlich unsere Ohnmacht und Hilflosigkeit vor Augen geführt."[107] In der Stadt Bern ging man soweit, Zünddochte und Anleitungen zur Herstellung von Molotow-Cocktails—„der einfachen Waffe, mit der die ungarischen Freiheitskämpfer gegen die russischen Panzer ankämpften"[108]—kostenlos zu verteilen. Die Schweizer waren auch großzügige Spender; Pakete nach Ungarn konnten unter dem Vermerk „Liebesgabe" portofrei geliefert werden.[109] Im Gegensatz zu den Flüchtlingen und Schutzsuchenden im Zweiten Weltkrieg nahm die Schweiz die ungarischen Flüchtlinge mit offenen Armen auf. Doch immer wieder forderten Leserbriefschreiber, dass man mehr tun musste, als sich auf finanzielle Hilfe zu beschränken. Sah man sich doch selbst im eigenen Land von der ‚roten Gefahr' bedroht; viele riefen deshalb gegen die kommunistische Ideologie zum Kampf auf: „Die Freiheit verlangt nun Opfer von uns. Wir müssen uns aber bewusst sein, dass Worte und gute Taten nicht genügen, sondern das Machtmittel notwendig sind. Wir müssen vielleicht binnen kurzem für die Freiheit kämpfen."[110]

Diese starke Sympathiekundgebung kann nur vor dem Hintergrund einer verdrängten Geschichte verstanden werden. Die Worte eines Leserbriefschreibers—„die Ereignisse in Ungarn jedoch haben uns *aus unserem Dämmerschlaf aufgeschreckt*"[111]—suggerieren zumindest, dass hier im Kollektiv eine Latenzphase zu Ende ging. Dass der Antikommunismus auch unter den Studenten so viele Anhänger fand, mag damit zusammenhängen, dass das Trauma des Abseitsstehens auch über ein Jahrzehnt nach Kriegsende unartikuliert blieb:

> Das *vaterländische Erwachen*, das heute angesichts der Unterdrückung freier Völker durch die Schweiz geht, ist von der Jugend ausgegangen. Wir verstehen den Sinn dieser Aufwallung. Die Jugend hat der älteren Generation, die für die Sicherung unserer Freiheit nur unvollständig sorgte, eine schlechte Note ausgestellt. [. . .] Sollten wir ‚noch einmal davonkommen', dürfen wir nicht wieder in die alte Lethargie zurücksinken. Die einzige Sprache, die die östlichen Machthaber verstehen, ist die *Kraft*. [...] Unser Volk ist, wie wenig andere, ein Exponent des Friedens, der Freiheit und der Menschlichkeit. Die Schweiz muss daher heute mit ernsten Bemühungen für ihre *Landesverteidigung* als *Beispiel* vorangehen. Der wunderbare Mythos unserer Freiheit, Tells Tyrannenmord und Winkelrieds Opfertod, macht es uns zur heiligen Pflicht, endlich ‚alle uns zu Gebote stehenden Mittel' einzusetzen. Möge die Jugend unseres Landes und diejenige der anderen freien Länder die Kraft aufbringen, aus dem Chaos unserer Zeit eine bessere

> Welt entstehen zu lassen. Der einzige Weg, der dahin führt, sind *Mut* und die *gepanzerte Faust* [die Hervorhebungen befinden sich im Text].[112]

Ohne allzu leichtfertig eine Kollektivdiagnose erstellen zu wollen, bietet sich in diesem Zusammenhang an, die antikommunistische Hysterie im Sinne Freuds als klassische Wiederkehr des Verdrängten zu verstehen. Amerikanische Forscher haben für Ereignisse, die in einer Gesellschaft bewusst verschwiegen werden, den Ausdruck „silent event" eingeführt. Beruhend auf Experimenten in der Individualpsychologie ist ihre These, dass ein verschwiegenes, somit lautloses Ereignis das kollektive Gedächtnis nachhaltiger präge als Erinnerungen, die innerhalb einer Gemeinschaft artikuliert werden: "When people are told to avoid talking or even thinking about an important event, that event becomes more deeply ingrained in memory."[113] Diese verdrängten Erinnerungen ziehen in einem Kollektiv Erinnerungskreise; das heißt sie werden alle zwanzig bis dreißig Jahre wieder in die Erinnerung zurückgerufen, was in Bezug auf Diggelmann bestätigt werden kann.

Diggelmann hat die Ursachen der Verdrängung zutage gefördert und sie in ein direktes Verhältnis zu den aktuellen Geschehnissen gestellt. Was *Die Hinterlassenschaft* in den 60er Jahren so brisant machte, war eine Serie von Behauptungen und das Aufzeigen von historischen Parallelen, welche unliebsame Kontinuitäten hervorstrichen. Einerseits vergleicht Diggelmann die antikommunistischen Ausschreitungen in Thalwil von 1956 mit der Kristallnacht 1938 und lässt keinen Zweifel daran, dass einflussreiche Antikommunisten einst mit Nazideutschland sympathisierten. „[Für sie] kam der Kalte Krieg als Erlösung", schreibt Mario König, „sie bliesen ins Feuer, das die Wiederherstellung ihres temporär reduzierten Einflusses versprach. Dies galt auch für die nationalkonservativen Vertreter im Bundesrat, denen aus ureigenstem Interesse an der Beendigung der Debatte über die zurückliegenden Kriegsjahre gelegen war."[114] Zudem zeigt Diggelmann, wie Schweizer Presseagenturen gehässige Berichte verbreiteten und

diverse bürgerliche Publikationen hetzerische Inserate und Leserbriefe abdruckten, welche die Kommunistenhetze zusätzlich aufheizten:

> David begegnet Frau Hauser; „'Ich habe Frau Hauser sofort erkannt', erzählte David, ‚sie ging, scheu und gedemütigt, als trüge sie den Judenstern [. . .] Berlin 1938 [. . .] der 16. November 1956."[115]

Ein weiterer Affront für viele war, dass Diggelmann keinen Unterschied zwischen Bürgerlichen und Faschisten machte. Er lässt diesbezüglich Robert Kaul summieren: „Wir wissen doch jetzt, dass zwischen den Bürgerlichen und den Faschisten nur ein gradueller, aber nicht ein prinzipieller Unterschied besteht."[116] Doch zog Diggelmann nicht nur eine Parallele zwischen Faschisten, Bürgerlichen und Antisemiten, sondern behauptete auch, dass die Antikommunisten der 60er Jahre sich kaum von den Faschisten der Kriegsjahre unterschieden. Diese These bekräftigt Diggelmann einerseits, indem er auf Flugblätter der profaschistischen Fröntlerbewegung (*Die Front.* Zentrales *Kampfblatt der Nationalen Front*) der 30er Jahre zurückgreift und zeigt, wie sehr sie den Flugblättern und Zeitungsinseraten der antikommunistischen ‚Freien Aktion' zeitweilig aufs Wort gleichen. Andererseits stellt er die Parolen der Faschisten denjenigen der Antikommunisten gegenüber:

> Die Nazis: „Wer nicht für uns ist, ist gegen uns."
> Frauenfelder: „Wer nicht Antikommunist ist, ist Kommunist." [117]

Fröntler wie auch Anti-Kommunisten betrachten in Diggelmanns *Hinterlassenschaft* den Kommunismus als jüdische Erfindung und sind deshalb in ihrer Weltanschauung antisemitisch: „Aber, bitte, was für Leute waren denn die Prediger des Kommunismus? Juden. Jawohl Juden", erklärt Frauenfelder.[118] So wie in den 30er Jahren die Juden—darunter auch die Schweizer Juden— für einen Fremdkörper gehalten wurden, ist es in den 50er und 60er Jahren der Kommunist, der nichts in der Schweiz zu suchen hat. Diese Parallele wird im Roman *Die*

Hinterlassenschaft konsequent aufgezeigt. Ulrich Frauenfelder verkörpert das eigentliche Sprachrohr für den militanten Antisemitismus, der die Schweiz heimsuchte: „Ich habe am eigenen Leib erfahren, was ein Jude ist und weshalb Verjudung den Untergang für ein Volk bedeutet."[119] Der Kommunismus beinhaltet für ihn das gleiche Potential, das eine Verjudung kennzeichnet: die Vereinnahmung des Schweizerischen durch einen Fremdkörper mit gefährlichem Machtpotential. So ist auch eines der schlagkräftigsten Argumente gegen Alois Hauser jene Behauptung, dass er „die kommunistische Tyrannei in der Schweiz errichten will."[120] David, das Produkt einer jüdischen-kommunistischen Vergangenheit—der Vater war Jude, der Großvater Kommunist—stellt somit eine doppelte Bedrohung dar.

Diggelmanns *Hinterlassenschaft* war im weiteren skandalträchtig, weil der Roman eine Schweiz abbildete, in welcher der Antisemitismus sowohl in den Kriegsjahren wie auch in den 50er und 60er Jahren in allen Schweizer Bevölkerungsschichten grassierte. Ein paar Vignetten, die unter dem Vermerk „Der Kirchenbote für den Kanton Zürich (März 1964)" aufgelistet sind: Ein Zürcher Hausbesitzer erklärt: „Hunde und Juden dulde ich nicht in meinem Haus."[121] Ein Mann verbietet seiner Frau, einen jüdischen Facharzt zu konsultieren. Alteingesessene Zürcher Firmen weigern sich, bei jüdischen Lieferanten zu kaufen: „Die Ware sei gut, aber man kaufe prinzipiell nicht bei Juden."[122] Eine Spettfrau findet keine neue Anstellung, weil sie jahrelang bei Juden gearbeitet hatte. Jüdischen Kindern wird damit gedroht, dass man sie aufhängt, Juden erhalten in der Nacht anonyme Anrufe, in denen man ihnen mitteilt, das man sie „verreckt" sehen möchte, in der Schweizer Armee heißen Fleischkonserven „Iigstampfte Jud" [eingestampfter Jude]. Dieses Mentalitätsklima ist eine direkte Fortsetzung der antisemitischen Grundstimmung, die in den 30er und 40er Jahren die Schweiz auch in den gebildeten Kreisen anwesend war.

Die Hinterlassenschaft hätte weniger Aufruhr verursacht, wenn Diggelmann seine These sprachlich diskreter vorgebracht hätte. Sein literarisch-historiographischer Anspruch, „Genrebilder aus dem Kalten Krieg“[123] darzustellen, gewährten ihm größere Freiheiten, als es innerhalb eines Sachbuches möglich gewesen wäre. So wagte es Diggelmann, „Zeitgenossen, offen benannt oder mehr oder weniger durchsichtig verschlüsselt“[124] zu porträtieren (*NZZ*). Ulrich Frauenfelder ist ein Konglomerat aus verschiedenen Figuren; er vereint beispielhaft verschiedene antikommunistisch-antisemitisch-antiintellektuelle Tendenzen, welche in verschiedensten Persönlichkeiten vorhanden waren, z.B. Paul Rütti-Morand (Initiant der Aktion *Frei Sein* und Herausgeber von Frei sein – *Freiheitliche Widerstandsschrift*),[125] Ernst Bieri (er veröffentlichte die Farner-Adresse in der *NZZ*), Walther Hofer (er bezeichnete Linksintellektuelle als „Gartenzwerge“) und andere wie z.B. der Volksbündler Andreas von Sprecher, der 1940 den Bundespräsidenten Pilet-Golaz aufforderte, die Chefredaktoren namhafter Schweizer Zeitungen abzusetzen. Diese Figuren-Hybridität, die sich in der Person Frauenfelders konzentriert, verwirrt über weite Strecken. Diggelmanns konzeptuellen Erklärungen in einem Brief lassen vermuten, dass er mit diesem literarischen Verfahren verhindern wollte, sich in Sachen „Frauenfelder contra Bucher“ einen Prozess einzuhandeln:

> [. . .] ‘hinsichtlich der Authentizität‘: „Die Hinterlassenschaft“ ist ein Roman. Alle Figuren sind erfunden oder nacherfunden. Auch Alois Hauser ist eine erfundene Figur. Indes handeln diese Romanfiguren teilweise wie prominente Zeitgenossen, sie führen auch Reden, die so gesehen authentisch sind. Ein Beispiel: Die Rede Alois Hausers ist insofern authentisch, als es sich um ein Zitat aus einem offenen Brief Konrad Farners an den Chefredaktor der *Neuen Zürcher Zeitung* handelt. Der am Ende des Romans geschilderte Prozess Frauenfelder kontra Bucher hatte in Wirklichkeit stattgefunden, die Zitate der Urteilsbegründung sind echt, doch in Wirklichkeit war ein bei uns bestbekannter rechtsextremistischer und militanter Antikommunist Kläger gegen den Redaktor einer Gewerkschaftszeitung (auch der zitierte Brief Buchers ist echt). Sie mögen aus dem Gesagten erkennen, dass ich zu einem recht schwierigen Procedere gegriffen hatte bei der Gestaltung dieses Buches. So hat sich auch die scheußliche Aktion gegen Alois Hauser in Wirklichkeit gegen Konrad Farner abgespielt, und der Tatsache, dass sich alle Mitwirkenden erkennen konnten ohne dass ich ihnen gleichzeitig eine Plattform schuf, um gegen mich direkt vorgehen zu können, verdankte ich die zum Teil recht vehementen Attacken gegen mich.[126]

Für die Publizistin Klara Obermüller (Diggelmanns letzte Lebensgefährtin und Ehefrau) war der Grund für Diggelmanns literarisches Vorgehen jedoch ein anderer: „Es entsprach vielmehr seiner Arbeitsweise, Elemente verschiedener lebender Personen in einer Figur zu vereinen. In der ‚Hinterlassenschaft' ging es ihm überdies darum, eine Art Synthese der Zeit zu schaffen und alles hineinzupacken, was irgendwie relevant war. Literarisch hat er sich damit natürlich restlos übernommen, aber das wollte er nie so recht wahrhaben." [127]

Die Genese der *Hinterlassenschaft* macht deutlich, wie sich David im Verlauf der Schreibarbeit zunehmend radikalisierte. Das anfängliche Romankonzept sah einen Schriftsteller-Protagonisten vor (Robert Kaul?), der weniger polarisiert Stellung nahm und sich für die Ereignisse mitverantwortlich fühlte. Auch legte Diggelmann eine große Sensibilität an den Tag, keine Misstöne erklingen zu lassen, die als ‚schmutziges Wäschewaschen' interpretiert werden konnten:

> Was meine Pläne angeht, habe ich nicht die Absicht, das nun zusammengetragene Material zu einem „neuen" Tatsachenbericht zu montieren. Ich bin seit langem mit den Vorarbeiten zu meinem neuen Roman beschäftigt, und in diesem Roman wird es kurz um folgendes gehen: Ein jüngerer Schweizer, ein Schriftsteller, einigermaßen arriviert nun, vernimmt eines Tages die Wahrheit über einen pogromartigen Fall, welcher sich in einer untadeligen Schweizer Ortschaft zugetragen hat, und er erinnert sich, dass er zu Beginn seiner Karriere, auf alle möglichen journalistischen Aufträge angewiesen, ebenfalls seinen Beitrag zu diesem Pogrom geleistet hat. Und nun geht er hin und versucht einerseits seinen Anteil der Schuld festzustellen, stößt dabei zwangsläufig auf die Frage nach der Schuld der Gesellschaft, und je weiter er bohrt und bohrt, desto tiefer dringt er in die Zusammenhänge der neuer [sic] Schweizer Geschichte, wie etwa Freisinn und Frontisten 1933-1939, Flüchtlingspolitik, Fall Clou in Egnach, Fall Farner in Thalwil und so weiter und so fort, wobei er selbstverständlich auch die personellen Verfilzungen langsam aber sicher aufdeckt. Ich zweifle nicht daran, dass mir der Beobachter keinen Prozess androhen würde, falls ich es mir einfallen ließe, meinen „Helden" auf gewisse Beobachter-Nummern aufmerksam werden zu lassen [. . .]. Abschließend möchte ich nur eines sagen: Um schmutzige Wäsche geht es mir nicht. Ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie meine Ausführungen über meinen neuen Roman möglichst mit Diskretion behandeln.[128]

Wie zu erwarten war, wurde der Roman in der Schweiz wie auch in Deutschland eifrig besprochen. Diggelmanns Text hatte wenigstens eine Zeit lang einen großen Nachrichtenwert, und es wurde viel Aufhebens um ihn gemacht. In einem Brief an Brief an René Levy

(15.12.1965) zeigte sich Diggelmann geradezu empört, dass Levy nicht darüber informiert war, welche Reaktionen die *Hinterlassenschaft* im In- und Ausland bewirkte:

> Sie fragen mich nach Reaktionen und ich möchte ausrufen: Was für ein Ignorant sind Sie. Da vergeht kein Tag, an dem nicht irgendetwas in irgendeiner Zeitung etwas über mein Buch oder mich steht. Da vergeht kein Tag, an dem nicht irgendetwas in irgendeiner Zeitung etwas über mein Buch oder mich steht [. . .]. Da gabs die große Diskussion im Heuried, die dann vom Radio übertragen wurde und über die die „WOCHE" eine 2-seitige Reportage gemacht hat (letzte Woche). Da gabs am 10.ds. eine Radiosendung allein mit mir von 20.45 bis 22.00 Uhr. Der SPIEGEL hat sich eingeschaltet, der STERN, so dass ich Briefe sogar aus Uruguay bekomme von damals verfolgten Juden. Ich musste Interviews geben dem Bayrischen Rundfunk, dem Sender Freies Berlin, dem Deutschlandsender. Das Stadttheater Basel hat mich beauftragt, eine Bühnenfassung herzustellen, Regie Düggelin und so weiter [. . .].[129]

Die Rezension in der *Neuen Zürcher Zeitung* (13. November 1965) trug den vielsagenden Titel „Geschichte oder Geschichten? Zu Walter Matthias Diggelmanns Buch ‚Die Hinterlassenschaft'".[130] Wie die meisten bürgerlichen Zeitungen, erwähnte auch der *NZZ*-Rezensent (*rt*) mit keinem Wort, dass *Die Hinterlassenschaft* nicht nur eine verfehlte Judenpolitik im Zweiten Weltkrieg kritisiert, sondern auch den Antikommunismus der 50er Jahre als direkte Folge davon versteht. Stattdessen konzentrierte sich der Rezensent weniger auf Inhaltliches als auf Formales und holte zu einer geharnischten Kritik gegen Diggelmann aus. Was Diggelmann zum Vorwurf gemacht wurde, war, dass er als Nachgeborener die Schweiz in der Kriegszeit kritisierte: schließlich wäre er nicht dabei gewesen, es fehle ihm dadurch an Weisheit und Einfühlungsvermögen, die Ereignisse—die „Höhen und Tiefen im Dasein eines kleinen Volkes, das unausweichlich und hartnäckig mit dem absolut Bösen, das in die abendländische Welt gekommen war"[131]—darzustellen. Der Einwand des Kritikers, dass die geschichtliche Darstellung ausschließlich aus der Perspektive der Zeitzeugen gestattet sei, ist insofern nicht plausibel, weil die Schulhistoriographie der 60er Jahre der Zeitzeugenschaftsgeschichte als Methode ja gerade höchst ablehnend gegenüberstand. Dass

Diggelmann Zeitzeugenberichte nicht nur berücksichtigt, sondern sie zum eigentlichen Rückgrat seines Romans macht, entging dem Rezensenten:

> Diese Vergangenheit zu bewältigen ist in der Tat ein Auftrag. Der schwierigste wohl, den uns die Geschichte unseres Staates bisher aufgegeben hat. Und vielleicht kann er nur von denen redlich noch erfüllt werden, die in der Reife ihrer Jahre mithandeln und mitleidend dabei waren. Dokumente mögen Bände sprechen: Letztes und Entscheidendes bleibt im persönlichen Erlebnis aufgehoben.[132]

Der Rezensent störte sich insbesondere daran, dass Diggelmann polemisch argumentiert, wobei er vorsichtig von einem „‚Image', um das ihm [Diggelmann] gehen mochte",[133] schreibt, ohne auf dessen linkspolitische Gesinnung zu sprechen zu kommen. Was er zudem bemängelt, ist Diggelmanns literarisch-historiographisches Verfahren, das gleitende Übergänge zwischen schriftstellerischer Imagination und historischer Quellenforschung schafft:

> Und das andere ist, dass er Geschichte und Geschichten auf eine Weise zu mischen weiß, die virtuos zu nennen wir nicht anstünden, wenn es um einen bloßen Roman ginge. In Wirklichkeit findet sich auch der Kundige, da Quellenhinweise nur dort stehen, wie sie dem Autor ins Konzept passen, nicht immer zurecht. Das verstimmt, weil man sich um seine Erwartungen betrogen fühlt: schreibt da ein Historiker oder Romancier? Wo endet die Geschichte und beginnt der Roman, die Reportage, die Kolportage? Das geht auf Kosten der Glaubwürdigkeit, auch dort, wo der Spiegel, der uns vorgehalten wird, sauber ist, harte Tatsachen reflektiert und uns zu ernster Gewissensforschung antreiben möchte.[134]

Dieser Einwand ist allerdings berechtigt, obwohl der Anspruch, dass eine Geschichte von Ideologien gereinigt („sauber") vermittelt werden kann, (wahrscheinlich eine Anspielung auf den Ludwig-Bericht) ebenso illusorisch ist.[135] Dass der Rezensent gleichzeitig seine eigene Ideologie verrät, indem er das, was ihm am Roman nicht passt, ausblendet, widerspricht seiner Feststellung, dass wertfrei über die Geschichte verhandelt werden kann. Mit anderen Worten: der Kritiker hält Diggelmann vor, was er selber betreibt und ein Grundproblem der Historiographie ausmacht: jede Form der Geschichtsschreibung ist gezwungen, aus der Anzahl aller vorhandenen

Dokumente eine willkürliche Selektion vorzunehmen. Es gibt sie nicht wirklich, die sogenannten "harten Tatsachen"; Diggelmann wie auch der Rezensent müssen das, was sie vorfinden, erst dazu machen. Diggelmann hat dies, im Gegensatz zu seinem Kritiker, sehr wohl erkannt: „Die Welt, das Leben, kurz das, was wir für Wirklichkeit nehmen, ist im Roman nicht abbildbar, sofern ich sie nicht verändere."[136]

Wenn auch eine klare Grenzziehung zwischen Tatsachenberichterstattung und Fiktionalisierung unmöglich ist, ist eine formale Kritik der *Hinterlassenschaft* aus historiographischer Sicht notwendig. Es wäre wünschenswert, wenn Diggelmann in Bezug auf seine Quellen mehr Transparenz geboten und dabei die eigene Methodologie hinterfragt hätte. Stattdessen berief er sich darauf, dass der Roman als „erfundener Tatsachenbericht" gelesen werden muss und deshalb „alle Aehnlichkeiten mit lebenden Personen . . . rein zufällig"[137] seien. Das war natürlich ein Widerspruch in sich. So durfte es nicht überraschen, wenn der *NZZ*-Rezensent kritisierte, dass Diggelmann zuweilen stark auswählt und selektioniert, um seine These zu bekräftigen. Als Beispiel dafür verwies er auf die *NZZ*-Ausgabe vom 29. Mai 1933, in welcher auf der Titelseite über den kantonalen Freisinnigen Volkstag in Zürich berichtet wird. Diggelmann übernahm bewusst jenen Teil des Artikels, in dem der freisinnige Parteipräsident Weisflog zu einer Koalition mit den Frontisten aufruft: „Zusammenfassend stellte der Redner fest, dass der ‚Freisinn' mit der ‚Neuen Schweiz' fast in allen Punkten einig ist, dass er allerdings die Politik der Eidgenössischen und Nationalen Fronten mit Rücksicht auf die Endzwecke und Struktur der Eidgenossenschaft ablehnen muss. Es soll aber doch ein gemeinsames Handeln möglich sein, schon mit Rücksicht auf das nächste Kriegsziel, die Befreiung der Stadt Zürich von der roten Herrschaft (starker Beifall)."[138] Zurecht hielt der *NZZ*-Kritiker fest, dass wichtige Textpassagen, u.a. die einführende Rede zum Wesen des Liberalismus vom *NZZ*-Chefredakteur Willy Bretscher[139] und jene Passagen in Weisflogs Referat, in dem er sich von den Fronten abgrenzte, von Diggelmann nicht zitiert werden. Um sein Argument zu unterstreichen, zitierte

der Rezensent einen Auszug aus Weisflogs Rede vom 29. Mai 1933, den Diggelmann nicht übernommen hat:

> Den Kampf einzelner Fronten gegen das Judentum wollen die Freisinnigen nicht mitmachen; es handelt sich um Importware; denn wir kennen in der Schweiz eine Verjudung nicht. Es entspricht den Traditionen des Freisinns, wenn er diese antisemitische Bewegung als Kulturwidrigkeit zurückweist." Und im Bericht über das Votum eines Vertreters der freisinnigen Jugend liest man auf derselben Seite der ‚NZZ': „Den Antisemitismus lehnt er als Rückfall ins Mittelalter ab." Diese beiden Aussagen, denen im damaligen politischen Klima entscheidende programmatische Bedeutung zukam, übergeht Diggelmann großzügig mit Schweigen. Solche Unterlassungen streifen, da sie kein Versehen sein können, den Tatbestand der Fälschung. Sie müssen dem Autor des Buches ‚Die Hinterlassenschaft' mit ihrem vollen Gewicht angelastet werden, weil hier kein Randproblem berührt, sondern ein zentrales Anliegen seines Romans voll getroffen wird. Ihm lag ja wesentlich an dem Nachweis, dass das ganze Volk in den Sog des nazistischen Antisemitismus geraten sei.[140]

Diese Stellen zeigen in der Tat, dass die Gleichung Bürgerliche = Faschisten nicht in allen Fällen uneingeschränkt gelten kann. Dagegen lässt Diggelmann Frauenfelder argumentieren, dass die Bürgerlichen und die Faschisten nicht nur in der Kommunistenfrage auf der gleichen Seite stehen, sondern auch in der Judenpolitik: „Streng genommen ist das Wort Zusammenarbeit [mit den Fröntlern] eine Übertreibung. Wir Bürgerlichen, wir Liberalen haben damals zufällig dieselbe Haltung gegenüber dem Kommunismus und der Verjudung der Schweiz eingenommen wie die Fröntler. Ein Zufall, mehr nicht. Und in diesem Rahmen, ich meine, bei diesem Abwehrkampf, nun ja, da haben wir zusammengespannt."[141]

Was der *NZZ*-Rezensent hingegen unerwähnt ließ, war der inhärente Widerspruch in Weisflogs Rede. Der freisinnige Präsident ließ seine Parteimitglieder im Unklaren, wie weit er eines Tages gehen würde, und inwieweit er zu ideologischen Konzessionen bereit sein würde, um die Fronten für sich zu gewinnen:

> Die Volkstagung in Zürich sollte dazu dienen, Wege der Zusammenarbeit mit den Fronten zu suchen, die angesichts der kommenden Herbstwahlen in Zürich unbedingt erforderlich sind (Beifall). Wenn die Fronten heute nicht erschienen sind, so muss doch

> jedes Mittel versucht werden, in der allernächsten Zeit mit ihnen zusammenzuarbeiten. Die Behauptung, dass in der Freisinnigen Partei die Absicht bestehe, die Fronten zu vernichten, war unüberlegt: Sie begrüßt von ganzem Herzen den Grundton der neuen Bewegungen ‚Alles für das Vaterland' und ist mit ihnen einverstanden, wenn sie es unternehmen, unsere Ratsäle von russischem Ungeziefer zu säubern. (Lebhafte Zustimmung).[142]

Auf der anderen Seite wirkt symptomatisch, dass der Rezensent Diggelmanns literarische Verfahrensweisen ausführlich bemängelte und dabei mit keinem Wort die aktuellen innenpolitischen Bezugspunkte zur Sprache brachte. Ob es dem Rezensenten nur darum ging, *Die Hinterlassenschaft* als unzuverlässige Quelle zu diskreditieren, um den Inhalt von vorneherein keine Chance zu geben, muss zumindest als Frage aufgeworfen werden. Von besonderem Interesse ist hierbei seine Erklärung, warum Diggelmanns Versuch einer Bestandesaufnahme scheitert. Obwohl er sich dessen wohl kaum bewusst war, ist seine Diskurssprache derjenigen der „Geistigen Landesverteidigung", die im Kalten Krieg neubelebt wurde, ähnlich: Wer die Schweiz kritisiert, schadet der Heimat:

> Wir sind nicht wehleidig und durchaus bereit und fähig, die Hinterlassenschaft einer Sturmzeit mit Aktiven und Passiven anzunehmen. Dies um so mehr, als eine sorgfältige und gewissenhafte Aussonderung unzweifelhaft zu dem Ergebnis führen müsste, dass—könnten wir es schon—kein Anlass bestünde, das Erbe auszuschlagen. Im Gegenteil. Diggelmann indessen führt seine Leser in der entgegensetzten Richtung. Ihm geht es wesentlich um eine Bestandesaufnahme alles Unguten und Bedenklichen, der menschlichen Schwächen und des zeitweiligen Versagens, kurz allen Ballastes, der in dem trüben Strom der Zeit mitschwamm. Verallgemeinerungen und Vereinfachungen sind ihm geläufige Stilmittel.[143]

Obwohl der Rezensent in seiner Kritik betont gedämpft argumentierte, lässt seine Kritik doch kaum das Lager verheimlichen, aus dem es stammte. Ein Jahr zuvor wetterte der Nationalrat Walther Hofer gegen „gewisse publizistische und literarische Kreise", indem er ihnen vorhielt, „bösartig, destruktiv, manchmal auch direkt verleumderisch, überheblich" vorzugehen. Diggelmann, der seit 1962 schweizkritische Kolumnen verfasste, war die perfekte Verkörperung eines bösartigen Destrukteurs und wurde damit zur sichtbaren Zielscheibe, was sich u.a. auch

negativ auf seine Arbeitsbedingungen auswirkte. Nachdem *Das Verhör des Harry Wind* noch beim Schweizer Verlag Benziger erscheinen konnte, war sein Verleger Gustav Keckeis für *Die Hinterlassenschaft* nicht mehr zu begeistern. Dazu W.M. Diggelmann in einem Schreiben an Jean-Louis Cornuz (Herrliberg 11.11.1964):

> Mit dem Verleger Keckeis habe ich dieses Romans [Die Hinterlassenschaft] wegen jetzt die größten Schwierigkeiten. Kühn behauptet er, das Werk sei misslungen, sprachlich und formal, aber die Wahrheit ist, dass dies mein bester Roman ist und dass Keckeis, wie wir sagen, kalte Füße bekommen hat.[144]

Diggelmann schien sich bereits damit abgefunden zu haben, dass auch dieser Roman unveröffentlicht bleiben würde, als auf einmal zwei deutsche Verlage an seinem Manuskript Interesse anmeldeten:

> [. . .] und am Ende war es eigentlich so weit, dass ich das Manuskript nach einer heftigen Auseinandersetzung mit meinem früheren Verleger schubladisierte, mich damit abfindend, dass jeder einmal drei bis vier Jahre an ein Werk verschwende, welches doch niemals publiziert werden könnte. Durch merkwürdige Umstände und Zufälligkeiten, mit denen ich weiter nichts zu tun hatte, gelangte das Manuskript einerseits zu Rowohlt, andererseits zu Piper, und beide wollten es herausbringen. Das Angebot Rohwohlt machte mich ehrlich gesagt, etwas misstrauisch, hingegen bei Piper sagte ich mir: Ein Autor kann sich nach unten wie nach oben irren, er kann seine eigene Arbeit sowohl über- als auch unterschätzen. Doch was für mich in der Zeit der Entstehung entscheidend war: Mich gegen die Bedrohung von außen zu wehren, indem ich gegen alle widerlichen Umstände am Buch schrieb [. . .].[145]

Warum die *NZZ*-Kritik relativ verspätet erschien und die antikommunistischen Ausschreitungen in Diggelmanns Roman völlig ausblendete, wird verständlicher, wenn man sich vergegenwärtigt, was sich gleichzeitig politisch in Zürich abgespielt hat. *Die Hinterlassenschaft* kam direkt in die Schusslinie der Geschichtspolitik, nachdem Ernst Bieri—jener *NZZ*-Redakteur, welcher Farners Privatadresse am 13 November 1956 im Artikel „Die Krise in der PdA. Stalinistenclique in Genf" publizierte[146]—im Herbst 1965 als Stadtpräsident für Zürich kandidierte. Die Bieri-Opposition (darunter Max Frisch) bediente sich des Romans *Die Hinterlassenschaft*, um den Kandidaten zu diskreditieren. Im Gegenzug verteidigten die Bieri-Befürworter ihren Kandidaten,

indem sie Diggelmanns Behauptungen zu entkräftigen suchten. Die *NZZ*-Kritik kann in diesem Zusammenhang durchaus als Waffe gegen die Nonkonformisten, bzw. Linksintellektuellen, die gegen eine Wahl Bieris Partei ergriffen, verstanden werden.

Wie sehr der Roman *Die Hinterlassenschaft* unmittelbar nach seiner Veröffentlichung zum Politikum geworden war, zeigte sich daran, dass kein Aufwand gescheut wurde, um Diggelmann anzuschwärzen. Das berühmt-berüchtigste Beispiel einer Intervention ereignete sich am 22. Oktober 1965 in der Berner *Junkere 37* anlässlich eines Leseabends, an dem der Autor mit den anwesenden Gästen über seinen Text diskutieren wollte. Die Gewerbepolizei suchte dieses Vorhaben zu verhindern, indem sie sich auf das ‚Gesetz über den Warenhandel, das Wandergewerbe und den Marktverkehr' berief und Diggelmann die Lesung verweigerte, weil er kein ‚Patent für das Wandergewerbe' vorweisen konnte. Urheber dieser Intervention war kein geringerer als der Berner Polizeidirektor Robert Bauder, der ein Parteikollege von Ernst Bieri war. Am Ende durfte Diggelmann trotz aller Interventionen aus seinem Roman vorlesen—aber erst nachdem er der Berner Polizei versichert hatte, dass er weder Honorar noch Reisekosten vergütet haben wollte. Eine weitere Aktion gegen *Die Hinterlassenschaft* war der missglückte Versuch eines Lesers, den Roman in einer Buchhandlung in Brand zu stecken. Diggelmann beschreibt den Vorgang in einem Brief an Jürgen Lütge (23.11.1965): „Zum Beispiel hat vergangene Woche ein junger Mann in der *Genossenschaft Literaturvertrieb* – was eine Buchhandlung ist, welche besonders sozialistische Literatur führt – drei Brände auf einmal gelegt, nachdem er die Hinterlassenschaft mit einem dicken Filzstift verschmiert hatte. Es brannten lichterloh eine Kunstmappe von Hans Erni, im übrigen wurden die Feuerchen zu früh entdeckt [. . .]. Die Polizei benimmt sich höchst eifrig und hochanständig."[147] Auch an der Frankfurter Buchmesse wurden Anstrengungen unternommen, *Die Hinterlassenschaft* aus dem Verkehr zu ziehen. Warf doch der Verleger Albert Rascher Diggelmann vor, in der SS gedient zu haben. Diggelmann, der um seinen Ruf und seine Karriere fürchtete,[148] drohte mit einem

Ehrverletzungsprozess, worauf Rascher seine Aussage zurücknahm und an Diggelmann eine Genugtuungssumme von 2000 Franken zahlte.[149]

Ein weiterer ‚Höhepunkt' in der Rezeptionsgeschichte der *Hinterlassenschaft* konnte verzeichnet werden, nachdem der Roman in der DDR erschienen ist. Um die Lektoren nicht in Schwierigkeiten zu bringen, strich Diggelmann Hausers Behauptung, dass Russland Ungarn als „Aufmarschgebiet westlicher Truppen" nicht aufgeben könne. Hauser sagt stattdessen: „Was heißt Linksrevolution? Es ist doch ganz klar, dass die alten Faschisten aus ihren Schlupfwinkeln gekrochen sind."[150] In der neuen Formulierung wird der Ungarnaufstand somit als „faschistische Konterrevolution" gedeutet,[151] was bei einigen Schweizer Zeitungen auf heftige Gegenreaktionen und auf Empörung stieß. Für Klara Obermüller ist klar, dass Diggelmann spätestens dadurch „politisch vollends das Genick" gebrochen wurde:

> Er war von Stund' an nicht nur als Nestbeschmutzer, sondern als ‚Linker', als ‚Marxist' und ‚DDR-Sympathisant' verschrien und brauchte entsprechend nicht mehr ernst genommen zu werden. Ein anderer hätte sich in dieser Situation vielleicht besonnen, wäre in sich gegangen und hätte sein Tun und Denken überprüft. Nicht so Walter Matthias Diggelmann. Er sagte sich: „Jetzt erst recht. Wenn ihr mich schon so sehen wollt, dann sollt ihr mich auch so haben!" und gab sich hinfort selbst als ein Linker zu erkennen.[152]

Während der Roman in Ostdeutschland bereits im Frühjahr 1968 in der zweiten Auflage vergriffen war,[153] sah sich der westdeutsche Verleger (nachdem der Absatz „praktisch zum Stillstand gekommen" sei) 1971 genötigt, von einer weiteren Auflage abzusehen, und die restlichen Exemplare verbilligt zu verkaufen.[154]

Die Hinterlassenschaft verdeutlicht, dass der eiserne Vorhang mitten durch die Schweiz verlief. Allen literarischen Schwächen und Ungereimtheiten zum Trotz ist der Roman für die Schweizer Gedächtnisgeschichte von zentraler Bedeutung. Diggelmanns Roman ist der erste konkrete literarische Versuch eines gesellschaftlichen Prozess, den Mario König „Entheroisierung der

Vergangenheit“[155] nennt, und zwar gleich in mehrer Hinsicht. Diggelmann zeigt nicht nur das Verschwiegene und Vergessene auf, sondern streicht hervor, wie Gedächtnisversäumnisse—d.h. die Weigerung, sich zu erinnern—von politischen Akteuren für ihre eigenen Zwecke verwertet wird. *Die Hinterlassenschaft*, wie auch die Art und Weise wie mit dem Roman und seinem Autor verfahren wurde, ist ein Lehrstück, wie Geschichtspolitik funktioniert und wie jene, die von der Geschichte profitieren, sie stets von neuem für ihre eigenen Belange umzumünzen verstehen.

Auch derjenige, der das Lehrstück schrieb, betrieb Geschichtspolitik—obwohl er es nicht zugeben wollte. Man findet in Diggelmanns Texte eine inflationäre Verwendung des geschichtlich belasteten Faschismus-Begriffes, welchen er mit dem Antikommunismus gleichsetzte.[156] An einigen Stellen bezeichnete er selbst den Thalwiler Pogrom als einen „faschistischen Pogrom“.[157] Die häufige Verwendung des Faschismus-Begriffes unter den Schweizer Linken in den 60er Jahren ist jedoch auch aus heutiger Sicht nicht unproblematisch: „Der leichtfertige Gebrauch dieses Begriffes führte zu Abnutzungserscheinungen, die ‚Faschismus’, mit all seinen Derivaten von ‚faschistisch’ bis faschistoid’, zum Schimpfwort verkrüppelten“, schrieb Hugo Leber in einem Editorial (*Tages Anzeiger Magazin* vom 4. März 1972) und stellte sich die Frage, inwieweit eine ideologische Etikettierung eine Auseinandersetzung mit der Vergangenheit nicht beschleunigte sondern, im Gegenteil, behinderte.[158] Dass der Begriff immer mehr zur Worthülse verkam, zeigte sich auch daran, dass Diggelmann, der so radikal gegen den Faschismus schrieb und Stellung bezog, von seinen Gegnern als „Linksfaschist“ bezeichnet wurde. Wenn er auch nicht davor zurückschreckte, andere ideologisch zu beschriften, reagierte er selbst höchst sensibel, wenn er, der die Rolle des Unangepassten kultivierte, in eine Mulde gepresst wurde. So verweigerte sich Diggelmann Zeit seines Lebens allen Bemühungen, ihn einzuordnen.[159] Er aspirierte auf eine Karriere als Geschichtenerzähler und redete sich ein, dass diese Selbstbeschreibung wertfrei ausreiche: „[. . .] befragt nach meinem Standort, nach meiner Haltung: nichts ist unzutreffender, als wenn man

mich kurzerhand als Nonkonformist, als Enfant terrible, als Linksintellektuellen oder gar als Kryptokommunisten bezeichnet. Man täte besser daran, mich einen Geschichtenerzähler zu nennen."[160] Doch selbst Diggelmann musste sich eingestehen, dass er als Geschichtenerzähler alles andere als ungefährlich ist: „Harmlos, das freilich würde ich mich auch nicht nennen."[161]

Zwar wurde die Flüchtlingsproblematik zwei Jahre nach der *Hinterlassenschaft* von Alfred A. Häsler aufgenommen, doch sollte es noch fünf Jahre dauern, bis ein anderer Autor (Niklaus Meienberg) es wagen würde, in die Fußstapfen Diggelmanns zu treten, um den Beweis vorzubringen, dass weder die verdrängte Geschichte noch diejenigen, welche sie aufschreiben, harmlos sind.[162]

Erstaunen dürfte jedoch, dass der „Thalwiler Pogrom", oder präziser gesagt, die pogromartigen Ausschreitungen gegenüber der Farner-Familie, bis heute unzureichend recherchiert sind. Ich habe alle mir bekannten Historiker, Publizisten (u.a. beim *Vorwärts* und in den *Neuen Wegen. Zeitschrift des Religiösen Sozialismus*) sowie Archivare kontaktiert, ohne dass mir jemand Auskunft geben konnte, wer die Wendung „der/das Pogrom von Thalwil" prägte oder einführte. Während Martha Farner in *Niemals vergessen!* (1976) den Ausdruck nicht gebraucht, findet er in Anton Tanners *November 1956. Eine Schweizer Chronik* (1976) Verwendung.[163] Nach Auskunft von Sibylle Farner liegen die Ursprünge der Formulierung „Thalwiler Pogrom" in Westdeutschland:

> Mein Vater sagte immer, er sei zuerst in einem deutschen (Westdeutschland, nicht DDR) Schulbuch gebraucht worden. Mich interessiert diese Diskussion, die seit letztem Jahr in bürgerlichen Historikerkreisen geführt wird, überhaupt nicht. Man täte besser daran, diese Geschichte endlich aufzuarbeiten. Bis heute ist dies nicht gemacht worden, es wird alles unter den Tisch gekehrt [. . .]. Zum 100. Geburtstag meines Vater diesen Sommer wurde nichts gemacht, kein Artikel, keine Ausstellung, keine Veranstaltung, und letztes Jahr wurde ein Artikel im Tagesanzeiger zensuriert, unter anderem auch das Wort Pogrom gestrichen mit der Begründung, dass es nur auf Judenverfolgung angewendet werden dürfe. [...] Es war ein 10jähriger Albtraum, mit 4 Pogromen, dauernden, totalen Überwachung (Telefon, Post, unserer Haustüre), kein Geschäft in Thalwil hat uns etwas verkauft, die Ärzte wollten uns nicht behandeln usw. [. . .] Es wurde nie wissenschaftlich behandelt (natürlich nicht).[164]

Die Hinterlassenschaft ist bis heute eine der wenigen Quellen, wo die Farner-Geschichte, außer in *Niemals vergessen!*, *November 1956* und in vereinzelten Zeitungs- und Magazinberichten[165], dokumentiert ist. Das ist nicht Diggelmanns einziger Verdienst: als erster Schriftsteller hat er es gewagt, mit dem Schein der nationalen Unversehrtheit zu brechen, indem er sein Heimatland—„statt eine Parabel zu konstruieren"[166]—konkreter als es manchem lieb war, zum Tatort und somit zum Unrechtsstaat machte. Dabei ging es ihm nicht darum, einfach nur „recht haben" zu wollen: „Ich will in erster Linie aufrütteln, den Lesern die Fragen so drastisch vor Augen führen, dass sie nicht daran vorbei können, ohne eine Antwort zu suchen. Ich habe auch keine Rezepte auf Lager. Schließlich bin ich kein Apotheker. Aber eines kann ich, können alle Schriftsteller, sofern sie nur wollen: Sie können erreichen, dass den Lesern vieles bewusst wird."[167]

Weil Diggelmanns Bücher allesamt vergriffen waren, wird sein Gesamtwerk seit 2000 in einem kleinen Schweizer Verlag unter der Federführung von Klara Obermüller neu herausgegeben. Die Rezensionen zur Neuauflage der *Hinterlassenschaft* waren durchwegs wohlwollend. Jedoch weniger für die erzählerische Stärke, als vielmehr dafür, wie der Roman eine verdrängte Geschichte wieder ins Bewusstsein gebracht hatte.[168] Notabene: Die *NZZ* ließ bezeichnenderweise unerwähnt, dass sie ihren (nicht kleinen) Anteil dazu beigetragen hat, dass der ‚Pogrom von Thalwil' überhaupt erst möglich wurde.

Diggelmanns *Hinterlassenschaft* war Wegbereiter und Auftakt für eine Reihe von literarischen Werken, welche mehr oder weniger erfolgreich versuchten die kollektive Erinnerungsarbeit voranzutreiben. Woran es gelegen haben mag, dass sie glückten oder scheiterten, soll im Folgenden in jedem Fall einzeln untersucht werden.

Anmerkungen

[1] Zitiert in Werner Weber, „Ueber Friedrich Dürrenmatt: Ausschnitte aus einer Rede," *Neue Zürcher Zeitung* 14. Januar 1961: 1 (Morgenausgabe).

[2] Max Frisch. „Der andorranische Jude," *Tagebuch 1946-1949* (Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1950) 35.

[3] Vgl. dazu Cornelia Brink, *Auschwitz in der Paulskirche. Erinnerungspolitik in Fotoausstellungen der sechziger Jahre* (Marburg: Jonas, 2000).

[4] W.M. Diggelmann, „Braune und rote Fäuste," *evolution* 1965. Die Verjährungsdebatte wurde vorerst in einem Kompromiss *ad acta* gelegt: Am 25. März 1965 fiel die Entscheidung, für die zwanzigjährige Verjährungsfrist den 1. Januar 1950 als Ausgangsdatum einzusetzen. 1969 hob der Bundestag die Verjährung für Völkermord endgültig auf.

[5] Max Frisch, „Und die Schweiz? Ein Interview," *Schweiz als Heimat?*, 209.

[6] Max Frisch, „Kleines Tagebuch einer deutschen Reise," *Neue Zürcher Zeitung* 30. April 1935: 1 (Abendausgabe).

[7] Diese Tatsache ist einer größeren Leserschaft spätestens seit der Veröffentlichung des ersten Teiles von Urs Birchers Frisch-Biographie *Vom langsamen Wachsen eines Zorns. Max Frisch 1911 bis 1955* (Zürich: Limmat Verlag, 1997) bekannt. Vgl. dazu das Interview von Thomas Widmer (*Facts*): „FACTS: Sie zeigen den jungen Frisch als Rechten. Wäre ihm das heute peinlich? BIRCHER: Er sah vieles als Jugendsünde an. Er sprach nicht viel davon, oder dann erzählte er wenige Legenden immer neu. FACTS: Was halten Sie als Biograf von Frischs politischem Wandel? BIRCHER: Für mich war es enorm spannend zu sehen, wie jemand am einen Rand der Gesellschaft, einer bornierten, konservativen, aufgewachsen ist und wie er zum anderen Rand kommt, durch sein Denken. Hut ab vor dieser Leistung. Die meisten Leuten können sich nicht so revidieren. Sie verdrängen nur" (Thomas Widmer, „Der lange Marsch von rechts nach links," *Facts* 14. August 1997: 104).

[8] Vgl. dazu: Daniel Foppa, *Max Frisch und die NZZ. Chronik eines Zerwürfnisses* (Zürich: Verlag Neue Zürcher Zeitung, 2003). Dass das Zerwürfnis ein Leben lang bestehen blieb, lag jedoch auch an

Max Frisch, der sich nicht zu einer Versöhnung durchringen konnte. Vgl. dazu: „Das muss man der NZZ lassen: Sie ist über ihren Schatten gesprungen und hat zugelassen, dass im hauseigenen Verlag auf über 500 Seiten das missliche Verhältnis, das während mehr als drei Jahrzehnten zwischen ihr und Max Frisch bestand, nuanciert protokolliert wird. Ohne Beschönigungen, soweit sich das auf Grund der Lektüre beurteilen lässt. Das andere tritt umso deutlicher zu Tage. Was sich die NZZ in Zusammenhang mit Werk und Person Frischs immer wieder geleistet hat, ist des Weltblatts nicht würdig und lässt sich auch durch den Umstand nicht entschuldigen, dass Frisch gewiss kein pflegeleichter Autor war" (Christoph Kuhn, „Der Schriftsteller und das Weltblatt," *Tages-Anzeiger* 15.November 2003: 49).

[9] Zitiert in Roman Bucheli, „Protokoll einer schwierigen Beziehung," *Neue Zürcher Zeitung* 6.November 2003: 47.

[10] „Frisch behauptet . . . ," *Neue Zürcher Zeitung* 10. Januar 1965: Blatt 7.

[11] Zitiert in Charles Linsmayer, „Litt er unter dem NZZ-Syndrom?," *Der Bund* 4.Dezember 2003: 33.

[12] Spätestens seit Karl Schmids, *Unbehagen im Kleinstaat* (1963) und Max Imbodens *Helvetisches Malaise* (1963) versinnbildlichte Max Frisch für das deutschschweizer Bürgertum den Typus des unzufriedenen Intellektuellen. Für den Literaturkritiker Schmid waren die literarischen Geschichtsbilddiskurse der 60er Jahre durch das Leitmotiv der Unversehrtheit geprägt, das sich „im Gefühl, im Kleinstaat stehe man *abseits von der Geschichte*" (Schmid 7) ausdrückte. Am paradigmatischen Beispiel von Max Frisch versuchte Schmid zu zeigen, wie seine künstlerische Existenz in der Schweiz einer Gefangenschaft gleichkam (eine These, die Dürrenmatt in seiner berühmten Vaclav Havel-Rede „Die Schweiz – ein Gefängnis" 1990 wieder aufnahm): „Sein Dasein in der Schweiz hat Frisch früh schon als *Haft* verstanden. Er fühlt sich behaftet auf seine Nation und ihre Lebensform" (Schmid 171). Doch für Schmid ist die Metapher des Inhaftiertseins und das daraus resultierende Unbehagen–dass „Frisch aber vollends an den Gitterstäben der kleinen Nation rütteln lässt" (Schmid 186)–nur ein Vorwand, sich davonstehlen zu können. Die Schweiz habe sich im Zweiten Weltkrieg schließlich nichts zuschulde kommen lassen, wie könne Frisch sie dafür verurteilen, neutral geblieben zu

sein: „Frisch will und muss den Kleinstaat in jedem Fall verurteilen, auch da, wo der Freispruch leichter fiele – um ihm verlassen zu können [. . .]. Der Wille zum Ausbruch rechtfertigt auch den Widerspruch. Kerkern braucht man nicht gerecht zu werden. Seine leidenschaftliche Anklage der nationalsozialistischen Greuel, oder, allgemeiner gesagt, die ihm angeborene Überzeugung, dass die Macht immer und in jeder Weise böse ist, hätte ihm, müsste man meinen, eine mäßige Achtung für den neutralen Kleinstaat abverlangen können, der auf jede Machtpolitik verzichtet hat. Verständnis für einen Staat, der immerhin ein Jahrzehnt lang unter sehr starkem Druck vom Dritten Reich her stand und während eines Jahrfünfts ganz von den Achsenmächten umschlossen war, was kaum zu den beneidenswertem Situationen gehört. Die Tatsache, dass die Schweiz in dieser Zeit ihren wesentlichen Grundsätzen nicht untreu wurde und durch ihre passive Resistenz auf sichtbare und unsichtbare Weise einen gewissen Beitrag wenn nicht zur Vernichtung des Bösen, so doch zu seiner Eindämmung leistete, zählt für Frisch nicht; sie verschwindet ganz im Schatten der Behauptung, diese Nation habe eben nicht in der Versuchung gestanden. Das Bildnis, das sich Frisch von seinem Vaterland machen muss, um sich von ihm scheiden zu können, zwingt ihn zu einer Fülle von zum Teil recht grotesken Verdächtigungen, an denen namentlich der ‚Stiller' reich ist" (Schmid 187-188).

[13] Peter Rippmann, „Unbewältigte schweizerische Vergangenheit?," *neutralität* 8/9 (April/Mai 1965): 26-28.

[14] Max Frisch, „Unbewältigte schweizerische Vergangenheit?," *neutralität* 10 (September 1965): 15-16.

[15] Max Frisch, „Unbewältigte schweizerische Vergangenheit?," *Schweiz als Heimat*, 216-217.

[16] Frisch 218.

[17] „Der Dichter eines Kriegslandes ist durch ein Feuer gegangen, ein öffentlich sichtbares, ein allgemein begriffenes, so dass er wohl allgemein von seinem Volk wieder ernst genommen wird; was er sagt, was zu sagen ihm noch bleibt, hat eine letzte Probe bestanden [...]. Denken wir an die neuen Franzosen, es folgen die Stimmen aus andern Völkern, auch aus Deutschland werden sie sich erheben. Was haben, in solchem Kreise, die Schaffenden unseres Landes zu sagen? Die Frage scheint bedrängend.

Wir haben den Krieg nicht am eigenen Leib erlitten, das ist das eine – andererseits haben natürlich auch wir ein Erleben von den Dingen, die ringsum geschehen und die, wie jeder weiß, auch unser Schicksal bestimmen" (Max Frisch, „Über Zeitereignis und Dichtung," *Programmheft Schauspielhaus Zürich* (11944/45): 3-4).

[18] Zitiert in Michael Böhler, „'Auch hierzulande reden wir vom Heute, als stünde kein Gestern dahinter'," 148.

[19] Max Frisch, „Unbewältigte schweizerische Vergangenheit?," 217.

[20] „Ich bin Schweizer und begehre nichts anderes zu sein, mein Engagement als Schriftsteller aber gilt nicht der Schweiz. Überhaupt keinem Land" (Max Frisch, „Emigranten. Rede zur Verleihung des Georg-Büchner-Preises 1958," *Schweiz als Heimat?,* 188).

[21] Vgl. dazu: Michael Böhler, „Der ‚neue' Zürcher Literaturstreit. Bilanz nach zwanzig Jahren," *Kontroversen, alte und neue Akten des VII. Internationalen Germanisten-Kongresses Göttingen 1985. Formen und Formgeschichte des Streitens. Der Literaturstreit*, Band 2, Hrsg. Franz Josef Worstbrock und Helmut Koopmann (Tübingen: Max Niemeyer, 1986) 250-262.

[22] Max Frisch, „Unbewältigte schweizerische Vergangenheit?," *Die Weltwoche* 11. März 1966: 25.

[23] Frisch 25.

[24] Frisch 25.

[25] Frisch 25.

[26] Frisch 25.

[27] Diesen beiden Themenkreisen stellte sich Max Frisch bereits vor Kriegsende in „Über Zeitereignis und Dichtung". Der Artikel erschien im Programmheft zu seinem Erstlingsdrama *Nun singen sie wieder*, das am 29. März 1945 im Schauspielhaus Zürich uraufgeführt wurde. In diesem Text geht es nicht nur um die Überlegung, woher Literatur denn überhaupt das Recht und die Autorität in Anspruch nimmt, geschichtliches Material fiktional zu reproduzieren. Es geht darin auch um die Frage der Distanz. Während auf der anderen Seite der Landesseite der Krieg wütet, reproduziert Frisch diesen auf einer

Deutschschweizer Bühne. Seine kritische Selbstprüfung richtet sich an die Rolle des Autors als Berichterstatter, der ein Zeitereignis rekonstruiert. Wie kann sich der Schriftsteller anmaßen, eine Geschichte, die ihm nicht widerfahren ist, wiederzugeben?

[28] Vgl. Michael Böhler, „'Auch hierzulande reden wir vom Heute, als stünde kein Gestern dahinter'," 145-178.

[29] *Die Weltwoche* war damals die auflagenstärkste liberale Publikation für tages- und kulturpolitische Fragen in der Deutschschweiz. Als eine der wenigen Schweizer Zeitungen hatte sie im Zweiten Weltkrieg kritische Berichte über Nazi-Deutschland abgedruckt.

[30] Adolf Muschg, „Unbewältigte Schweizerische Vergangenheit? Ein Versuch, sich die Hände zu waschen," *Die Weltwoche* 22. April 1966: 25.

[31] „Auf diese Grundfragen reagiert in mir der Verdacht, Literatur sei ihrem Wesen nach ohne jede verändernde Wirkung, sie sei absolut zum Scheitern verurteilt, und erst dort, wo wir keine Hoffnung auf eine Wirkung mehr mit ihr verbänden, beginne vielleicht wieder die Chance einer Wirkung; die Chance, dass von einem Roman, einem Gedicht, einem Bühnenstück zwar gewiss nicht die Verhältnisse, aber vielleicht das je einsame Bewusstsein von zwei, drei Lesern oder Zuschauern um ein winziges Stück verändert werden könnten, bereichert um ein Stück Erkenntnis. Ich fürchte, wer von der Literatur mehr erwartet, überfordert sie. Er muss an ihr verzweifeln" (Otto F. Walter, „Unbewältigte Schweizerische Vergangenheit? Drei Vorbemerkungen," *Die Weltwoche* 11. März 1966, 25).

[32] J.R. von Salis, „Unser Land als Gegenstand der Literatur. Zur Kontroverse zwischen Max Frisch und Otto F. Walter," *Schwierige Schweiz*, 153.

[33] Peter Bichsel, „Unbewältigte schweizerische Vergangenheit? Diskussion um Rezepte," *Die Weltwoche* 1. April 1966: 25.

[34] Bichsel 25.

[35] Adolf Muschg, „Unbewältigte Schweizerische Vergangenheit?," 25.

[36] Muschg 25.

[37] Muschg 25.

[38] Klara Obermüller vermutet, dass Max Frisch zu diesem Zeitpunkt *Die Hinterlassenschaft* noch nicht gelesen hatte (Klara Obermüller, „Und das Heldentum blieb uns erspart," 24).

[39] Walter Matthias Diggelmann, „Unbewältigte Schweizerische Vergangenheit? Ein Rezept, wie man aus schweizerischer Vergangenheit Bücher, Romane und gar Kapital schlagen kann?," *Die Weltwoche* 22. April 1966: 25.

[40] Diggelmann 25.

[41] „Und siehst du, da sage ich nun deinen anderen Kindern: Die Soldaten haben in den späten dreißiger und frühen vierziger Jahren auf höheren Befehl über Menschen verfügt, ganz sachlich, haben Flüchtlinge an der Grenze abgefangen und den Mördern ausgeliefert. Und wie reagieren deine Leibwächter? Dein eifrigster Leibwächter antwortet mir: Das ist abscheulich. Dieser Fink behauptet, unsere Soldaten seien Komplizen der Mörder gewesen! Und du streichst diesem Übereifrigen väterlich über die Haare und flüsterst ihm ins Ohr: Dafür werde ich dich belohnen. [...] Aber ich beschäftige mich nicht nur mit deiner Vergangenheit. Ich beobachte auch dein Verhalten heute. Und ich weiß zuweilen nicht, bist du einfach alt und müde, oder bist du eitel und faul, dass du dich ständig belügen lässt durch deine Leibwächter und Berater" (Walter Matthias Diggelmann, „Offener Brief an mein Vaterland," *Basler Nachrichten*, 22./23. Januar 1966).

[42] „Traurig und spektakulär zugleich ist seine Jugendgeschichte. Der Bub wird verdingt. Hütet barfuss die Kühe auf der Alp. Die Mutter ist eine bitterarme Magd, der Vater ein verschollener Fremdarbeiter. Er kommt aufs Churer Gymnasium, hat kein Geld für Schulzeug und Kleider. Man lacht ihn aus. Später, als Uhrmacherlehrling bei einem Onkel, klaut er ein paar Uhren. Er will weit weg. Nach Australien. Bei Nacht und Nebel schleicht er über die Grenze. Doch es ist Krieg. Die Deutschen nehmen ihn in Italien fest. Bei Dresden kommt er in ein Arbeitslager. Flüchtet. Irrt durchs Schlachtfeld Europa. Verlaust und halb verhungert steht er bei Kriegsende an der Schweizer Grenze. Er landet im Gefängnis und in der Irrenanstalt. Der Onkel hat den Uhrendiebstahl nicht vergessen und stellt ihm ein Ultimatum: Reue oder Geld zurück. Diggelmann verweigert beides. Der Herumgestoßene hat die ewige Demut satt. Im Gefängnis beginnt er zu schreiben. Zeitlebens bleibt er im Bann dieser traumatischen Jugend. Als er

längst ein erfolgreicher und populärer Autor ist, sagt er: ‚Ich habe mit dem einst erlittenen Unrecht eine ungeheure Waffe in der Hand. Ich behalte das, damit ich jederzeit damit auftrumpfen kann.' Und das tut er auch: Den Mächtigen gegenüber teilt er furchtlos aus, den Zukurzgekommenen fühlt er sich verpflichtet. Eine Art Robin Hood unter den Literaten" (David Werner, "Autor Walter Matthias Diggelmann wäre heute 75," *Blick* 5. Juli 2002: 13.

[43] Martin Zingg,, „Ein Erzähler, der ein Leben lang um sein Leben erzählt hat," *Neue Zürcher Zeitung* 5. Juli 2002: 38.

[44] Charles Linsmayer, „Unbeugsam," *St. Galler Tagblatt* 5. Juli 2002: SMD-Dokument.

[45] Manfred Gsteiger, Hrsg., *Kindlers Literaturgeschichte der Gegenwart: Die zeitgenössischen Literaturen der Schweiz* (München: Kindler, 1974) 310.

[46] Vgl. dazu: Thomas Maissen, „Das ‚Pogrom von Thalwil'," *Neue Zürcher Zeitung* 6. November 2001: 15. Vgl. dazu auch: „Das Wort kommt aus dem Russischen, wird dann auch von Jiddisch übernommen. Es bedeutet ursprünglich Unwetter oder Zerstörung, bedeutet aber heutzutage auf deutsch oder Englisch Massaker einer Minderheit, besonders in Bezug auf Juden. Ursprünglich war das natürlich im zaristischen Russland, wurde dann vor allen Dingen im Laufe des zweiten Weltkrieges generell verstanden. Obwohl alle Definitionen so etwas wie ‚besonders in Bezug auf Juden' oder so was schreiben, sind andere Minderheiten nicht ausgeschlossen" (Peter Stenberg, Email an die Autorin, 18. November 2003.

[47] Walter Matthias Diggelmann, „Versuch, ein Selbstporträt zu schreiben," *Das Verhör des Harry Wind* (Zürich: edition 8, 2002) 13-14.

[48] Diggelmann 14.

[49] Diggelmann 14.

[50] „Die ersten 18 Romane wurden verbrannt, weil er sie nicht gut genug fand" (Klara Obermüller, Email an die Autorin, 2. November 2003).

[51] „Zu Ihrer Frage: Der Pogrom von T. hat sich in Wirklichkeit in Thalwil zugetragen und betraf den Marxisten und Kunsthistoriker Dr. Konrad Farner, ein Parteigenosse und Freund von Theo Pinkus"

(Brief an Otto F. Walter (Herrliberg 14.3.1966.) Nachlass W.M. Diggelmann. Schweizerisches Literaturarchiv: BI-WAL/1).

[52] Zitiert in Charles Linsmayer, „'. . . dann reiße ich wenigstens eine meiner Seelen aus'," *Der Bund* 29. Juli 2002: Z1.

[53] „Sofern Sie eines Tages wirklich Lust bekommen, meine ‚Hinterlassenschaft' zu lesen, dann machen Sie bitte das nicht, was meine lieben Gegner ohne Ausnahmen gemacht haben: Dieses Buch ist kein Versuch, eine unbewältigte Vergangenheit zu bewältigen, sondern es handelt sich um einen Versuch, ein gesellschaftlich-politisches Phänomen darzustellen, nämlich die Manipulierbarkeit der Aggressionen. Also meine ich, der Bericht über einen ‚Pogrom von T.' stehe im Vordergrund, nicht die Flüchtlingspolitik von damals; diese wird nur aufgezeigt, um darzustellen, wohin es führen kann, wenn mit Kommunisten-Angst und Antisemitismus Politik gemacht wird. Entschuldigen Sie, dass ich Ihnen ein solches Rezept verschreibe, aber möglicherweise haben Sie so mehr vom Buch; wenn Sie es überhaupt genießen können" (Brief an Robert Vögeli (Herrliberg, 18.12.1965). Nachlass W.M. Diggelmann. Schweizerisches Literaturarchiv: BI/V8).

[54] Peter Bichsel, „Des Schweizers Schweiz," *Ein Lesebuch*, Hrsg. Schweizer Bundesrat (Bern: Schweizerische Bundeskanzlei, 1975) 466.

[55] Brief an Robert Vögeli (Herrliberg, 18.12.1965).

[56] W.M. Diggelmann, *Die Hinterlassenschaft*, 26.

[57] Diggelmann 26.

[58] Diggelmann 48-49.

[59] Diggelmann 40.

[60] Diggelmann 30.

[61] Oliver Zihlmann, „Die braune Saat der BGB-Partei," *Sonntagszeitung* 19. März 2000: 23.

[62] Zihlmann 154.

[63] Zihlmann 154.

[64] W.M. Diggelmann, *Die Hinterlassenschaft*, 81.

[65] Diggelmann 169-170.

[66] Diggelmann 169.

[67] Diggelmann 169.

[68] Diggelmann 172-173.

[69] Diggelmann 177.

[70] Diggelmann 213.

[71] Diggelmann 217.

[72] Diggelmann 231.

[73] Diggelmann 216.

[74]Diggelmann 216.

[75] Diggelmann 236.

[76] Diggelmann 242.

[77] Diggelmann 243.

[78] Diggelmann 244.

[79] Diggelmann 264.

[80] Diggelmann 264.

[81] Diggelmann 268.

[82] Diggelmann 269.

[83] Diggelmann 273.

[84] Diggelmann 280.

[85] Diggelmann 288.

[86] Diggelmann 301.

[87] Vgl. dazu Rea Brändle, „Zürcher Kulturskandale (5): Die erbärmliche Seite des Kalten Krieges," *Tages-Anzeiger* 3. August 2001: 42.

[88] Erklärung der PdA im Zürcher Gemeinderat vom 13.12.1956.: „Wir Kommunisten haben die Ereignisse in Ungarn und die schweren Fehler und Verbrechen, die dazu geführt haben, tiefer und

schmerzlicher empfunden und bedauert als viele der heutigen Schreier, weil sie nur möglich wurden durch die Verletzung wichtiger sozialistischer Grundsätze. [. . .] Wir werden weiterhin den Kampf führen für die Verteidigung der Interessen des arbeitenden Schweizervolkes" (zitiert in Markus Kutter und André Salvisberg, „Die Schweiz im 20. Jahrhundert (55)," *Basler Zeitung* 6. September 1999: 8).

[89] Hugo Loetscher, "Ungewöhnliche Stichwörter zu einem ungewöhnlichen Marxisten," *Tages Anzeiger Magazin* 14. Juli 1973: 19.

[90] „Die alten Kommintern-Agenten in der deutschen Schweiz können sich um die Stellungnahme zur sowjetischen Intervention nicht so leicht herumdrücken wie die Genossen in Genf. *Woog und Bodenmann* sind *,untergetaucht'*, um den unbequemen Fragen an der Wohnungstüre und am Telephon zu entgehen. Vielleicht kann an ihrer Stelle Dr. Konrad Farner Auskunft geben: er ist jetzt zurück aus Berlin und wohnt in Thalwil an der Mühlebachstrasse 11. [...]. Die Zürcher Bevölkerung würde es auch kaum gutheißen, wenn die PdA für ihre *Schulungskurse*, die Dr. K. Farner nächstens wieder aufnimmt, wie bisher das *städtische Schulhaus an der Kernstrasse* benützen könnte" (Ernst Bieri, „Die Krise in der PdA. Stalinistenclique in Genf," Blatt 3).

[91] Bieri 3.

[92] Martha Farner, „Ich war von mir aus wahnsinnig entsetzt, dass man Schweizer im eigenen Land so verfolgt . . . ," *Niemals vergessen*, 29.

[93] „[. . .] der allgemein als ‚Ludwig-Bericht' bekannte Bericht heißt so: ‚Die Flüchtlingspolitik der Schweiz seit 1933 bis zur Gegenwart. Bericht an den Bundesrat zuhanden der eidgenössischen Räte von Professor Dr. Carl Ludwig.' Dieser 416-seitige Bericht ist 1957 erschienen. Ich bemühte mich jedoch vergebens, ihn von der Staatskanzlei, bzw. von der Bundeskanzlei zu erhalten. So habe ich denn ein Exemplar durch einen Nationalrat bekommen. Ich nehme aber an, dass der Bericht auch im Sozialarchiv zu finden ist. Dennoch, versuchen Sie es bei der Bundeskanzlei" (Brief an Werner Bolliger. Nachlass W.M. Diggelmann. Schweizerisches Literaturarchiv: BI/B45).

[94] „Die berüchtigte ‚Aktion Feisein', die von einem gewissen Rütti-Morand in Langnau a. Albis ins Leben gerufen wurde, geht natürlich im Prinzip weiter, wenn auch nicht mehr mit der gleichen

Intensität wie am Anfang. Das aber nur deshalb, weil Dr. Farner in den langen Jahren nach 1957 buchstäblich erledigt worden ist. Er und seine Familie sind in Thalwil geächtete Leute, die Kinder können keine Thalwiler Schulen besuchen und ebenso kann Frau Farner in Thalwil keine Einkäufe machen. Noch immer werden Besucher belästigt, noch immer tut man gut daran, falls man per Auto kommt, dieses fernab vom Hause Farner zu parkieren, wenn man nicht Gefahr laufen will, dass einem die Pneus durchstochen werden. Noch immer, soviel mir bekannt ist, wird Farners Telefon überwacht und natürlich jedermann, der in seinem Haus verkehrt. Noch immer steht die große Tafel im Nachbarsgarten, auf der zu lesen ist, wieviel die Sowjets jährlich für subversive Tätigkeiten im Westen ausgeben etc. [...] Niemand will recht glauben, dass es so ist [. . .] in unserer so schönen Schweiz" (W.M. Diggelmann, Brief an Susanne Meier (25.8.1963). Nachlass W.M. Diggelmann. Schweizerisches Literaturarchiv: BI/M15). Farner ist das bekannteste Beispiel der Schweizer Kommunistenjagd, jedoch nicht das einzige, auch andere Schweizer Genossen und Genossinnen wurden für die Situation in Ungarn persönlich verantwortlich gemacht und als Staatsfeinde behandelt. Vgl. dazu: „Weder stand die Rote Armee vor Schaffhausen, noch hatte die Schweiz je unter der Sowjetunion zu leiden gehabt. Dennoch entwickelte sich [in der Schweiz] eine der international größten Protestbewegungen. Sicher gab es das Gefühl der Verbundenheit unter Kleinstaaten. Man verglich die Ungarn mit den ‚verlorenen Haufen' der Schweizer an der Beresina und bei St. Jakob und verzweifelte: ‚Ist dem russischen Koloss nicht alles, alles möglich?' Es gab eine intensive Berichterstattung, zwar nicht im kaum existenten Fernsehen, aber im Radio. Zeitungen erschienen noch in mehreren Ausgaben täglich, eindrückliche Bilder des Aufstands kamen in den Wochenschauen der Kinos. Wie im Reflex würde man in Zukunft den Panzer bei sowjetischen Militärunternehmungen erwähnen. Die Kommentare, die keiner abmildernden Zensur unterworfen waren, weckten den Zorn des Publikums. Offensichtlich lösten sich Spannungen, die zu einem guten Teil darauf beruhten, dass man die Sowjetunion für den (was man so empfand) Schwebezustand zwischen Krieg und Frieden verantwortlich machte" (Markus Kutter und André Salvisberg, „Die Schweiz im 20. Jahrhundert (55)," 8).

[95] „D. hat sich v.a. mit Konrad Farner intensiv unterhalten, wie genau die Gespräche in den Roman eingegangen sind, weiß ich jedoch nicht. Wenn überhaupt, hat D. aus dem Gedächtnis zitiert. Aufzeichnungen wurden m.W. keine gemacht" (Klara Obermüller, Email an die Autorin, 2. November 2003).

[96] Sibylle Farner, Email an die Autorin, 17. November 2003. Für die Vermittlung der Kontaktadresse möchte ich Peter Kamber und Ruth Guggenheim herzlich danken.

[97] Vgl. dazu Martha Farner, „Ich war von mir aus wahnsinnig entsetzt, dass man Schweizer im eigenen Land so verfolgt . . . ," *Niemals vergessen*, 27-35.

[98] Klara Obermüller, Email an die Autorin, 2. November 2003.

[99] Vgl. dazu: „Das Jahr 1956. Die Partei der Arbeit gilt als landesverräterisch. Die Bürger-Zeitung [*NZZ*] deutet dies in jedem Artikel an, der von den Kommunisten des Landes handelt. Die Kommunisten halten es mit der Sowjetunion, im Gegensatz zu allen andern, die es mit den Vereinigten Staaten halten. Jedes Kind weiß das" (Anton Tanner, *November 1956. Eine Schweizer Chronik*, 9). Der Autor schrieb unter einem Pseudonym, um seine Berufssituation nicht zu gefährden.

[100] Anton Tanner 7.

[101] Martha Farner, "Ich war von mir aus wahnsinnig entsetzt, dass man Schweizer im eigenen Land so verfolgt . . . ," *Niemals vergessen*, 29.

[102] „Die Zeit ist gekommen, um auch die *PdA-Infiltrationen* in nichtkommunistischen Organisationen *auszulöschen*. Was gedenkt der *Touristenverein ‚Naturfreunde'* zu tun, um die kommunistische Beherrschung einer seiner wichtigsten Sektionen, der *Sektion Zürich-Albisrieden*, zu beseitigen? Der Landesvorstand dieses Vereins war seit jeher bemüht, die Kommunisten von den Funktionärsposten fernzuhalten, und es steht ihm die Möglichkeit der Auflösung kommunistisch durchsetzter Gruppen offen. Trotzdem hat sich in der Sektion Albisrieden bis heute der Kommunist *Willi Engeli* als Präsident behauptet und zusammen mit seinen Trabanten eine raffinierte Kabale gegen alle Nichtkommunisten im Stadtverband betrieben" (Ernst Bieri, „Die Krise in der PdA," 3).

[103] „In Zuschriften aus dem Leserkreis, in zahlreichen Resolutionen und Protestkundgebungen wurde das Vorgehen der russischen Truppen in Ungarn aufs schärfste verurteil. Vielfach wurde auch die Frage aufgeworfen, weshalb man dem ungarischen Volk nicht tatkräftig zu Hilfe geeilt sei, denn mit Geldsammlungen, Lebensmittel- und Kleidersendungen, Medikamenten usw. Könne es nicht genügend unterstützt werden , vollends dann nicht, wenn diese Sendungen nicht zur Verteilung gelangen können" („Ungarns Freiheitskampf. Aus Leserbriefen an die ‚NZZ', *Neue Zürcher Zeitung* 13. November 1956: Blatt 2. Morgenausgabe).

[104] Hugo Loetscher, „Ungewöhnliche Stichwörter zu einem ungewöhnlichen Marxisten," 19. Unter dem Titel „Gesundes Volksempfinden" erschien daraufhin im *Tages Anzeiger Magazin* (25. August 1973) ein Leserbrief von E. Tanner (Zürich): „Nach allgemeiner Volksmeinung soll er [Konrad Farner] das Vorgehen der Herren aus dem Kreml verteidigt haben. Nur dagegen, gegen dieses Verhalten, protestierte die Bevölkerung von Thalwil. Ist das Verfemung oder Verletzung oder gar Pogrom oder Vulgärfaschismus? Nein, es ist die natürliche Reaktion eines gesund empfindenden Volkes gegen das kalt lächelnde Verhalten eines Salonkommunisten." Am 8. September verfasste W.M. Diggelmann (Etagnières) ebenfalls einen Leserbriefkommentar zu diesem Thema : „Konrad Farner hat nachweisbar, obgleich damals Mitglied der PdA, niemals die russische Intervention telquel gutgeheißen. Er hat lediglich anläßlich einer außerordentlichen Parteitagung in Zürich erklärt, dass die Geschehnisse in Ungarn keinen ausreichenden Grund bildeten, die idealistischen Vorstellungen des Marxismus-Leninismus in globo aufzugeben.[. . .] Der faschistische Pogrom von Thalwil hat stattgefunden. Farners Haus wurde angezündet. Seine Kinder, damals acht- und zehnjährig, wurden von Mitschülern auf offener Strasse verprügelt. Lehrer weigerten sich, die Farner-Kinder weiterhin zu unterrichten. Der Zahnarzt fand es für seinen Leib und sein Leben zu gefährlich, Frau Farner zu behandeln. Die Polizei erklärte sich außerstande, Sicherheit für das Leben Konrad Farners und seiner Familie zu garantieren, und schlug ihm vor, Thalwil zu verlassen. Die Familie Farner verließ Thalwil bei Nacht und Nebel im Auto des Rechtsanwaltes und Kantonsrates Dr. Ernst Rosenbusch. Nach einigen Kilometern Fahrt bemerkte Dr.

Rosenbusch, dass die Schrauben eines Hinterrades gelöst worden waren. Ein tödlicher Unfall wurde nur zufällig verhindert" (W.M. Diggelmann, „Leserbrief," *Tages Anzeiger Magazin* 22. September 1973: 2).

[105] Vgl. dazu Armin Meili: „Aus tausend Wunden blutet das ritterliche Volk der Ungarn. Unfähig und erstarrt müssen wir zusehen, wie ein tapferes Volk erneut unterjocht wird" („Ungarns Freiheitskampf. Aus Leserbriefen an die ‚NZZ'," *Neue Zürcher Zeitung* 16. November 1956: Blatt 10).

[106] „Dieses neue Trauerspiel darf nicht in der Nacht der Vergessenheit untertauchen. Allzu oft schon schritt man über die ungeheuerlichsten Greuel zur Tagesordnung. Die Ausrottung der Armenier, die Versklavung des russischen Volkes und seiner Nachbarn, die Dezimierung der Esten, Letten und Litauer, das Leid, das über Polen hereinbrach, sind vergessen worden" („Ungarns Freiheitskampf. Aus Leserbriefen an die ‚NZZ'," *Neue Zürcher Zeitung* 16. November 1956: Blatt 10). Bezeichnenderweise werden die Shoah-Opfer nicht dazugezählt.

[107] „Ungarns Freiheitskampf. Aus Leserbriefen an die ‚NZZ'," *Neue Zürcher Zeitung* 13. November 1956: Blatt 2.

[108] „In den Strassen wird einem interessierten Publikum die Herstellung von Molotow-Cocktails zur Panzerbekämpfung vorgeführt. In einer Kiesgrube in Münsingen sammeln sich Hunderte von Männern, Frauen und Jugendlichen um zu lernen, wie man Molotow-Cocktails herstellt und handhabt. Das Bild zeigt eine behäbige ältere Frau beim Werfen eines dieser Brand-Geschosse" (Anton Tanner, *November 1956*, 109).

[109] „Viele Blutspender haben sich gemeldet. Geldspenden sind a das Postcheckkonto III 26316 zu richten, mit dem Vermerk: Für Ungarn. Die Migros spenden 26 Tonnen Lebensmittel, die sie mit zwei eigenen Lastenzügen nach Ungarn transportiert. Bis jetzt sind 552 000 Franken an Barspenden und 30 000 Hilfspakete ‚Liebesgaben' eingegangen, und man erwartet weitere Spenden aus allen Teilen der Schweiz. Auch die Sport-Toto-Gesellschaft hilft Ungarn: Tippen Sie für die Ungarnhilfe" (Tanner 57).

[110] „Ungarns Freiheitskampf. Aus Leserbriefen an die ‚NZZ'," *Neue Zürcher Zeitung* 13. November 1956: Blatt 2.

[111] „Ungarns Freiheitskampf," 2.

[112] Leserbrief von Armin Meili. „Ungarns Freiheitskampf. Aus Leserbriefen an die ‚NZZ'," *Neue Zürcher Zeitung* 16. November: Blatt 10.

[113] „A silent event is one where people actively avoid talking about a major shared upheaval [...] An event can be considered so guilt worthy or shameful that most affected people refuse to talk about it . . . In many ways, silent events may be the most potent in the development of collective memories" (James W. Pennebaker und Becky L. Banasik, „On the Creation and Maintenance of Collective Memories," 10).

[114] Mario König, „Rasanter Stillstand und zähe Bewegung. Schweizerische Innenpolitik im Kalten Krieg – und darüber hinaus," 158.

[115] W.M. Diggelmann, *Die Hinterlassenschaft*, 219.

[116] Diggelmann 152.

[117] Diggelmann 171.

[118] Diggelmann 181-182.

[119] Diggelmann 185.

[120] Diggelmann 215.

[121] Diggelmann 180.

[122] Diggelmann 180.

[123] Diggelmann 227.

[124] „Geschichte oder Geschichten," *Neue Zürcher Zeitung* 13. November 1965: 25-26.

[125] Vgl. dazu Jürg Frischknecht, Peter Haffner, Ueli Haldimann und Peter Niggli, *Die unheimlichen Patrioten: Politische Reaktion in der Schweiz. Ein aktuelles Handbuch mit Nachtrag 1979-1984* (Zürich: Limmat, 1984) 80.

[126] Brief an Günter Wirth (Herrliberg 22.7.1966). Nachlass W.M. Diggelmann. Schweizerisches Literaturarchiv: BI/W-27. Vgl. dazu auch: „Sie können Gift darauf nehmen, dass jene, die mir nicht sonderlich gewogen sind, alle Mittel ins Auge fassen, um mich ‚abzuschießen' und gerade Prof. Hofer und ähnliche Leute haben die ‚Hinterlassenschaft' bestimmt gründlich gelesen" (Brief an Peter Ritter. (Herrliberg, 14.1.1966). Nachlass W.M. Diggelmann. Schweizerisches Literaturarchiv: BI/R39).

[127] „Hofer ist mit wörtlichen Zitaten in die Figur eingegangen. Wie er seinerzeit darauf reagierte, weiß ich nicht. Später war er mir gegenüber höflich und korrekt. Wir haben allerdings nie über das Thema geredet" (Klara Obermüller, Email an die Autorin, 2. November 2003).

[128] Brief an P. Rippmann, Redaktion *Beobachter* (Herrliberg 18.11.1963). Nachlass W. M. Diggelmann. Schweizerisches Literaturarchiv: BI/B24.

[129] Brief an René Levy (Herrliberg 15.12.1965). Nachlass W.M. Diggelmann. Schweizerisches Literaturarchiv: BI/L13.

[130] „Geschichte oder Geschichten," *Neue Zürcher Zeitung* 13. November 1965: 25-26. Es war mir bislang unmöglich herauszufinden, wer sich hinter dem Autorenkürzel ‚rt' versteckt. Weder Klara Obermüller noch das *NZZ*-Archiv wussten Bescheid. Der *NZZ*-Redaktor Gieri Cavelty vermutete, nachdem er sich beim ehemaligen Feuilleton Chef Werner Weber erkundigt hatte, dass es sich beim Rezensenten ev. um den Inlandredaktor Nicolo Biert handelt.

[131] „Geschichte oder Geschichten," 25.

[132] „Geschichte oder Geschichten," 25.

[133] „Ja der Argwohn findet reichlich Nahrung, dass er dem Gesetz, unter dem er angetreten, dem Gebot zur Tatsachentreue, den Gehorsam allzu oft verweigerte, die übergroße Verantwortung nicht spürte, die er auf sich genommen –nicht spüren wollte, müssen wir leider beifügen, weil er dem ‚Image', um das ihm gehen mochte, den Glanz nicht nehmen durfte. Das ist das eine" (Brief an Peter Rippmann, Redaktion *Der Schweizerische Beobachter* (Herrliberg 18.11.1963). Nachlass W.M. Diggelmann. Schweizerisches Literaturarchiv: BI/B24).

[134] „Geschichte oder Geschichten," 25.

[135] Autoren reagieren in der Regel gereizt, wenn man sie darauf anspricht, an welchen Stellen in ihrem Schreiben die Historiographie in reine Fiktion übergeht. Beispielhaft dafür ist Richard Schwartz (*Room Service. Geschichten aus Europas Nahem Osten*), der höchst irritiert war, als ich von ihm wissen wollte, wie er Geschichte und Fiktion miteinander verwob—Schwarz fand bereits die Fragestellung völlig überflüssig. Er meinte, dass jede Repräsentation und Aneignung von Geschichte ein Konstruktgebilde ist

und somit perspektivengebunden bleibt. Was passierte und wie es passierte, ist immer an die Perspektive eines Erzählers gebunden; auch jene Darstellungen, die unter dem Decknamen der Faktizität daherkommen. Vgl. dazu: „Spätestens seit der narrativitätstheoretischen Wende in der Geschichtswissenschaft in den 70er Jahren (Hayden White) wird wenigstens theoretisch erkannt, dass nichts einfach nur vorgefunden wird und jede erinnerte Geschichte eine Reflexion derer ist, die sie erzählen: Nach wie vor werden Vergangenheitsrepräsentation [sic] gerne als objektive Darstellungen, wie es einst gewesen, ausgegeben, als Darstellungen jedenfalls, die von allem, was sich der Subjektivität und soziokulturellen Zugehörigkeit der Repräsentierenden verdankt, ‚gereinigt' und dadurch mit (wissenschaftlicher) Autorität ausgestattet sind" (Jürgen Straub, *Über das Bilden von Vergangenheit*, 47).

[136] „Konkret: Mein Roman ist eine Erfindung, also eine Geschichte. Hingegen habe ich mir erlaubt, die Bauelemente, sozusagen die Materialien aus unserer Wirklichkeit zu nehmen" (Brief an Caesar Schmid (Herrrliberg, 6.10.1964). Nachlass Walter Matthias Diggelmann. Schweizerisches Literaturarchiv: BI/S26).

[137] „Ich habe doch nur einen Roman geschrieben und alle Ähnlichkeiten mit lebenden Personen sind rein zufällig" (Brief an Peter Ritter. (Herrliberg, 14.1.1966). Nachlass Walter Matthias Diggelmann. Schweizerisches Literaturarchiv: BI/R39).

[138] W.M. Diggelmann, *Die Hinterlassenschaft*, 149. Die zitierte Textpassage findet sich in „Kantonaler Freisinniger Volkstag in Zürich," *Neue Zürcher Zeitung* 29. Mai 1933: Blatt 2 (Morgenausgabe). In der *Hinterlassenschaft* steht unkorrekterweise, dass der Text im „Abendblatt" erschienen sei.

[139] Bretscher nahm die Frontenfrage indirekt auf; er sprach sich weder für noch gegen eine Listenverbindung aus, machte jedoch deutlich, dass er den Rechtsstaat und die Garantie auf Freiheit von der Frontenbewegung nicht gefährdet sehen möchte: „Es ist ein Irrtum, zu glauben, dass das liberale Prinzip den starken Staat ausschließe; das liberale Prinzip verlangt nur, dass die Macht des Staates nicht Willkür sei, sondern darin bestehe, die Rechtsordnung aufzuerlegen und vor dieser Rechtsordnung von allen Bürgern Achtung zu verlangen. Wenn es den neuentstandenen ‚Fronten' um das Sachziel der

Stärkung der Autorität des Staates zu tun ist, so werden sie sich in diesem Bestreben mit uns begegnen: aber wir könnten irre werden an der Zuverlässigkeit ihrer programmatischen Erklärungen, wenn wir sehen müssten, dass einzelne dieser ‚Fronten' sich geweigert haben, die freisinnige Volksinitiative für den Schutz der öffentlichen Ordnung zu unterstützen. Mit dem Bundesrat teilen wir Freisinnige die Auffassung, dass sich der politische Kampf in unserer Demokratie nur in den Formen des Rechts abspielen darf, dass die Zeiten des Faustrechts ein für allemal vorbei sein müssen, und wenn die ‚Fronten' machtpolitische Ziele auf andern Wegen als denen des Rechts zu verfolgen die Absicht hätten, würden sie uns zu einem Kampfe herausfordern, in dem es um der Heiligkeit des Rechtsgedankens willen kein Wanken und Schanken für uns geben könnte. Der Liberalismus muss heute sehen, dass die von ihm vertretenen wertvollen Grundsätze gefährdet sind durch eine Bewegung, die in ihrem jugendlichen Radikalismus dazu neigt, den Missbrauch der Freiheit, den wir alle beklagen, durch die Unterdrückung der Freiheit zu beseitigen" (Willy Bretscher zitiert in „Kantonaler Freisinniger Volkstag in Zürich," 2).

[140] „Geschichte oder Geschichten," 25-26.

[141] W.M. Diggelmann, *Die Hinterlassenschaft*, 162.

[142] Zitiert in „Kantonaler Freisinniger Volkstag in Zürich," 2.

[143] „Geschichte oder Geschichten," 25.

[144] „Mein neuer Roman stellt einfach seine Welt (als militanter Katholik) total in Frage, wie er natürlich unsere gesamte gesellschaftliche Struktur in Frage stellt. So habe ich jetzt die unerfreulichsten Auseinandersetzungen mit ihm, und ich denke ernsthaft daran, den Verlag zu wechseln, weiß bloß noch nicht, mit wem ich verhandeln soll. Man wird sehen" (Brief an Jean-Louis Cornuz (Herrliberg 11.11.1964). Nachlass W.M. Diggelmann. Schweizerisches Literaturarchiv: BI/C 13).

[145] Brief an J.-R. von Salis (Herrliberg, 5. Mai 1966). Nachlass W.M. Diggelmann. Schweizerisches Literaturarchiv: BI/S01.

[146] Ernst Bieri, „Die Krise in der PdA," 3.

[147] Brief an Jürgen Lütge (Herrliberg 23.11.1965) Nachlass Walter Matthias Diggelmann. Schweizerisches Literaturarchiv: BI/P23.

[148] Vgl. dazu: „In Sachen Verleumdungskampagne durch Herrn Albert Rascher, Verleger [. . .] kann ich folgende Feststellungen machen: Nach einem Empfang, den der Piper-Verlag am 18. März 65 im Zunfthaus zur Meisse gegeben hatte, erzählte mir Rudolf Klein, Verkaufschef bei R. Piper & Co., Georgenstraße 4 in München, Albert Rascher habe ihn gefragt, ob er (Klein) wisse, in welcher Division der Waffen SS Diggelmann Dienst getan hätte. Darauf Klein: ‚Ich kann Ihnen nur sagen, in welcher Division ich Dienst getan habe.' Fernser soll Klein Rascher gesagt haben, er möge diesen Unfug lassen, weil D. überhaupt zu jung gewesen wäre und so weiter. Anlässlich der ‚Frankfurter Buchmesse' erzählte derselbe Rudolf Klein mir am 17. Oktober 65, Albert Rascher sei wieder bei ihm aufgetaucht mit der Behauptung, ich sei bestimmt in der Waffen SS gewesen. Das habe er auch in Anwesenheit anderer Leute und auch an verschiedenen Orten gesagt. Am 28. Oktober 65, als ich in der Buchhandlung Steinentor, Steinenvorstadt 79, Basel, signierte, berichtete mir der Inhaber dieser Buchhandlung, Max Bider, folgendes: Am 16. September habe Albert Rascher ihn besucht. Bei dieser Gelegenheit seien sie auch auf meine ‚Hinterlassenschaft' zu sprechen gekommen. Rascher habe gesagt: Er habe gehört, dass Diggelmann Dienst getan habe bei der Waffen SS. Bider fragte, ob Rascher es beweisen könnte. Darauf Rascher, er werde das schon noch beweisen, er habe den Fall (hier Irrtum nicht ausgeschlossen) dem bekannten Werbeberater Dr. Rudolf Farner zur Verfolgung übergeben. [...] Doch stelle ich fest, wie immer Albert Rascher seine Verdächtigung formuliert haben mag, die Wirkung ist eindeutig: So oder so wird ja ein Gerücht verstärkt weitergegeben" (Brief an Robert Meyer, Rechtsanwalt (Herrliberg, 4.11.1965). Nachlass Walter Matthias Diggelmann. Schweizerisches Literaturarchiv: BI/M22). Vgl. dazu: „[. . .]denn Raschers Verleumdungskampagne hat schon ihre Wirkung getan und wird sie noch tun, wenn wir nicht raschestens abstoppen. Gerade jetzt, wo auch der Auftrag des Basler Stadttheaters und [sic] Dach und Fach ist, muss ich vorsichtig sein und darf solche Behauptungen nicht auf sich beruhen lassen" (Brief an Rudolf Klein, Piper & Co. Verlag (Herrliberg 17.11.1965). Nachlass W. M. Diggelmann. Schweizerisches Literaturarchiv: BI/P20).

[149] Vgl. dazu: „Widerruf in Sachen Walter Matthias Diggelmann betr. Ehrverletzung." Nachlass Walter Matthias Diggelmann. Schweizerisches Literaturarchiv BII/M15.

[150] Zitiert in Fredi Lerch, „W.M. Diggelmanns Hinterlassenschaft," *Die Wochenzeitung* 3. April 1999: 17.

[151] Lerch 17. Vgl. dazu auch: „Nun, in der DDR-Ausgabe ist nicht mehr von einer sog. Linksrevolution die Rede, sondern von einer faschistisch inspirierten Konterrevolution und mein Protagonist David sagt wörtlich: 'Sollen die vielleicht auf ein neues Auschwitz warten'" (Brief an Günter Wirth (Herrliberg 22.7.1966). Nachlass W.M. Diggelmann. Schweizerisches Literaturarchiv: BI/W-27).

[152] Klara Obermüller, „Der Wahrheit auf die Spur kommen. Gedanken zum Werk von W.M. Diggelmann," 23. November 2003 < http://www.edition8.ch/diggelober.htm>.

[153] „Aus Ostberlin höre ich, dass dort bereits die 2. Auflage vergriffen ist" (Brief an M. Ennser, R. Pier & Co. Verlag (Herrliberg, 16. März 1968). Nachlass W.M. Diggelmann. Schweizerisches Literaturarchiv: BI/P19).

[154] „Der Absatz Ihrer bei uns erschienen Bücher ‚Hinterlassenschaft' und ‚Freispruch' ist praktisch zum Stillstand gekommen, so dass wir es für richtig halten, wenn wir uns jetzt von den restlichen Beständen durch Aufhebung des Ladenpreises im Ausverkauf trennen" (Brief von Olf Lenzing an W. M. Diggelmann (München, den 29. Jan. 1971). Nachlass W.M. Diggelmann. Schweizerisches Literaturarchiv: BII/P15).

[155] Mario König, „Rasanter Stillstand und zähe Bewegung," 170.

[156] „Faschismus in seiner heute gültigen historischen Relevanz ist *Antikommunismus* (früher Antibolschewismus)" (W.M. Diggelmann, „Leserbrief," *Tages Anzeiger Magazin* 18. März 1972: 2).

[157] W.M. Diggelmann, „Leserbrief," *Tages Anzeiger Magazin* 22. September 1973: 2.

[158] „Jeder ein Faschist? Linke nennen Rechte Faschisten, Rechte nennen Linke Linksfaschisten, man kennt sich nicht mehr aus. Zumal unter Intellektuellen kam der Begriff ‚Faschismus' in den letzten Jahren vermehrt in Gebrauch, und obgleich man von ihnen, den Intellektuellen, die genaue und richtige Verwendung von Begriffen erwarten möchte, haben sie den Nutzungsquotienten von ‚Faschismus' zu einem bedeutenden Teil überschritten. [. . .] Die Unbedenklichkeit, mit der ein historisch aufgeladener Begriff wie ‚Faschismus' heute verwendet wird, mag die oberflächliche Analyse unserer Zeit aufzeigen,

die nicht mehr in der zurückliegenden Geschichte einsetzt, sondern Oberflächensymptome schnell verallgemeinert und einer leicht fassbaren Ordnung zuweist. Und es sind auch linke und marxistische Schnelltheoretiker nicht von der Schuld freizusprechen, mitbeteiligt zu sein an diesem Prozess der Vernetzung eines Begriffs. [. . .] Mit dem Verbrauch des Begriffs in unserer Zeit, der unreflektierten Vernutzung, geht eine Verdrängung einher: Verdrängung des Geschehenen, Reduktion geschichtlicher Wirklichkeit" (Hugo Leber, „Faschist," *Tages Anzeiger Magazin* 4. März 1972: 5). „Faschismus" hat seinen etymologischen Ursprung im lateinischen Wort ‚fasces'. „Fasces, das waren im alten Rom Rutenbündel, die Konsuln und Prätoren als Sinnbild der Macht über Leben und Tod, als Symbol der Autorität, dienten" (Leber 5).

[159] „Er war und blieb ein Linksradikaler, freilich ein höchst nonkonformistischer. Auf schmerzhafte Weise ‚spielt' Diggelmann diese Rolle des unangepassten Individualisten" (Beat Mazenauer, „Das Leben erschreiben," *Solothurner Zeitung* 11. Mai 1999: 5b).

[160] W.M. Diggelmann, „Versuch, ein Selbstporträt zu schreiben," 17.

[161] Diggelmann 17.

[162] „Die Schweiz hat im Ausland das Image der Harmlosigkeit. Nun ist wohl Harmlosigkeit, wenn auch verachtet, an und für sich nichts Schlechtes, etwas von Harmlosigkeit mag auch bei der Gründung des Roten Kreuzes—unserem Renommierstück—mitgespielt haben, nur möchte wohl niemand ein harmloses Rotes Kreuz, denn Harmlosigkeit würde dann auch heißen, von nichts berührt sein, nichts ahnen" (Peter Bichsel, „Vorwort," *Reportagen aus der Schweiz* (Zürich: Limmat Genossenschaft, 1975) 7).

[163] „Die ‚Thalwiler-Demokratie' in Aktion. Nachdem die Finanz-Zeitung die Adresse von Farner in Thalwil mit einem indirekten Aufruf zur Lynchjustiz publiziert hat, bildet sich in Thalwil selber ein Aktionskomitee wildgewordener Bürgerlicher. Die unmittelbare Folge dieses Aufrufes zum Pogrom besteht darin, dass sich schon wenige Stunden nach dessen Erscheinen Leute vor dem Hause Farners versammeln, in vorderster Front zwei Dutzend Lausbuben und Halbstarke, welche Türen und Wände des Hauses besudeln, im Hintergrund die Dorfhonorationen. Die Halbstarken verheißen den Insassen des

Hauses in langanhaltenden Sprechchören das Gehenktwerden. Es gelingt ihnen unter trunkenem Gejohle, die Tür einzudrücken. Drei eilig herbeigelaufene Polizisten beschwichtigen sie jedoch. Nach dem Abklingen der Emotionen steigen ein paar fremde, elegant gekleidete Beobachter mit Aktentaschen in die bereitstehenden, ziemlich luxuriösen Limousinen mit zürcher Kennzeichen. Welcher zürcher Finanzdirektor wird da wohl gelauert und die politische Diskussion auf diese unfeine Ebene geführt haben? Welche Reisläufer des zürcher Freisinns" (Anton Tanner, *November 1956,* 100-101).

[164] Sibylle Farner, Email an die Autorin, 17. November 2003.

[165] Vgl. dazu Hugo Loetscher, „Ungewöhnliche Stichwörter zu einem ungewöhnlichen Marxisten," 14-21.

[166] Diggelmann schrieb als Einleitung zur *Hinterlassenschaft*: „Auch wenn diese Geschichte in der Schweiz spielt, ist sie weder als Anklage gegen die Schweizer gedacht noch als Exkulpierung jener Deutschen, die sich am Massenmord beteiligt haben. Als Schweizer Bürger, der in der Schweiz lebt und dieses Land beim Namen nennt, statt eine Parabel zu konstruieren, meine ich aber auch, dass die größere Schuld die kleinere nicht kleiner mache."

[167] Brief an Franz Beidler (Schweizer Schriftstellerverein). 25. Oktober 1956. Fotokopie im Besitz von Charles Linsmayer.

[168] „Nein, das Buch ist keine hohe Literatur. Es ist eher mittelmäßig. Die Collage aus Persönlichem und Öffentlichem ist nicht restlos geglückt; mitunter knirscht es qualvoll in den Scharnieren zwischen Fiktion und Dokumentation. Zu viel hat Diggelmann da hineingepackt, zu wenig strukturiert, und die Zusammenführung ist nicht immer zwingend. Ein Thesenroman, ein Pamphlet. [...] Aber *Die Hinterlassenschaft* war ein notwendiges Buch. Als es erschien, war von nachrichtenlosen Konten noch nicht die Rede, auch nicht von der Rückweisung jüdischer Flüchtlinge an der Schweizer Grenze. [...] Früher als die meisten anderen, Historiker, Politologen und Sachbuchautoren eingeschlossen, hatte Diggelmann an ein äußerst brisantes Thema gerührt. *Die Hinterlassenschaft* ist eine der wenigen Geschichten aus der Schweiz der Nachkriegszeit, die nicht so tun, als ob damals nichts war. Der Roman repräsentiert eine Art der Schriftstellerei, die hier zu Lande kaum praktiziert wird, schon gar nicht unter

diesem Titel: engagierte Literatur. Und selbst wenn Diggelmann formal gescheitert ist, hat er historisch sozusagen Recht bekommen" (Roger Anderegg, „Früher als alle anderen," *Sonntagszeitung* 28. Januar 2001: 59).

VI Landesverrat – Verrat an der Geschichte

1. Literatur—Armee—Landesverrat

> Das alles ist lang her. Ich bin als Vater nie befragt worden, wie es damals gewesen sei. Was man als schweizerischer Wehrmann erlebt hat, scheint über die Anekdote nicht hinauszugehen; keine Wendung in unsern Lebensläufen, keine Gewissenslast. Es hat sich denn auch kaum eine Literatur daraus ergeben. Ein Leid wie in andern Ländern blieb uns erspart. Partisanen hatten wir nicht, Schuld auch nicht.
> *Max Frisch, „Dienstbüchlein" (1974)*[1]

Walter Matthias Diggelmanns *Hinterlassenschaft* war der erste literarische Text der Schweizer Nachkriegszeit, der die Konsensgeschichte herausforderte und eine Vergangenheitsdebatte auslöste. Ende der 60er Jahre und in den 70er Jahren kam die offizielle Geschichtsschreibung erneut unter Beschuss. Angriffsfläche war dieses Mal die Armee, die in der offiziellen Geschichtsauslegung als der bedeutendste Garant für die Unversehrtheit der Schweiz im Zweiten Weltkrieg galt.

In der Forschung wird der damals 21jährige Schriftsteller Christoph Geiser gemeinhin als verfrühter Einzelstreiter für ein neues Geschichtsverständnis der Schweizer Armee in den Kriegsjahren gewürdigt. Unter dem provozierenden Titel „Der Anschluss fand statt"[2] verfasste Geiser als Gegengedächtnis zum offiziellen Bonjour-Bericht in der Zeitschrift *neutralität* (Januar 1970) einen Artikel, in dem er festhielt, dass die Schweizer Armee zur Kriegsverschonung wenig beigetragen habe. Die Schweiz als Rüstungslieferant sei dem Dritten Reich wirtschaftlich bereits eingegliedert gewesen: „Hitler musste die Schweiz gar nicht besetzen – die Schweizer Industrie arbeitete auch so für ihn."[3] Geisers Beitrag zu einem neuen Geschichtsbewusstsein ist umso brisanter, weil sein Großvater Hans Frölicher (der ehemalige Schweizer Botschafter in Berlin) von der offiziellen Geschichtsschreibung des Anpassertums beschuldigt wurde (Max Frisch

nannte ihn im *Dienstbüchlein* „Hitler-Fan“[4]). Öfters wird vergessen, dass bereits Diggelmann in den 60er Jahren die überbewertete historische und politische Rolle der Armee anprangerte:

> Wir Schweizer lügen uns nun seit einigen Jahrzehnten über die geschichtliche Wirklichkeit hinweg, phantasielos, mutlos, profitgierig. Man komme mir nicht mit der Lüge noch einmal, unsere Armee habe uns vor dem Einfall der Hitler-Armee bewahrt. Wir haben jetzt die belegten Aussagen einiger Kommandanten von Grenztruppen, die zugaben, dass sie das Deutschland Hitlers bewunderten und dass sie kaum einen Schuss abgegeben hätten.[5]

Ebenfalls 1970 vertrat Paul Nizon die nahezu identische These wie Geiser in seinem Essayband zur Schweizer Kunstgeschichte (*Diskurs in der Enge. Aufsätze zur Schweizer Kunst*):

> Die Schweiz musste seit je zwischen Mächtigen lavieren. Sie musste sich geschäftlich nach allen Seiten offen—und einlassen, um zu leben; um überhaupt überleben zu können. Natürlich kommt in unserer *bewaffneten Neutralität* auch heute noch die traditionelle Abwehrbereitschaft zum Ausdruck, jedoch dürfte für unser Verschontwerden ebenso stark die 'geschäftliche Drehscheibe Schweiz' (der eidgenössische Geschäftsknotenpunkt) von Ausschlag gewesen sein, mit anderen Worten: die allseitig Geschäfte erlaubende Neutralität.[6]

In Widerstreit mit der Konsensgeschichte und seinen Vertretern geriet auch der Journalist und Schriftsteller Niklaus Meienberg. Er hätte sich für sein Schreibprojekt keinen heikleren historischen Gegenstand auswählen können als die Erschießung der Landesverräter innerhalb der Schweizer Armee in den Jahren 1942-1944. Wer als Literat über die Schweizer Armee schrieb, hatte eine besondere Sorgfaltspflicht zu erfüllen, denn man griff damit in die Hoheitszone der offiziellen Historie ein, die eine klassische Militär- und militärische Strategiegeschichte war (auch die Flüchtlingsfrage und die Judenpolitik wurden innerhalb dieser Koordinaten behandelt), und die selber keine Veranlassung sah, die Hinrichtung der Landesverräter aufzugreifen.

Bereits vor Meienbergs *Tod durch Erschießen* (1973) und *Reportagen aus der Schweiz* (1975) beschäftigten sich Schweizer Autoren mit der Armee, wobei jedoch die Hinrichtung der

Schweizer Landesverräter—mit Ausnahme von Armin Ochs *Die langen Tage und der kurze Morgen* (1969)[7]—nur marginal angesprochen wurde.[8] Noch in der Vorkriegszeit erschien Max Frischs *Tagebuch eines Soldaten* in der *Neuen Zürcher Zeitung,* seine Erfahrungen des Kriegsalltags finden sich in *Blätter aus dem Brotsack* (1939/1940). Rein formal sind es konventionelle Erzählungen, denen der Anspruch, die eigene Rolle oder die Aufgabe der Armee kritisch auszuleuchten, gänzlich fehlt. Der Erzähler zweifelt, wenn überhaupt noch sehr verhalten an der Notwendigkeit seines Einsatzes: „Denn wie wir auch denken über Sinn oder Unsinn des Krieges: innerhalb des Gegebenen müssen wir sinnvoll handeln, und das heißt leider: kriegerisch."[9]

Vier Jahre nach Kriegsende wurde *Wir waren unser vier* von Kurt Guggenheim (1896-1983), einem jüdischen Autoren, publiziert. Zumindest bei Guggenheim lassen sich Ansätze einer Armeekritik im Bezug auf die Hinrichtung eines Landesverräters erkennen, obgleich die Aussagen der verschiedenen Protagonisten widersprüchlich sind. Ein Feldprediger bringt die Sprache auf einen Hingerichteten, wobei er auch jene erwähnt, die ihn erschossen haben und nach Kriegsende so weiterlebten, als wäre nichts geschehen:

> Jenen, die ihn auf dem Gewissen haben, wird nichts geschehen. Als der Krieg zu Ende war, konnte man jene, von denen hier die Rede war, frank und frei durch unsere Strassen wandern, ihren Beruf als Rechtsanwälte, Fabrikdirektoren, Architekten und Professoren ausüben sehen, im Besitze ihrer bürgerlichen Ehre, die ihnen manche Mitbürger durch den Gruß bezeugten. [. . .] Des Abends warteten sie lachend, unbescheiden und erhobenen Hauptes in der Menge auf den Bahnsteigen der Vorortbahnhöfe auf die Züge, die sie hinaus in ihre Villen am See brachten, in deren Gärten sie Brombeeren pflückten, Stauden verbrannten und ihre Kinder im gleichen unbelehrbaren Geiste großzogen. Keiner von ihnen gedachte des Dutzends Landesverräter, die erschossen worden waren und deren Leichname, mit Schande bedeckt, an unbekannten Orten vermoderten. Sie erfreuten sich einer guten Gesundheit und eines ruhigen Schlafes, obgleich sie Mörder waren.[10]

Es sei alles „ausgezeichnet organisiert" gewesen, „beste Generalstabsarbeit", erklärt der jüdische Protagonist Glanzmann, der Teil des Erschießungspeletons war.[11] Er habe sich Schuld

aufgeladen, weil er über den Kopf des Landesverräters hinweg geschossen habe. „‚Ich bin', hörten wir ihn nach einem langen Schweigen sagen, ‚schuldig geworden'".[12] Dass sich ausgerechnet der jüdische Protagonist schuldig fühlt, weil er dem Erschießungsbefehl nicht nachgekommen ist, dürfte überraschen. Guggenheim leistete mehr als 850 Tage Aktivdienst[13], er war ein Verfechter der „Geistigen Landesverteidigung" und „überzeugter Schweizer", schrieb Vivianne Berg in der jüdischen Wochenzeitschrift *tachles*. „Anders als sein Vater, ein leidenschaftlicher Jäger und Patriot, hisste er aber nicht mehr jeden Tag die rote Fahne mit dem weißen Kreuz."[14] *Wir waren unser vier* zeigt eine Ambivalenz, die daraus erwuchs, dass Guggenheim als Schweizer akzeptiert werden wollte, gleichzeitig aber als Jude einer vereinnahmenden Assimilation misstraute.[15]

Guggenheim, der die Drehbücher zu Schweizer Filmklassikern wie „Wachtmeister Studer", „Der Schuss von der Kanzel" und „Gilberte de Courgenay" schrieb, war jahrzehntelang vergessen. Erst Charles Linsmayers Neuedition seiner Werke 1989 (*Wir waren unser vier* wurde bereits 1981 neu aufgelegt) bewirkte, dass sein Name wieder in Erinnerung gerufen wurde. Der Roman *Wir waren unser vier*—er erschien in einer zweiten Neuauflage 1990 in Suhrkamps „Weißem Programm Schweiz"—wurde und wird dank Linsmayer wieder vermehrt rezipiert und gelesen. Ein Leserbriefschreiber, der mit der angeblich apologetischen Geschichtsschreibung der Bergier-Kommission nichts anfangen konnte, riet der Leserschaft in der *NZZ* (24. Dezember 1999), „als Gegengift" doch wieder einmal Guggenheim zu lesen. Schließlich hätte dieser „aktiv die Nazibedrohung und die Zeit des Zweiten Weltkrieges in seiner Vaterstadt Zürich erlebt . . . Ein unanfechtbarer Zeitgenosse also - im Gegensatz zu den Mitgliedern dieser Kommission. Ein Kurt Guggenheim hätte sich nie entschuldigt."[16]

Der bekannteste literarische Text über die Schweizer Armee—Das *Dienstbüchlein* von Max Frisch—wurde über drei Jahrzehnte nach Frischs ersten Kriegserinnerungen und ein Jahr vor Meienbergs Buchveröffentlichung seiner Landesverräter-Reportage publiziert. Die

perspektivische Ich-Erzählung, die geschichtliches Quellenmaterial miteinbezieht, zeichnet sich durch Distanz und Reflektion aus. Während in den früheren Soldatenberichten Frischs noch von "unserem Vaterland" die Rede ist und eine patriotische Grundhaltung durchscheint, ist eine persönliche Involviertheit des erinnernden Ichs im *Dienstbüchlein* kaum auszumachen. Obwohl der Erzähler die Möglichkeit einer Dienstverweigerung ausschlug—„Ich war in Sorge um eine deutsche Jüdin in der Schweiz"[17]—und rückblickend stolz ist, diese Leistung erbracht zu haben, sei er „ungern"[18] Soldat gewesen. Der Erzähler beschreibt die Soldatenexistenz geradezu als Funktion und als Ausübung einer Pflicht, wobei er gleichzeitig seine „Untertänigkeit [. . .] die ich damals allen Ernstes für soldatisch hielt",[19] kritisiert:

> Der Soldat ist ein Mann, der sein Leben opfert fürs Vaterland - ohne Zögern [. . .] Mehr brauchte eigentlich ein Kanonier nicht zu wissen. Das ist auch nicht wenig. Die Armee, die dieses Vaterland vertrat, äußerte sich nicht politisch, nur national; ihre Devise war nicht Kampf gegen Faschismus, sondern Kampf für die Schweiz.[20]

Der Patriotismus mag wohl auch ein Augenverschließen gewesen sein, resümiert der Erzähler. Grundsätzlich war man unter den Soldaten gegen den Faschismus, jedenfalls sei es zu keinen politischen Konfrontationen gekommen.[21] Lediglich zwischen den Zeilen ist im *Dienstbüchlein* angedeutet, dass wohl nicht alle Soldaten gegen den Faschismus Stellung bezogen. Einig war man sich dagegen im Kampf gegen den Kommunismus: „Es gibt einfach Dinge, die ein rechter Schweizer nicht tut, so wie Gedanken, die er nicht denkt, Marxismus zum Beispiel."[22]

Was das *Dienstbüchlein* im Hinblick auf Meienbergs Text besonders relevant macht, sind die Schilderungen der „antidemokratischen"[23] Hierarchisierung innerhalb der Armee. Es hätte eigentliche Kasten im Militär gegeben, berichtet der Erzähler, die durch reglementierte Sprache, Sprachduktus und Umgangsformen voneinander getrennt blieben. Im Grunde war es eine Fortsetzung jener Klassendivision, die auch im zivilen Leben herrschte und analog dazu in der Armee praktiziert wurde, ohne dass sich jemand dagegen aufgelehnt hätte.[24]

Auch der eigentliche Erinnerungsprozess ist im *Dienstbüchlein* miteingeflochten, und zwar indem der Erzähler den Akt des Erinnerns bewusst mitthematisiert. Er hat somit eine selbstbewusste Erzählperspektive, die sich im Klaren darüber ist, dass das Gedächtnis zuweilen unzuverlässig und fragwürdig ist: „Was das Gedächtnis gerne freigibt [. . .]“[25] / „das Gedächtnis sucht Vorkommnisse“[26] / „indem ich mich heute erinnere, wie es damals so war, sehe ich es natürlich nach meiner Denkart heute. Ich wundere mich, wie viel man hat erfahren können, ohne es zu sehen.“[27] Die Erzählung ist ein Zusammenspiel zwischen dem erinnernden Ich, das reflektiert und rekonstruiert und dem erlebenden Ich, das relativ naiv und blauäugig seinen Aktivdienst leistete. Manchmal wirkt das erlebende Ich dermaßen naiv und unversehrt, dass man Mühe hat, seinen Erinnerungen zu vertrauen: „Eine Zeit lang bewachten wir Brücken am Gotthard; die nächtlichen Güterzüge: Kohle von Hitler für Mussolini. Der Verdacht, es könnten in den dunklen Wagen auch einmal Waffen oder Truppen sein, kam uns in sechs Jahren nicht eine Sekunde lang.“[28] Vieles war für dieses erlebende Ich nur inoffiziell als Gerücht erfahrbar, z.B. die Erschießung der Ostjuden, die Existenz von Konzentrationslagern oder die Tatsache, dass Flüchtlinge an der Grenze zurückgewiesen wurden. Es wäre nicht die Aufgabe eines Soldaten gewesen, über aktuelle Zeitereignisse informiert zu sein: „Unsere Aufgabe war es, marschtüchtig zu sein und wissen, wie die Marschschuhe zu pflegen sind auch im Urlaub.“[29]

Die Soldatenexistenz schien den Erzähler und seine Kollegen von der Geschichte geradezu „zu dispensieren“.[30] Während die Kritik in seinen früheren Soldatenaufzeichnungen noch fehlte, brach Frisch im *Dienstbüchlein* mit der damaligen Konsensgeschichte, indem er die Politik des vermeintlichen Widerstandshelden General Guisan einer kritischen Prüfung unterzog. Denn einen Monat nach dem berühmten Rütli-Rapport (25.7.1940), an dem General Guisan—„ein väterlicher Herr, vertrauenswürdig, [mit dem] Gesicht eines Landedelmanns“[31]—Volk und Armee zum unbedingten Widerstand gegen Nazi Deutschland aufrief, hätte der General den

Bundesrat gebeten, eine Delegation nach Berlin zu schicken, um die nötigen Maßnahmen für eine Kollaboration einzuleiten („pour tenter un apaisement et instituter une collaboration“[32]).

Ob die Schweizer Aktivdienstveteranen, wenn es Ernst geworden wäre, in der Lage gewesen wären, die Deutschen abzuwehren, verneint der Erzähler, wenn auch nur vage und verhalten. „Hätte unsere Armee gekämpft? Wie lang?“[33] Hinter dem Glauben an die angebliche Größe und Unschlagbarkeit der Schweizer Armee stand wohl mehr Pathos als Realität: „Unser Wehrwille gründete sich in der Hoffnung, dass schon die Demonstration unseres Wehrwillens den Feind abschrecke.“[34] Nur in wenigen Passagen im *Dienstbüchlein* erlaubt der Erzähler eine emotionale Annäherung an die eigene und kollektive Geschichte, die auch Unsicherheit und Zweifel zulässt:

> Ich weiß nicht, wie es andern beim Militär ergangen ist, wie es ihnen heute ergeht, wenn sie sich erinnern. Es gab eine Angst, die ich nie ausgesprochen habe, auch nicht unter vier Augen: die Angst vor einem kläglichen Zusammenbruch dieser Armee. Sie war nicht von Anfang an vorhanden, diese heimliche Angst, nicht am 2.9.1939. Sie entstand aus einer Summe kleiner und wiederholter Erfahrungen, denen eine andere Erfahrung nicht entgegenzusetzen war – nur der blinde Glaube – und es war eine Angst um alle, die diese Angst (so wenigstens schien es) nicht einen Augenblick lang hatten.[35]

Die Landesverräter-Thematik nimmt im *Dienstbüchlein* eine relativ untergeordnete Bedeutung ein. Der Erzähler erinnert sich, dass er der Todesstrafe damals positiv gegenüberstand. Hingegen wirft er die Frage auf, ob es denn überhaupt militärische Geheimnisse in solch einer Größenordnung gab, dass ein Verrat die Todesstrafe rechtfertigte:

> Ich war damals auch für die Todesstrafe (—ohne mich in einem Exekutions-Peloton zu sehen) für Landesverräter. Ob wir in der Mannschaft genau unterrichtet worden sind, was zum Tatbestand des Landesverrats gehört, weiß ich nicht mehr. Man konnte es sich ungefähr denken. Verrat von militärischen Geheimnissen an eine fremde Macht, wie man es aus Spionage-Filmen etwa kennt. Hatten wir Geheimnisse? Man sollte niemand sagen, wo die Einheit zurzeit Quartier hatte; jeder Passant konnte es sehen. Was noch wäre Landesverrat? Sabotage an militärischem Material; ein unvorsichtiges Geschwätz in der Eisenbahn oder im Wirtshaus; alles was dem mutmaßlichen Feind nützt. Landesverrat

> übrigens ein Wort, das in der Mannschaft kaum je ausgesprochen wurde; man traute es keinem zu; ein Wort, das auch die Vorgesetzten nur sparsam brauchten.[36]

Auch hier ist die Kritik verhalten. Wenn immer der Erzähler mit seiner Meinung zurückhält, ist es formal schwierig auszumachen, ob nun das erlebende oder das erzählende Ich schreibt. Meienbergs zentrale These, dass die wirtschaftliche und ideologische Kooperation der ‚gehobenen Schweizer Klassen' mit Nazi-Deutschland ungesühnt blieb, während ‚kleine Fische' für Bagatellen mit dem Leben bezahlen mussten, wird bei Frisch lediglich in einer ironischen Nebenbemerkung gestreift:

> Immerhin weiß man, dass Landesverräter vor allem in den unteren und untersten Dienstgraden gefunden worden sind. Zum Beispiel ein Fourier, von einem andern Fourier gefragt, ob die Sprengobjekte geladen sind, hat sein Wissen mitgeteilt, ohne zu wissen, dass der Frager es an die deutsche Spionage weitergibt; ferner hat er dem andern Fourier nicht verschwiegen, wie der Sprengstoff zusammengesetzt ist. Der Armee-Auditor forderte Todesstrafe für beide Fouriere; sie wurde vollstreckt. Ein militärischer Experte, Bau-Ingenieur von Beruf, sagte dazu: Ein Armee-Depot, von dem übrigens jedes Kind Kenntnis habe, das Chlorat zusammengesetzt aus 90% Kalium oder Natriumchlorat und 10% Paraffin, jeder Mineur sollte diese Zusammensetzung wissen, das gehört zur Waffenlehre und Sprengstoffkenntnis. Ob soviel Chemie für die deutsche Wehrmacht damals ein Geheimnis war, weiß ich nicht. Landesverrat auf höherer Ebene, wo größere Geheimnisse denkbar sind, Landesverrat in Verbindung mit Handel und Industrie, in Verbindung mit Kapital und Diplomatie scheint es nicht gegeben zu haben; jedenfalls kam es da zu keiner einzigen Exekution.[37]

Die stärkste und unmissverständlichste Kritik an der Schweizer Geschichtspolitik und dem kollektiven Gedächtnis, das vor sich selber verschwieg, was es nicht wahrhaben wollte, findet sich fast am Ende der Erzählung:

> Was nach und nach ans Licht gekommen ist, das eine oder andere Vorkommnis, dessen rechtzeitige Kenntnis die damalige Zensur uns erspart hat, allerlei Verratsbereitschaft vor allem in den gesellschaftlichen Gruppen, die von Verantwortungsbewusstsein sprechen heute wie damals; so viel Ungeheuerlichkeit ist damals geschehen und außerhalb unsrer Grenzen, dass wir uns kaum mit uns selber befassen müssen.[38]

Das Militär sei ein zweckdienlicher Vorwand gewesen, das eigene Gewissen zusammen mit der Uniform abzugeben. Das Eingeständnis einer individuellen wie auch kollektiven Schuld macht dem Erzähler die Erinnerung nicht leichter. Die Wahrheit, feige gewesen zu sein, ist schwieriger zu ertragen als der Glaube an einen vermeintlichen Heroismus. Wie der Erzähler mit dieser Wahrheit weiterleben kann, bleibt offen:

> Die hauptsächliche Erinnerung ist nicht die Erinnerung an Leere [. . .]. Die hauptsächliche Erinnerung: wie die Uniform uns das Gewissen abnimmt, ohne dass jemand es als Gewissen übernimmt [. . .]. Wo würde bei dem Grad von Entmündigung, die das Militär in uns erzielt, Gewissen einsetzen? [. . .] Warum erinnere ich mich ungern? Ich sehe: Ich war ziemlich feige; ich wollte nicht sehen, was Tag für Tag zu sehen war.[39]

2. Das Trauma der Erinnerung: Armin Ochs *Die langen Tage und der kurze Morgen*

Die Todesstrafe wurde in der Schweiz 1874—als erstes Land in Europa—verfassungsmäßig abgeschafft. Fünf Jahre später wurde sie in einem knappen Volksabstimmungsentscheid (200, 485 Ja gegen 181,588 Nein) von den Stimmberechtigten wieder in die Verfassung aufgenommen. Zehn Kantone führten die Todesstrafe (basierend auf einem gerichtlich beglaubigten „Lebens-Abspruch") wieder ein und vollzogen bis ins Jahr 1942 neun öffentliche Hinrichtungen. Mit Ausnahme von Freiburg fanden alle Enthauptungen in der Zentralschweiz statt (Luzern war als ‚köpfender Kanton' bekannt). Die allerletzte zivile Hinrichtung der Schweiz fiel in das Jahr 1940, zwei Jahre nachdem das neue Strafrecht nach einer Volksabstimmung die Todesstrafe verboten hatte. Wegen einer langen Übergangsphase wurde die Todesstrafe in Friedenszeiten erst 1942 endgültig aufgehoben. Beruhend auf das

Militärstrafrecht konnte die Todesstrafe im Kriegsfall oder in Zeiten des Notstandes jedoch bis 1992 verhängt werden.[40]

Aufgrund des Schweizer Kriegsrechtes wurden im Zweiten Weltkrieg 17 Todesurteile gegen Landesverräter vollstreckt. Der letzte Landesverräter wurde 1944, ein halbes Jahr vor Kriegsende hingerichtet. Die Landesverräterjustiz im Zweiten Weltkrieg war bis in die siebziger Jahre kein öffentliches Thema. Hans Tschäni schrieb im Editorial des *Tages-Anzeiger Magazin* (11. August 1973): „Man hat hierzulande seither kaum noch darüber gesprochen, nicht etwa wegen eines schlechten Gewissens, sondern weil kein besonderer Anlass dazu bestand." Dass die Landesverräter-Thematik nicht zur Sprache kam, hatte auch damit zu tun, dass die Kompetenz und der Wehrwille der Armee nicht angezweifelt werden durften. Weil der Vergangenheitsdiskurs die Armee zur Hüterin und Verfechterin der Neutralität hochstilisierte, kam es geradezu einem Kapitalverbrechen gleich, die Armee in ihrem Ansehen anzuschwärzen. Wer die Armee, das Herzstück des Schweizerischen Mythos angriff, beging Verrat an der Geschichte.

Die Unantastbarkeit der Schweizer Armee dürfte ein Grund gewesen sein, weswegen *Die langen Tage und der kurze Morgen* von Armin Och (geb. 1934) in der Versenkung verschwand. *Die langen Tage und der kurze Morgen* ist der erste Deutschschweizer Roman, der die Erschießung eines Landesverräters zum zentralen Thema hat. Die Erzählung entfaltet sich in einem Wechsel zweier Zeitebenen, 1942 und 1968. Sie beginnt mit einer Szene, in der ein Betrunkener—„er machte einen wohlhabenden Eindruck, Geschäftsmann; er war wahrscheinlich das, was man als einen gutsituierten Herrn bezeichnete"[41]—in ein Restaurant stolpert und zum Schrecken der Anwesenden verlauten lässt, dass er einen Menschen getötet hat. Der Wirt bittet ihn zu schweigen, worauf der Betrunkene aufgebracht entgegnet:

> "Ihr wart nicht dabei, ihr wisst nicht wie das zuging, damals, während dem Krieg. Keiner wollte sich drücken [. . .] wollte ein Feigling sein, es ginge ums Vaterland, sagten sie uns,

> sprachen von Pflicht und verkaufter Ehre, und dann [. . .] dann mussten wir ihn erschießen. Ich und zwanzig andere. Kameraden waren wir von ihm, und ich habe ihn getroffen, damals in jener Kiesgrube im Wald." [. . .] Wieder stand der Wirt am Tisch. Und seltsamerweise wusste jeder, dass es sich nicht um ein Verbrechen handeln konnte, obwohl anscheinend jemand getötet worden war.[42]

Es stellt sich heraus, dass der Betrunkene, Stefan Groß, ein Rechtsanwalt ist, der im Schweizer Aktivdienst als Hauptmann und Kompaniekommandant Dienst leistete. Groß macht im Restaurant die Bekanntschaft eines jungen Mannes, dem er seine Geschichte anvertraut: „Es waren die fürchterlichsten fünf Minuten, damals im Oktober 1942 [. . .] niemand wusste, wie es wirklich sein würde, und als alles vorbei war, reagierten wahrscheinlich die meisten anders, als sie geglaubt hatten."[43] Der junge Mann weiß zuerst nicht, worauf Groß anspielt. Dass es Schweizer Landesverräter gab, die im Zweiten Weltkrieg hingerichtet wurden, ist für ihn neu: „Er fragte sich, weshalb er, und wahrscheinlich die Mehrheit seiner Zeitgenossen, nie etwas darüber gehört hatten. Es schien, als sei er darüber am meisten erstaunt [. . .]. Warum hat nie jemand etwas geschrieben?"[44]

Groß entschließt sich, seinem jungen Bekannten die ganze Geschichte zu erzählen. Er rekapituliert, wie er damals den Auftrag erhielt, ein Erschießungspeloton zu bilden, um einen Soldaten in seiner Kompanie hinzurichten. Der Soldat Neeser wurde 1942 von der Vereinigten Bundesversammlung, in welcher „der Gesamtwille des Volkes zum Ausdruck kommt"[45], wegen Spionage und Anwerbung eines anderen potentiellen Spions zum Tode verurteilt.

Im Hauptteil des Romans schildert Groß, wie er die Schützen für die Hinrichtung eigenhändig auswählt. Es ist eine eigentliche Henkersarbeit. Um sich die ganze Ungeheuerlichkeit seiner Arbeit nicht zu vergegenwärtigen, geht Groß systematisch und analytisch vor. Der demokratisch gefällte Entscheid zur Todesstrafe und die Erwartung, dass er als Offizier, die Pflicht gewissenvoll zu erfüllen hat, macht ihm die Selektion nicht leichter. Er studiert die einzelnen Dienstbüchlein, um sich über die potentiellen Anwärter ein Bild zu

machen. Die einzelnen Lebensläufe sind detaillierte Psychogramme. Schließlich wählt Groß jene aus, die seiner Meinung nach dieser Aufgabe am besten gewachsen sind. Nicht zuletzt um zu vermeiden, dass er, sollten alle demonstrativ danebenschießen, das Urteil mit einem Genickschuss eigenhändig vollstrecken muss. Im Verlauf seines Auswahlverfahrens beginnt er immer mehr an seiner Aufgabe und an der Justiz selbst zu zweifeln. Ist die Todesstrafe eine „gerechte" oder eine „zweckmäßige" Strafe. Als Jurist hatte er gelernt, dass „jede Strafe . . . eine ethische Funktion erfüllen [muss], sonst wäre sie nichts anderes als Rache".[46] Groß stellt sich die Frage, ob er überhaupt „ein Recht dazu hatte, sich als Herr über Leben und Tod zu gebären".[47] Bedeutet eine Hinrichtung nicht, Schuld mit Schuld zu begleichen, war sein Auftrag somit nicht ein Auftrag zum Mord? Ein Vorgesetzter versucht Groß klar zu machen, dass es bei den Hinrichtungen nicht um philosophische oder religiöse Fragen gehe: was allein zähle, sei die Freiheit, „unser höchstes Gut. Diese Männer wollen sie uns nehmen".[48] Schlussendlich gehe es auch darum, mit diesem Präzedenzfall ein abschreckendes Exempel zu statuieren.

Obwohl es gegen die Vorschriften ist, führt Groß mit jedem einzelnen Soldaten ein Gespräch. Auch das macht ihm die Selektion nicht leichter. Was prädestiniert einen Menschen, einen anderen Menschen zu töten und ihn „unter fürchterlichen Umständen sterben zu sehen"?[49] Seine Sicherheit im Umgang mit dem Gewehr? Wohl kaum, denn „zwischen den Gewehrtragenden und dem Verurteilten lagen ganze sechs Schritte. Da traf jeder, wenn er wollte."[50] Groß entscheidet sich schließlich, seinen Peloton unter jenen auszuwählen, die kaum mit dem Verurteilten in Berührung gekommen sind. Doch ist es Vorschrift, acht Soldaten miteinzubeziehen, die unmittelbar mit dem Verurteilten zusammengearbeitet haben. Groß' Wahl trifft auf jene, die, wie er glaubt, ohne große Gewissensbisse zu solch einer Tat fähig sind. Anders als bei Kurt Guggenheim meldet sich in *Die langen Tage und der kurze Morgen* ein Jude freiwillig—mit der Absicht, wie er sagt, ganz sicher nicht daneben zu schießen. Unter den ‚Anwärtern' befindet sich auch ein Soldat, der im zivilen Leben als Journalist arbeitet. Groß

wählte ihn aus, damit er diese Hinrichtung eines Tages publik machen würde (diese Hoffnung wird sich nicht erfüllen). Von den Soldaten, die zur Erschießung abkommandiert werden, springt keiner ab.

Der Verurteilte Neeser selbst kommt nur spärlich zur Sprache. Es bleibt unklar, was ihn dazu bewog, die Lage von militärisch wichtigen regionalen Gebäuden und Einrichtungen (Position von Bunkern, Elektrizitätswerken, Luftschutzkeller, Benzinlager, Fliegerabwehrstellungen) an die Nazis preiszugeben. Ironischerweise sind es seine Vorgesetzten, die ihn im Glauben bestärken, dass die Schweiz von der neuen Ordnung in Europa selber bald betroffen sein werde: „Er frage sich, was man denn wirklich noch glauben könne, ob den Offizieren, die für Deutschfreundlichkeit eintreten, oder dem General, der erklärt habe, dass wir kämpfen werden, auch wenn uns der Waffensieg nicht bestimmt sein sollte."[51] Verschrieb sich Neeser tatsächlich der nationalsozialistischen Ideologie oder glaubte er, angesichts des Unabwendbaren vernünftig zu handeln? War er doch davon überzeugt, dass „diejenigen, die ihre Gesinnung jetzt schon offenbarten, . . . später besonders bevorzugt [seien]. Sie sollten [deshalb] auf die Mitmenschen einwirken und ihnen klarmachen, dass durch freiwilligen Anschluss an das Reich viel Blutvergießen und Zerstörung vermieden werden könnten".[52]

Kurz vor der Hinrichtung erhält Neeser von einem mitleidigen Arzt eine Beruhigungsspritze. Der Ort der Hinrichtung muss geheimgehalten werden, denn „es könnte immerhin vorkommen, dass Angehörige oder Verwandte des Verurteilten herausbekommen, wo die Hinrichtung stattfindet und dabei Szenen machen, wie um Gnade flehen".[53] Neesers Verwandte benehmen sich jedoch vorbildlich und gemäß Vorschrift; sie haben für den Todgeweihten einen Tag vor der Hinrichtung den Friedhofsplatz bestellt und warten geduldig auf die Auslieferung der Leiche.

Ich möchte die Beschreibung der Hinrichtung hier vollumfänglich wiedergegeben, weil Armin Ochs Text bis heute einer der wenigen Texte ist, welcher über dieses Kapitel Schweizergeschichte Zeugnis ablegt:

> Die Gruppe tauchte auf und der Arzt streifte Stefan mit einem raschen Blick. Er schaute auf Neeser, der mit glasigen Augen und marionettenhaften Bewegungen zwischen den Militärpolizisten ging und seine Umgebung nicht wahrzunehmen schien. Der Arzt trat zurück, während die beiden Militärpolizisten Neeser mit dem Rücken an den Baum stellten, ihm mit raschen Griffen die Arme nach rückwärts drehten und hinter dem Stamm festbanden, so dass sich die Brust weit nach vorne wölbte. Das ist die eigentliche Henkersarbeit, fuhr es Stefan durch den Kopf, dieses Festbinden, das noch schlimmer sein musste, als der Feuerbefehl. Die Militärpolizisten entfernten sich, der Pfarrer betete nun laut, ging rückwärts bis auf die Höhe der Gewehrtragenden, die wie gelähmt dastanden. Zu seinem Entsetzen sah Stefan, wie Neeser die Lippen bewegte, den Kopf drehte und ihn anblickte, wobei ein schneller Funke des Erkennens in seinen Augen aufblitzte. Stefans Magen hüpfte und zuckte, als wär ein Tier darin gefangen, und ein eiserner Druck legte sich um seine Kehle. Rasch wandte er den Kopf ab, in der panischen Angst, Neeser würde ihn anrufen. "Zum Schuss fertig!" kommandierte er hastig und gepresst. Die Gewehre flogen in die Höhe, das eine Bein wurde noch vorn gestemmt, die Gesichter lagen an den Visieren. "Feuer!" Ein einziger, nevenzerreißender Knall fetzte durch die Kiesgrube und zerschnitt die kaum aushaltbare Stille. Es war sechs Uhr, vier Minuten und fünfundvierzig Sekunden, als die Schüsse fielen, und so wurde es im Protokoll über die Exekution vermerkt. Neeser bäumte sich auf, knickte dann in den Knien ein, die festgebundenen Arme grotesk nach oben verrenkt. Sein Uniformhemd schien mit groben Stichen an den Körper genäht, während er sich sehr schnell rot zu färben begann. Der Mann war tot, und die ärztliche Feststellung nur noch eine Formsache. Mit den beiden Militärpolizisten und dem Arzt liefen zwei Sanitäter mit der Tragbahre herbei. Die Militärpolizisten banden die Arme los, Hauptmann Keller [er war Arzt] fing den Leichnam auf und legte ihn auf die bereitgestellte Bahre. Er beugte sich nieder und erhob sich nach eineigen Sekunden wieder. Ein Sanitäter legte eine Wolldecke über die Bahre. Um sechs Uhr, fünf Minuten und zweiundzwanzig Sekunden, notierte der Protokollführer, wurde der Verurteilte von Hauptmann Keller offiziell für tot erklärt.[54]

Groß realisiert erst jetzt, dass er „gegen seine innerste Überzeugung verstoßen hatte".[55] Doch wird er diese Erkenntnis gleich wieder von sich schieben.

Erst Jahre später gelingt es ihm, sich diesem Ereignis neu zu stellen—nicht zuletzt aufgrund seiner Erfahrung, dass die verstrichene Zeit die Erinnerung an die Erschießung in ihrer Bildhaftigkeit nicht abgeschwächt hat. Er macht sich in der Folge auf die Suche nach den ehemaligen Soldaten seines Erschießungspelotons, um herauszufinden, wie sie „die Hinrichtung in Erinnerung hatten".[56] Es ist unklar, was er sich von seiner Mission verspricht. Sollen ihm die

ehemaligen Aktivdienst-Kollegen dabei behilflich sein, seine eigene verhinderte Erinnerungsarbeit in Gang zu setzen? Wie würden sie ihn empfangen? Würden sie ihn dafür verantwortlich machen, dass er sie zu einer Mordtat abkommandiert hat?

Als Groß plötzlich bei ihnen zu Hause auftaucht, reagieren die meisten mit Befremden. Keiner zeigt sich begeistert, die Erinnerungen in Anwesenheit des ehemaligen Vorgesetzten noch einmal aufrollen zu müssen. Auch vermuten sie sogleich, dass etwas mit der Hinrichtung nicht in Ordnung war. Hat die Justiz einen Fehler begangen, wurde Neeser etwa zu Unrecht getötet? „Ist nachträglich etwas aufgetaucht, das man vorher übersehen hatte?“[57] Nein, juristisch sei der Entscheid unanfechtbar gewesen, entgegnet Groß, am Urteil selber „gebe es nichts zu rütteln. Er denke jedoch an ein anderes Urteil, an jenes, das von den Männern gefällt werde, welche dabei gewesen seien.“[58] Doch die meisten der ehemaligen Soldaten wollen nicht verstehen, um was es Groß geht. Sie haben die traumatischen Ereignisse verdrängt und wollen nicht mehr darüber reden. Nur ein paar wenige haben in der Zwischenzeit eingestanden, dass die Hinrichtung ein Fehler war. Sie würden sich im Nachhinein weigern, Neeser zu erschießen: „Allen hatte man erklärt, sie würden einen Feind vernichten, alle hatten es getan, doch heute glaubte keiner mehr daran.“[59] Einer der Befragten fasst paradigmatisch zusammen, was die Erinnerungsarbeit, sofern sie die Verdrängungsphase überwunden hat, ausmacht. Erinnerungen gehen nie wirklich weg, sie können deshalb auch nicht überwunden werden. Was bleibt, ist ein allmähliches Abstandnehmen von den vergangenen Ereignissen:

> Ich habe es miterlebt und das genügt mir. Es ist die fürchterlichste Pflicht, die einem auferlegt werden kann und ich würde sie gerne vergessen. Das Schlimmste daran jedoch ist, dass man gerade das nicht kann. Man kann nur versuchen, sich mit der Zeit davon zu distanzieren.

Für Groß sind die Erinnerungen wie „Splitter“[60], sie fügen sich weder in ihrer Form noch inhaltlich zu einem Ganzen zusammen. Wie Glassplitter kratzen sie die alten Wunden, noch

bevor sie verheilt sind, immer wieder von neuem auf. Dass er damals den Befehl zur Hinrichtung gab und selber nicht auf den Verurteilten schoss, macht ihm die Bürde der Erinnerung nicht ab.

Armin Ochs Text ist ein wichtiger Vorläufer zu Meienbergs *Ernst S.*-Reportage. Einerseits weil Och zum ersten Mal auf die Problematik hinwies, andererseits weil er das Konzept eines geschichtlichen Traumas einführte. Obwohl Och wie Meienberg Klassenunterschiede innerhalb der Armeeeinheiten ausmacht, argumentiert Och nicht marxistisch. Für ihn geht es darum, wie der einzelne nach Beendigung der Latenzphase mit den Erinnerungsspuren und der nachträglichen Wirkung des Traumas fertig wird, bzw. dieses verdrängt, um weiterleben zu können.

Ich habe Armin Och[61] eine Liste mit Fragen zum Inhalt und zu seiner literarischen/dokumentarischen Vorgehensweise geschickt, die er umgehend in einem Brief (6. Oktober 2003) beantwortete:

> Die Psychogramme der einzelnen Soldaten sind nach wirklichen Lebensgeschichten beschrieben, sind aber verändert worden, um keine Rückschlüsse auf lebende Personen zu ermöglichen. Auf den Stoff der militärischen Hinrichtungen in der Schweiz während des Zweiten Weltkrieges bin ich durch das Lesen von entsprechenden Artikeln und vagen Andeutungen gestoßen. Da wollte ich es genauer wissen.
>
> Ich habe um Auskünfte im Eidgenössischen Militärdepartement in Bern nachgesucht, die mir zum Teil auch gewährt wurden. Einiges war nicht zugänglich und ist es heute noch nicht. Hinrichtungen in der Schweiz sind halt ein Thema, an das man sich nicht gerne erinnert. Es ist auch ein etwas unrühmliches Thema; ich bin darauf gestoßen, dass die Hinrichtungen erst 1942 vollzogen wurden, also nach der Schlacht von Stalingrad, als man annehmen konnte, dass das Deutsche Reich kaum noch den Krieg gewinnen würde.
>
> Ich habe also durch immer wieder Nachfragen bei Ämtern und Personen, auch bei hohen Offizieren, jene Informationen erhalten, die man für einen Roman benötigt, der auf Fakten aufgebaut ist. Es war erfreulicherweise nicht schwierig, einen (jungen) Verleger zu finden.
>
> Der Roman wurde von zahlreichen Zeitungen [nach Auskunft von Urs Kaiser jedoch nicht in der *NZZ*[62]] und auch am Radio besprochen. Ich war auch bei vielen Lesungen und Diskussionen, die manchmal sehr heftig ausfielen und einmal fast zu Tätlichkeiten führten. Bei den älteren Jahrgängen war man mit den Hinrichtungen völlig einverstanden

(die Dreckskerle haben nichts Besseres verdient), die Jungen waren genau gegenteiliger Ansicht.

Heute werde ich nicht mehr auf diesen Roman angesprochen. Man müsste das Thema neu aufrollen. Aber ob jemand daran Interesse hat? Dass dieses Thema übersehen/vergessen/verdrängt wird, liegt wohl daran, dass es ein unrühmliches ist, wie ich bereits erwähnte.

Ob mein Roman bei Historikern auf Interesse gestoßen ist, kann ich nicht beurteilen. Entsprechende Kontakte hatte ich nicht. Hingegen hatte ich Kontakt mit Niklaus Meienberg, der von mir gewisse Unterlagen gewünscht hat.

Später habe ich mich einem [andern] Thema zugewandt: Spionage/Thriller. [...]

Zum Schluss: In Sachen "Exekutionen" im Militär kursierten wilde Gerüchte. Man wusste nie genau, wie viele Leute ein Exekutions-Kommando bildeten, man sagte, von allen Beteiligten habe nur einer eine scharfe Munition, was nicht stimmte, und dergleichen mehr. Mit diesen Gerüchten habe ich aufgeräumt.[63]

Dass dennoch so wenig von der Aufklärung dieser Gerüchteküche im kollektiven Gedächtnis haften blieb, dafür gab es verschiedene Gründe, die im folgenden Kapitel zu Niklaus Meienberg sichtbarer werden.

3. "Wir habe nichts zu fürchten." Niklaus Meienberg und die Schweizer Geschichtspolitik der 70er Jahre

Catherine Boss und Eva Geel: Die Schweizer scheinen ein ziemlich verkrampftes Verhältnis zu ihrer Geschichte zu haben.

Niklaus Meienberg: Völlig lächerlich. Wir sind ja gar nicht die großen Sauhunde, die wir gerne gewesen wären.

Catherine Boss und Eva Geel: Wovor haben die Leute Angst?

Niklaus Meienberg: Das war mir schon immer ein Rätsel. Wir haben nichts zu fürchten. Verglichen mit dem, was die Deutschen zu fürchten haben oder die Franzosen mit der Aufarbeitung des Algerienkriegs. Wir haben Auschwitz nicht erfunden, wir haben die Juden „nur" an der Grenze zurückbefördert. Je harmloser die Vergangenheit, desto mehr fällt wohl Kritik über die kleinste Abweichung auf. Bei uns ist der Zwang, rein zu sein und sauber zu bleiben, besonders groß.[64]

Der im Deutschschweizer Gedächtniskollektiv so sorgfältig gehegte „Zwang, rein zu sein und sauber zu bleiben", hat Niklaus Meienberg wie wenige seinesgleichen in Aufruhr gebracht. Auf allen einschlägigen Listen Deutschschweizer Nestbeschmutzer ist er dann auch meist ganz oben zu finden. Selbst für einen Historiker wie Georg Kreis, der seine Meinung über ihn im Rückblick stark revidierte, bleibt Meienberg „ein unerbittlicher Denker, weil er gewisse Dinge unerbittlich nicht denkt".[65] Meienberg sei für ihn ein "Hamlet-Typ"[66] gewesen. Ein blutiger Rächer war Meienberg nun gerade nicht, doch stimmt der Vergleich insofern, als Meienberg gegen seine Umwelt Amok lief und seine Lebensgeschichte in der Selbstdestruktion endete. Meienberg, das bekannteste *enfant terrible* des Schweizer Journalismus, war als Querdenker und Querulant verschrien. Dass er sich oftmals auch in Podiumsdiskussionen und Interviews selbst inszenierte, das eigene Image des bösen Buben zur Farce hochstilisierte, gehörte zum Programm. Er hat die Außenseiterposition geradezu gesucht, sowohl schriftstellerisch-journalistisch wie auch in seiner Lebensform und in seinem Auftreten: „Nicht abgeschabt genug konnte seine Töffjacke [Motorradjacke] sein, nicht wirr genug konnten ihm die Haare vom Kopf abstehen, wenn er—ein moderner Ritter Georg—hoch zu Töff durch die Lande brauste, den Drachen der Ungerechtigkeit zu bekämpfen."[67]

Jede Form von Systemzugehörigkeit war ihm suspekt und er suchte in seinen Veröffentlichungen stets die Gegenposition: „Schreiben, damit ich nicht unter die Räder komme, damit ich meine Autonomie behalte, damit ich nicht verwaltet werde."[68] Obwohl eine klassenkämpferische Motivation in seinen Texten kaum von der Hand zu weisen ist,[69] fand der Klassenkampf für ihn, wenn überhaupt, dann nur in der Sprache statt, im Versuch „die Sprache wieder zurückzuerobern, die verwaltet wird von Leuten, die nichts mit uns zu tun haben, die offensichtlich schädlich sind für uns".[70] Die Deterritorialisierung erlaubte es ihm, in seinen

historischen Reportagen gegen die amtlich verhinderte Geschichtsschreibung unkonventionell vorzugehen. Dass ihn jene, die er angriff, für seine Provokationen gar belohnten, empfand er als Versagen. „Ich frage mich, was ich falsch gemacht habe“,[71] meinte Meienberg anlässlich der Kulturpreisverleihung seiner Heimatstadt St. Gallen 1990.

Niklaus Meienberg hat den bis heute kontroversesten Text zur Schweizer Landesverräter-Thematik geschrieben: *Ernst S., Landesverräter (1919-1942)* erschien in Buchform 1975. Die filmische Umsetzung durch den Dokumentarfilmer Richard Dindo (Meienberg war alleinig für die Filmkommentare verantwortlich) erschien unter dem Titel *Die Erschießung des Landesverräters Ernst S.* Seitdem wurde auch Meienbergs Reportage unter diesem Titel 1992 neu publiziert—zusammen mit dem Essay „Der Aktenfund im Militärdepartment“, der die Funktion eines Epilogs hat. *Die Erschießung des Landesverräters Ernst S.* verfolgt den Lebens- und Leidensweg von Ernst S., der 1942 im Alter von 23 Jahren zum Tode durch Erschießen verurteilt wurde. Meienberg zeichnet nach, wie diese Verurteilung basierend auf einem gut eingespielten Netz von Machtbeziehungen erfolgte. Diese Macht war zwar personell verankert, doch wurde sie erst durch das Zusammenspiel verschiedenster Machtbefugter innerhalb des Militärs, der Strafjustiz und der Psychiatrie ausgeübt. Meienbergs These war provokativ: Während sich wirtschaftliche Profiteure und Vertreter der politischen, militärischen und wirtschaftlichen Elite an Nazi-Deutschland bereicherten und von der Regierung gedeckt wurden, hat man die Unterschicht selbst beim leisesten Verdacht auf Kollaboration zur Rechenschaft gezogen. Ernst S. musste sterben, während einflussreiche Schweizer Unternehmer und ranghohe Offiziere einen viel schwerwiegenderen Landesverrat betrieben, jedoch durch das Machtsystem geschützt waren. Meienberg suggerierte, ähnlich wie Diggelmann, eine historische Kontinuität: die Machtstrukturen der Kriegsjahre blieben auch nach 1945 institutionell verankert: „Die Strukturen, welche sie [die Landesverräter] getötet und die Grossen konserviert haben, existieren noch.“[72]

Niklaus Meienberg, geb. 1940 in St. Gallen, war ausgebildeter Historiker und arbeitete bis zu seinem Selbstmord als Journalist, Lyriker und Schriftsteller in Zürich und in Paris. Er hat ein eigentliches Doppelleben geführt. In Paris war er der feinsinnige Literat, ‚un homme de lettres', lebenslustig und verspielt, in Zürich transmutierte er nach Eigenaussage zum aggressiven „Streithammel und Rammbock"[73], der sich immer wieder an allem und an jedem aufrieb. Je größer der ihm entgegengebrachte Widerstand, desto intensiver waren seine Bemühungen, gegen das, was sich ihm in den Weg stellte, schreibend vorzugehen.[74] Beginnend mit seinen ersten historischen Reportagen stieß Meienberg in der Schweiz reihum auf Abwehr. Den Politikern war er suspekt, weil er die heißen Eisen der jüngeren Schweizer Vergangenheit zum Thema machte. Schweizer Historikern war Meienberg ein Dorn im Auge, da er ihrer Meinung nach nicht wirklich wissenschaftlich arbeitete, das heißt ein nicht ausschließlich positivistisches Quellenstudium praktizierte. Diese Aversion wurde zusätzlich dadurch genährt, dass Meienberg keine Gelegenheit ausließ, die traditionellen Methoden, den „Reinlichkeitstrieb"[75] und die „staatshörige"[76] Haltung der Deutschschweizer Schulhistoriker zu diskreditieren.[77] Selbst als Journalist arbeitete er unkonventionell, weil er, wie Reto Caluori schreibt, eine überparteiliche Berichterstattung als illusorisch betrachtete: „Er erhob die Forderung nach einer Presse, die ihre Aufgabe nicht mehr nur in der Informationsversmittlung sieht, sondern die selbst Partei wird und sich an Auseinandersetzungen beteiligt, statt sie bloß zu beschreiben."[78] Die *Neue Zürcher Zeitung* wetterte jahrelang gegen Meienberg und sah sich drei Jahre lang genötigt, *Die Erschießung des Landesverräters Ernst S.* immer wieder von neuem inhaltlich und formal herabzusetzen. Das Eklat mit den Medien fand seinen Höhepunkt in einem 15jährigen Schreibverbot, das der überparteiliche Zürcher *Tages-Anzeiger*—bis anhin Meienbergs Hauptauftraggeber—1976 (nachdem er den Liechtensteinischen Fürsten in einem Artikel angeblich beleidigt hatte) über ihn verhängte. Meienberg mundtot zu machen, das

schaffte jedoch keiner. Das konnte nur er selbst. Am 23. September 1993 schluckte er Schlaftabletten, dazu Rotwein und stülpte sich einen Kehrichtsack über den Kopf.

Der gegenwärtigen Forschung fällt es schwer, Meienbergs Prosatexte einer Kategorie zuzuordnen. Bei ihm ließe sich ein „literarischer Journalismus helvetischer Prägung“[79] erkennen, auch wird er als Meister der „essayistischen“, bzw. „historiographischen Prosa“, der „historischen Reportage“ oder „Reportage-Prosa“ gehandelt. Diese behelfsmäßigen Etiketten werden seiner Vorgehensweise nur annähernd gerecht; Meienberg hat—ähnlich wie W.G. Sebald—sein eigenes Genre entwickelt.[80] Sebald nannte *Austerlitz* ein „Prosabuch unbestimmter Art“,[81] eine Bezeichnung die auch für viele von Meienbergs literarischen Reportagen zutrifft.[82] Im Gegensatz zu Sebald ist Meienberg jedoch ein Meister der Dialoge. Für ihn ist die Geschichtsschreibung ein Amalgam aus mündlich erfragter Geschichte, journalistischer Reportage, Belletristik, Autobiographie, Glosse und politischer Streitstrift. Für diese neue Form des Erzählens konstruierte Meienberg den hybriden Begriff „Faction“ und benannte damit die Synthese zwischen Fakt und Fiktion. Die Fakten müssen stimmen, doch erfordere das Schreiben eine „logische Fantasie“.[83] Ähnlich wie Walter Matthias Diggelmann verknüpfte er historische Primärquellen in der Montagetechnik. Obwohl Meienberg vorgab, vom ‚New Journalism’ noch nie gehört zu haben, sind seine Schreib- und Rechercheverfahren dieser literarisch-journalistischen Strömung, deren amerikanische Vertreter Truman Capote, Norman Mailer und Tom Wolfe waren, verwandt. In der Schweiz waren die bekanntesten Vertreter des *New Journalism* nebst Meienberg Hugo Loetscher, Jürg Federspiel und Laure Wyss.[84] Grundsätzlich ging es den *New Journalists* in ihren „Reportageromanen“[85] oder „Großreportagen“[86] (Hugo Loetscher) darum, literarische Arbeitstechniken für den Journalismus zugänglich zu machen.[87] Für Wolfe ist die Reportage „das wertvollste und am wenigsten verstandene Mittel“, das einem Schriftsteller „mit gehobenen Ambitionen zur Verfügung steht“.[88]

1973 benannte Wolfe in seinem Essay „The New Journalism“[89] vier Kunstgriffe (‚devices'), welche das neue Genre der Reportage als Medium für die aktuelle Berichterstattung begründeten: Kunstgriff Nr. 1: das konsequente Rekonstruieren der Ereignisse von erlebter Szene zur nächsten, die „Scene-by-Scene Construction“. Der Schreiber durchläuft mit den Lesern Schritt für Schritt den Ablauf der Ereignisse. Reportage-Kunstgriff Nr. 2: der realistisch wiedergegebene Dialog:

> Magazine writers, like the early novelists, learned by trial and error something that has since been demonstrated in academic studies: namely, that realistic dialogue involves the reader more completely than any other single device. It also establishes and defines character more quickly and effectively than any other device.[90]

Für Meienberg war es entscheidend, seinen Gesprächspartnern genau zuzuhören, um den richtigen Ton zu treffen. Eine wichtige erzähltechnische Frage war somit, „wie [. . .] man die Sprache wieder[gibt], ohne sie zu integrieren oder zu vergewaltigen, kaputt zu machen“.[91] Er tat es, indem er den Sprachduktus seiner Figuren weder variiert noch verfärbt: „Sprache kann man nicht beschreiben, Sprache kann man nur selber reden lassen.“[92] Kunstgriff Nr.3: der sogenannte „Gesichtspunkt des Dritten“. Dieser erlaubt es, die Ereignisse aus der Perspektive der beteiligten, bzw. erzählenden Person mitzuverfolgen:

> [. . .] giving the reader the feeling of being inside the character's mind and experiencing the emotional reality of the scene as he experiences it. [. . .] Yet how could a journalist writing nonfiction, accurately penetrate the thoughts of another person? The answer proved to be marvelously simple: interview him about his thoughts and emotions, along with everything else.[93]

Meienberg nannte dieses Verfahren, welches die Erinnerungen mündlich erfragt, „die lebendige Geschichte, die entsteht, indem ich zuschaue und zuhöre“.[94] Tom Wolfes Kunstgriff Nr.4 sind präzise und minutiös erfolgende Milieubeschreibungen. Es geht darum, das ganze Spektrum von Sinneswahrnehmungen einzufangen:

> The recording of such details is not mere embroidery in prose. It lies as close to the center of the power of realism as any other device in literature. It is the very essence of the "absorbing" power of Balzac, for example.

Der ‚Neue Journalist' will der Wirklichkeit auf den Mund schauen und sie literarisch überhöhen.[95] Den *New Journalism*-Schriftstellern ist die Überzeugung gemeinsam, dass die in der Faktenvielfalt auf die Spitze getriebene fiktional konzipierte Wirklichkeit einen größeren Realitätswert erhalte. Meienberg war ein Meister im auf-die-Spitze-treiben. Seine Literatur wirkt hyperrealistisch, sie ist geradezu überladen mit Einzelheiten und Zusatzinformationen, alles, auch das Nebensächlichste hat bei ihm Gewicht und gewinnt an Tiefenschärfe. So sah er sich selber „[. . .] hinuntersteigen, immer weiter, immer ehrlicher, die Geschichte wird immer verreckter: Sie beginnt an der Oberfläche und dann geht's durch alle Stöcke hinunter".[96] Seine Texte sind mit Fußnoten überschwemmt—*Die Erschießung des Landesverräters Ernst S.* hat auf knapp 100 Seiten 89 Fußnoten—jede Aussage ist vom Autor dokumentiert und oftmals auch kommentiert. „Ein gründlicher Beobachter wird radikal, wenn er an die Wurzeln der Dinge gerät",[97] erklärt Meienberg frei nach Marx. Gleichzeitig betont er, dass er seinen eigenen Standpunkt, seine eigenen Denkkategorien beim Recherchieren nicht einfach bequem ablegen kann. Die Befangenheit der eigenen Erzählperspektive wird nicht zugunsten eines Objektivitätsanspruches verleugnet, sondern mitthematisiert. Somit wird der Rechercheur selbst Protagonisten, der anerkennt, dass jede Form der Stellungnahme, selbst die sachlichste, schlussendlich subjektiv und parteiisch bleibt. Es mag sein, dass er seine eigene Rolle und Funktion dabei ab und zu überbewertete. „Keine Person ist in Meienbergs Texten häufiger und vehementer aufgetreten als er selbst",[98] konstatiert Reto Caluori zu recht. Wahrscheinlich entwickelte Meienberg diese Tendenz der Selbstinszenierung aus der Unmöglichkeit heraus, zu

seinen Figuren—welche sich nicht wie Schachfiguren herumschieben ließen—Distanz zu wahren:

> Die Figuren verfügen sehr oft mehr über mich als ich über sie. Ich fühle mich dann oft recht ausgeliefert und der Sinn des Schreibens besteht dann eigentlich—unter anderem—darin, dass ich meine Distanz wieder zurückgewinnen will, mein Entscheidungsvermögen und meine Freiheit jenen Figuren gegenüber, die mich negativ oder positiv fasziniert haben.[99]

Das eigene Ich in den Vordergrund zu drängen, ist aber auch eine erzähltechnische Strategie, den Vorgang der Geschichtskonstruktion, d.h. den eigentlichen Prozess der Befragung, der Informationsaufnahme- und Verarbeitung sichtbar zu machen. Denn die narrative Konstruktion der Geschichte erfolgt immer über, bzw. durch Gedächtnisträger. Was passiert, wie es passiert, und wer dabei teilgenommen hat, ist stets an die Stimme eines Erzählers gebunden. Das Geschehene weitergeben, heißt unweigerlich, sich daran zu erinnern und Zeugenschaft abzulegen. Wie wird Geschichte wahrgenommen, wie ändert sie sich in der Sprache und welche Eigendynamik entwickelt sie in der Erinnerung? Meienberg verwendete als einer der ersten in der Schweiz die Methode der mündlich erfragten Geschichte (Oral History)[100] und stellte sie der traditionellen historischen Metaerzählung gegenüber, die spätestens seit Jean-François Lyotard[101] ihre „Glaubwürdigkeit" verloren hatte: „Das ist der Mythos des objektiven Historikers, der sich selbst über den Ereignissen schweben sieht, ohne Zorn und Eifer, unabhängig von seiner Klasse, unbefangen in Vorurteilen, besessen nur vom ‚unerbittlichen Streben nach immer strengerer Unvoreingenommenheit'."[102] Meienbergs Befangenheit war methodologisch jedoch problematisch. Denn als früher Verfechter der *Oral History* beging er einen Kapitalfehler, indem er oftmals suggestive Fragen stellte,[103] was es den Historikern leicht machte, die mündlich erfragte Geschichte als unwissenschaftlich abzulehnen.

Meienberg verband seine *Oral History*-Rechercheverfahren mit dem strukturalistischen Ansatz der ‚Ecole des Annales'. Einzelbeispiele sind nur aussagekräftig, wenn sie als Einzelschicksale exemplarisch werden: „Ernst S. ist kein Kuriosum. Er ist keine Antiquität. Er ist die Lackmusprobe: er zwingt die Gesellschaft, Farbe zu bekennen. Er macht Strukturen sichtbar."[104] Seine Zielscheibe waren die Mächtigen, an denen er gesellschaftliche und politische Machtstrukturen sichtbar machen wollte: „Das Funktionieren der Macht kann meiner Ansicht nach immer nur an ganz präzisen Beispielen gezeigt werden, wo möglichst detailliert geschildert wird, wo der Ablauf der Machtentfaltung sinnlich fassbar ist, bestimmte Namen hat, Farben, bestimmte Gefühle, Gedanken auch, eine bestimmte Wut hervorruft."[105] Meienbergs Taktik war es, stets aufs Ganze zu gehen, seine Gesprächspartner zu irritieren—oder noch besser—zu überfordern, und sie somit aus ihren Machtposition herauszureißen. Doch war es ihm nicht nur daran gelegen, den einzelnen, der eine Machtposition innehatte, zu exponieren. Er wollte das System, das die Machtausübung erst ermöglichte, ausleuchten. Er stellte sich die Frage, wie Macht, Recht und Wahrheitsanspruch institutionell miteinander verbunden und verankert sind. Für einen Außenstehenden sind diese Machtbeziehungen oftmals gar nicht erst wahrnehmbar, sie konstituieren eine nicht anders gekannte Normalität. Edward Said spricht von „der normalisierten Ruhe der unsichtbaren Macht". Die Rolle des Intellektuellen sei es, das Lautlose sichtbar und hörbar zu machen.[106]

Ein konkretes Beispiel dafür, wie Macht ‚funktionierte', zeigte sich für Meienberg im amtlichen Umgang mit der Rolle der Schweiz im Zweiten Weltkrieg. Konkret zeigten sich für ihn die Machtverhältnisse dadurch, dass die Schweizer Behörden seinen historischen Recherchen in Form von Arbeitsverhinderungen Steine in den Weg legten.[107] Meienbergs Schreiben war ein nicht abreißender Kampf gegen die Arbeitsverhinderung. *Die Ernst S.*- Reportage ist ein einziges Konzentrat an Widerständen. Einerseits schildert Meienberg darin, wie er sich die Informationen geradezu erobern musste, und wie die Quellen-Zulieferer ihm auswichen oder ihre Aussagen

wieder revidieren wollten. Doch verhalfen ihm widrige Umstände zu historiographischen Pionierleistungen. Die amtlich verordnete Zensur führte für Meienberg zur Erschließung neuer Geschichtsmethoden, darunter den Einbezug fotografischer Quellen und den Gebrauch der mündlich erfragten Geschichte.

Meienberg verarbeitete die *Ernst S.* Geschichte zum ersten Mal für das *Tages-Anzeiger Magazin* (11. August 1973) als Teil des Berichtes „Tod durch Erschießen 1942-1944", der an zwei Wochenenden publiziert wurde. Darin rekonstruiert er die Umstände der Erschießung von drei Landesverrätern. Ernst S. wird vorerst einmal unter dem Decknamen „Ernst Hürny" vorgestellt.[108] Auf dem Titelblatt ist eine Fotografie, die eine Lichtung in einem Wald abbildet. Auf dem Bild sind nachträglich zwei Bäume eingezeichnet, an denen je ein Mann mit verbundenen Augen festgebunden ist. Im Halbkreis davor steht ein Erschießungspeloton (ebenfalls eingezeichnet), das Gewehr auf die Verurteilten zum Schuss gerichtet. Der symbolische Wert ist unübersehbar: hier wird im Nachhinein ein Ereignis eingezeichnet, das die Fotografie—ambivalente Repräsentantin der Wirklichkeit—nicht mehr preisgibt. „Fotografien sichern Vergangenes, als Katalysator von Erinnerungen bedrohen sie zugleich das Gedächtnis durch die Geschichte, für die sie stehen."[109] Auch die Einführung zum eigentlichen Bericht lässt anklingen, dass hier eine neue Form der historiographischen Aufarbeitung vorgelegt wird—eine, die Zeitzeugenbericht berücksichtig und welche die eigene ausgewählte Perspektive mitthematisiert:

> Wenn kein Monat vergeht, ohne dass irgendein Gemeindeaktuar im Hinblick auf die Abfassung der Gemeindegeschichte beim Militärdepartement anfragt, ob es stimme, dass auf dem Territorium der Gemeinde X. eine Erschießung stattgefunden habe, so muss man annehmen, dass der Landesverrat nicht bewältigt, sondern in die negative Nationalmythologie eingegangen ist. Außer den Erschossenen sollte man auch die Richter, Feldprediger, Gefängniswärter, die Angehörigen, die Begnadiger bzw. Nichtbegnadiger kennenlernen, indem man sie zu Wort kommen lässt und ihre Aussagen konfrontiert. Auch die Akten sollte man endlich sprechen lassen, sie reden sehr deutlich.

> Die Akten sind im Prinzip unzugänglich, weil sie unter die 50jährige Sperrfrist fallen. Aber mit ein wenig Glück kann man Akten bei den Beteiligten von damals finden, erstaunlich viele Akten, die nicht im Archiv des Militärdepartements deponiert sind. Auch was die Beteiligten heute sagen, kann dokumentarischen Wert haben, man muss dabei nur im Auge behalten, welchen Zweck sie mit ihren Äußerungen verfolgen. Auf diese Art werden hier die Lebensläufe und der Tod einiger Landesverräter rekonstruiert: willkürlich herausgegriffene Fälle. Familiennamen, Ortsbezeichnungen und anderer Kennmarken sind auf Wunsch der Angehörigen verändert. Alles andere ist authentisch. Die Nachforschungen fanden zwischen dem 25. Juni und dem 10. Juli 1973 statt.[110]

Dem Landesverräter-Bericht im *Tages-Anzeiger Magazin* als Bildmaterial beigefügt ist eine Liste, welche die Vollstreckung des Urteils minutiös festlegt („Maßnahmen und einzelne Phasen am Tag der Vollziehung des Urteils") und auf der fein säuberlich steht, was alles im Rahmen der Exekution zu berücksichtigen sei. Meienberg führt Gespräche mit Richtern, Mitgliedern des Erschießungspelotons und der Begnadigungskommission, mit Offizieren und dem Psychiater, welcher ein stark belastendes Gutachten erstellt. Die Aussagen der Befragten sind mehrheitlich in Hochdeutsch wiedergegeben, auch wenn sie voller Helvetismen sind. In die direkten Reden streut Meienberg ab und zu Schweizerdeutsche Floskeln hinein („'Schüssed Si los', sagte Oberst Koller"[111]). Meienbergs bevorzugte Form der Erinnerungsüberlieferung ist jedoch die indirekte Rede im Konjunktiv I. Die indirekte Erzählform geht fließend in den Konjunktiv II über, oder sie vermischt sich mit Textstellen, in denen Meienberg seine Interviewpartner paraphrasiert. Wortwörtlich übernommene Wendungen sind mit Anführungs- und Schlusszeichen markiert. Oftmals jedoch fehlen selbst bei direkten Reden die Anführungs- und Schlusszeichen, so dass nicht ersichtlich ist, inwieweit Meienberg die Aussagen wortwörtlich übernommen hat, und wie weit sie freihändig überliefert sind. (Dieser Sachverhalt ist wichtig, weil Meienberg dafür bekannt war, dass er selten schriftliche Notizen machte.) Primärquellen sind immer mit Anführungs- und Schlusszeichen versehen. Auffallend ist die Quellenvielfalt: Gespräche mit Beteiligten, Familienangehörigen, psychiatrische Gutachten, Briefe, Exekutionsakten, pathologische Diagnosen, etc. Die Geschichten sind packend und mitreißend erzählt, die Sprache wirkt lebendig. Meienberg vereint alle Kunstgriffe des *New*

Journalism. Weil er im Präsens erzählt, erhält der Leser den Eindruck, dass er die Geschichte live miterlebt. Das Interview mit dem Kompaniekommandanten ist beispielhaft für Meienbergs Erzählverfahren:

> Am meisten Eindruck hätten ihm die Schnelligkeit der Exekution und die absolute Ruhe der Beteiligten gemacht, abgesehen vielleicht vom Großrichter, der in seiner aufgeregten Stimmung vergessen hatte, die Gamaschen anzuziehen. Die Leichen hätten vorne bleistiftgroße Einschusslöcher aufgewiesen, hinten hätten sie aber wüst ausgesehen. Allerhand Weichteile seien im Gras gelegen, Blut und andere Überreste, so dass ihm der Oberförster, übrigens ein Freund von ihm, am nächsten Tag sagte: 'Ihr hetted au no chönne suuber uufputze. Die Exekutionsbäumchen seien dann vom Oberförster gefällt worden. [. . .] Rupp interessiert sich heute für Geschichte und Poesie, auf dem Schreibtisch ein Buch von Rilke [. . .]. An die Gesichter und Namen der kommandierten Füsiliere kann er sich nicht erinnern. "Ich habe vieles vergessen, das kommt von der Arterienverkalkung, darum habe ich auch aufgeschrieben, was ich noch wusste." Er fährt mit mir zum Richtplatz, der idyllisch in einem Tälchen liegt, sehr ruhig in der Morgensonne. Er heißt mich stillstehen, nimmt sieben Schritt Abstand, große ausgreifende Schritte, macht rechts umkehrt, sagt: Hier sind die Füsiliere gestanden, dort der Großrichter; wo Sie jetzt stehen, waren die Delinquenten angebunden. „Das Kommando war noch nicht verklungen, als ein einziger Knall die bedrückende Stille durchschnitt und die Körper von Zaugg und Schläpfer in die haltenden Stricke sackten", heißt es in Rupps Denkschrift. An diesem Sonntagmorgen ist die Stille gar nicht drückend. In weiter Ferne hört man Schüsse, aber sie kommen aus einem Schießstand.[112]

Wo der Autor erklärend in die Berichte eingreift, geschieht dies diskret in Fußnoten oder im Text selber, z.B. wenn Meienberg die deutlich Freudianisch gefärbte Hörigkeitsthese des Psychiaters kommentiert: „Hürny hatte periodische Reueschübe, er sehnte sich alle paar Monate nach Unterordnung und Anpassung, das Über-Ich suchte ihn heim. [...] Hürny hatte ja keinen Vater, den er lieben konnte, und anschließend an die Vaterlosigkeit auch kein Vaterland. Jetzt kommt einer, der den Vater mimt, aber er kommt aus einem andern Vaterland."[113] Meienberg geht nicht explizit darauf ein, welche gesellschaftlichen Umstände zum Landesverrat beigetragen haben, doch legt er nahe, dass Armut, „Kleinbürgertum" und „Elend, Lumpenproletariat", für das Schicksal der Landesverräter mitverantwortlich waren.

Was Meienberg erst 1979 im Essay „Der Aktenfund im Militärdepartement" verrät, ist, wie er an die psychiatrischen Gutachten gekommen ist: er hat sie heimlich und damit illegal an

sich genommen, nachdem ihm lediglich—und ausnahmsweise—erlaubt wurde, aus den Landesverräter-Dossiers jeweils drei Stunden lang an zwei Nachmittagen abzuschreiben (fotokopieren war nicht erlaubt). Jedoch musste er sich damit einverstanden geben, die wahre Identität der Landesverräter zu verschweigen und in seiner Reportage unerwähnt zu lassen, dass er die Akten einsehen durfte.[114] Meienberg hat sich an diese zwei Forderungen gehalten.

Der Bericht bewirkte eine Flut von Leserbriefen; die meisten Leserbriefschreiber reagierten positiv. Viele wussten jedoch mit Meienbergs literarischem Erzähltalent wenig anzufangen. Unter den Kritikern befanden sich auffallend viele promovierte Akademiker und Mediziner, die—so darf vermutet werden—in der Schweizer Armee einen ranghohe Position einnahmen.[115]

> Eine 80jährige Großmutter, welche beide Weltkriege „mit all ihren Ängsten und Nöten" miterlebt habe]: „Aber jetzt will man noch solch elenden Landesverrätern ein Denkmal setzen und der damaligen Justiz Umbarmherzigkeit und Sturheit und noch Schlimmeres vorwerfen. Die ganze Sache, die Sie da aufziehen, empfinde ich als Aufhetzerei gegen unsre tapfere Armee. Ich bin traurig und empört. Gott schütze unser geliebtes Vaterland vor Verrätern irgendwelcher Art." (Gertrud Naef, Zürich).
>
> „Die propagandistische Perfidie könnte aus der Küche eines Goebbels stammen! Es wäre anständig gewesen, wenn Sie wenigstens den dahinterliegenen Zweck deklariert hätten – denn eine so entstellte Darstellung wird nur mit einer bestimmten Absicht geboten." (Dr. med. Alfred Stucki, Thun).
>
> „Ihre beiden Artikel ‚Tod durch Erschießen' sind sicher gut gemeint als Versuch zur Bewältigung einer in vielem, vielleicht dem Wichtigsten, noch nicht bewältigten Vergangenheit. Sie stellen aber gleichzeitig ein Meisterstück raffinierter Manipulation dar." (Prof. Dr. med. Hans-Konrad Knoepfel, Zürich).
>
> „Die Entlarvung der superpatriotischen Schönfärberei in vielen Schulbüchern tut weiterhin not. Im wissenschaftlichen Bereich muss der Bonjour-Bericht auf vielen ‚auch peinlichen Ebenen erweitert, z.T. auch verbessert werden. Die Rolle der Schweiz im Zweiten Weltkrieg war und ist nicht umfassend dargestellt mit der Beantwortung der alleinigen Frage nach der Handhabung der Neutralität in dieser schwierigen Zeitphase." (Dr. Werner Röllin, Wollerau).[116]

Nach der Veröffentlichung des Landesverräter-Berichtes wurde Hans Rudolf Kurz—jener Beamte, welcher Meienberg eine Akteneinsicht im Militärdepartement ermöglichte—wie

Meienberg sechs Jahre später kommentiert, „*zusammengeschissen*, wie man wohl sagen muss; die [die Bundesräte?] hatten natürlich, obwohl ich unsere Vereinbarung respektierte und den Quellenort verschwieg, sehr wohl gemerkt, aus welchem Löchlein mir die Informationen zugeflossen waren. Kurz wurde nicht gerade *erschossen*, aber immerhin."[117]

Meienberg arbeitete den zweiseitigen Bericht zum Fall Ernst Hürny in eine längere Reportage um, die er in einem Sammelband unter dem Titel „Ernst S., Landesverräter (1919-1942)" mit anderen Schweizer Reportagen herausgegeben wollte. Eine weitere Akteneinsicht im Militärdepartement wurde ihm von Hans Rudolf Kurz, mit der Begründung, dass „die Akten der Geheimhaltung unterliegen"[118], verwehrt. Meienberg äußerte sich dieses Mal sarkastisch über seinen einstigen Informationszuträger: „Man wollte ja in Ruhe der Pensionierung entgegenleben und nicht noch mal von Bundesrat Gnägi am Wickel genommen werden. Wackerer Kurz! Wenigstens hatte er mir den Schachtdeckel der Militärgerichtsbarkeitskloake eine Handbreit geöffnet, bevor er ihn erschreckt wieder zudonnern ließ."[119]

Auch die Verlagssuche stellte sich als schwieriges Unterfangen heraus. Luchterhand, Diogenes und Suhrkamp waren nicht an einer Veröffentlichung interessiert. Luchterhands Begründung war, dass man im Non-fiction Bereich ausschließlich auf deutsche Autoren zurückgreifen würde. Der Herausgeber für das literarische Programm, der Schriftsteller Otto F. Walter (über den in Kapitel VII mehr zu lesen sein wird), verfasste den Brief (25. Juni 1973), in welchem er dem "reizvollen Projekt" höflich eine Absage erteilte:

> Lieber Herr Meienberg,
> Mit Vergnügen habe ich Ihre Portraits gelesen, - Portraits auch einer Struktur. Wenn ich dennoch befürchte, dass wir von Luchterhand her nicht das richtige Startforum für Ihr Buch bereitstellen [von Niklaus Meienberg unterstrichen] können, so hat das zu tun mit dem Umstand, dass dieser Verlag in allen deutschsprachigen non-fiction-Bereichen ausschließlich auf BRD festgelegt ist und schon im Lektorat der Mangel an Sinn für diesen Typus von Schweizer Literatur da ist – noch. Sorry!
>
> Schönsten Dank für Ihr Vertrauen. Ich bin sicher, Sie werden für dieses so reizvolle Projekt schnell den dafür richtigen Verlag finden."[120]

Auch Diogenes lehnte ab (27. August 1973), da das „Verlagsprogramm für die nächsten beiden Jahre festgelegt" sei. „Für einen so kleinen Verlag wie es der unsrige ist, ist es nicht möglich, darüber hinaus Werke zu publizieren, da dies rein technisch unser Haus ‚sprengen' würde".[121] Der Suhrkamp Verlag antwortete mit einer unentzifferbaren Unterschrift (Meienbergs Kommentar: „Unseld?"). Obwohl die Form der Romanreportage dem Verlagsleiter nicht zusagte, war er an einem Reportagebericht aus Paris interessiert:

> Muschg hat mich sehr genau über Sie informiert und mir auch Texte gegeben, aus denen ich mir ein Bild machen kann. Das Buch über die Schweiz, an das Sie denken, sollte besser von einem Schweizer Verlag veröffentlicht werden. Bei solchen kritischen Texten, die nicht aus der Feder von Suhrkamp-Autoren stammen, käme ich mir vor, als mische ich mich hier in innere Angelegenheiten der Schweiz ein. Das gilt, wie gesagt, nicht für Autoren, die zum Bild des Suhrkamp Verlages, zu seinem literarischen Umfeld gehören oder gehören werden wie Frisch und Muschg, doch muss ich bei einem Band, der nicht primär literarisch ist, sondern polemisch-publizistisch wirken will, andere Maßstäbe anlagen. . . . Sehr interessiert bin ich an einer möglichen „grand reportage" über Paris.[122]

In Meienbergs Nachlass im Schweizer Literaturarchiv finden sich die Originalbriefe, welche mit seinen Kommentaren dekoriert sind. So steht auf dem Suhrkamp-Schreiben folgender Zusatz, welche die Absage für Meienberg plausibel machte: „weil Reinhart (Winterthur) die Hälfte des Suhrkamp-Kapitals besitzt". Auch der Schweizer Benziger Verlag erteilte Meienberg eine Absage (18. Oktober 1973). Peter Keckeis schrieb: „Ich habe mir Ihre beiden Vorschläge [Reportagen aus der Schweiz und Reportagen aus Frankreich], die Sie mir am 29. Juli unterbreitet haben, nochmals genau überlegt. Beide Titel scheinen mir zwar interessant, aber zu risikoreich zu sein, wenn ich an den Absatz denke. Ich bleibe aber gerne mit Ihnen in Verbindung. Ich schätze Ihre Art zu schreiben sehr. Wenn Sie wieder in Zürich sind, rufen Sie mich doch bitte an."[123] Meienberg verfasste am 17. Dezember ein Antwortschreiben, in dem er Zweifel äußerte, dass finanzielle Gründe für die Absage ausschlaggebend waren: „Hand aufs Herz und auf die Brieftasche, lieber P. Keckeis. [...] Risikoreich, sehr wohl, aber eben gerade

nicht in Bezug auf Absatz, ich schreibe immerhin für eine Publikation, die jeden Samstag von den Massen gelesen wird [*Tages Anzeiger Magazin*]."[124]

Zwei Jahre später (1975) wurde der Bericht unter dem Titel „Ernst S., Landesverräter (1919-1942)" im Sammelband *Reportagen aus der Schweiz* dann doch bei Luchterhand publiziert—jetzt auf einmal im literarischen Programm (!).[125] Das Vorwort dazu verfasste der Luchterhand-Autor Peter Bichsel, der die deutsche Leserschaft darauf einstimmte, dass hier keine unschuldige und harmlose Schweiz abgebildet würde. Ernst S., der geheimnisvolle, anonym bleibende Landesverräter (sein Name durfte nicht preisgegeben werden), ist in den Reportagen zumindest bildhaft auf dem Schutzumschlag in einer Foto-Collage vorhanden: Eine unscharfe Schwarzweiß-Fotografie von Ernst S. in Zivilkleidung, ausgeschnitten wie ein Scherenschnitt, liegt auf einem schwarzen Hintergrund. In der rechten Hand hält Ernst S. nicht etwa eine Handgranate, sondern eine Geige mit Geigenstock. Auffallend ist, dass ihm die Krawatte, weil er sie ins Hemd gesteckt hat, kaum über die Brust hinausreicht. Das Porträt suggeriert, dass wir es hier mit einem hilflosen, verunsicherten und verlorenen Zeitgenossen zu tun haben—auf jeden Fall nicht mit einem kaltblütigen Landesverräter.

Im Gegensatz zu "Tod durch Erschießen" tritt der Berichterstatter Meienberg in der „Ernst S., Landesverräter (1919-1942)" deutlicher und eingreifender in den Vordergrund. Bereits zu Beginn der Reportage kommt Meienberg auf die Erschießung zu sprechen und unterstreicht, dass Ernst S. unrechtmäßig getötet wurde: „Es war kein Mord im landläufigen Sinn", die Schweizer Armee habe ihn hingerichtet. Meienberg deutet zunächst nur vage an, was oder wer für diese Hinrichtung verantwortlich war: „Die ganze Aggressivität dieser auf dem Kriegsfuss stehenden Armee scheint sich nach innen entladen zu haben."[126] Wie es zu dieser Implosion kam, soll anhand von Zeitzeugenberichten und Dokumenten eruiert werden, wenn auch „die Meinungen der Augenzeugen" nicht deckungsgleich seien. Tatsächlich erinnern sich die befragten Zeitzeugen alle unterschiedlich an den Verlauf der Exekution. In einer Fußnote

unterstreicht Meienberg dieses Phänomen: „Was die näheren Umstände der Hinrichtung betrifft, ist der Verfasser auf mündliche Quellen angewiesen; er konfrontiert Aussagen, die verschiedenen Interessenlagen entspringen. Offiziere haben andere Details im Gedächtnis behalten als Soldaten des Hinrichtungskommandos."[127]

Meienberg verfolgt die kurze Lebensgeschichte von Ernst S. anhand präziser Milieubeschreibungen, die er aus verschiedensten schriftlichen und visuellen Quellen (psychiatrischen Gutachten, Dokumente der Vormundschaftsbehörde, Entwürfe des Gnadengesuchs, Briefe, Fotografien) rekonstruiert[128] und anhand von Gesprächen nachzeichnet. Wer ihm Gespräch nicht bereitwillig Auskunft gibt, muss damit rechnen, dass Meienberg dahinter eine Abwehrtaktik sieht und dies in seiner Reportage auch deutlich hervorstreicht:

> Allgemein lässt sich sagen, dass die Informationsfreudigkeit von oben nach unten zunahm: Offiziere, zumal höheren Rangs, waren stets zugeknöpft bis verstopft, als ob sie etwas zu verbergen hätten. (Hauptmann-Pfarrer Geiger, Major Dr. Eberle, Major oder Hauptmann Dr. H.O. Pfister.) Soldaten und Unteroffiziere gaben meist gern Auskunft. Die Offiziere waren oft sehr pikiert, wenn man von S. sprach, manche waren verstimmt oder gar beleidigt, andere hat es gewurmt.[129]

In einer Fußnote insinuiert Meienberg, dass der Benziger Verlag einer Veröffentlichung seiner Ernst S. Reportage 1974 abgeneigt war, weil „Major Dr. Eberle" dessen Verwaltungsratspräsident war.[130]

Obwohl Meienberg die Erschießung ursprünglich als armeeinterne Angelegenheit präsentierte, bringt er relativ früh im Text zur Sprache, dass es hier um ein weit verzweigtes Netz von Verantwortungsträgern geht: „Da die Verhandlungen des Militärgerichts damals geheim waren und nach Ansicht der Oberauditors auch weiterhin bleiben sollen, mag es für das Volk heute aufschlussreich sein, ein paar Einzelheiten zu erfahren. Denn S. war ganz demokratisch zu Tode gebracht worden, unter Einhaltung des Instanz[en]weges."[131]

Nach dem Tod der Mutter wird Ernst S. ein Verschupfter, ein Verwahrloster, jahrelang in diversen Erziehungsanstalten und Pflegefamilien herumgereicht. Für Meienberg erhalten die psychiatrischen Gutachten als schriftliche Quelle das größte Gewicht. Die damalige Psychiatrie befand, dass Ernst S. ein asozialer, undisziplinierbarer Charakter war, dessen äußere und innere „Verwahrlosung"[132] zur Tat geführt habe. Der Psychiater attestiert ihm „Disziplinlosigkeit" und einen „unwahren und hinterhältigen Charakter".[133] Immerhin räumt er ein, dass unglückliche Familienverhältnisse für diese Verwahrlosung mitverantwortlich waren: „Es fehlte ihm die Ordnung, es mangelte ihm die Zucht, und nirgends fand er Liebe. Seine Lebensordnung verwilderte, Empfinden und Gemüt wurden von grober Selbstsucht und triebhafter Willkür überwuchert."[134] Interessant ist hier, dass die Natur als Metapher für einen sozialen Verfall dargestellt wird und dabei den gesellschaftlichen Regulativen (z.B. Erziehungsanstalten, Vormundschaftsbehörden) als Abschreckung gegenübergestellt wird. Was der Psychiater in einer metapherreichen Sprache als subversiv darstellt, ist bei Meienberg der missglückte Versuch einer Selbstentfaltung. Für Meienberg ist der „Lumpenproletarier"[135] Ernst S. das Opfer des Klassensystems und der Klassenjustiz: Verwahrlosung wird bei ihm als Ausbeutung definiert. Ernst S. versuchte aus der Gesellschaft ausbrechen und wurde dafür von den machthabenden Instanzen aufs Härteste bestraft. Weil er die ihm zugewiesene Fabrikarbeit nicht länger machen wollte und sich in der Stadt herumtrieb, brachten ihn die Verantwortlichen in einer Erziehungsanstalt unter:

> Man konnte ihm zwar kein Delikt nachweisen, allein sein Müßiggang war in dieser fleißigen Stadt verdächtig genug. Er wurde oft im unbeschäftigten Zustand angetroffen, hatte gar das Verlangen geäußert gegenüber Pfarrer Kutter, „nur die Lehre würde er annehmen, die er wünsche". Er wollte nämlich unbedingt Flugzeugmechaniker werden. Da griff Pfarrer Kutter energisch durch, veranlasste den Entzug der Vaterschaft, die Emil S. senior bisher an Ernst ausgeübt hatte [. . .].[136]

Wer überleben wollte, hatte keine andere Wahl, als sich disziplinieren zu lassen oder für eine Verweigerung zur Rechenschaft gezogen zu werden, denn die Parole hieß „parieren oder krepieren".[137] Die Gesellschaft traktierte ihn, lehnte ihn immer wieder von neuem ab. Er galt als arbeitsscheuer und „abgefeimter Junge",[138] war als Taugenichts verschrien, als Gelegenheitsarbeiter, der mit seinen Fähigkeiten nirgendwo bestehen konnte. „Übrigens muss man ein [sic] solcher [sic] Kerl nur anschauen, so weiß man was mit ihm los ist",[139] vermerkt die Vormundschaftsbehörde und verweigert jegliche weitere finanzielle Unterstützung. Weil sein Vormund befürchtet, Ernst S. würde sich zu einem „Fürsorgeneurotiker"[140] entwickeln, versucht man, ihn in allen möglichen Fabriken und Handwerksbetrieben unterzubringen. Ernst S. rennt überall davon, seine Versuche, selber eine Arbeitsstelle zu finden, die ihm zusagt, scheitern. In einem Brief an seinen Vormund deutet er an, zu welchen Taten er fähig ist:

> Ich suche mir eine Arbeit, bei der ich etwas verdienen kann u. wenn Sie mich dort wieder abschleppen lassen, so werde ich halt eben ein Zuchthäusler, das macht mir jetzt nichts mehr aus, man will es ja so haben [. . .] wenn es nicht anders geht, so werde ich mich an der ersten besten Starkstromleitung aufhängen, oder mir den Kopf abkarren lassen [. . .] Militärdienst mache ich keinen mehr, ein solch ohnmächtiges Vaterland werde ich nie u. nimmer verteidigen, in andern Ländern kann ich auch ausgeplündert werden [. . .]. Ich habe das Recht frei zu sein, oder dann gehe ich zum Hitler, es wäre recht, wenn er käme, und den Sklavenhandel ausrotten würde. Ich würde ihn mit offenen Armen empfangen, bevor ich nun mein Quartier im Zuchthaus beziehe, werde ich einen Artikel über Sklavenhandel und Vogtei in der Zeitung erscheinen lassen. – Achtungsvoll und doch wütend grüsst Ernst S. (Sklave).[141]

Für Meienberg ist klar, dass aus einem, der solch „scharfsinnig-analytische Briefe schrieb", ein guter Journalist oder Schriftsteller geworden wäre. „Item, nachdem man lange genug auf Ernst herumgetrampelt war, hat er sich angepasst, wenigstens verbal, 'man wollte es ja so haben'".[142] Zweifellos beeinflusst durch Foucaults *Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses* porträtiert Meienberg Ernst S. als Opfer einer Klassengesellschaft und ihrer Kontroll- und Disziplinierungsinstrumente:

> Da lehnt sich einer behutsam auf, verhält sich ein wenig anders als seine Klassengenossen, und schon schlägt die Gesellschaft mit voller Wucht zu. Sie schlägt nach unten, mit Vorliebe nach ganz unten, auf die Lumpenproletarier. S. war normal, unerlaubt normal, aber nicht genormt. Er wollte, wenn auch nur in vorsichtigen Zügen, das Leben genießen. Das war ein ‚Vergehen', wenn man nicht zu den Privilegierten gehörte und kein Geld hatte. Er wollte sich nicht ohne weiteres verwursten lassen. Das war verdächtig. Mit dem Onanieren fängt es an, mit dem Landesverrat hört es auf. Dazwischen die Weigerung, sich in der Fabrik ausbeuten zu lassen und der Wunsch, herumzuschlendern. Oder gar die Lust auf eine Flugzeugmechanikerlehre! Die Institutionen, welche diese Lüste austreiben sollen, sind miteinander verknüpft, die Schule mündet ins Pfarramt, das Pfarramt in die Erziehungsanstalt, die Vormundschaftsbehörde in die nächste Erziehungsanstalt, die Fabrik in die Armee.[143]

Dass Ernst S. bei der erstbesten Gelegenheit gegen jene, die ihn unterdrücken, aufbegehren wird, ist eine logische Konsequenz. Sozial deformiert kann Ernst S. nicht anders als zum Täter werden und sich an jenen vergehen, die ihn, seine persönliche Freiheit und seinen Körper, wie er schreibt, „versklavten". Seine Überführung als Spion ist für Meienberg eine einzige Farce. Die übermittelten Pläne wie auch die gestohlenen und dem Deutschen Konsulat zugelieferten fünf Panzergranaten waren für die Nazis wertlos, weil längstens bekannt. Nach Auskunft von ehemaligen Ernst S.-Dienstkollegen „bestand [für diese Granaten, Baujahr 1902] keine besondere Geheimhaltung [. . .] diese Granate sei damals neu für die Schweiz gewesen, aber kaum für die Deutschen (die schon drei Jahre Kriegserfahrung mit Panzergranaten hatten)".[144] Ernst S. musste sterben, argumentiert Meienberg, damit keiner auf die Schandtaten derer, die über Leben und Tod richteten, aufmerksam wurde: „Den Ernst stellte man an die Wand, währenddem der feine Herr Waffenfabrikant Bührle, der ja sowieso ein eingekaufter Deutscher ist und trotz seinem neuen Schweizer Pass noch sehr nazifreundlich war, nachts ganze Züge von Munition nach Deutschland lieferte".[145] Die Verurteilung von Ernst S. war für Meienberg ein klarer Fall von Klassenjustiz und Klassenkollaboration, welche den zerbröckelnden kollektiven Widerstandswillen vertuschen sollte:

> Oben wurde pensioniert, unten wurde füsiliert. Da die Wut des Volkes über die Nazi-Sympathisanten groß war, und da man oben nicht erschießen konnte, ohne das System zu

> sprengen, musste man die Wut nach unten ableiten, musste gesellschaftlich ohnmächtige Individuen finden, die sich als Sündenböcke eigneten. Man konnte schlecht den Bundespräsidenten Pilez-Golaz erschießen, welcher 1940 in einer Radioansprache die Schweizer aufgefordert hatte, sich den neuen Verhältnissen in Europa anzupassen."[146]

Während man die herrschende Schicht nicht zur Rechenschaft zog, tötete man den kleinen Mann.[147] „Kriminalisieren, internieren, liquidieren: in diesem Dreitakt hat die Maschine den Ernst S. verwurstet."[148]

Unter den Printmedien standen liberale und linksbürgerliche Medien Meinbergs *Ernst S.* - Reportage offen und zustimmend gegenüber. Hugo Loetscher fand Meienbergs Großreportage „aufs hervorragendste gelungen". Er attestierte ihr „Lesbarkeit" und rühmte Meienbergs Sprache, „die sich am Alltag orientiert und damit Anschaulichkeit besitzt, die die Kunst des Zitierens beherrscht, die einen Atem hat, weil die Nase nicht in dem luftleeren Raum von Denkmodellen steckt, sondern an den Widersprüchlichkeiten und Verlogenheiten riecht und feststellt, dass da einiges stink".[149] In der Deutschschweizer Radiosendung „Forum der Kritik" konstatierte Niklaus Schlienger, dass Meienbergs „Sozialreport" wissenschaftlichen Arbeiten überlegen sei.[150] In der *Süddeutschen Zeitung* zeigte François Bondy viel Bewunderung für den „Vergangenheitsreporter" Meienberg. Auch er kam auf die Gattungszugehörigkeit zu sprechen: „Diese nicht nur unbequemen, sondern aggressiven Reportagen sind ein Stück Schweizer Sittengeschichte. Sie gehören in ihren besten Kapiteln—was keineswegs als Verharmlosung gemeint ist—legitim zur neuen Schweizer Literatur."[151] Einige Schweizer Fachhistoriker und Journalisten konnten sich mit Meienbergs erfahrungsgeschichtlichen Ansatzweise, wie auch der klassenkämpferischen Ideologie nicht anfreunden. Hermann Bauer bemängelte in der Ostschweiz, dass Meienberg einmal mehr seine Geburtstadt St. Gallen Hugo anhand der Landesverrätergeschichte „zum Prügelknaben" der Schweiz gemacht hätte, wofür er Meienbergs „Trauma St. Gallen" und dessen angeblichen Neigung zu einer „antifaschistoid getrimmten

Grimmigkeit" verantwortlich machte.[152] Hugo Bütler, der heutige *NZZ*-Chefredakteur, kritisierte Meienbergs Voreingenommenheit, die kalt und gehässig überzeichnen würde. Meienberg male „ein dämonisches Bild" der Schweiz:

> Mehr noch: ein manichäisches Bild. Er malt auf der einen Seite Schwarz, macht die eine Seite schlecht, bös, blöd, stumpf. Sein Sprachstil ist dabei aus der gefühlsmäßigen Aversion und arbeitet—nicht ohne Talent für das, was man als Maskenschnitzerei bezeichnen möchte—mit den Mitteln des hämischen Nachsatzes, der perfiden Assoziation, der stillschweigenden Unterstellung oder des einschlägig zweckmäßigen Zitats. Der Autor hält diese eine Seite fast durchwegs in kalter Distanz, oft wie unter verzerrendem Glas: er rückt sie in ein mephistophelisches Licht. Die andere Seite dagegen lebt in einer Sphäre verständnisvoller Wärme, hat Meienbergs Zuneigung, die plötzlich einmal eigenartig hemmungslos sein kann. [. . .] Bei dem Entweder-Oder von Identifikation oder Aversion ist es für Meienberg nicht möglich, eine Frage wie die der Landesverräter in der Armee und ihrer Behandlung durch die Militärstrafjustiz im historischen Zusammenhang zu sehen und einzuordnen. [. . .] Ob das Todesurteil in den insgesamt 17 Fällen notwendig war, mag im nachhinein angesichts der allgemeinen Problematik der Todesstrafe diskutabel erscheinen – die Strafwürdigkeit der konkreten Taten dieser Wehrmänner (Soldaten und Offiziere) bleibt offenkundig und kann nicht, wie Meienberg das tendenziell tut, unter Hinweis auf verfehlte, nazifreundliche Gesinnung bestimmter höhergestellter Zivil- und Militärpersonen – solche verfehlte Gesinnung gab es – weggewischt oder unter Hinweis auf die kriegswirtschaftlich bedingten Waffenlieferungen nach Deutschland bagatellisiert werden. Aber diese historischen Zusammenhänge und Fragen der Verantwortung interessieren den „Reportagen"-Autor Meienberg im Grunde gar nicht [. . .]. So bringt es Meienberg nicht bloß fertig, die Straftat des Ernst S. bagatellisierend zu entschuldigen; er bringt es auch fertig, das „Opfer" (dem Schuldlosigkeit fast a priori zugebilligt wird, weil er sozial zur „Unterschicht" gehört) zu einer Art von Richter über die gesamte Gesellschaft zu erheben, die als ganze in Anklage versetzt wird (und deren Elite, das Establishment, schon fast schuldig erscheint, nur weil sie Oberschicht ist).[153]

Während die Kritiker in den deutschen Zeitungen Meienbergs Rechercheverfahren positiv aufnahmen,[154] beklagten sowohl ablehnende wie auch die meisten wohlwollende Rezensionen in der Deutschschweiz, dass es der Ernst S. Reportage an einem positivistischen Objektivitätsanspruch fehle.[155] Der Historiker Georg Kreis, der in den 90er Jahren einer der größten Befürworter für Meienberg war, argumentierte, dass Meienberg „die Literaturgattung der permanenten Selbstanklage"[156] perfektionierte. Einige Kritiker attestieren Meienberg „nachpubertäre Aggressionen",[157] er schreibe mit allzu „salopper Schnoddrigkeit"[158]. Auch sei es unanständig, Privatpersonen an den Pranger zu stellen.

Nachdem Richard Dindo den Ernst S. Stoff verfilmte und die filmische Umsetzung an den Solothurner Filmtagen am 31. Januar 1976 uraufgeführt wurde, entflammten die öffentlichen Debatten erst richtig. Und zwar so heftig, dass selbst Dindo und Meienberg überrascht waren. „Das eigentliche Problem", erinnert sich Richard Dindo, war der Kommentar, den Niklaus Meienberg geschrieben hatte: „Niklaus war der Überzeugung, einigen der damaligen Bundesräte [Motta, Pilet-Golaz und Etter] könne man Sympathien für den Faschismus nachsagen. Sie verfolgten eine Politik, die man in Frankreich ‚Kollaboration' genannt hat und für die man dort nach dem Krieg erschossen wurde."[159] Dindo und Meienberg mussten sich im weiteren vorwerfen lassen, unfähig zu sein, authentisch zu berichten, weil sie den Ereignissen nicht beiwohnten. Doch für Dindo machte die eigentliche Stärke des Filmes aus, dass Zeitzeugen zu Wort kämen: „Die Zeitgenossen des Ernst S., das Volk, haben ja von der Nazifreundlichkeit gewisser Kreise des Bürgertums gewusst. Nur konnte Niklaus aufgrund seiner Recherchen die Dinge sehr viel klarer und zusammenhängender darstellen."[160]

Die *Neue Zürcher Zeitung* ärgerte sich drei Jahre lang in rund zwanzig Artikeln über diesen Dokumentarfilm und versuchte, Meienberg und Dindo in immer neueren Varianten der Stimmungsmache und unlauteren politischen Agitation zu überführen. Obwohl es heute wohl kaum überrascht, dass die Zeitung dermaßen hartnäckig Stellung bezog, muss dennoch mit Erstaunen festgestellt werden, mit welch beladenem und explosivem Geschütz die *NZZ*-Kritiker gegen Meienberg und Dindo auffuhren. Der Filmkritiker Martin Schlappner räumte immerhin ein, dass der Film von Richard Dindo „[. . .] und zwar über die kommentierenden Texte des Reportageautors hinaus, mehr Glaubwürdigkeit" als Meienbergs *Ernst S.*-Reportage gewinne, weil Dindo die Aussagen der Ernst S.-Brüder durch Stellungnahmen von Edgar Bonjour und eines Alt-Ständerates ergänzt hatte. Der Film bediene sich „der Methode des 'informatorischen Standorts', das heißt, er lässt Leute zu Wort kommen, die damals mit dabei waren, in irgendeiner Beziehung zu dem Manne standen, dessen Tod im Mittelpunkt solcher Dokumentation steht".[161]

Diese Vorgehensweise ist nun aber auch typisch für die Ernst S.-Buchreportage. Geradezu ironisch ist, dass Schlappner Bonjour erwähnt. Denn gerade das Interview mit Bonjour verursachte einen kleinen Skandal. Nachdem Bonjour darüber informiert wurde, dass das Gespräch für den Film zu Ende sei, vermerkte er (im Verständnis, dass es ‚off the record' sei): „Das ist wie immer so, der Kleine hängt eher als der Grosse, was man ja auch im Zivilleben konstatiert."[162] Dindo hat diese Äußerung gegen den Willen Bonjours in den Film aufgenommen.

Doch dürfte auch hier zutreffen, was ein *NZZ*-Redakteur zu Meienbergs Schreibverbot beim *Tages-Anzeiger* metapherreich zu sagen hatte: „Wer wie Niklaus Meienberg so häufig mit Kanonen auf Spatzen geschossen hat, darf nicht verwundert sein, wenn auf den groben Klotz ein grober Keil geschlagen wird."[163] Manche Kritiker gingen dann auch sehr weit—darunter Georg Kreis—und warfen Meienberg in den ideologischen Eintopf mit faschistischen und kommunistischen Propaganda-Schriftstellern, welche die Geschichtsbücher willkürlich redigierten.[164] Meienberg und Dindo waren seiner Meinung nach „Luntenleger [. . .] nicht weil sie den Schlaf der Gerechten stören und zur Diskussion herausfordern. Sie sind es insofern, als sie die Auseinandersetzung mit unlauteren Mitteln führen und versuchen, die Wahrheit ihren politischen Ambitionen zu unterwerfen."[165] Kreis gesteht heute, damals „übers Ziel hinausgeschossen"[166] zu sein. Jedoch macht gerade sein Artikel deutlich, weshalb sich so viele *NZZ*-Redakteure aufregten: sie wehrten sich mit aller Kraft dagegen, dass der Wehrwille der Schweizer Armee im Zweiten Weltkrieg in Zweifel gezogen wurde.[167] In der Hitze des ‚Gefechtes' ging unter, was berechtigte historische und historiographische Einwände waren: Ernst S. sei nicht als erster hingerichtet worden, kritisierte Georg Kreis.

> In Wirklichkeit sind zuerst zwei Offiziere zum Tode verurteilt worden, die man nicht so leicht als ausgebeutete Opfer der Gesellschaft präsentieren kann und deren Fälle schlecht zur These passen, man habe bei der Verfolgung des Verrats militärischer Geheimnisse *Klassenjustiz* geübt. Handelt es sich um einen Irrtum oder um eine bewusste Fehldarstellung?[168]

Was Kreis ebenfalls zu recht beanstandete, ist Meienbergs Tendenz, „eine Gesellschaftsschicht pauschal zu diffamieren".[169] Kreis' Einspruch, dass die faschistische Gesinnung quer durch alle Klassen verlief und dass dies Meienberg unterschlagen würde, ist jedoch nicht akkurat. Zeigt doch der Ernst S. Fall gerade, welche restriktiven gesellschaftlichen Bedingungen vorhanden sein müssen, damit ein Vertreter der Schweizer Unterschicht überhaupt erst der Nazi-Ideologie verfällt.

In derselben *NZZ*-Ausgabe meldete sich auch Hugo Bütler wieder zu Wort und brachte den Faschismusvorwurf an Meienberg und Dindo erneut vor. Er betonte, dass sich Niklaus Meienberg und „seine publizistischen Trabanten im Fall des Landesverräters Ernst S., in die Rolle von Anwälten einstiger Zuträger und Helfershelfer der Hitlerschen Sache begeben. Sie tun das, wie zu bemerken ist, meist nicht plump und direkt, sondern auf indirekte und subtile Weise, indem sie auf dem Hintergrund einer verharmlosenden und verständnisvollen Darstellung eines bestraften Verräters den Vorwurf der ‚Klassenjustiz' erheben, um damit die verantwortlichen Behörden von damals . . . . und die ‚bürgerliche' Schweiz von heute auf die Anklagebank zu versetzen."[170] Der eigentliche Landesverräter schien nun auf einmal Meienberg zu sein.

Im Zuge der heftigen *NZZ*-Kritik am Film sprachen sich 18 Berner Professoren gegen eine deutsche Preisvergabe für den Dokumentarfilm über Ernst S. aus (die Mehrheit hatte den Film gar nicht erst gesehen). Wie Richard Dindo vorausgesagt hatte, lehnte der Bundesrat die Zusprechung einer Qualitätsprämie ab, obwohl die Expertenkommission die Prämie mit dreizehn gegen eine Stimme (*NZZ*-Redakteur Martin Schlappner) zuvor befürwortet hatte. Der Bescheid des Bundespräsidenten Hans Hürlimann (der Vater des Schriftstellers Thomas Hürlimann) wurde in der Zürcher Studentenzeitung *das konzept* unter dem Titel „Die Entschließung des Hans H." abgedruckt:

Sehr geehrter Herr Dindo,

„. . . . Zudem nahm ich die Gelegenheit wahr, den Film persönlich anzusehen und ihn mit Fachleuten eingehend zu diskutieren. Eine Mehrheit der Experten attestiert dem Film, dass er unter Verwendung filmischer Mittel eine eindrückliche Interpretation eines Teils der jüngsten Schweizer Geschichte darstelle, während eine Minderheit kritisiert, er manipuliere historische Ereignisse und bediene sich in einer unzulässigen Weise eines ideologischen Rasters, was schwerer ins Gewicht falle als die gestalterischen Qualitäten. Mit der Minderheit halten wir es nicht für vertretbar, den Film durch eine staatliche Qualitätsprämie auszuzeichnen. [...] Wir sind uns bewusst, dass ein Film dieser Art die Schweiz der Kriegszeit nicht verklärt darzustellen hat, sondern auch ihre Schattenseiten zeigen muss. Andererseits verlangt die Gattung des Dokumentarfilms Tatsachentreue und Gerechtigkeit auch gegenüber jenen, die in Erfüllung ihrer gesetzlichen Pflicht den Landesverrat zu ahnden hatten. Die Tatsache, dass sie sich dieser schwierigen Pflicht unterzogen, berechtigt nicht dazu, sie niedriger Gesinnung und unlauterer Beweggründe zu verdächtigen. [. . .] Der Staat, der durch den Landesverrat aufs schwerste bedroht wird, darf eine offensichtliche Unausgewogenheit der Darstellung historischer Tatbestände nicht prämiieren und damit den Eindruck erwecken, er entschuldige nachträglich jene, die Land und Volk verraten haben, und er distanziere sich von denen, die ihre Pflicht erfüllten. Eine Prämiierung des Films würde unter den gegebenen Umständen nicht einfach als Auszeichnung seiner künstlerischen Qualität verstanden, sondern als Anerkennung der tatsachenwidrigen Unterstellung, der gleiche Staat habe in höchster Not nach der Richtlinie gehandelt: Die Grossen lässt man laufen, die Kleinen hängt man. Landesverrat wurde unbesehen am Stand und Grad geahndet.—Die auch von den Experten geäußerten Bedenken in bezug auf historische Genauigkeit und Wahrhaftigkeit überwiegen gegenüber den künstlerischen Qualitäten des Films. Die politischen Gegebenheiten der Kriegszeit werden im Film in einer Weise vernachlässigt, die nicht nur in einer Fehlinterpretation mündet, sondern letztlich auf eine Manipulation jener Bevölkerungskreise hinausläuft, die die im Film geschilderten Ereignisse nicht aus der persönlichen Erfahrung kennen können. Diese Einwände wiegen gegenüber einem Dokumentarfilm besonders schwer, da diese Gattung die Fakten korrekt und aufgrund gesicherter Quellen darzustellen hat. Die Voraussetzungen für einen hervorragenden Film (Artikel 5 des Filmgesetzes und Artikel 8 der Verordnung/1) erachten wir deshalb als nicht erfüllt. Wir sind daher gezwungen, Ihr Gesuch abzulehnen. Gegen diesen Entscheid kann von Ihnen aufgrund von Artikel 44ff. des Verwaltungsverfahrensgesetzes innert 30 Tagen eine Beschwerde an den Schweizerischen Bundesrat eingereicht werden. Mit freundlichen Grüssen EIDG. DEPARTEMENT DES INNERN H. Hürlimann."[171]

Meienbergs Versuch, die geschichtspolitischen Beweggründe der Landesväter in einer öffentlichen Debatte transparent zu machen, scheiterten. Die Einladung der Filmemacher an Hans Hürlimann und an den Bundesrat Kurt Furgler, den Film in der Öffentlichkeit zu diskutieren, wurde von den Politikern abgelehnt.[172] Ein Geschichtsprofessor brachte das Argument vor, dass er sich den Film nicht anzusehen brauchte, um sich eine Meinung zu bilden, denn schließlich hätten die Filmemacher keinen Aktivdienst geleistet. Die Meinung, dass man an

der Geschichte leibhaftig teilhaben muss, um kompetent über sie zu berichten, scheint aus heutiger Sicht rückständig, doch hat sie sich als Doktrin selbst unter Historikern behauptet.

Die unzähligen und anhaltenden öffentlichen Debatten hatten zur Folge, dass Meienberg bald berühmt-berüchtigt war. Einfacher machte ihm der Bekanntheitsgrad das Recherchieren jedoch nicht. Er hatte zeit seines Lebens mit Arbeitsverhinderungen zu kämpfen. In einem Brief an Alexander J. Seiler (2.6.1975) beschrieb er eine berufliche Situation, die bis zu seinem Tod Gültigkeit haben würde:

> Einen gewissen Bekanntheits-Grad (der für bürgerliche Verleger aber eher ein Berüchtigkeits-Grad ist) [ist] nicht zu verwechseln mit Arriviert-Sein, Alle-Kanäle-offen-haben, Reüssiert-Sein. Bekannt bin ich anscheinend jetzt in einem gewissen Publikum. (Darüber stolz sein könnte nur ein Trottel.) Aber bei den wenigen Leuten, durch deren Filter ich muss, bis ich beim Publikum bin, wurde ich eher berüchtigt seit meinem Buch. [. . .] Ich habe genau dieselben Schwierigkeiten, wenn ich etwas Linkes schreiben will, wie vor fünf Jahren. Ich kann bei keinem bürgerlichen Zeitungs- oder Buchverlag einen Fall wie Furgler, Sulzer, Bührle oder sonst etwas wirklich Heißes aufrollen. [. . .] Das Tagi-Magazin ist die einzige Publikation im deutschen Sprachraum (von denen, welchen über den linken Kuchen hinausgreifen0, in der ich hin und wieder und immer mit größerem Widerständen und nachträglichen Krächen (wofür die Tagimagiredaktion nichts kann) veröffentlicht werde.[173]

Meienberg hielt sich in seinen Meinungsäußerungen nicht zurück. Er schrieb nicht für die Archive, nicht für eine akademische Elite, das ließ er alle wissen, sondern für das Volk und für die jungen Nachwuchshistoriker. Immer wieder traf er die neuralgischen Punkte im kollektiven Schweizer Gedächtnis. Doch verstand er sich nicht als Propagandist, sondern vielmehr als „Untersucher“[174] und als Aufklärer. Der akademische Lehrauftrag, den er sich so sehr wünschte, verwirklichte sich nicht. Die erhoffte Anerkennung als seriös arbeitender Zeitgeschichtler blieb aus. Seine Leserschaft und seine Kritiker sahen in ihm oftmals nicht mehr, wie Meienberg selber beklagte, als einen „Rambo mit der Schreibmaschine“.[175] Sie beanstandeten sein dualistisches Weltbild, das klar und hermetisch zwischen gut und böse abgrenzte. Es war typisch für die Debatten, die sich in den 70er Jahren an Meinberg entzündeten, dass sie oftmals die eigentliche

Geschichtsthematik aus dem Gesichtsfeld verloren, und sich vorab auf seine Person und auf seine angeblich klassenkämpferische Motivation konzentrierten.[176] Anstatt Meienbergs historiographische Pionierleistung anzuerkennen, kritisierten Lehrstuhl-Historiker seine mangelhafte Geschichtsschreibung. Es muss heute vermutet werden, dass sie dadurch u.a. von ihren eigenen Versäumnissen ablenken wollten, zumal Meienberg eine Vergangenheitsarbeitung praktizierte, welche die Schulhistoriker selbst nicht zu leisten vermochten.

Dass es überhaupt erst einen Meienberg brauchte, war ein Symptom für das Versagen der Schweizer Geschichtswissenschaft, die ihre Disziplin kaum je in Frage stellte. Die Tatsache, dass es unter der politischen, wirtschaftlichen und militärischen Schweizer Elite zwischen 1933 und 1945 deutschfreundliche Tendenzen gab, war in der Schweiz bereits in den 50er Jahren bekannt. Schweizer Schulhistoriker hatten Einsicht in *German Documents on Foreign Policy*, sahen jedoch stillschweigend von einer fundierten Recherche ab. Meinberg schrieb 1971: „Die Solidarität der Historiker-Zunft war stärker als die Lust an der Wahrheitsfindung [. . .]. Man ist aufeinander angewiesen und wird sich am nächsten Historikerkongress wieder gegenübersitzen."[177] Keiner wollte sich, wie Meinberg festhielt, mit einer für die Schweiz kompromittierenden Veröffentlichung „die Karriere versauen"[178] lassen.

Man kann Meienberg vorwerfen, dass er wie ein Elefant im Porzellanladen sein Unwesen trieb, ohne Rücksicht auf Schaden und Verluste, dass er in seiner Polemik zu weit ging, nicht immer sachlich blieb, sich in eine Hassliebe zur Schweiz hineinsteigerte und den kritischen Abstand zu seinem Forschungsgegenstand verlor. Doch muss eingeräumt werden, dass sein lautes und schrilles Auftreten die Voraussetzung war, um sich gegen das vorherrschende Quellenmonopol und seine Verteidiger überhaupt erst bemerkbar zu können. Während sich ängstliche, um ihren Ruf bedachte Historiker vor der Zensur und den verschlossenen Türen verneigten, ist Meienberg gegen diese Türen angerannt. So lange bis er sich regelrecht an ihnen und an diesem Land, „wo Berge sich erheben wie Bretter vor dem Kopf",[179] totgelaufen hat. Die

makabre Schlusspointe ist mir als Gerücht zu Ohren gekommen: In den Redaktionsräumen der *NZZ* bestand Uneinigkeit darüber, ob man Meienbergs Selbstmord bekannt geben und einen Nachruf schreiben sollte.[180]

Meienbergs *Ernst S.*-Geschichte ist symptomatisch dafür, wie sorgfältig man sich in den Vergangenheitsdiskursen an eine reglementierte Diskurssprache zu halten hatte, um als Historiker und Quellenkritiker ernst genommen zu werden. Aus meiner Sicht hat das Klassenjustiz-Argument Meienberg—obwohl es heute auch unter Historikern zumindest zum Teil akzeptiert wird[181]—mehr geschadet als geholfen. Zwar hat es ihm Publizität verschafft, doch ging es im Verlauf der Kontroverse immer weniger um seine historiographische Leistung, als um das Austeilen ideologischer Hiebe. Meienbergs Geschichtspolitik, die ein unmissverständlicher Klassenkampf war (auch wenn er es anders sah), scheiterte, weil er reaktionäre-bürgerliche Bevölkerungskreise dermaßen provozierte, dass es in den Vergangenheitsdebatten am Ende nur noch um die Gesinnung ging.

Konträr zu seiner Absicht hat Meienberg somit dazu beigetragen, dass die in den 60er Jahren entstehenden Ansätze zu einer kritischen Geschichtsschreibung angesichts dieses heftigen Gesinnungsstreites zwischen Linken und Bürgerlichen verkümmerten. Die Behauptung einiger Sozialwissenschaftler, dass die 70er Jahre deshalb für die Gedächtnisgeschichte ein verlorenes Jahrzehnt waren, ist allerdings ein allzu pessimistischer Befund.[182] Der Fall Niklaus Meienberg beleuchtet, *wie viel* es benötigte, um eine "Geschichtsdiskussion" überhaupt erst in Gang zu bringen. Sein Gegengedächtnis leistete, was andere Texte, insbesondere jene über die Schweizer Arme im Zweiten Weltkrieg, vor ihm nicht zu bewirken vermochten.

1979 durfte Meienberg die vormals gesperrten Akten zum Fall Ernst S. einsehen. Hierfür war der glückliche Umstand verantwortlich, dass in der Zwischenzeit einem akademisch lehrenden Strafrechtler, Peter Noll, die Landesverräter-Akteneinsicht zur Durchsicht gewährt wurde (auch er musste seine Ergebnisse vor der Veröffentlichung vom Bundesrat zuerst

‚absegnen' lassen). Meienberg wandte sich direkt an die Bundesräte Kurt Furgler und Rudolf Gnägi, indem er auf die „Rechtsungleichheit" hinwies: „Dem einen Bürger wird der Zugang gewährt, dem andern nicht."[183] Bei der Einsicht stellte sich dann heraus, dass Meienbergs Hypothese—gestützt auf Zeitzeugenaussagen—Ernst S. hätte keine großen militärischen Geheimnisse ‚verraten', richtig war.[184] „Ernst S. musste als nicht büssen für den tatsächlich der Wehrbereitschaft zugefügten Schaden, sondern für unsauberes und falsches Denken."[185] Dieser Befund wird von der heutigen Schulhistorie bestätigt.[186]

„Bei uns ist der Zwang, rein zu sein und sauber zu bleiben, besonders groß",[187] schrieb Meienberg im anfangs zitierten Interview. Historiker, die in den 70er Jahren wie Meienberg unsaubere Machenschaften in der Weltkriegszeit hervorkehrten, begangen Verrat an der Geschichte. Denn im „Land der Unschuldigen", wie Peter Bichsel in seinem Vorwort zu den Meienberg-Reportagen die Schweiz nannte, fürchtete man sich vor nichts so sehr wie vor der Wahrheit:

> Ernst S. war ein ganz kleiner, und es ist nicht so, dass man die Großen nicht auch hätte, aber die hat man nicht erwischt, und der Militärrichter ist nur für das Verurteilen verantwortlich, nicht für das Erwischen. Wer erwischt wird, darüber entscheiden andere. So ist—und das muss so sein in einem Rechtsstaat—mit der Kompetenz auch die Unschuld verteilt. [. . .] Der größte Feind der Unschuld jedenfalls ist die Wahrheit, und dieses Land, lieber Niklaus, ist das Land der Unschuldigen.[188]

Anmerkungen

[1] Max Frisch, *Dienstbüchlein* (Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1974) 144.

[2] Christoph Geiser, „Der Anschluss fand statt," *neutralität*, Januar 1970: 19-29.

[3] Zitiert in Georg Kreis, „Vier Debatten und wenig Dissens," 457. Vgl. dazu auch Matthias Kunz und Pietro Morandi, „Die Schweiz und der Zweite Weltkrieg" (1. Dezember 2003) <http://www.geschichtsbildschweiz.ch/ synthese.htm>.

[4] Max Frisch, *Dienstbüchlein*, 144.

[5] Walter Matthias Diggelmann, „Gibt es Tabus in der Schweiz?" (1964). Nachlass Walter Matthias Diggelmann. Schweizerisches Literaturarchiv: A I/1. Vgl. dazu: „Die Schweizerische Depeschenagentur verbreitete kürzlich folgende Meldung: 'Die Zahl der wegen Dienstverweigerung aus Gewissensgründen verurteilten Wehrmänner ist im Jahre 1968 von 75 auf 67 zurückgegangen. Die Verurteilungen betrafen in 40 (34) Fällen Zeugen Jehovas. Neun (13) berufen sich auf andere religiöse Gründe und 18 (28) auf ethisch weltanschauliche Motive'. In der Sonntagsausgabe vom 13. April dieses Jahres der *Neuen Zürcher Zeitung* befasst sich E.A.K. unter dem Titel ‚Schleichender Antimilitarismus' mit den Dienstverweigerern. [...]. Einmal mehr beruft sich auch E.A.K. auf die Bedrohung der Schweiz durch Hitlers Armeen während des Zweiten Weltkrieges. Und er sagt es deutlich so: ‚Dass die schweizerische Armee von 1939 nicht nur die ‚Bourgeoisie', sondern Legionen von Arbeitern, ganz besonders von Partei- und Gewerkschaftsfunktionären, vor dem Zugriff der Gestapo hat bewahren und also das ganze Volk hat wirksam schützen helfen, achten sie heute gering.' Ich glaube, wir müssen uns inskünftig polemischer Äußerungen enthalten in diesem wahrhaft komplexen Fragengefüge, aber auf eines soll E.A.K doch aufmerksam gemacht werden: Bekanntlich entwarf General Guisan während des Zweiten Weltkrieges den ‚Reduit-Plan'. Mit anderen Worten, man hätte das ganze Mittelland militärisch preisgegeben, um innerhalb des Alpengebietes nicht mehr viel mehr als (1) die ‚Idee der Schweiz' zu verteidigen, wie man in früheren Schlachten am Ende wenigstens noch das Banner zu retten trachtete. Ferner soll nur am Rande die Frage aufgeworfen werden, ob der militärische Durchhalteswillen [sic] stärker gewesen wäre, als der latente politische Anpassungswille. Soviel wissen wir heute, dass an unserer

Südostgrenze ein Mann die Grenztruppen befehligte, der ein großer Bewunderer Hitlers und dessen Politik war. Wir wissen auch, dass andere hochgestellte Militärs die ‚Schlagkraft und Disziplin' der Hitler-Armeen bewunderten. Woraus wir durchaus die Frage folgern dürfen, ob es wirklich immer die Armeen sind, die einen vor Kriegshandlungen beschützen" (Walter Matthias Diggelmann, „Kriegsdienstverweigerer: Idealisten, Dummköpfe, Psychopathen oder vernünftige Menschen?" (16./17. April1969). Nachlass Walter Matthias Diggelmann. Schweizerisches Literaturarchiv: AI/12).

[6] Paul Nizon, *Diskurs in der Enge,* 119.

[7] Armin Och, *Die langen Tage und der kurze Morgen* (Basel: Lukianos, 1969).

[8] Es ist der allgemeinen Wehrpflicht in der Schweiz zu verdanken, dass sie aus erster Hand berichten konnten.

[9] Max Frisch, „Tagebuch eines Soldaten," *Neue Zürcher Zeitung* 16.9.1935: Blatt 6.

[10] Kurt Guggenheim, *Wir waren unser vier* (Zürich: Artemis, 1949) 124-125.

[11] Guggenheim 132.

[12] Guggenheim 134.

[13] Charles Linsmayer, „Ich aber weiß, dass alle Dinge nur einmal sind," *Der Bund* 13. Januar 1996: Z1.

[14] Vivianne Berger, „Verkannt, geehrt, vergessen und wieder entdeckt," *tachles* 3. Januar 2003: 26.

[15] Für Charles Linsmayers waren „in diesem Glanzmann zwei verschiedene ‚Existenzweisen' verkoppelt [. . .]: die jüdische und die bewusst teilnehmende, sich einbringende schweizerische. Und in diesem Fall, als er über den von einem schweizerischen Militärgericht schuldig gesprochenen und zum Tode verurteilten Penitenten hinwegschoss, hat er natürlich einen Befehl missachtet, ist also im Sinne des Militärstrafgesetzes oder was das immer war, schuldig geworden. Dass er darüber hinwegschoss, beweist aber eindeutig, dass er sich letztlich zuerst einer höheren, humanen, von Militärgerichten und dergleichen unabhängigen Gerichtsbarkeit verpflichtet sah, vor der das Todesurteil natürlich fragwürdig war" (Charles Linsmayer, Email an die Autorin, 7. Dezember 2003).

[16] Hans Rudolf Vogel, „Leserbrief," *Neue Zürcher Zeitung* 24. Dezember 1999: 63.

[17] Max Frisch, *Dienstbüchlein*, 14.

[18] Frisch 9.

[19] Frisch 22.

[20] Frisch 57.

[21] „Ich versuche mich zu erinnern, wie über Hitler geredet wurde. Wenig. Die deutsche Art war ohnehin nie beliebt gewesen, die deutsche Schnauze, der Sauschwab. Ich erinnere mich kaum an politische Auseinandersetzungen innerhalb der Mannschaft. Kein Hitler in der Schweiz, hier hatten die Deutschen nichts zu suchen. Ein politisches Feindbild wurde in unsrer Armee, soweit ich es erlebt habe, nicht aufgebaut" (Frisch 42).

[22] Frisch 49.

[23] „Der Widerspruch, dass die Armee zur Verteidigung der Demokratie in ihrer ganzen Struktur antidemokratisch ist, erscheint nur als Widerspruch, solange man die Beteuerung glaubt, sie verteidige Demokratie, und das glaubte ich allerdings in diesen Jahren" (Frisch 54).

[24] „Eine gleichwertige Sprache, auch nur eine ungefähr gleichwertige, das mochten sie nicht; das drohte die Kasten aufzuheben. Im Dienst war es nicht zu erfahren, welche unsrer hohen Offiziere damals fanden, dass gegen Adolf Hitler, sofern er unsere Neutralität nicht antastet, nicht viel zu sagen wäre, im Gegenteil:—Schluss mit den roten Gewerkschaften, eine gewisse Eindämmung der Juden, wobei Ungerechtigkeiten bedauerlich sind, anderseits ein gesunder Aufschwung, eine gesunde und tüchtige Jugend [. . .]" (Frisch 57). Die Klassenschichten in der Armee werden in Frischs Dienstbüchlein bestätigt: „In der ersten Zeit, als ich noch Student war, gab es ein gewisses Misstrauen. Es verwunderte sie, dass ich, ein Studierter, nicht Offizier war" (Ibid., 34). Vgl. dazu: „Ihr Verhältnis zu den Offizieren war entsprechend: Hochachtung aus Erwartung, dass der Privilegierte eben der Klügere sei. Kein Arbeiter wünschte im Ernst oder auch nur im halben Ernst (was genau so lächerlich gewesen wäre, da es ausgeschlossen ist), Offizier zu werden. Wie sollte er, ein Arbeiter ohne Maturität, am Feierabend mit diesen Herren reden? Die waren vom Arbeiter aus gesehen, lauter Gebildete oder zumindest wohlhabend,

daher berechtigt, die Truppe zu führen und in Betten zu schlafen. Sie verfügten über Fremdwörter. Was sie im Gefecht taugen würden, stand nicht zur Frage" (Ibid.). „Ein Bürgersohn in der Uniform des Offiziers bleibt sich selbst; er kommandiert mit der gleichen Selbstverständlichkeit, wie er sonst, im Zivil, zu bestellen pflegt, was er oder sein Vater bezahlen kann" (Frisch 35-36). Vgl. dazu: „Ein Gespräch unter Eidgenossen, wenn der eine Kanonier oder Korporal ist und der andere ein Oberstleutnant, zumindest ein politisches Gespräch war ausgeschlossen. Es waren Kasten. Nicht einmal der Fahrer, der einen hohen Offizier dahin und dorthin fuhr, konnte da etwas erfahren. Meistens wurde er nicht unfreundlich behandelt, es konnte sogar vorkommen, dass der hohe Offizier sich nach der kranken Frau seines Fahrers erkundigte; eine persönliche Unterhaltung sozusagen, wenn auch einseitig, da sich der brave Fahrer kaum nach der Frau seines hohen Offiziers erkundigen konnte. Wie er, der hohe Offizier, eigentlich zu Hitler stehe, wäre eine vergebliche Frage gewesen. Es waren Kasten: der Fahrer auch ein Fahrer in Zivil, der hohe Offizier aber ein Akademiker, und Offiziere haben der Mannschaft nicht Rede und Antwort zu stehen. Das wusste man" (Frisch 55-56).

[25] Frisch 9.

[26] Frisch 127.

[27] Frisch 44.

[28] Frisch 144.

[29] Frisch 78.

[30] Frisch 84.

[31] Frisch 63.

[32] Frisch 64.

[33] Frisch 28.

[34] Frisch 90.

[35] Frisch 150.

[36] Frisch 138-139.

[37] Frisch 143.

[38] Frisch 153.

[39] Frisch 153-155.

[40] Martin Merki, „Luzern war 'Hochburg des Köpfens," *Neue Luzerner Zeitung* 8. März 2003 50.

[41] Armin Och, *Die langen Tage und der kurze Morgen*, 7.

[42] Och 10.

[43] Och 136.

[44] Och 136-137.

[45] Och 28.

[46] Och 29.

[47] Och 20.

[48] Och 22.

[49] Och 54.

[50] Och 72.

[51] Och 118.

[52] Och 119.

[53] Och 171.

[54] Och 172-174.

[55] Och 175.

[56] Och 191.

[57] Och 196.

[58] Och 197.

[59] Och 203.

[60] Och 205.

[61] Ich bin durch Georg Kreis auf Armin Och aufmerksam geworden. *Die langen Tage und der kurze Morgen* fehlt auf der, von der Schweizerischen Landesbibliothek herausgegebenen Liste literarischer Texten, die sich mit der Schweiz der Jahre 1933-1945 beschäftigen. Eine Internetrecherche

zu ‚Armin Och' lieferte vier Treffer, die den Autor als Krimi- und Thrillerautor von Romanen wie *Zürich Paradeplatz* (1976), *Der Don von Zürich* (1980), *Tödliches Risiko* (1995) und Kurzkrimis wie *Chopin und Champagner, . . . Und wenn sie nicht gestorben sind*, ausweist. Handelte es sich hier um denselben Armin Och? Schließlich fand ich über die Schweizer Mediendatenbank weitere Einträge zu Armin Och. Die beruflichen Koordinaten—Bankangestellter, danach Lektor und Projektleiter bei einem Verlag, später erfolgreicher Krimiautor—ließen mich weiterhin im Zweifel, ob es sich dabei um 'meinen' Armin Och handelte. Wo immer eine Liste seiner Veröffentlichungen angefügt war, stand kein Vermerk zu *Die langen Tage und der kurze Morgen.* Jedoch fand ich Hinweise dazu, wie er literarisch vorging. Seine Recherchemethoden bestärkten mich im Glauben, dass es sich um den gleichen Armin Och handeln musste. Immerhin schrieb er: „Meine Geschichten basieren immer auf einer wahren Begebenheit." Ein zweites Indiz für mich war, dass er einmal gar so minutiös recherchiert haben soll, dass er sich dafür Drohungen einhandelte. Schließlich wollte ich es wissen und kontaktierte die *Glückspost*, die einige von Ochs Sommerkrimis als Serie veröffentlichte. Prompt erhielt ich eine Antwort von Denise Höhener. Ja, es handle sich zweifellos um „DIESEN" Herrn Och.

[62] Urs Kaiser (*NZZ-Archiv*), Email an die Autorin, 16. September 2003.

[63] Amin Och, Brief an die Autorin, 6. Oktober 2003.

[64] Catherine Boss und Eva Geel führten das Interview wenige Wochen vor Meienbergs Suizid im Sommer 1993. Vorgesehen war, das Gespräch in einer neuen Geschichtszeitschrift zu veröffentlichen. Das Projekt konnte jedoch nicht realisiert werden. Die *Weltwoche* publizierte das Interview fünf Jahre später: Catherine Boss und Eva Geel, „Vom Zwang rein und sauber zu bleiben," *Die Weltwoche* 24. September 1998: 52.

[65] Georg Kreis, persönliches Interview, 9. Juli 2003 in Basel.

[66] Kreis, Interview.

[67] Thomas Bodmer, „Der untersuchte Untersucher," *Tages-Anzeiger* 7.10.1999: 67.

[68] Fredi Lerch, Lotta Suter, Niklaus Meienberg, Otto F. Walter, „Vorschlag zur Unversöhnlichkeit," *Die Wochenzeitung* 30.5.1984: 67.

[69] „Ich weiß nicht einmal, ob ich ein Klassenkämpfer bin, wie Ihr sagt. Den Ausdruck finde ich gefährlich, so ungefähr: Der weiß, wer die Kleinen und wer die Grossen sind, steht auf der Seite der Kleinen und kämpft. Grad so einfach seh' ich das natürlich nicht" (Lerch, Suter, Meienberg, Walter 60).

[70] „Diese Anstrengung findet bei jedem Adjektiv statt, beim Rhythmus eines Satzes, den du anders machst als die Reklamensprache oder die abgenutzte Zeitungssprache. Oder hochgestochen ausgedrückt, wie die Strukturalisten sagen: Im ‚Signifiant', nicht nur im ‚Signifié' findet Klassenkampf statt" (Lerch, Suter, Meienberg, Walter 60).

[71] Jörg Meier, „Ein Nestbeschmutzer wird salonfähig," *Neue Zürcher Zeitung* 10. November 2003: 37.

[72] Leserbrief an die *Basler Nachrichten* 30.6.1975. Zitiert in Georg Kreis, „Niklaus Meienberg nach 25 Jahren," *traverse: Zeitschrift für Geschichte* (2) 2001: 37.

[73] Niklaus Meienberg, „St. Galler Diskurs bei der Preisübergabe," *Weh unser guter Kaspar ist tot*, 210.

[74] Schreiben war für Meienberg existentiell: „Es ist für mich völlig unvorstellbar, über etwas zu schreiben, was mich nicht betrifft. Weil mich etwas 'überfällt', muss ich es schreibend loswerden. Nur Sachen, die mich ‚überfallen', kann ich beschreiben. [. . .] Mir läuft nämlich jeden Tag mindestens etwas über den Weg, wenn nicht mehrere Etwas. Und diese beängstigen mich, bearbeiten mich, vernichten mich, verfolgen mich, und wenn ich nicht darüber schreiben kann, habe ich Erstickungsanfälle" (Niklaus Meienberg, „Getroffen und betroffen (Leserbrief)," *Das Magazin* 17. Mai 1980: 4).

[75] Niklaus Meienberg, „Der Aktenfund im Militärdepartment (1979)," 145.

[76] Niklaus Meienberg, „Der Aktenfund im Militärdepartment (1979)," 128.

[77] Meienbergs Rundumschläge gegen die Deutschschweizer Historikerzunft weckt auch heute noch bei Georg Kreis negative Emotionen: „Meienberg wollte ein besserer Historiker sein als alle anderen" (Georg Kreis, persönliches Interview, 9. Juli 2003 in. Basel).

[78] Reto Caluori, „'Ich habe nicht im Sinn, mich auf die schweizerische Gutmütigkeit einzulassen'," *Nachfragen und Vordenken. Intellektuelles Engagement bei Jean Rudolf von Salis, Golo*

Mann, Arnold Künzli und Niklaus Meienberg, Hrsg. Sibylle Birrer, Reto Caluori, Kathrin Lüssi und Roger Sidler (Zürich: Chronos, 2000), 192.

[79] Roger W. Müller Farguell, „Literarischer Journalismus. Hugo Loetscher und Niklaus Meienberg," *Literatur in der Schweiz*, Heinz Ludwig Arnold, Hg. (München: edition text + kritik, 1998) 158.

[80] Vgl. Dazu Metzler, Philipp. „'Den Abszess zum Platzen bringen'—Zugänge zu Niklaus Meienbergs Geschichtsschreibung," Lizentiatsarbeit Universität Zürich, 2001.

[81] Zitiert in: „Spiegel-Gespräch: ‚Ich fürchte das Melodramatische'," 228.

[82] „Mit seinen Reportagen hat Niklaus Meienberg im Schweizer Journalismus Marksteine gesetzt, nicht nur der kontroversen Reaktionen wegen, sondern in erster Linie durch seinen innovativen Umgang mit der Gattung. Die literarische Qualität seiner Reportagen wurde bald nur von denjenigen bezweifelt, deren ästhetisches Empfinden in ihrem politischen Urteil befangen blieb" (Caluori 196).

[83] Fredi Lerch, Lotta Suter, Niklaus Meienberg, Otto F. Walter, „Vorschlag zur Unversöhnlichkeit," 66.

[84] Vgl. dazu: Roger W. Müller Farguell, „Literarischer Journalismus," 157-169.

[85] Vgl. dazu: Tom Wolfe, „Dichter in den Dreck. Manifest für den großen wahren Roman," *Transatlantik* 3 (1990): 14-22.

[86] Zitiert in Richard Dindo und Niklaus Meienberg, „Die Erschießung des Landesverräters Ernst S. (11. November 42)," *film 2. Kritisches Filmmagazin* 3 (1976) 5.

[87] „What was new about it was the utilization of techniques in journalism that had previously been used only in fiction." Steve Hammer, „Tom Wolfe speaks his mind," 24. November 2003 <http://www.nuvo.net/hammer/int/wolfe.html>.

[88] Tom Wolfe, „Dichter in den Dreck," 19. Vgl. dazu: „Der Reportageroman war keine Erfindung der 60er Jahre, sondern nahm seine Anfänge im kritischen Realismus des 19. Jahrhunderts, dessen Werke jedoch durch eine auktoriale Erzählweise gekennzeichnet waren: Dickens, Dostojewski, Balzac, Zola und Sinclair Lewis setzten voraus, dass der Romanschriftsteller über seine persönlichen Erfahrungen

hinausgehen und sich als Reporter in die Gesellschaft begeben müsse. Zola nannte das Dokumentation, und seine Dokumentationsexpeditionen, die er mit Notizbuch und Federhalter in der Hand in die Slums, die Kohlengruben, zu den Pferderennen, den Folies, in Warenhäuser, auf Großmärkte, in Zeitungsredaktionen, Scheunenhöfe, Rangierbahnhöfe und Führerhäuser von Lokomotiven unternahm, wurden legendär" (Wolfe 19).

[89] Tom Wolfe, *The New Journalism* (New York: Harper & Row., 1973).

[90] Wolfe 31.

[91] Fredi Lerch, Lotta Suter, Niklaus Meienberg, Otto F. Walter, „Vorschlag zur Unversöhnlichkeit," 69.

[92] Lerch, Suter, Meienberg, Walter 69.

[93] Tom Wolfe, *The New Journalism*, 32.

[94] Lerch, Suter, Meienberg, Walter 66.

[95] Lerch, Suter, Meienberg, Walter 66.

[96] Lerch, Suter, Meienberg, Walter 62.

[97] Niklaus Meienberg, *Das Schmettern des gallischen Hahns* (Darmstadt: Luchterhand, 1976), 138.

[98] Caluori 197.

[99] Lerch, Suter, Meienberg, Walter 66.

[100] „Die Kultur- und Alltagsgeschichte fragt danach, wie historische Prozesse von einzelnen Personen wahrgenommen werden. Gerade im alltäglichen und privaten Bereich entstehen jedoch - von vereinzelten Briefwechseln und Tagebüchern abgesehen - kaum schriftliche Quellen. Die Befragung von Zeitzeugen schließt hier eine Überlieferungslücke. Zudem erhält man mit Interviews auch Informationen, die in ihrer Zeit für die Niederschrift zu brisant waren [. . .]. Die Oral History kann zwar die Beschäftigung mit schriftlichen Quellen nicht ersetzen, aber sie kann eine hilfreiche Ergänzung oder eine notwendige Korrektur zum ausschließlichen Studium von Schriftquellen sein" (Christof Dejung, „Eine Brücke zwischen Zeitzeugen und Historikern," *Neue Zürcher Zeitung* 3. Juni 2000: 87). Vgl. dazu: „Die

Vergangenheit ist ein Resultat gedächtnisbasierter Kommunikation. Repräsentationen von Ereignissen und Entwicklungen liefern keine mimetischen Abbilder einstiger Geschehnisse, sondern an Deutungs- und Verstehensleistungen gebundene Auffassungen eines Geschehens. Solche Auffassungen werden aus der Perspektive einer Gegenwart von bestimmten Personen gebildet, sind also von deren Erfahrungen und Erwartungen, Orientierungen und Interessen unmittelbar abhängig. In diesem Sinn ist nicht nur die Gegenwart durch die Vergangenheit, sondern diese auch durch jene bestimmt" (Jürgen Straub, „Über das Bilden von Vergangenheit," 45.)

[101] „Die große Erzählung hat ihre Glaubwürdigkeit verloren" (Jean-François Lyotard, *Das postmoderne Wissen* (Wien: Passagen Verlag 1994) 112).

[102] Niklaus Meienberg, „Bonsoir, Herr Bonjour," 216.

[103] Vgl. dazu: Marianne Fehr, *Meienberg,* 210.

[104] Niklaus Meienberg, *Die Erschießung des Landesverräters Ernst S.* (Zürich: Limmat, 1992) 52-53.

[105] Meienberg 60.

[106] Vgl. dazu: Edward Said, „The Public Role of Writers and Intellectuals," *The Nation* 17. September 2001, 2. März 2003 <http://www.thenation.com/>.

[107] Zwar wurde die Bundesarchiv-Sperrfrist für Dokumente zum Zweiten Weltkrieg 1966 auf 35 Jahre herabgesetzt, doch wurde der Zugang zu den Dokumenten ausschließlich Historikern gewährt, die an einem wissenschaftlichen Projekt arbeiteten, und die sich damit einverstanden erklärten, ihre Forschungsergebnisse vor der Veröffentlichung dem entsprechenden Bundesdepartement zur Begutachtung vorzulegen.

[108] Niklaus Meienberg, „Tod durch Erschießen 1942-1944 (Teil II)," *Tages Anzeiger Magazin* 18. August 1973: 16-17.

[109] Cornelia Brink, *Auschwitz in der Paulskirche*, 73.

[110] Niklaus Meienberg, „Tod durch Erschießen 1942-1944," 10.

[111] Niklaus Meienberg, „Tod durch Erschießen 1942-1944," 17.

[112] Niklaus Meienberg, „Tod durch Erschießen 1942-1944," 17.

[113] Niklaus Meienberg, „Tod durch Erschießen 1942-1944," 17.

[114] „Ich ging zur H.-R. Kurz im Militärdepartement und bat um Akteneinsicht. Die könne er leider nicht gewähren, meinte Kurz zuerst, nahm nach erneuten Bitten jedoch den Telefonhörer und sagte dort hinein: Du, Ernst, da ist ein studierter Historiker mit einem Empfehlungsschreiben vom *Tages-Anzeiger,* der will vor allem das soziale Milieu von ein paar Landesverrätern beschreiben, ich glaube, wir können ihm ein paar Dossiers zeigen, oder was meinst du? Dieser Ernst, welcher sich als der damalige Oberauditor Lohner entpuppte, meinte es offenbar gut. Man würde mir zwei Nachmittage lang im Oberauditorat einige Dossiers servieren, unter der Bedingung, dass ich a) in meinem Bericht nicht schreiben dürfe, dass man mir im Militärdepartement die Akten gezeigt hatte, und b) dass ich die Namen ändere. Ich durfte dann also wirklich zwei Nachmittage lang von 14 bis 17 Uhr im Oberauditorat sitzen. Fotokopieren war verboten, mit einer Schreibmaschine abschreiben auch. Merke: Heiße Akten darf man in der Schweiz sehen, wenn man einen nicht so heißen, das heißt harmlosen Eindruck macht (ich war damals kaum bekannt) und wenn man den Aktenverwaltern sympathisch ist; da wird dann Handgelenk mal Pi entschieden. [. . .] Ein Herr Bernasconi saß mir im Oberauditorat quasi auf Nasenlänge gegenüber und passte auf, dass ich nicht mit einem Aktenstück im Abtritt verschwand und dort per Minox fotografierte. Umfangreiche Aktenbündel wurden auf den Tisch gelegt, ich schrieb mit fliegender Hast die wichtigsten Fakten auf, konnte einige hundert Seiten kursiv und ein paar Dutzend gründlicher lesen. Nachdem ich vier Fälle ein wenig exploriert hatte, wurde mir am zweiten Nachmittag *um halb fünf* das Dossier Ernst S. vorgelegt, welches meine sanktgallische Heimat heraufbeschwor. In der verbleibenden halben Stunde hätte auch ein guter Stenograf nicht alles abschreiben können. Folglich, als Herr Bernasconi sich einmal umdrehte, mopste ich das psychiatrische Gutachten des Hans-O. Pfister, welches alle wichtigen Namen und Hinweise enthielt, ließ es in meiner Mappe verschwinden und verschwand dann selbst, mit einigem Angstschweiß bedeckt, ohne kontrolliert zu werden (Entwendung zum Gebrauch). Ich bewahrte das Aktenstück an einem sicheren Ort auf und überreichte es dann sechs Jahre später Professor Noll, als dieser die Forschungserlaubnis erhielt, damit er es wieder in die Aktenbestände

zurückführte, was er auch ohne Murren tat (Strafrechtler!)" (Niklaus Meienberg, „Der Aktenfund im Militärdepartment (1979)," 119-122).

[115] Steht doch in Max Frischs *Dienstbüchlein* zu lesen: „Auch für die zivile Karriere ist es vorteilhaft, Offizier zu sein in unsrer Armee [. . .]" (Max Frisch, *Dienstbüchlein,* 11-12).

[116] Auf der gleichen Seite steht eine Entgegnung des Autors: „Es wurde mir außerdem vorgeworfen, ich hätte von den 17 Erschossenen mit Absicht die drei leichtesten, mitleiderregendsten Fälle herausgepickt. Das trifft nicht zu. Ich habe Schläpfer und Zaugg ausgewählt, weil dort die meisten Beteiligten von damals (außer Schläpfer und Zaugg) noch leben und ihre Meinung abgeben können. Nachdem ich die mündlichen Zeugnisse gesammelt hatte, studierte ich die entsprechenden Akten. Schrämli habe ich zuerst willkürlich herausgegriffen, dann speziell studiert, weil mir der Bericht des Psychiaters auffiel. In bezug auf die übrigen 14 Erschossenen habe ich keine Akten gesehen, sondern nur isolierte mündliche Zeugnisse zufällig mitbekommen (via Feldprediger und Mitglied der Begnadigungskommission). Ich weiß also nicht, ob die übrigen 14 Fälle ‚schwerer' oder ‚leichter' waren" (Niklaus Meienberg, „Entgegnung auf Leserbriefe," *Tages Anzeiger Magazin* 22. September 1973: 2).

[117] Niklaus Meienberg, „Der Aktenfund im Militärdepartment (1979)," 122.

[118] Niklaus Meienberg, „Der Aktenfund im Militärdepartment (1979)," 123.

[119] „Merke : Bundesakten darf man in der Schweiz *nicht mehr sehen*, wenn sie politische Fragen haben, die der Macht missfallen, und wenn man sie für ein großes Publikum in allgemeinverständlicher Sprache auswertet. Das hindert dieselbe Macht aber nicht, jemandem Geschichtsklitterung und Manipulation vorzuwerfen, nachdem man es den Autoren verunmöglicht hat, einen Fall in seiner Totalität aktenmäßig darzustellen" (Niklaus Meienberg, „Der Aktenfund im Militärdepartment (1979)," 123).

[120] Nachlass Niklaus Meienberg. Schweizerisches Literaturarchiv Bern: C-3/18.

[121] Nachlass Niklaus Meienberg. Schweizerisches Literaturarchiv Bern: C-3/18.

[122] Nachlass Niklaus Meienberg. Schweizerisches Literaturarchiv Bern: C-3/18.

[123] Nachlass Niklaus Meienberg. Schweizerisches Literaturarchiv Bern: C-3/18.

[124] Nachlass Niklaus Meienberg. Schweizerisches Literaturarchiv Bern: C-3/18.

[125] Unter dem Titel *Die Erschießung des Ernst S.* wurde die Reportage 1992 als eigenständiger Text im Limmat Verlag neu in Buchform herausgegeben. Der einzige Unterschied zur früheren Edition besteht darin, dass Meienbergs Anmerkungen nun nicht mehr am Ende der Reportage stehen, sondern als Fußnoten den Text unmittelbar begleiten. Die folgenden Seitenzahlangaben beziehen sich auf die Neuedition.

[126] Niklaus Meienberg, *Die Erschießung des Landesverräters Ernst S.,* 8.

[127] Meienberg 10-11.

[128] Meienberg teilte gerne Seitenhiebe aus, z.B. um zu unterstreichen, dass seine Recherchemethoden anderen überlegen waren: „Pfister [der Psychiater] hat außerdem dankenswerterweise die Biografie des Ernst S. in seinem Gutachten rekonstruiert, und zwar recht minutiös, so dass wir genau wissen, in welchen Fabriken er wie lange gearbeitet hat. Davon ausgehend kann man sich heute in den Fabriken nach den Arbeitsbedingungen von damals erkundigen (was der Psychiater nicht tat). Pfisters Gutachten ist auch deshalb wertvoll, weil er alle Leumundszeugnisse, Zertifikate, Führungszeugnisse und ähnliches gesammelt hat, mit denen der kurze Lebensweg des Ernst S. gepflastert war. Daneben gibt Dr. Pfisters Gutachten auch Aufschluss über Dr. Pfister, das heißt über den Zustand de r damaligen Psychiatrie, oder doch über jenen Teil, der reibungslos mit der Militärjustiz und ähnlichen Organen kollaborierte. Dr. Pfister hat im Irrenhaus von Herisau auch den Dichter Robert Walser behandelt“ (Meienberg 24).

[129] Meienberg 26-27.

[130] In einer Fußnote zu Dr. Eberle fügte Meienberg an, dass Eberle Verwaltungsratspräsident des Benziger Verlags war, „[. . .] einem der Verlage, welchem der Verfasser 1974 seine *Ernst S.* –Reportage angeboten hatte. Benziger musste denn auch ‚leider verzichten'“ (Meienberg 27). *Anmerkung der Autorin: Im abschlägigen Bescheid steht meines Wissens nichts von "leider verzichten".*

[131] Meienberg 25. Vgl. dazu auch: „In einem Rechtsstaat wird man nicht einfach so erschossen. Es muss alles seine Ordnung haben. S. sass sieben Monate in Untersuchungshaft, kam am 14. Juli 1942 erstmals mit andern Angeklagten vors Divisionsgericht, wurde auf Ersuchen des Gerichts psychiatrisch

untersucht, kam am 9. Oktober das zweite Mal vor Gericht, wurde zum Tode verurteilt, konnte, nachdem keine Kassationsbeschwerde eingereicht wurde, immerhin noch ein Gnadengesuch an die Vereinigte Bundesversammlung einreichen, deren Begnadigungskommission das Gesuch behandelte, und wurde erst nach Ablehnung des Gnadengesuchs durch die eigens zusammengetretene Vereinigte Bundesversammlung erschossen. Es ging mit rechten Dingen zu, er wurde von einer Instanz zur andern gereicht. Vor allem der Psychiater hat seine Arbeit gründlich gemacht" (Meienberg 91-92).

[132] Meienberg 29.

[133] Meienberg 41.

[134] Meienberg 41.

[135] Meienberg 37.

[136] Meienberg 37-38.

[137] Meienberg 53.

[138] Meienberg 43.

[139] Meienberg 43.

[140] Meienberg 49.

[141] Meienberg 50.

[142] Meienberg 52.

[143] Meienberg 52

[144] Meienberg 89.

[145] Meienberg 85. Vgl. dazu auch: „Während S. in aller Heimlichkeit das Deutsche Konsulat auf eine handwerkliche Art mit insgesamt fünf Granaten belieferte, begann die Waffenfabrik in Oerlikon bei Zürich die deutsche Armee offiziell im industriellen Ausmaß mit Granaten zu versorgen. Diese Granaten wären im Kriegsfall auf die schweizerischen Soldaten zurückgefallen" (Meienberg 87).

[146] Meienberg 68-69.

[147] Selbst jene drei Offiziere, die erschossen wurden, entstammten nicht dem Grossbürgertum (vgl. dazu: Meienberg 71).

[148] Meienberg 101. Vgl. dazu auch: „Keiner von den politisch bedeutenden, demokratiegefährdenden, maßgeblichen, prominenten Faschisten und Hitler-Freunden wurde in diesem Land als Landesverräter erschossen, und unter den siebzehn erschossenen Landesverrätern war keiner ein politisch bedeutender, maßgeblicher, prominenter Faschist und Hitler Freund" (Meienberg 69).

[149] "Er geht nicht hin und liefert die soziologische Abhandlung oder die Fallstudie, sondern er *benutzt journalistische Mittel*, und dies in einem Land, wo der Journalismus stets auf dem Schandbänkchen sitzen muss, weil ein schlechter Lyriker eben immer noch was Besseres ist und der unbeholfenste Akademiker mehr Anspruch auf Seriosität hat – als ob die Lesbarkeit nicht die erste Voraussetzung für Kommunikation wäre. Lesbarkeit nun beherrscht Meienberg mit einer Gekonntheit wie kaum ein schreibender Kollege seiner Generation. [...] Es ist eine der radikalsten Abrechnungen der jungen Generation mit der wehrbereiten Schweiz der Väter aus dem zweiten Weltkrieg" (zitiert in: Richard Dindo und Niklaus Meienberg, *Die Erschießung des Landesverräters Ernst S. (11. November 42)*, 5).

[150] „Was Meienberg aus seinen Nachforschungen gemacht hat, ist keine Reportage mehr, schon eher ein Sozialreport, der besser als jede wissenschaftliche Abhandlung die Zusammenhänge zwischen Underprivilegierung, Asozialität und Klassengesellschaft aufdeckt" (zitiert in: Dindo und Meienberg 8).

[151] Dindo und Meienberg 8.

[152] Dindo und Meienberg 7.

[153] „Der Landesverräter wird zum tragischen Helden der Selbstbefreiung umstilisiert, der durch seinen Akt alle übrigen Proletarier und Kleinbürger erst als angeblich sträflich passive Erdulder der großen ‚Unterdrückung' ausweist [. . .] was das scheidende Kriterium zwischen schwarzgemalter und weißgewaschener Seite ausmacht: es ist die soziale Klasse, die in Meienbergs Kopf unüberbrückbare Kluft zwischen denen oben und denen unten oder ganz unten. Aber Meienbergs Klassenschema ist dabei nicht von streng marxistischer Begrifflichkeit, sondern eher von anarchischem Zuschnitt. Meienbergs Gesellschaftskritik – um solche geht es in seinen Reportagen – zielt, das ergibt sich als Gesamteindruck der Lektüre, kaum auf die kalte Herrschaft der ‚proletarischen Klasse', sondern mehr auf die allgemeine

Herrschaftslosigkeit, auf die – zugespitzt gesagt – ungehemmte Freiheit der Vaganten. Trennlinie zwischen den von Meienberg errichteten Fronten sind, bildlich gesprochen, die Barrikaden des Mai 1968. Und Meienbergs Verbrüderungsruf gilt in erster Linie denen, die sie spontan besteigen, um die Dinge auf den Kopf zu stellen und die Nichtigkeit der geordneten Welt darzutun, indem sie alle Schranken einreißen [. . .]. In Wahrheit spielten und spielen doch hierzulande die Dinge im Reich der unendlich vielfältigen Zwischentöne und war alles, auch im geschichtlichen Bewusstsein, immer schon viel komplizierter, als es die simple Brille der klassenpolitischen Schematik je sehen lässt" (Hugo Bütler, „Schwarzmalen und Weißwaschen," *Neue Zürcher Zeitung* 20. Mai 1975: 19).

[154] Beispielhaft dafür ist die Besprechung de Schweizers Heinz F. Schafroth in der *Frankfurter Rundschau*: „Die recherchierten Zusammenhänge sind unanfechtbar, weil Meienberg trotz nie verhohlener Subjektivität und Anteilnahme [. . .] sachlich ist" (Dindo und Meienberg 9). Renate Mattaei fragt sich in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*, ob Ernst S. kein „Ausnahmefall" und damit auf die zeitgenössische Schweiz „nicht mehr unbedingt übertragbar" sei. Dann jedoch widerspricht sie sich: „Aber Meienberg erreicht in seiner Analyse eine exemplarische Zusammenschau struktureller Mechanismen, die immer noch bei der Reglementierung von Außenseitern in der Schweiz wirksam sein dürfte" (Dindo und Meienberg 10). Werner Illing geht im *Süddeutschen Rundfunk* darauf ein, was Meienberg von einem klassischen Reporter unterscheidet: „Niklaus Meienberg begnügt sich nicht damit, die Fakten zusammenzutragen. Die sind im Grunde genommen simpel. Ein junger Mensch ohne Bindung an irgend etwas stiehlt aus dem Depot ein paar Granaten und bekommt dafür von Zwischenträgern ein paar hundert Franken, weil sie hoffen, ihn damit für gefährlichere Aufgaben in der Hand zu haben. Das wäre eine Zeitungsnotiz wert. Bei Meienberg weitet sich aber der Vorgang zu einer Gesellschaftsstudie, die nichts und niemanden verschont. Die gesellschaftliche Struktur der Stadt St. Gallen wird bloßgelegt, denn nur wenn man die Kräfte und Gegenkräfte kennt, bezogen auf die geschichtlichen Voraussetzungen, die ein solches Gemeinwesen in der Balance halten oder ihr Gleichgewicht stören, wird man auch vom Einzelnen der in dieser Bruthöhle herangewachsen ist, ein komplexes Bild gewinnen [. . .]" (Dindo und Meienberg 11). Auch Helmut Heissenbüttel konzentriert sich auf die Rolle der sprachlichen Verarbeitung,

die weit komplexer scheint, als er zuerst angenommen hatte: „Denn in diesen Berichten, Features, Glossen, Anmerkungen, kritischen Durchleuchtungen fallen all die Schwierigkeiten weg. Hier kann ich unmittelbar und unbedenklich zustimmen, weil das ästhetische Problem sich gar nicht stellt. In der Zweckform fügen sich die sprachlichen Mittel offenbar leichter, stimmen die Gewichte, wird das Personale, das Autobiographische zwangsloser identifizierbar mit der Dokumentation. Ist es so? Oder hat Meienberg es nur verstanden, besser, literarisch besser mit der Situation fertig zu werden als seine Mitgenerationsautoren? Was dann auch wieder ein ästhetisches Problem wäre" (Dindo und Meienberg 11).

[155] Christof Stillhard, *Meienberg und seine Richter: Vom Umgang der Deutschschweizer Presse mit ihrem Starschreiber* (Zürich: Limmat Verlag, 1992) 29.

[156] Zitiert in: Marianne Fehr, *Meienberg,* 206.

[157] Fehr 208.

[158] Fehr 209.

[159] Richard Dindo zitiert in Patrik Landolt und Thorsten Stecher, „Mich bewegt die Erinnerung," *Die Wochenzeitung* 13. September 1996: 25. Vgl. dazu: „Als Meienberg der Ansicht ist, man müsse auch die Rolle des Bundesrates thematisieren, beschafft Dindo ein Foto von General Guisan, flankiert von den Bundesräten Etter, Pilet-Golaz und Motta. Meienberg kommentiert: ‚Die Schweiz befand sich damals in einer schwierigen Situation. Das Land war von faschistischen Mächten eingeschlossen. Der Widerstandswille des Volkes wurde von General Guisan verkörpert. Aber in der Regierung saßen einige Bundesräte, die der Demokratie skeptisch gegenüberstanden und recht viel Sympathie für den Faschismus zeigten. Bundesrat Etter hatte schon in den frühen dreißiger Jahren einen autoritär geprägten Ständestaat befürwortet. Sein Kollege Motta war ein Verehrer Mussolinis, hat als Außenminister die Art und Weise bewundert, in der Hitler den Anschluss an Österreich ans Dritte Reich bewerkstelligte. Bundespräsiden Pilet-Golaz hatte 1940 führende Schweizer Faschisten in Privataudienz empfangen und ihnen weitgehende Versprechungen gemacht. In einer Radioansprache forderte er die Schweizer auf, sich nach dem Zusammenbruch der Französischen Republik dem hitlerischen Europa anzupassen.' Richard Dindo

liest diesen Text und sagt: ‚Er kostet uns die Qualitätsprämie, also ungefähr 30 000 Franken. Das heißt, dass du nichts verdienen wirst und ich auch nicht. Bist du einverstanden?' Sie sind sich sofort einig. ‚Natürlich machen wir das'" (Fehr 211).

[160] Fehr 211.

[161] Martin Schlappner, „'Die Erschießung des Landesverräters Ernst. S.'," *Neue Zürcher Zeitung* 12. März 1976: 77.

[162] Das ganze Filmdrehbuch wurde veröffentlicht: Richard Dindo und Niklaus Meienberg, *Die Erschießung des Landesverräters Ernst S. (11. November 42).*

[163] Peter Zimmermann, „Niklaus Meienberg beim Bernhard-Apéro," *Neue Zürcher Zeitung* 24. September 1976: 50.

[164] "Mit einer Unverfrorenheit, wie man sie vor allem aus der nationalsozialistischen Propaganda kennt, wird der nachgewiesene Fall einer wirklichen Kollaboration verharmlost" (Georg Kreis, „Geschichtsschreibung mit Film und Klassenkampf," *Neue Zürcher Zeitung* 7. Juli 1977: 27.

[165] Kreis 27.

[166] Georg Kreis, persönliches Interview, 9. Juli 2003 in Basel. Vgl. dazu: „Zunächst sei uneingeschränkt eingestanden, dass Niklaus Meienberg und später mit ihm Richard Dindo eine Pionierleistung erbrachten und ich dies damals nicht angemessen würdigte. Ich habe zwar von ‚fruchtbarer Verunsicherung' und ‚begrüßenswerter Diskussion' gesprochen und damit vor allem die Debatte um die damals vollzogenen Todesstrafen gemeint. Dass mit diesem Betrag aber eine wichtige Bresche in das vermauerte und wenig selbstkritische Selbstverständnis der so genannten Aktivdienstgeneration und—mehr noch—der Nachkriegsgeneration geschlagen wurde, habe ich nicht in seiner positiven Bedeutung gewürdigt. Obwohl ich mich ebenfalls schon 1973 für eine distanzierte Betrachtung der 'Zweiten Generation' stark gemacht habe, erkannte ich erst im retrospektiven Überblick von 1989/90, dass das schweizerische Geschichtsbild in der Zeit zwischen 1970 und 1976 an zwei signifikanten 'Fronten' (in der alteidgenössischen Geschichte und in der Geschichte der Jahre 1933-1945) eine nötige Infragestellung erfuhr und dass in diesem wichtigen Revisionsprozess die ersten Impulse von

Schriftstellern (Christoph Geiser, Max Frisch, Hans Rudolf Hilty, Hans-Rudolf Lehmann und – eben – Niklaus Meienberg) ausgegangen waren. [...] Dass Meienberg in Bezug auf die Todesstrafe seiner Zeit voraus war, wurde 1992 mit der Beseitigung dieser Sanktion aus dem Militärstrafgesetz deutlich" (Georg Kreis, "Niklaus Meienberg nach 25 Jahren, 35-36). Bezeichnenderweise geht Kreis nicht so weit, von einem vermauerten Selbstverständnis innerhalb der Historikerzunft der 70er Jahre zu schreiben.

[167] „Niklaus Meienberg und Richard Dindo ist es gelungen, mit ihrer Polemik die Aufmerksamkeit und mit den ausgestreuten Verdächtigungen da und dort auch den Zweifel am Verteidigungswillen der damals an führender Stelle tätigen Männer zu mobilisieren" (Georg Kreis, „Geschichtsschreibung mit Film und Klassenkampf," 27).

[168] Kreis 27.

[169] „Meienberg wollte mit seiner Geschichte etwas nachholen, was er schon 1971 im Bonjour-Bericht vermisst hatte: eine Darstellung, die das Verhalten der verschiedenen Klassen analysiere. Gegen diesen Ansatz ist auch vom wissenschaftlichen Standpunkt aus überhaupt nichts einzuwenden, sofern es nicht mit der politischen Absicht verbunden ist, eine Gesellschaftsschicht pauschal zu diffamieren. Warum hat Meienberg für seine Exemplifizierung den denkbar schlechtesten Zeitabschnitt der schweizerischen Zeitgeschichte ausgewählt, die Jahre nämlich, da in den gesellschaftlichen wie in den außenpolitischen Fragen die Frontlinien weniger *entlang* den Gesellschaftsschichten als vielmehr *quer* durch sie hindurch liefen? Es sind die Jahre, mit denen die helvetische Neolinke den Verdacht, dass die Bourgeoisie den Faschismus in sich trage, an konkreten Beispielen angeblicher Sympathie oder Kollaboration mit dem Dritten Reich belegen möchte. [...] Gerade im Fall der Schweiz stimmt die These nicht, wonach Grossbürgertum, Finanzkapital usw. allein schon auf Grund ihrer Interessenlage Parteigänger des Dritten Reichs gewesen seien. Die Dicke des Portefeuilles war nicht ausschlaggebend für die Einstellung gegenüber dem Faschismus. [. . .] Als ob es unter den Arbeitern nicht auch Frontisten gegeben hätte, als ob Sympathien für den Nationalsozialismus nur in Teilen des Bürgertums gehegt worden wären" (Kreis 27).

[170] Der Ton wird dann auf einmal apologetischer: „Für ein historisch stichhaltiges Urteil muss man sich die völlig außergewöhnliche Bedrohungssituation vor Augen halten, in der sich die Schweiz während des Kriegsjahre befand, als auf Grund der militärischen Erfolge Hitlers ringsum schon die Schatten der potentiellen Henker über unsre Landesgrenze fielen" (Hugo Bütler, „Klassenjustiz," *Neue Zürcher Zeitung* 7. Juli 1977: 27).

[171] „Die Entschließung des Hans H," *das konzept* 1 (Januar 1977) 3. Auf der gleichen Seite steht zu lesen: „Die sozialliberale Gruppe der Universität Bern führt am Donnerstag, den 20.1.1977 in der Aula der Universität Bern eine Veranstaltung mit dem und über den Film „Die Erschießung des Landesverräters Ernst S." durch. 18 Uhr: Filmvorführung / 20.00 Uhr: Diskussion. Eingeladen sind 18 Professoren und Bundesrat Hürlimann."

[172] „Niklaus Meienberg, Autor des Films *Die Erschießung des [Landesverräters] Ernst S.* hat Bundespräsident Hans Hürlimann und Bundesrat Kurt Furgler vor drei Wochen zu einem öffentlichen Disput zum Fall Ernst S. aufgefordert. Nun ist die Antwort eingetroffen – nicht von den Angesprochenen direkt, sondern von Bundeskanzler *Karl Huber*. Sie lautet: ‚Sehr geehrter Herr Meienberg, für Ihre Zuschrift samt Beilage an die Herren Vorsteher des Eidgenössischen Departements des Innern und des Eidgenössischen Justiz- und Polizeidepartments danken wir Ihnen. Was Ihr Vorschlag betrifft, eine öffentliche Debatte mit den Herren Bundespräsident Hürlimann und Bundesrat Furgler über den *Fall Ernst S.* zu führen, halten wir folgendes fest: Aus grundsätzlichen Überlegungen kann es nicht Sache eines Bundesrats sein, sich auf öffentliche Auseinandersetzungen über die Beurteilung von Entscheidungen und Handlungen militärischer und politischer Instanzen einzulassen, die der Geschichte angehören. Mit freundlichen Grüssen.' Mit dieser Antwort will sich Meienberg nicht zufrieden geben. Wie er auf Anfrage mitteilte, erwägt er einen Rekurs an den *Gesamtbundesrat*. Dem Argument des Bundesrats, es gehe beim Fall S. um die Beurteilung von Entscheidungen und Handlungen, die der Geschichte angehören, hält Meienberg entgegen, der Bundesrat könne weiterhin in Kriegszeiten die Todesstrafe wiedereinführen. Die Problematik sei daher immer noch aktuell" („Bundesrat an Meienberg-keine Diskussion," *Tages-Anzeiger* 5.Oktober 1979: 6).

[173] Niklaus Meienberg zitiert in Marianne Fehr, *Meienberg,* 209-210.

[174] Thomas Bodmer, „Der untersuchte Untersucher," 67.

[175] Zitiert in Roger W. Müller Farguell, „Literarischer Journalismus," 164.

[176] „Die Rezeption von Meienbergs Texten steht dann auch in aller Regel im Zeichen eines 'ideologischen Widerstands' [Christof Stillhard], der sich in der chronischen Verwechslung von Text- und Autorkritik manifestiert. Dass dabei auch hier, um im Bild zu bleiben, auf allen Seiten scharf geschossen wird, liegt nicht zuletzt am verletzend scharfen Provokationsstil seiner Reportagen aus dem In- und Ausland, der bald zum Markenzeichen Meienbergs geworden ist" (Müller Farguell 164).

[177] Niklaus Meienberg, „Bonsoir, Herr Bonjour," *Vielleicht sind wir morgen schon bleich und tot,* 215. Die akademischen Fachhistoriker wählten damals andere Forschungsgebiete, denn, so schreibt Thomas Maissen „[. . .] war [es] einer akademischen Karriere wenig förderlich, breit verankerte Vorstellungen über die Schweiz im Krieg kritisch zu hinterfragen" (Thomas Maissen, „Die Schweiz und die nationalsozialistische Hinterlassenschaft," *Der Zweite Weltkrieg und die Schweiz,* Hrsg. Kenneth Angst, (Zürich: Neue Züricher Zeitung, 1997) 126).

[178] Niklaus Meienberg, „Bonsoir, Herr Bonjour," 215.

[179] Das zufällige Land

Wo ich der Mutter entfiel
Ausgestoßen abgeschnitten eingewickelt
im Mutterland
[...]
Gelandet durch Zufall
In diesem Nichtland
Wo die Spitzbäuche die Rundköpfe bespitzeln
Abgesondert
Auf diesen fleißigen Fleck
Diesen sauren Landstrich
Hominid
Unter Hominiden

Weshalb nicht ausgebrütet
Im Feuerland Apulien Sierra Leone
Weshalb in diesem Rentnernationalpark
Im Binnenland das an seiner Vergangenheit lutscht
[...]
Warum nicht trug sie mich nach Massachusetts
bevor ich ausgetragen war

Oder British Columbia wo die Ebene glänzt
Oder staatenlose Meergeburt
Auf der MS Tübingen
Abgenabelt vor Neufundland
Schaumgeboren salzgesegnet

Oder brüllend erschienen
In einer Transatlantikconcorde
Aber nicht der SWISSAIR

Weshalb hat sie mich
In diesem Loch geworfen
Wo Berge sich erheben
Wie Bretter vor dem Kopf

Niklaus Meienberg, „Elegie über den Zufall der Geburt," *Heimsuchungen. Ein ausschweifendes Lesebuch* (Zürich: Diogenes 1986) 7.

[180] Schließlich entschied man sich doch zu einer Würdigung. Der Verfasser—Iso Camartin—war kein festangestelltes Redaktionsmitglied, sondern Professor für rätoromanische Literatur und Kultur. Er hielt anerkennend fest, „dass keiner die Tugenden des Rebellen so hervorzukehren und daraus eine so glänzenden Profession zu machen vermochte. Und dass keiner ein besseres rhetorisches Rüstzeug und eine unbesiegbarere Streitlust von der Schule mit ins Leben nahm . . . [Meienberg] wollte vielmehr alles, was unter den Decken des Anstands und der Konventionen sich verkrochen haben mochte, hervortreiben, ans Licht scheuen, blamieren. Das war vielleicht seine größte Passion und Begabung. Unter bewusster Nicht-Schonung des Privaten—die Trennung von öffentlicher und privater Sphäre ließ er als radikaler Moralist gar nicht gelten—hat er die Figuren, auf die er ein Auge geworfen hatte, nach Eiterbeulen abgesucht, um an diesen dann mit dem Triumphgefühl des besseren Finders in den Journalen nicht ohne Schadenfreude herumzusezieren" (Iso Camartin, „Tugend des Rebellierens," *Neue Zürcher Zeitung* 27. September 1993).

[181] „Den Vorwurf der Klassenjustiz ließen die meisten als allgemeine Tendenz gelten. Auch Edgar Bonjour erinnerte, als er die Aufnahmegeräte abgestellt wähnte, an die alte Erfahrung, dass man die Kleinen fange und die Grossen laufen lasse. [. . .] Im Zentrum [der *Ernst S.* -Reportage] stand aber nicht der Vorwurf der Klassenjustiz, sondern derjenige der Klassenkollaboration, das heißt des Landesverrats

der ‚herrschenden Klasse'. Mit meinem Einspruch bin ich gegen diese – in den 1970er Jahren lautstark vertretene – These von der Philofaschistischen Haltung der Bourgeoisie angetreten und ich habe mich auch gegen die At ausgesprochen, *wie* diese These ‚verifiziert' wurde. In diesem Punkt urteile ich heute noch weitgehend wie damals" (Georg Kreis, „Niklaus Meienberg nach 25 Jahren," 37).

[182]„Rückblickend betrachtet erscheinen die 70er Jahre als verlorenes Jahrzehnt in der helvetischen Geschichtsdiskussion. Im politischen Streit zwischen einem national denkenden bürgerlichen Lager und einer anti-nationalistischen Linken verwaiste der helvetische Vergangenheitsbewältigungsdiskurs" (Matthias Kunz und Pietro Morandi, „'Die Schweiz und der Zweite Weltkrieg'," 1. Dezember 2003 <http://www.geschichtsbild- schweiz.ch/synthese.htm>).

[183] „[Ich] erhielt nach drei Monaten Wartezeit vom Militär- und Justizdepartement die bewusste Erlaubnis, welche sich allerdings nur auf den Fall Ernst S. erstreckte. (Nach meiner Ernennung zum Universitätsprofessor, die nicht vor dem Jahr 2079 zu erwarten ist, werde ich vermutlich die sechzehn anderen Dossiers auch studieren dürfen.)" (Niklaus Meienberg, *Der Aktenfund im Militärdepartment* (1979), 117).

[184] Meienberg 127,

[185] Meienberg 137.

[186] Der aktuelle Forschungsstand bestätigt, dass Meienbergs *Ernst S.*-Reportage den Finger auf die Wunde—die verheimlichte Erinnerungsspur—gelegt hat. Denn die Landesverräter hatten laut Jakob Tanner „[. . .] einen Sichtbarmachungseffekt: Sie demonstrierten ex negativo die entschlossene Abwehrbereitschaft des Landes. Und sie hatten einen Unsichtbarmachungseffekt: Sie verdeckten die intensive finanzielle, industrielle, forschungspolitische, transporttechnische Zusammenarbeit, die Kollaboration der Schweiz mit dem ‚Dritten Reich'. Brauchte das starke Kollektiv damals ein Blutopfer?" Deshalb ginge es bei der Erschießung der 17 Landesverräter „nicht um akute Gefährdung des Landessicherheit in einer neuralgischen Phase, sondern um Gehorsamsverweigerung", meinte Tanner und rehabilitierte Meienberg 1996 als ernstzunehmenden Historiker, der selbst die Bergier-Kommission

indirekt beeinflusst hätte (Jakob Tanner, „Oben wurde pensioniert. Unten wurde füsiliert," *Die Wochenzeitung* 13. September 1996: 27).

[187] Catherine Boss und Eva Geel, *Vom Zwang rein und sauber zu bleiben*, 52.

[188] Peter Bichsel, „Vorwort," *Reportagen aus der Schweiz*, 12.

VII Heimkehr in die Vergangenheit

1. „Traumfabrik" Geschichte auf dem Prüfstand

> Dass die offiziöse Schweizer Geschichtsschreibung (und vor allem: die Geschichtsdarstellung in den Schulbüchern) eine „Traumfabrik" ist, da sind wir uns ja ganz einig; es ist eben (wie ein Leserbrief-Schreiber sagte) die Geschichtsschreibung der „traditionellen Kreise unserer Gesellschaft", und wer etwas von Geschichte (und Zeitgeschichte) begriffen hat, weiß, wie dringend es ist, die Geschichte auch aus andern als den „traditionellen" Geschichtswinkeln zu erzählen.
> *Hans Rudolf Hilty in einem Brief an Niklaus Meienberg (1987)*[1]

Obwohl Niklaus Meienberg Anstöße zu einer pluralistischen Geschichtsschreibung gab, taten sich die offizielle und die akademische Geschichtsschreibung noch schwer damit, die überlieferten, beschönigenden Geschichtsbilder der „traditionellen Kreise" zu revidieren. Impulse zu einer neuen Historiographie kamen auch weiterhin von Seiten der „gesellschaftspolitisch motivierten Historiographie"[2], wie Georg Kreis die Texte von (meist historiographisch geschulten) Literaten und Publizisten nannte: „Erst anschließend besorgte und besorgt die Schar der akademischen Historiographen, einem Aufräumkommando gleich, die Relativierung, Situierung und Fundierung."[3] Verstreut fanden sich geschichtskritische Zeitungsartikel, die darauf hinwiesen, wie Otto Marchi 1976 in der *Weltwoche* schrieb, „dass an unserem herkömmlichen Geschichtsbild manches nicht stimmen kann".[4] Unter den Kritikern befand sich auch der Schriftsteller und Publizist Hans Rudolf Hilty, der in der *Weltwoche* (März 1976) am Beispiel von Hans Frölicher nachzuweisen versuchte, dass das offizielle Anpassungs-Widerstands-Erklärungsmodell zu undifferenziert sei. Er konnte seine Hypothese belegen, indem er die (von Bonjour nicht eingesehenen bzw. nicht ausgewerteten) Frölicher-Tagebücher konsultierte.

Während der literarischen Historiographie der 60er und 70er Jahre in der aktuellen Geschichtsforschung ein „Pionier- oder Vorläufercharakter“[5] zugesprochen wird, habe die vergangenheitskritische Literatur der 80er Jahre in Bezug auf den Zweiten Weltkrieg nichts Neues geliefert.[6] Wie in diesem Kapitel gezeigt werden soll, stimmt das nicht ganz. Die hier vorgestellten zwei literarischen Texte von Otto F. Walter (1928-1994) und Urs Faes (geb. 1947) haben der Geschichte insofern eine neue Dimension abgewonnen, indem sie das kollektive Gedächtnis und den individuellen Prozess des Erinnerns problematisierten und die Übel der Gegenwart als Konsequenz einer unverarbeiteten Geschichte darstellten. Die Erinnerungsliteratur von Walter und Faes veranschaulicht aber auch, dass es keine *korrekte* oder abschließende Erinnerungsarbeit geben kann: Geschichte und deren Formen der Überlieferung bleiben immer bruchstückhaft. Vielmehr zeigt sich in den Romanen von Walter und Faes, dass der Akt des Erinnerns vor dem Hintergrund einer sich wandelnden Gegenwart immer wieder von neuem stattfinden muss.

Es gibt keinen Deutschschweizer Gedächtnisroman, der nur im Dienste der Vergangenheit geschrieben wurde. Auch für Walter und Faes war der Schreibanlass ein Gegenwartsphänomen. Walters *Zeit des Fasans*[7] (1988) ist das Porträt jener großbürgerlichen Gesellschaftsschicht, an welche Hans Rudolf Hilty den Vorwurf richtete, dass sie eine Traumfabrik produziere. Der Roman ist eine Auseinandersetzung mit dem Vater des Erzählers wie auch mit jenen Vätern, darunter den Schweizer Landesvätern, die im Zweiten Weltkrieg zu Täterfiguren wurden. Urs Faes' *Sommerwende*[8] (1989) kommt Hiltys Forderung nach einer nicht-elitären Geschichtsschreibung entgegen, wird doch hier der Versuch unternommen, ein einfaches, vergessenes Schweizer Frauenleben der Unterschicht in der Zeit des Zweiten Weltkrieges zu rekonstruieren. Dabei zeigt Faes auch auf, wie die profaschistische Schweizer Fröntler-Bewegung der 30er Jahre Ende der 80er Jahre in der Schweiz einen neuen Nährboden fand.

Im Gegensatz zu ihren literarischen Vorgängern wählen Walter und Faes differenziertere Ansätze. Nicht alle Bürgerlichen waren Faschisten; Faschisten gab es auch in der Unterschicht, während in großbürgerlichen Kreisen durchaus eine antifaschistische Mentalität vorhanden war. Was die beiden Romane zudem verbindet, ist eine stark semi-autobiographische Färbung, die sich im Motiv des heimkehrenden Sohnes widerspiegelt, der in der Mitte seines Lebens mit einer vergessenen Familiengeschichte konfrontiert wird. Im stärkeren Masse als zuvor geht es bei Walter und Faes um die transgenerationelle Vererbung von Schuld.

Was die beiden Romane im weiteren auszeichnet, ist, dass sie eine vergessene Geschichte sichtbar machen. Zum ersten Mal in der Nachkriegszeit findet sich bei Walter und bei Faes eine Oral History der Schweizer Frauen im Zweiten Weltkrieg. Frauen sind in diesen zwei Romanen nicht nur wichtige Protagonistinnen, sie sind die eigentlichen Mnemosynen—Göttinnen der Erinnerung—die entscheidende Erinnerungen mit sich herumtragen. Ohne sie kann die Geschichte nicht ermittelt werden, ohne ihre mündliche Überlieferung bleibt die Identität der suchenden Söhne ungeklärt.

Die Publikationen von *Zeit des Fasans* und *Sommerwende* fielen zusammen mit zwei öffentlichen Gedenkanlässen, die dem Zweiten Weltkrieg gewidmet waren und andeuteten, dass sich in der Schweiz ein größeres „Erinnerungsbedürfnis“[9] abzeichnete. Im März 1988 gedachte man—mit dem Vorsatz, im Nachhinein nicht hämisch über den Nachbarn richten zu wollen—in der Schweizer Presse dem Anschluss Österreichs an das Dritte Reich: „Es besteht kein Grund, pharisäerhaft mit Fingern auf die Österreicher zu zeigen.“[10] Obwohl es viele Zeitungsartikel gab, die über Österreichs „nationales Trauma“[11] losgelöst von der eigenen Kriegserfahrung berichteten, nannten einige Artikel den Anschluss im gleichen Atemzug mit dem eigenen kollektiven Wehr- und Widerstandswillen: „Vor allem aber gab das Exempel vom traurigen Schicksal Österreichs dem bereits bestehenden [Schweizer] *Widerstandswillen* zusätzlichen Auftrieb.“[12] Der *Blick*-Kolumnist Turi Honegger, selbst Autor eines vergangenheitskritischen

Romanes (*Wenn sie morgen kommen*, 1977), wollte jedoch seine Leser daran erinnern, dass es unter den Schweizern auch eine Reihe von Individuen gab, die den österreichischen Anschluss bejubelten und Hitler auf Schweizer Boden mit offenen Armen empfangen hätten:

> Ich erinnere mich noch genau an jene Schulstunde, am Morgen des 12. März, als uns unser Lehrer mit verhaltenem Stolz erklärte „Heute morgen sind die Österreicher endlich heim ins Reich geholt worden." Dann sinnierte er: „Ja, Kinder, eine neue Zeit bricht an, eine Zeit, die uns nicht unberührt lassen kann. Europa ist im Umbruch, ein neuer Geist . . ." Mehr traute er sich nicht zu sagen, denn er wusste, dass wir zuhause alles erzählen würden. Mein Pflegevater wurde fuchsteufelswild, als ich ihm sagte, wie stolz der Lehrer gewesen sei. Jubel und Begeisterung auf dem deutschen Sender, der Reportagen aus Wien übertrug. Wir sahen uns nur an. Einzig Papa leistete sich einen Wutausbruch. „Verdammte Drecknazi", entfuhr es ihm, als er die Stube verließ. Tage später entlud er seine Wut an einer Veranstaltung der „Nationalen Front": Er prügelte sich mit den Grauhemden – einer Art Schweizer SA. Leute, die Hitler, wäre er in Zürich einmarschiert, genauso zugejubelt hätten.[13]

Ein weiterer Anlass, die eigene Weltkriegsvergangenheit kritischer und nicht nur als Heldenepos zu kommemorieren, war der 50. Jahrestag der Reichskristallnacht. Die deutschen und Schweizer Pogrom-Gedenkfeiern, wie auch die umstrittene Jenninger-Bundestagsrede[14] stießen in der Schweiz auf große Resonanz—zumal man ausgerechnet im bedeutungsschweren Gedenkjahr mit Ausländerfeindlichkeit und politischem Rechtsextremismus zu kämpfen hatte. So kam es zum Beispiel im Herbst 1988 in Winterthur zu anti-semitischen Aktionen, bei denen Hauswände und jüdische Geschäfte mit rechtsextremen Parolen, Aufklebern („Kauft nicht bei Juden") und Hakenkreuzen beschmiert wurden.[15]

Vor dem Hintergrund dieser rechtsradikalen Ausschreitungen organisierte im November 1988 die Christlich-Jüdische Arbeitsgemeinschaft in der Schweiz in einigen Städten Pogrom-Gedenkanlässe. In Zürich wurden in mehreren evangelisch-reformierten Kirchen und in der Synagoge Gedächtnisgottesdienste abgehalten. In Bern fand eine Reichskristallnacht-Gedenkfeier auf dem jüdischen Friedhof statt, zu der sich auch ein Vertreter der Landesregierung (Innenminister Flavio Cotti) einfand. Dass die Schweizer Konsensnation in Gedächtnisfragen

nicht mehr hundertprozentig intakt war, zeigte sich u.a. daran, dass Cotti als Repräsentant des offiziellen, politischen Gedächtnisses zwar das Konzept einer Schweizer Kollektivschuld verwarf—„er halte nichts von ‚abstrakten Verantwortlichkeiten' und kollektiver Schuldzuweisung"[16]—jedoch eingestand, dass in der Schweizer Flüchtlingspolitik „Fehler" begangen wurden und Juden „unnötige Härten"[17] zu spüren bekommen hätten. Der Präsident der Christlich-Jüdischen Arbeitsgemeinschaft, Rudolf Brändle, wählte einen direkteren Ton, den man so zuvor kaum je in einer öffentlichen Rede in der Deutschschweiz gehört hat. „Gedenken solle man auch der folgenschweren Gleichgültigkeit, mit welcher viele Nachbarstaaten—darunter auch die Schweiz—die entsetzlichen Ereignisse verfolgt oder ignoriert hätten".[18]

Zwar gab es immer mehr Stimmen wie diese, die ein Geschichtsbild vertraten, das mit dem offiziellen Gedächtniskonsens in Konflikt stand, doch waren nur die wenigsten unter ihnen bereit aufzuzeigen, wie eine verklärte, beschönigende Geschichtsauffassung für viele Übel der Gegenwart mitverantwortlich war. Als Beispiel sei hier ein Artikel vom 8. November 1988 im *Bund* erwähnt, der über die Schweizer Judenpolitik im Zweiten Weltkrieg berichtete. Der Journalist machte auf die Berner Pogrom-Gedenkfeier aufmerksam und erwähnte dabei eine Rede des freisinnigen Bundespräsidenten Johannes Baumann aus dem Jahre 1938, ohne darauf hinzuweisen, dass 50 Jahre später erneut die gleichen Schlagworte und Argumente—„Sorge um die Abwehr gegen die Überfremdung unseres Landes und die Belastung unseres Arbeitsmarktes zum Nachteil unserer eigenen Landsleute"—im Umlauf waren:

> In einer großen Flüchtlingsdebatte Anfang Dezember erläuterte Bundespräsident Baumann im Nationalrat die „gegen die weiteren illegalen Zureisen" getroffenen Maßnahmen, so die Visumspflicht für deutsche Juden, deren Pässe von den deutschen Behörden „künftig mit einem besonderen Zeichen, einem großen J", versehen würden. „Selbstverständlich", so beteuerte der Bundespräsident, bedeuteten die von der Schweiz getroffenen Maßnahmen „nicht etwa eine Kundgebung gegen die Angehörigen einer bestimmten Rasse oder gar eine Nachahmung uns fremder Gepflogenheiten, sondern sie sind einzig und allein bedingt durch die Sorge um die Abwehr gegen die Überfremdung unseres Landes und die Belastung unseres Arbeitsmarktes zum Nachteil unserer eigenen Landsleute".[19]

Das Humor- und Satire-Magazin *Nebelspalter* zog diese Verbindungslinie. In der Dezemberausgabe 1988 erschien als verfrühter Auftakt zur Schweizer Kriegsmobilmachungsfeier (1989 feierte die offizielle Schweiz als einziges Land in Europa den Ausbruch des Zweiten Weltkrieges) eine brisante Karikatur. Zu sehen waren die Geister der in den Konzentrationslagern getöteten Juden, die sich erneut an der Schweizer Grenze einfanden. Dazu der passende Kommentar: „Dürfen wir *diesmal* reinkommen – zur Jubiläumsfeier 50 Jahre Kriegsmobilmachung?"[20]

Wenige Wochen vor dem Berliner Mauerfall erschien Urs Faes' *Sommerwende* und wies ebenfalls auf diese Verbindungslinie hin. Das Aufzeigen einer Kontinuität war umso relevanter, weil sich das Deutschschweizer Mentalitätsklima zwischen 1987 und 1989 durch eine reaktivierte Überfremdungsangst auszeichnete. Zwar scheiterte die Volksinitiative „gegen die Überfremdung" des NA-Nationalrates Fritz Meier im Juli 1987, noch bevor ein Volksbegehren eingereicht werden konnte.[21] Über ein Jahr später, am 4. Dezember 1988, gelangte die mittlerweile sechste Initiative gegen die Überfremdung der Schweiz vor das Stimmvolk. 67.3% lehnten die Volksinitiative „für die Begrenzung der Einwanderung" der Nationalen Aktion ab (der *Blick* nannte sie „Fremdenhasser-Initiative"[22]),[23] doch manifestierte sich die Ausländerfeindlichkeit weiterhin in verschiedensten rechtsradikalen Gruppierungen, z.B. durch Anschläge gegen Asylantenheime.[24] So zeichneten sich zwischen 1987 und 1989 Skinheads, Neonazis und die Patriotische Front für zwölf Anschläge gegenüber Ausländern und Asylbewerbern verantwortlich:

> August 1987: Mitglieder der Patriotischen Front schießen in Ku-Klux-Klan-Verkleidung auf Asylantenheime.
>
> November 1988: Skinheads überfallen das Jugendzentrum Heuried in Zürich. Ein Brasilianer wird die Treppe hinuntergeworfen. Wochen später stirbt er.

> November 1988: Neonazis schlagen in Dietikon mit schweren Eisenstangen auf zwei Türken ein.
>
> Juli 1989: Die Asylbewerber-Unterkunft in Chur wird bei einem Brandanschlag völlig zerstört. Vier Tamilen sterben.
>
> September 1989: Sprengstoffanschlag auf ein Wohnhaus in Beckenried NW, das von zwölf kurdischen Asylbewerbern bewohnt wird.
>
> 4. November 1989: 30 Mitglieder der Patriotischen Front randalieren vor und in der Asyl-Durchgangsstation Steinhausen. [...] Die Polizei ist am Platz und schaut untätig zu.[25]

Für den Schriftsteller, studierten Historiker und Ex-Gymnasiallehrer Urs Faes war die Tagespolitik der 80er Jahre eine Fortsetzung der fremdenfeindlichen Ausschreitungen, die in den Kriegsjahren auf Schweizer Boden stattfanden. Es gelang ihm in *Sommerwende* der Nachweis, dass die Stimmen, welche 1987-89 vor Überfremdung warnten, jenen Argumenten, die im Schutzmantel der Geistigen Landesverteidigung nach 1938 die Schließung der Schweizer Grenzen rechtfertigten, streckenweise aufs Wort glichen.

Auch Walter zeigte sich beunruhigt darüber, dass das Mentalitätsklima der ‚Geistigen Landesverteidigung' und der „Geist der Selbstbehauptung und der Selbstverteidigung"[26] der einstigen Aktivdienst-Soldaten immer noch vorhanden schien. Insbesondere grassierte es unter Aktivdienstveteranen, die im politischen und wirtschaftlichen Bereich wichtige Positionen innehielten: „Denn die Aktivdienst-Generation, der ich ja ganz knapp nicht mehr angehöre, besetzt immer noch wahrscheinlich 80 Prozent aller Verwaltungsratspräsidien in der Schweiz, auch einen Teil des Bundesrates und des Parlaments; ihr Denken wütet–immer unter dem Motto der Landes- und Selbstverteidigung–nach wie vor weiter."[27] Walters Äußerung bezog sich auch auf die Rückkehr des Bedrohungs-Traumas, das einer kritischen Auseinandersetzung mit der Vergangenheit in breiteren Bevölkerungskreisen im Wege stand und es ermöglichte, dass „die Politik von damals ihre fast ungebrochene Fortsetzung in der gegenwärtigen Flüchtlingspolitik findet"[28]. Denn es gab seiner Ansicht nach kein Zivilisationsbruch, keine Stunde Null, „auch wenn es nur ein scheinbarer Nullpunkt gewesen wäre"[29]. Was gestern geschehen ist, hat auch

heute noch Relevanz. Deshalb konzipierte Walter *Zeit des Fasans* auch nicht als „Erinnerungsbuch", das nostalgisch einer vergangenen Zeit gedachte. Er wollte einen Erinnerungstext schreiben, der den „Sockel" nachlieferte, „auf dem die Gegenwart steht"[30] und somit auf die Tagespolitik bezogen blieb.

Ob es Walter und Faes gelang, ihre Geschichtsauffassungen literarisch zu bekräftigen und damit die Vergangenheitsaufarbeitung zu beschleunigen, muss als Frage offen bleiben. Skeptiker würden solch einen Anspruch kategorisch verneinen. Ich denke, dass Walter und Faes zumindest dazu beigetragen haben, dass sich in der Deutschschweiz allmählich ein kritisch-subversives Funktionsgedächtnis herausbilden konnte. Im Gegensatz zu *Sommerwende*, das in den Deutschschweizer Feuilletons spärlich besprochen wurde, löste *Zeit des Fasans* immerhin zwei Debatten aus, welche zur Diskussion stellten, was Literatur darf und wie weit sie als historiographisches Medium gehen kann.

2. „Bruchstücke aus einer Erinnerungsmaschine“: Otto F. Walters *Zeit des Fasans*

Irgendwo in unserer Vergangenheit diese Punkte, an denen wir fixiert sind. Immer wieder ---.
Otto F. Walter[31]

Gegenstand (Material, Stoff) der Literatur ist vor allem andern die Erinnerung.
Otto F. Walter[32]

Eigentlich standen die Vorzeichen schlecht und der Misserfolg war vorprogrammiert. *Zeit des Fasans* von Otto F. Walter ist inhaltlich wie auch formal voller Schwachstellen und Ungereimtheiten. Der Protagonist Thom Winter, ein 42jähriger Historiker, hat Zugriff auf Aktenfunde und Forschungsmaterial, die zu seiner Zeit (1982) gar noch nicht zugänglich und erschlossen sind. Jene neuralgischen Punkte der Weltkriegsgeschichte, die Walter aufgriff—der schweizerische Wirtschaftshandel mit Nazideutschland[33] und die neutralitätsverletzende Politik des Schweizer Generals Henri Guisan—waren bereits vor ihm von Historikern und Journalisten relativ ausführlich behandelt worden. *Zeit des Fasans* ist nicht nur historisch inakkurat, sondern es ist auch ein langer, mit Einzelheiten überfrachteter, sperriger Text—bei weitem „keine süffig zu lesende Unterhaltung“,[34] wie der Autor selbst eingestand.

Umso erstaunlicher dürfte sein, dass der Roman von all den bisher vorgestellten Büchern sowohl unter Literaturkritikern wie auch kommerziell der erfolgreichste war. In der Trendsellerliste des Schweizerischen Buchhändler- und Verlegerverbandes für die Deutschschweiz erklomm *Zeit des Fasans* Ende August 1988 auf Anhieb den dritten Rang[35] und hielt sich danach wochenlang auf Platz zwei, bis der Roman am 12. Oktober gar die Spitzenreiterin *Eva Luna* verdrängte.[36] *Zeit des Fasans* war bis zum 4. Januar 1989 die meistverkaufte belletristische Veröffentlichung in der Deutschschweiz, was umso mehr erstaunt, weil Walters Roman nicht nur gegen *Eva Luna*, sondern auch gegen *Fegefeuer der Eitelkeiten* zu

bestehen hatte. Auch die Literaturkritiker, die dem Roman Weltliteratur-Niveau bescheinigten, setzten ihn unverzüglich auf ihre Bestenliste.

Bereits vor der Veröffentlichung bestand im Deutschschweizern Feuilleton großes Interesse am Roman. Walter, der sich im Sommer 1988 im Isituto Svizzero in Rom aufhielt, wurde von mehreren Feuilleton-Journalisten besucht und um Auskunft zu seinem neuesten Werk gebeten. Unter anderem war auch die *NZZ*-Redakteurin Beatrice von Matt zu Besuch, die den Autor, der ihres Erachtens zu den „ganz wenigen wirklich bedeutenden Köpfen“[37] der Schweiz gehöre, unverhohlen bewunderte. Dass allen voran Walter selbst seinem Werk eine große Bedeutung zugemessen hatte, kann zumindest vermutet werden, hat er sich doch zum Schreiben acht Jahre Zeit genommen (die ersten Notizen entstanden bereits 1972).[38]

Warum war der Roman so erfolgreich? Vorerst möchte ich zwei Hypothesen aufstellen, die darauf hinzielen, dass Walter in diesem Roman zuwenig wagte. Rein historiographisch hat *Zeit des Fasans* kein Gegengedächtnis formuliert, sondern lediglich das bestätigt, was die progressive Geschichtswissenschaft bereits aufgearbeitet hat. Otto F. Walter war kein Chronist sondern, wie es Wolfgang Bortlik ausdrückte, ein „Hinterher-Schreiber“.[39] Obwohl Walter die Literatur nicht nur als eingreifendes, sondern auch als „angreifendes“ Medium verstand—„sie [die Literatur] will nicht unterhalten; sie will angreifen. Sie will nicht beruhigen; sie will beunruhigen“[40]—hat er keinen eigentlichen Skandal ausgegraben und ist dementsprechend auch nicht in ein Fettnäpfchen getreten. *Zeit des Fasans* ist kein Enthüllungsroman, denn er erschien im Spätsommer 1988, nachdem der Mythos vom kollektiven Schweizer Widerstandswillen im Zweiten Weltkrieg bereits vereinzelt Schaden genommen hatte. Im Gegensatz zu Diggelmann und Meienberg blieb Walter der Vorwurf einer pathologischen Neigung zur Nestbeschmutzung erspart. General Guisan, dessen Kriegspolitik Walter im Hinblick auf mögliche neutralitätsverletzende Entscheidungen untersuchte, blieb als Person in ihrer Integrität

unangetastet: „Ich übe eindeutig Kritik an Guisan. Aber ich bemühte mich, ihn nicht zu demolieren."[41]

Walters Behauptung, dass die Vergangenheit „den Sockel [darstelle]. . . auf dem die Gegenwart steht"[42] und somit für die aktuellen Missstände verantwortlich sei, kann im Roman nicht über die individuelle Erfahrung hinaus belegt werden. Thom leidet als Individuum an seiner Familiengeschichte, die mit der Landesgeschichte verknüpft ist und auch für die 80er Jahre eine kollektive Relevanz aufweist, doch bleibt dieser Aspekt unklar ausgeleuchtet. *Zeit des Fasans* ist der Versuch einer Auseinandersetzung mit den Übervätern der Geschichte, kommt jedoch nicht über die familiären Kontext hinaus. Letzterer wird durch eine betont semi-autobiographische Färbung verstärkt, denn Walters familiärer Hintergrund ist nur notdürftig verschleiert.

Der Autor, er entstammt einer konservativen katholischen Verlegerfamilie (Walter Verlag), ist selber ein Produkt jener Schicht, deren Untergang er nachzeichnet. Nach acht Schwestern (darunter die Lyrikerin Silja Walter) wurde er als einziger Sohn in Rickenbach bei Olten geboren und wächst in einem großbürgerlichen „Weiberregime"[43] auf. Die eigene Familiengeschichte war nicht ohne Risse. Der Verleger-Vater, Nationalrat und Alkoholiker verschuldete sich so tief, dass Walter nach seinem Tod 1944 gezwungen war, das Gymnasium frühzeitig zu verlassen, um eine Buchhändlerlehre zu absolvieren.[44] Walter transformierte den väterlichen Walter-Verlag ab 1950 zu einem der wichtigsten Herausgeber für zeitgenössische deutschsprachige Literatur (er betreute u.a. Alfred Andersch, Peter Bichsel und Hans Magnus Enzensberger). Zum Bruch mit der Verlagsdirektion, welche zur fristlosen Entlassung führte, kam es 1966.[45] Walter arbeitete fortan für die nächsten sieben Jahre als Verlagsleiter bei Luchterhand in Darmstadt, wo er Jurek Becker, Günter Grass und Christa Wolf betreute. Nach seiner Heimkehr in die Schweiz 1973 engagierte er sich als Sozialdemokrat: „Ich will Stellung nehmen zu Vorgängen in diesem Land,

in dem ich lebe."[46] Als Mitglied der SP war er streitbar, kämpfte für die Friedensbewegung, machte aktiv bei Anti-Atomkraftwerk-Demonstrationen mit und war Hausbesetzer in Solothurn. 1986 gründete er die ‚Bewegung für eine offene, demokratische, solidarische Schweiz'. Er starb 1992 wenige Monate nach seinem 66. Geburtstag an Lungenkrebs.

Das historiographische Herzstück des Romanes machen jene Teile aus, die sich mit der Politik General Guisans beschäftigen. Aus Walters Notizen geht hervor, dass er ausführlich dazu recherchierte und die neusten Forschungsergebnisse einbeziehen wollte:

> Wie kam, dass Henry Guisan, dieser Sohn einer Waadtländer Landarztfamilie, anders als etwa General Wille während des Ersten Weltkriegs, von der Bevölkerung von rechts bis links sehr rasch als einigende Symbolfigur eines nationalen Selbstbehauptungswillens geachtet (um nicht zu sagen: verehrt) wurde? Wie kam, dass ihm offenbar gelang, Autorität mit Volkstümlichkeit zu verbinden? Die Zeugnisse aus der Zeit zitieren (Presse). Da ist von „ritterlichem Charakter" die Rede; von „gewinnender Natürlichkeit des Auftretens und herzlichen Spontaneität des Gesprächs"; er habe „ehrenfestes Schweizertum verkörpert", auch wenn er in seinem „gradlinigen Charakter" nicht über „schöpferisches Denken verfügt" habe.[47]

Walters Protagonist Thom versucht, die Politik des Generals neu aufzurollen und ihr im Hinblick auf „die Legende von der „widerstandsentschlossenen Schicksalsgemeinschaft Schweiz" eine kritischere Perspektive abzugewinnen. „Was daran ist Wirklichkeit?"[48] fragt er sich, was daran ist nichts als Legende.

Inwieweit Guisan neutralitätsverletzend gehandelt hatte und ob er deutschfreundlicher war als allgemein angenommen, waren zwei Fragen, die in der Nachkriegszeit immer wieder auftauchten. Im Zentrum der Forschung standen die *La Charité-sur-Loire* Dokumente. Nachdem das britische Außenministerium 1961 eine weitere Serie deutschen Aktenmaterials aus der Kriegszeit veröffentlichte, wurde der Schweizer Öffentlichkeit eine brisante Tatsache unterbreitet, die zuvor nur in zwei deutschen Biographien (Canaris/von Weizsäcker) flüchtig gestreift wurde: Im Fall eines deutschen Angriffes auf die Schweiz schloss der Oberbefehlshaber

der Schweizer Armee, General Henri Guisan, 1937 einen Beistandspakt mit dem französischen Generalstab, um die einmarschierende deutsche Wehrmacht in der Nordwestschweiz abzuwehren. Auf ihrem Vormarsch durch Frankreich erbeuteten deutsche Truppen im Juni 1940 in La Charité-sur-Loire Schriftstücke, welche diese geplante Militärkooperation dokumentierten. 1976 hat Georg Kreis diese Ereignisse in *Auf den Spuren von La Charité. Die schweizerische Armeeführung im Spannungsfeld des deutsch-französischen Gegensatzes 1936-1941* genauer untersucht. 1985, im Gedenkjahr an das Ende des Zweiten Weltkrieges, kam General Guisan erneut ins Visier der kritischen Geschichtsschreibung. Der Direktor des Bundesarchivs, Oscar Gauye, versuchte, die Rütli-Rede von General Guisan (Sommer 1940)—bekannt geworden unter der Bezeichnung „Rütlirapport"—zu rekonstruieren. Gauyes Veröffentlichung, welche einen Textentwurf der Rede auswertete, ließ die politische Gesinnung von General Guisan in einem zweifelhaften Licht erscheinen.[49] Der Vorwurf der Anpassungsbereitschaft an den General löste eine Debatte aus, welche Georg Kreis als „Variante der Verräterdebatte" bezeichnete, denn war augenfällig, dass der eigentliche Anstoß der Aufregung, General Guisan, im Verlauf der Debatte immer mehr in den Hintergrund rückte und die „Enthüllungshistoriker" unter Beschuss kamen.[50]

In *Zeit des Fasans* verbindet Walter auf über 600 Seiten die Guisan-Recherchen des Protagonisten mit einem Erzählstrang, der den Aufstieg und Untergang des großbürgerlichen Schweizer Winter-Fabrikantenclans nachverfolgt. Letzterer bereicherte sich wirtschaftlich an der Waffen- und Granatenproduktion für das Dritte Reich. Schauplatz der Romanhandlung ist „Jammers", ein Ort, der ein Pseudonym für Walters Heimatort Rickenbach ist, aber auch sinnbildhaft für eine Schweizer Stadt steht. Thom Winter, Historiker und ehemaliger Archivar und Journalist, ist im Juni 1982 mit seiner Freundin Lis von Berlin auf der Durchreise nach Frankreich und macht im herrschaftlichen Elternhaus in Jammers Station. Das Haus, in dem nach dem Tod der Eltern nur noch die Schwester Gret, Tante Esther und vereinzelte Verwandte leben, ist seit dem Verkauf des stark verschuldeten väterlichen Maschinenindustriebetriebes

heruntergekommen und verwahrlost. Auch einige seiner Bewohner haben bessere Tage gesehen: Gret ist Alkoholikerin. Was für Thom als erholsamer und vergnüglicher Zwischenaufenthalt gedacht ist, entwickelt sich zur Heimkehr in eine Vergangenheit und in eine Erinnerungswelt, die voller Rätsel und Geheimnisse ist. *Zeit des Fasans* ist aber nicht nur Abstieg „in die Verliese der Kindheit",[51] sondern auch eine Konfrontation mit einer verheimlichten Mordtat. Im Nachlass des verstorbenen Vaters findet Thom ein Tagebuch von Tante Esther, die darin erklärt, dass Lilly Winter, Thomas Mutter, nicht eines natürlichen Todes gestorben sei. Esther weigert sich, Näheres preiszugeben.

Dass gleichzeitig mehrere Erzählstränge gewoben werden, führt dazu, dass der Leser zunächst einmal die Übersicht verliert. Das weit verzweigte Patchwork wird lediglich durch den Mordtat-Verdacht zusammengehalten, der eine Spannung aufbaut, die erst auf den allerletzten Seiten aufgelöst wird. Der Roman ist nicht nur mit Einzelheiten überfrachtet, sondern auch mit einer mythologischen Interpretationsebene, welche den Muttermord durch das Patriarchat symbolisiert. Zusätzlich zeigt sich bei Thom ein relativ starker Zwang zur „psychoanalytischen Selbst-Erforschung".[52]

Überhaupt ist die Romanhandlung mit psychoanalytischer Symbolik reich bestückt. So leidet Thom an Impotenz, denn als einziger Stammhalter ist er schlichtweg überfordert mit den patriarchalen Ansprüchen des übermächtigen Familienclans[53]. Die Sexualstörung angesichts der Ohnmacht gegenüber seinen „Überväter[n]"[54] mag sinnbildlich für das Trauma stehen, welches ihm sein Schicksal—„[. . .] mit so einem Vater, mit solchen Großvätern im Rücken leben [zu müssen]"[55]—beschert hat. Doch Thoms Impotenz ist mehr als nur eine Sexualstörung. Hinter ihr versteckt sich eine eigentliche Kastrationsangst, die im „Vaterhaus" neu aufbricht: „Mir ist, ich hätte mich längst verlaufen in einem Vaterhaus, das stündlich unheimlicher, größer, phantastischer wird."[56] Sinnbildlich für die Kastration stehen auch die Szenen, in denen der Sohn von seinem betrunkenen Vater grundlos ausgepeitscht wird.

Ulrich Winter, Thoms Vater, forderte in den 30 Jahren in der Schweiz eine parlamentarische Reform, die einer Diktatur gleichkam und die *Nationale Front* finanziell unterstützte. Er wünschte sich „eine Regierung mit starker Hand, mit einem Präsidenten, der mittels Sondervollmachten zu führen ermächtigt wird".[57] Weil er Hitler glühend verehrte und seine Güter nach Deutschland exportieren wollte, reiste Ulrich Winter „als Mitglied einer aus Parlamentariern und Wirtschaftsexponenten zusammengesetzten Delegation"[58] nach Berlin und verhandelte mit dem deutschen Reichswirtschaftsminister: „Schon dieser Funk: ein hervorragender Mann. Und aber erst er, der Führer! [. . .] Unvergesslich! Diese Ausstrahlung – welch ein Charisma!"[59] Sein Glaube an Hitlers „überragende Führernatur"[60] gründete ideologisch darin, dass er eine Gegenmacht zum Bolschewismus und zu den Schweizer Kommunisten und Intellektuellen herbeisehnte. Denn diese kämpften „gegen Christentum, Eigentumsordnung, gegen jegliche Autorität"[61], d.h. gegen alles, was ihm etwas bedeutete. Nicht zuletzt erkannte Ulrich Winter auch einen wirtschaftlichen Gewinn, den er ethisch verantworten konnte: „Wir profitieren!—Benutzen wir doch das Deutsche Reich als Schutzmacht! Und, mit einem Wort: als Markt. Als Vorbild und Markt. [. . .] Wir Schweizer Industriellen fürchten keinen Krieg. Wir war's denn? Unser Vater hat, vierzehnachtzehn, beide beliefert, Frankreich und Deutschland, vom Boden unserer Neutralität aus. Und ist schlecht dabei nicht gefahren!"[62] Ulrich Winter bedient in der Folge sowohl die Alliierten wie auch Nazi-Deutschland, was ab 1939 zu einem „lebhaften Aufschwung . . . vornehmlich im Maschinen- und kriegstechnischen Apparatebau" [63] führte.

Für Walter war der Winter-Clan der prototypische Schweizer Großindustrielle, welcher vom Dritten Reich und der Kriegswirtschaft profitierte und Auschwitz mitfinanzierte, wodurch er sich an den Naziverbrechen mitschuldig machte. In Walters Nachlass finden sich eine Reihe von handschriftlichen (bislang unveröffentlichten) Notizen, die diesen Aspekt beleuchten.

> Die Militärpolitik der Schweiz zielte auf den „totalen Widerstand". Die Außenpolitik lavierte zwischen Abwehr, Konzessionen, Anpassung. Die Wirtschaftspolitik in Verbindung mit einem gewichtigen Teil der Schweizer Banken und der Industrie schlug aus der Abhängigkeit vom Dritten Reich Kapital. Sie holte lebensnotwendige Rohstoffe ins Land und machte sich gleichzeitig zum profitierenden Lieferanten eines Regimes, dessen Politik mit allem, was Auschwitz bedeutet, ihren charakteristischen Ausdruck fand. Im Spiel, auch Zusammenspiel der drei eidgenössischen Ausprägungen von Politik gegenüber dem Dritten Reich, sind Elemente von historischer Mitschuld an den faschistischen Verbrechern deutlich erkennbar.[64]

Die historischen Passagen in *Zeit des Fasans* sind mit einer psychoanalytischen Kulturtheorie unterlegt, welche die Handlung immer wieder auf eine mythologische Ebene verschiebt. Walter verbindet die Atridensage mit seiner Familienchronik; dadurch lässt sich tatsächlich ein Interpretationsansatz finden, der in Thom einen Orest aufspürt, in Gret eine Elektra, in Ulrich Winter einen Agamemnon, und der den ewigen Muttermord als Ausbeutung des Matriarchats deutet: „Damals wurde die Kultur des Mutterrechtes mitsamt ihren Prinzipien des Gemeinschaftsbesitzes und des friedlichen Umgangs der Menschen unter sich und mit der Natur in einer Art kollektiven Muttermords durch Männer umgebracht. Sie wurde überwältigt durch die Prinzipien von Herrschaft, Ausbeutung, Spaltung und Krieg."[65] Dieser „Vernichtungskampf" der Atriden spiegelt sich für Walter auch im Ursprung der mündlichen Überlieferung der kollektiven Geschichte, die für ihn die Geschichtsschreibung weiterhin prägt: „Die alten Agrarvölker kannten eine Schrift, wie wir sie verstehen, nicht. Die Sagen sind von Männern erzählt, nacherzählt und geschrieben—enteignete matriarchale Mythen, zensuriert und umgeformt."[66] Der Rückzug auf griechische Sagen- und Sprachbilder führt dazu, dass die historischen Episoden aus der Zeit des Zweiten Weltkrieges mit Deutung überfrachtet sind und *Zeit des Fasans* als Geschichtsroman an Sprengkraft einbüsst. Ein noch größeres Problem liegt darin, dass die Figuren als „Vertreter geschichtlicher Kräfte"[67] verstanden werden und ihnen somit die Last der persönlichen Verantwortung erspart bleibt.

Obwohl Walters Text als Geschichtsroman streckenweise enttäuscht, ist er als Gedächtnisroman ergiebig, insbesondere wenn er die Schnittstelle zwischen erforschter und gelebter Geschichte beleuchtet. Wenn immer Thom seine historischen Forschungen anstellt, wirkt der Roman formelhaft. Wo er Familiengeschichte nacherzählt und den Anspruch auf eine objektive Überlieferung zumindest fragwürdig macht, ist er packend: „Erzählen, wie es mutmaßlich war. Rekonstruktion von möglicher Geschichte und als Vermutung."[68] Thom, der das konservative Geschichtsbild zwar konfrontiert, geht als Historiker konventionell vor, indem er sich in seiner Arbeit („Die Politik des Generals") auf politische und militärgeschichtliche Aspekte der Vergangenheitsaufarbeitung konzentriert. Trotz seiner Progressivität verkörpert er den klassischen Schweizer Schulhistoriker. Was den Roman für diese Arbeit interessant macht, ist dass er die Geschichtsauffassung des Protagonisten mit der gelebten Erinnerung verschiedenster Augenzeugen und Gewährspersonen kollidieren lässt.

Während Diggelmann spielerisch und oftmals leichtfertig Fakt und Fiktion mischte und Meienberg die Meinung vertrat, dass Aussagen für sich selber sprechen, problematisiert Walter die Erinnerung an sich. Thoms systematischen Recherchen stehen Ereignisse und Erinnerungen gegenüber, die durch mündlich überlieferte Geschichten oder schriftlich festgehaltene Erinnerungen—„Gedenk-Geschichte[n]"[69]—an ihn herangetragen werden. Sie versinnbildlichen ein konträres, zyklisches Geschichtsverständnis, in der die Vergangenheit zur Gegenwart wird: "Schließlich landeten wir bei der mich ja immer wieder bewegenden Frage, inwiefern das Vergangene wirklich vergangen sei?"[70] Was *Zeit des Fasans* als Gedächtnisroman zudem aktuell macht, ist dass er die Unzuverlässigkeit der Zeitzeugenschaft und die Flüchtigkeit der Erinnerungen behandelt. Nicht immer ist klar, wie die Geschichte Thom zu Ohren kam, und zu welchem Teil er sich den Ablauf der längst vergangenen Szenen dazu erfand. Immer wieder taucht Thomas Frage auf: „War es so?"[71] Daraufhin findet sich nur eine Antwort, die befriedigen muss, weil nicht mehr aus der Geschichte herauszuholen ist: „So könnte es gewesen sein."[72]

Insbesondere Tante Esther (eine Mussolini-Verehrerin) ist eine denkbar ungünstige Gewährsperson, auch wenn sie der Meinung ist, dass ihr Gedächtnis noch bestens funktioniere und im Grunde „nichts [. . .] verloren"[73] sei. Für den Leser bleibt unklar, ob Esthers Schilderungen auf tatsächlichen Erlebnissen beruhen, ob sie ihre Geschichten lediglich weitererzählt oder gar selbst erfunden hat. Thom erkennt, wie selektiv und eigennützig das Gedächtnis doch ist: „Merkwürdig, nicht wahr, wie Erinnerung arbeitet in uns. Das stelle ich jedenfalls immer wieder fest, dass sie zu meinen Gunsten wirkt; sie zeigt, was war, in hellen Beleuchtungen, solange ich dabei gut wegkomme."[74] Für Walter ist Thoms individuelle Verdrängungsleistung gleichbedeutend mit der kollektiven Weigerung, die eigene Geschichte nicht wahrhaben zu wollen. Er berührt die Freudianische Interpretationsebene, wenn er davon ausgeht, dass es in der Therapie gelingen kann, diese „verschwiegenen Traumata" aus dem Unbewussten heraufzuholen. Walter hat kein Rezept anzubieten, wie diese Bewusstseinsmachung für ein ganzes Erinnerungskollektiv funktionieren kann:

> Es gibt in jeder kollektiven Geschichte eine Tendenz zur Legendenbildung, zum Mythos. Das gibt es auch für uns als einzelne. Wir stilisieren unsere eigene Vergangenheit, in der Regel sehr zu unseren Gunsten. Damit aber bleiben gravierende Phasen von Versagen und Bereiche, die von Angst besetzt sind, unerhellt und dem Bewusstsein nicht zugänglich. Es ist dann möglicherweise eine therapeutische Aufgabe, solche verschwiegenen Traumata aus dem [Un]Bewusstsein heraufzuholen und der Erkenntnis zugänglich zu machen. Nicht parallel, aber analog dazu, gibt es ähnliches auch in Angelegenheiten, die uns alle angehen, in der gemeinsamen, allgemeinen Geschichte.[75]

Immer wieder versucht der Erzähler in *Zeit des Fasans*, den Vorgang der Erinnerung und der Vergangenheitsrekonstruktion in einer schrittweisen Annäherung sprachlich zu umschreiben. Dabei geht es ihm weniger darum herauszufinden, was passiert ist oder sein könnte. Stattdessen konzentriert er sich auf die Prozesse und Einflüsse, die eine Rolle spielen, wenn die Erinnerungen—die „Trümmer von Erinnerungsstücken"[76]—neu artikuliert werden: „Fetzen im Gedächtnis der noch Lebenden, Reste von Fetzen von Erinnerung. Rekonstruktion

versuchsweise."[77] Stets von neuem wird die Frage aufgeworfen, wie das Gedächtnis funktioniert, wo es im Körper beheimatet ist und wie es aktiviert wird:

> In welchen Zonen des Körpers, des menschlichen Gehirns ist das Vergangene gespeichert? Das Vergangene oder welche wie ausgewählten Stücke davon? Welche Reflexe, oft genug durch winzige Anlässe in Gang gesetzt, spielen da so zusammen, dass ein Mensch wie dieser Thom, der mit bereits schmerzendem Rücken das Beet umgräbt, sich auf einmal wiedererlebt in Szenen seiner Kindheit, die er zu vergessen er sich doch Jahre lang bemüht hatte?[78]

Der Briefwechsel mit Lis, die alleine nach Südfrankreich weitergereist ist, erlaubt es dem Erzähler, seine eigenen Erfahrungen im Vaterhaus auszuformulieren. Angetrieben durch Thoms Recherchen, ob die Mutter tatsächlich eines gewaltsamen Todes gestorben ist, setzt sein Aufenthalt einen Erinnerungsprozess in Gang, der autonom abläuft und der nicht mehr aufgehalten werden kann. Thom wird in die Gefilden des Unbewussten gespült, das ihn, zusammen mit den „Monstern der Vergangenheit",[79] immer mehr zu verschlingen droht:

> Ich tappe in einem täglich wachsenden Irrgarten herum. Vermutungen blitzen auf, laufen gleich wieder ins Leere; Geschichten überfallen mich, rufen anderen und wieder anderen Geschichten; Erinnerung spült mich durch die Zeiten. Ich komme mir immer mehr nicht als Wahrheitssucher, nein: als Gejagter vor.[80]

> Lis, versteh bitte: Schon vorgestern, schon gestern, und wieder heute, immerzu und zunehmend gerate ich hier in ihren Strudel, oder soll ich sagen: in dieses Chaos von Bruchstücken aus einer Erinnerungsmaschine, die ich anscheinend selbst jetzt in mir nicht mehr bremsen kann, wo ich mit Dir reden will. [. . .] dass ich, aller Sehnsucht nach Dir zum Trotz, nicht schaffe, mich vom Bann der Geschichte zu lösen, in den ich hier geraten bin.[81]

Was ihn am stärksten belastet, ist die Erfahrung, dass die Erinnerungen Gegenwart werden und er nicht mehr zwischen dem Vergangenen und dem Hier und Jetzt zu unterscheiden vermag.

Walters Vorstellung davon, wie Erinnerungen ‚funktionieren' und die Gegenwart heimsuchen, finden sich bereits in seinen Überlegungen zum Realismusbegriff in der Literatur, die er in einem Streitgespräch mit Niklaus Meienberg in den Redaktionsräumen der

Wochenzeitung (27. April 1984) als Teil der „Realismusdebatte" formulierte. Die Erwartung, dass Erinnerungen präzise und wahrheitstreu sein müssen, war für Walter genauso unsinnig wie Meienbergs Anspruch, dass das literarische Schreiben die Wirklichkeit faktengetreu wiederzugeben habe:

> Sprache kann Wirklichkeit nicht wiedergeben. Reportage kann sehr nahe an das, was wir für Wirklichkeit halten, herankommen. Aber das literarische Schreiben ist nicht einmal das Abbild der Wirklichkeit. Es ist bestenfalls eine Analogie, eine Paraphrase oder eine fantastische ‚Gegenwirklichkeit'. Die Roman-Wirklichkeit muss ich mit so viel Realitätsmaterial unterlegen, dass sie meiner Erfahrung der Realität zum Verwechseln ähnlich sieht. Sie bleibt und will sein: eine künstliche Welt aus Zeichen.[82]

In diesem Sinne schien es ihm auch vermessen, den Anspruch zu erheben, Historiker zu sein. Er habe in *Zeit des Fasans* lediglich „einen Historiker simuliert".[83] Um die geschichtlichen Fakten zur Person General Guisans dennoch historiographisch korrekt wiederzugeben, hat Walter den Historiker und SP-Parteikollegen Jakob Tanner kontaktiert[84] und ihn gebeten, jene Textstellen, welche die Politik des Generals behandelten, zu prüfen:

> Otto F. Walter kontaktierte mich als Fachhistoriker. Ende 1987 schickte er mir die Kapitel „Zur Politik des Generals" aus dem Roman. Das waren sechs Manuskriptpassagen. Er hat mir zwei Fragen gestellt. Zum einen sollte der Roman in diesen Passagen den historischen Forschungsstand wiedergeben [. . .]. Walter wollte wissen, ob sein Manuskript korrekt sei, und ob ich weitere Details und neue Fährten beisteuern könnte.[85]

Tanner kam der Aufforderung nach und schickte Walter einen ausführlichen, siebenseitigen Kommentar, in dem er sich „keinerlei Zurückhaltung" gebot und ihm zusätzliches Recherchematerial zu General Guisan schickte[86]:

> Ich finde die Grundidee, das ganze als einen Arbeits- und Lernprozess, als einen fortschreitenden Erkenntnisvorgang zu beschreiben, gut. Ich gehe davon aus, dass diese literarische Fiktion dazu dient, den Horizont der bisherigen Geschichtsinterpretation mit neuen Fragen ausweiten [sic] und zeigen [sic], wie man das ganze auch darstellen könnte.[87]

Walter hat Tanners Vorschläge und Hinweise „soweit möglich eingearbeitet".

Sein Wunsch, „dass dieser Roman eine Debatte provozieren könnte, die vielleicht doch etwas präziser als bisher in der Schweiz geführt würde",[88] erfüllte sich vorerst nicht, denn die Rezensionen waren mehrheitlich positiv bis begeistert. Die Literaturkritiker spendeten so viel Lob, dass eine eigentliche Diskussion über kritischere Punkte vorerst gar nicht erst ausgelöst wurde. Hier zeigte sich, dass zuviel Konsens auch eine Form der politischen Entschärfung sein kann. Im *Sonntagsblick* stand zu lesen, dass *Zeit des Fasans* Walters „bedeutendstes Werk"[89] sei. In der *Weltwoche* schrieb Klara Obermüller, dass es „ein großes Werk [sei], nicht nur, was den Umfang betrifft", sondern auch in der Aufgabe, die sich der Autor gestellt hat: „Schreiben nicht nur über sich als Individuum, sondern als Zeitgenosse."[90] Ausgerechnet in der *Neuen Zürcher Zeitung*, die ansonsten mit solch spitzer Feder gegen schweizkritische Literaten zu Felde zog, fand sich die euphorischste aller euphorischen Rezensionen. Beatrice von Matt feierte *Zeit des Fasans* als Walters Opus Magnum.[91] Ihre ausführliche Rezension, die als eine der ersten erschien und richtungweisend wurde, ließ keinen Zweifel offen, dass es sich hier um ein Meisterwerk handelte: „So wie dieses Buch haben in den letzten Jahren nur wenige in der deutschsprachigen Schweiz die Auseinandersetzung herausgefordert. Mit *Zeit des Fasans* wird das Mittelmass einmal wieder weit überstiegen."[92] Auf ihrer ganzseitigen Rezension ging sie nur flüchtig auf den vergangenheitskritischen Aspekt ein. Sie machte jedoch die wichtige Beobachtung, dass kritische Meinungen im Roman von Figuren artikuliert werden, die nicht mehr als eine Statistenrolle einnehmen. Letztere sind streckenweise dermaßen überzeichnet, dass sie wie Karikaturen wirken und dadurch ihre Botschaft an Relevanz verliert:

> So schwankt, wie alle Personenbilder in diesem Buch, auch das Bild des Generals, der einmal ein 'Tell' genannt wird und dann wieder in die Nähe eines Usurpators rückt. Entsprechend wird der Gedanke des Réduit-Konzepts hinterfragt, bei dem weite Teile des

> Landes preisgegeben worden wären, das aber nicht zuletzt in seinem Rückgriff auf den Alpenmythos der Schweizer als einziges die Nation als Nation hätte retten können. Die radikalen Positionen sind also an Nebenfiguren festgemacht, nicht etwa wie in den letzten Büchern Otto F. Walters am Helden selbst oder an dessen intimsten Bezugspersonen. So ergibt sich ein polyvalentes, ungemein anregendes, fast opulentes Zeitgemälde. Es fordert zum Denken auf, nicht bloß zum gläubigen Annehmen von Meinungen.[93]

Die Rezension von Beatrice von Matt konzentrierte sich hauptsächlich auf die Atridensage: „Orest: Das meint Schuld, Muttermord [...]. Orest, das bedeutet auch Verfolgung durch die Erinnyen".[94] Dass sie Walter zusätzlich einen Vaterkomplex unterschob und dabei die politische Dimension des Romans nahezu gänzlich aussparte, wurde in der *Berner Tagwacht* irritiert zur Kenntnis genommen: „Die Lobeshymne" umgehe politische Fragen und reduziere „die Leistung des Romans auf die private Ebene".[95] Für Walter war störend, dass von Matt seine Vaterlandskritik als Folge einer persönlichen und familiären Aufarbeitung verstand, eine Parallele, die von den Literaturkritikern bereits bei Diggelmann hervorgestrichen wurde: „Man muss ja nicht unbedingt ein Vaterproblem ausleben, wenn politische Ungerechtigkeiten oder die Gesellschaft in ihrem Klassencharakter dargestellt versucht werden. Das ist natürlich eine bürgerliche Haltung."[96] In den *Luzerner Neuesten Nachrichten* stand zu lesen, dass der Roman „den Rahmen des Literarischen [sprengen würde] und [. . .] doch auch in den ihm zugemessenen Räumen [bleiben würde]".[97] Was bedeutete dies? In welchen Räumen hat sich ein Roman aufzuhalten? Einige Rezensenten bemängelten, dass Walter historiographisch einige Schnitzer unterlaufen seien. Dass ein Romancier als Nicht-Historiker Anrecht auf eine „Fiktionalität des Romangeschehens" habe, wurde in Zweifel gezogen.[98] Stefan Howald strich im *Tages-Anzeiger* hervor, dass es nicht ausreichen würde, eine bereits aufgearbeitete Geschichte einfach von neuem aufzuarbeiten, ohne ihr eine zusätzliche Dimension abzugewinnen. Die Fiktionalisierung erschließe seines Erachtens weder einen neuen Interpretationsansatz, noch erlaube sie eine Umbewertung der Geschichte:

> Ich sehe leider nicht, wo wir faktisch mehr erfahren, als was wir als durchschnittlich informierte Zeitgenossen bereits wissen: Armeeeinsätze im Innern, nazifreundliche und autoritäre Tendenzen des Schweizer Bürgertums, Fortschrittsphantasien der Unternehmer, beschämende Asylpolitik, die Neutralitätsverletzung von General Guisan, durch ein Geheimabkommen mit Frankreich [. . .]. Den fragwürdigen Strang der Schweizer Geschichte nochmals zu präsentieren, ist sicher ein Verdienst, nur wirft die Form der Präsentation selbst wieder Fragen auf. Gerade die „Politik des Generals" wird von Thom Winter vorrangig auf diesen selbst konzentriert und als traditionelle Militärpolitik untersucht. So fällt das Buch mit Thoms Arbeit hinter die zitierten Gewährsleute zurück, die schon längst das gesamte Umfeld berücksichtigen und die interessantere Frage nach der Wirkungsweise und dem Nachleben des Guisan-Mythos stellen. Bleibt die umgekehrte, die wichtigere Frage: Was leistet die Fiktionalisierung? Ich fürchte: zuwenig.[99]

Bezeichnenderweise tat sich die Kritik schwer, die montageartige Erzählkonstruktion methodologisch einzuordnen: Was leistet die Fiktionalisierung, was die Historiographie nicht kann? Für Klara Obermüller ist es nicht länger Aufgabe der zeitgenössischen Literatur, mimetisch abzubilden:

> Ein neuer „Schweizerspiegel" also? Bis zu einem gewissen Grad sicher. Doch die Ausgangslage hat sich verändert, nicht nur die historische, sondern vor allem die literarische. Wo Inglin seinen Roman noch mit dem Satz „Im September 1912 kam der deutsche Kaiser in die Schweiz" beginnen konnte, wo Literatur noch fast unangefochten Faktizität und „objektive Wahrheit" vermittelte, ist bei Walter das Erzählen selbst, auch das historiographische, in Frage gestellt. Sein Roman beginnt im Konjunktiv; seine Erzählposition reduziert sich auf das Eingeständnis: „Erzählen, wie es mutmaßlich war. Rekonstruktion von möglicher Geschichte und als Vermutung." Eine sehr redliche Position, die nicht zu wissen vorgibt, was sie nicht weiß.[100]

Doch auch sie kritisierte die Überfrachtung: „[. . .] manchmal hätte vielleicht auch eine gewisse Selbstbeschränkung des Autors beim Ansammeln und Ausbreiten historischen Materials dem Roman als Ganzem mehr genützt als geschadet."[101] Ausgerechnet in der *Wochenzeitung* fand sich eine der schärfsten Kritiken. Lotta Sutter (welche für die Realismusdebatte mit Otto F. Walter und Niklaus Meienberg die Gespräche leitete) ärgerte sich, dass die Rezensenten Walter mit zuviel Lob und Ehrfurcht begegneten: „Wie hoch der Schutzwall wächst, den man um Otto F. Walters Leben und Werk errichtet! Was bleibt da noch an Begegnung?"[102] Sutter beanstandete, dass die Schnittstellen zwischen Fakt und Fiktion verschwommen waren, und dass

dabei nicht länger ersichtlich wäre, „wo genau sich Phantasie an Forschung reibt und entzündet?“[103]

Die Fragestellung, was sich historisch orientierte Literatur erlauben darf, wurde in einer öffentlichen Podiumsdebatte gestellt, welche die Literarische Gesellschaft Grenchen im November 1988 organisierte. Nebst Otto F. Walter waren auch Niklaus Meienberg, Literaturkritiker und Historiker dazu eingeladen. Bald zeichnete sich ab, dass es eine Fortsetzung der Realismusdebatte war. Wie weit darf Fiktion in ihrer Darstellung historischer Ereignisse gehen? Was kann sie, wo versagt sie? Niklaus Meienberg ging gleich zu Begin in die Offensive: „Ich fühlte mich durch dieses Buch [*Zeit des Fasans*] und das Geschichtsbewusstsein, das ich darin vorfinde ‚verhohnepipelt‘.“[104] Die Figuren seien zu wenig realistisch dargestellt, Historisches wäre unauthentisch wiedergegeben: das „tonangebende Großbürgertum“ der Deutschschweiz sei keinesfalls katholisch, sondern „protestantisch oder calvinistisch“ gewesen. „Eine Aktiengesellschaft hätte zudem einen Säufer an einer derart verantwortungsbewussten Stelle nicht geduldet.“[105] Weiter kritisierte Meienberg den fiktiven Ort Jammers. An diesen Ort würde alles verpflanzt, was in der Schweiz an Geschichte passiert sei. Tante Esthers Schwärmerei für den Duce bezeichnete er als „Verniedlichung des Faschismus“, Jakob Tanners Einspruch, dass jede Geschichtsschreibung fiktional sei, fand kaum Gehör.[106] Tanner wollte schlussendlich wissen, ob es Aufgabe eines Schriftstellers sei, in die Archive zu gehen, um nachzuholen, was die Historiker versäumt haben. Eine Antwort darauf ließ sich an dieser Veranstaltung keine finden. Tanner bedauerte, dass Walter keinen eigentlichen „fiktionalen Vorgriff auf kommende Forschungsergebnisse“ geliefert hätte.[107] Walter, der kaum je direkt angesprochen war, saß die meiste Zeit über als stillschweigender Beobachter da.

Als er sich schlussendlich doch zu Wort meldete, nahm er dem ‚Debattierclub‘ in einem Satz den Wind aus den Segeln: „Vor dem Geschichtstribunal möchte ich mich des Flunkerns für schuldig erklären.“[108]

3. Geschichte im toten Winkel. Urs Faes' Roman *Sommerwende*

> Was es mit der Vergangenheit auf sich hat, entscheidet sich immer wieder von neuem in der Gegenwart . . . Heute haben wir auszutragen, was gestern und in den vorangehenden Tagen geschehen ist.
> *Heinz Lippuner und Heinrich Mettler (1980)* [109]

> Gedächtnis und Erinnerung, der Umgang mit dem Vergangenen ist . . . einer der zentralen Stränge in meinem gesamten Schreiben, ein Projekt an dem ich weiterwebe und weiterschreibe, unaufhörlich.
> *Urs Faes (2003)* [110]

Während anderswo in Europa am 1. September 1989 des 50. Jahrestags des Kriegsausbruchs gedacht wurde, nahm die offizielle Schweiz als einziges Land in Europa diesen Jahrestag zum Anlass, in der ‚Diamantfeier' die Generalmobilmachung 1939 zu feiern. Obwohl das Eidgenössische Militärdepartement Feldgottesdienste aufs Festtagsprogramm setzte, um an die „Zeit der Notwehr" zu erinnern, wurde doch hauptsächlich ein feuchtfröhliches Volksfest inszeniert. Der Zugriff zum Symbol Diamant—frei nach Gottfried Kellers Gedicht *Eidgenossenschaft*, das einst ein liberales Bürgertum herbeisehnte—steht für die Identität der Schweiz der Jahre 1939-1945: unzerstörlich, ungetrübt, strahlend, gefestigt und vereint. (Kaum überraschen mag, dass das Gedicht auf der Webseite der *Pro Militia*—Vereinigung ehemaliger Angehöriger der Schweizer Armee—zu finden ist.)[111]

Rund eine halbe Million Männer, die in den Kriegsjahren Aktivdienst geleistet haben, wurden zu den offiziellen Festlichkeiten eingeladen. Dem Anlass entsprechend meldete sich auch Nationalrat Christoph Blocher mit einer Lobrede auf die bewaffnete Neutralität zu Wort und versuchte dabei, das Vertrauen in die Armee zu fördern, denn „.[. . .] Entschlossenheit zum Widerstand [sei] noch stets der beste Garant für den Frieden gewesen"[112]. Der Basler Polizeidirektor Karl Schnyder unterstrich, dass die Feierlichkeiten dazu gedacht waren, „der Aktivdienstgeneration den Dank abzustatten für die erbrachten Opfer".[113] Für den Vorsteher des

Eidgenössischen Militärdepartments Kaspar Villiger „wäre die Eroberung der Schweiz [ohne Schweizer Armee] ein Spaziergang gewesen, und dieser Spaziergang wäre mit Sicherheit gemacht worden".[114]

Doch bald zeichnete sich ab, dass es bei der Diamantfeier um etwas anderes ging als nur um ein fröhliches Beisammensein im Festzelt. Die Gedenkfeiern wurden zum Politikum, denn parallel zu den Festansprachen, Marschmusikveranstaltungen, Veteranenschiessen und Waffenschauen machte sich die Abschaffungsinitiative „Für eine Schweiz ohne Armee und für eine umfassende Friedenspolitik" der *Gruppe für eine Schweiz ohne Armee* (GsoA) geräuschvoll bemerkbar. Diese unterstellte den Diamant-Organisatoren eine kriegsverherrlichende Absicht. Nicht zuletzt konnte die GsoA-Gruppe dadurch an Zugkraft gewinnen, dass sich Intellektuelle und Kulturschaffende wie Max Frisch, Otto F. Walter, Arnold Künzli und Hans Saner hinter sie stellten und das Schauspielhaus Zürich Frischs Anti-Armeestück *Jonas und sein Veteran* inszenierte. Diamant-Gegner, darunter auch eine Reihe kritischer Historiker, organisierten „Diamant-Gegenveranstaltungen" und veröffentlichten eine Sonderzeitung, die sich spielerisch-ironisch *Klunker: Die hochkarätige Zeitung zur Schweiz im Zweiten Weltkrieg* nannte. Für das *Klunker*-Redaktionsteam hatte die Armee spätestens seit dem Zweiten Weltkrieg an Glaubwürdigkeit eingebüsst. Ihr Anliegen war es zu zeigen, „dass sich die Schweiz in jener bedrohlichen Zeit des Krieges nicht so lupenrein verhielt, wie es das EMD mit seinem ‚Diamant' darstellt".[115] Was die Schweiz vor einem Einmarsch der Nazis bewahrt hätte, sei nicht die Armee gewesen, sondern die Tatsache, dass die Schweiz für Hitler ein „unersetzbarer Dienstleistungsplatz" gewesen sei und „auf Hochtouren für die nationalsozialistische Rüstungsindustrie"[116] produziert habe. Mit anderen Worten: die Schweiz sei gar nicht wirklich bedroht gewesen.[117]

Die GsoA-Initiative und die Klunker-Anti-Armeestimmungsmache waren nicht nur für den „staatliche[n] Feierlichkeitsapparat" (Sacha Zala)[118] ein gedenkpolitisches Fiasko, sondern

auch für die Aktivdienstveteranen. Die Erinnerungspolitik gewann so stark die Überhand, dass die Veteranen nur noch eine Statistenrolle einnahmen. Im Grunde ging es gar nicht um sie, sondern um ihren Symbolwert: sie symbolisierten einen Mythos (Verschonung der Schweiz im Zweiten Weltkrieg), der—je nach Interessengruppe—aufrechterhalten oder untergraben werden musste. Obwohl die Schweiz in den Kriegsjahren in mehreren Sonderausstellungen—inklusive „Zollhaus mit Flüchtlingen" und „lebensechte[n] Darstellungen der Kavallerie und anderer Waffengattungen"[119]—landesweit in Bild und Ton wiedergegeben wurde, gab es keine Bestrebungen, individuelle Veteranen-Erinnerungen in einer Oral History festzuhalten.

Noch schlimmer als den ehemaligen Aktivdienstlern erging es den Schweizer Frauen, die den Zweiten Weltkrieg im Militärischen Frauendienst oder fernab des militärischen Einsatzes miterlebten. Nicht nur wurden sie wie ihre männlichen Zeitgenossen 1989 als Zeitzeuginnen übergangen, sie waren erst gar nicht zu den Diamant-Feierlichkeiten eingeladen. Außer vereinzelten Vertreterinnen der Frauenorganisationen und des Militärischen Frauendienstes blieben die Frauen—darunter ehemalige Rotkreuzfahrerinnen, Sanitäterinnen, bzw. Schweizerinnen, die im Zweiten Weltkrieg zu Hause ‚ihren Mann' standen—von den ‚Jubeljahr'-Aktivitäten ausgeschlossen. Auch ihre Geschichte spielte offensichtlich keine Rolle.

Urs Faes' autobiographischer Roman *Sommerwende* gibt Einblick in dieses, im kollektiven Schweizer Erinnerungskanon und in der Schulhistoriographie bis 1989 kaum berücksichtigte Kapitel der Schweizer Frauen. Wie bereits Walter Matthias Diggelmann, Niklaus Meienberg und Otto F. Walter bedient sich Urs Faes dokumentarischer Verfahrensweisen und arbeitet erzählstrategisch mit der Technik der mündlich erfragten Geschichte. Urs Faes' literarische Historiographie unterscheidet sich sowohl inhaltlich wie auch formal von der offiziellen und akademischen Geschichtsschreibung, die nach 1945 zur Rolle der Schweiz im Zweiten Weltkrieg publiziert wurde. Für Faes sind Fakten nicht mehr und nicht weniger als „Kulissen".[120] Was ihn beschäftigt, sind jene Schnittpunkte, an denen individuelle Erfahrungen

und kollektive Geschichte aufeinandertreffen und die Einzelerfahrung, bzw. die Bilder, die der Autor dazu entwirft, für ein ganzes Kollektiv beispielhaft werden.[121] *Sommerwende* macht mehrere Schweizer Geschichtsversäumnisse sichtbar. In aller Deutlichkeit und Dringlichkeit stehen Frauenschicksale im Mittelpunkt—es sind ausnahmslos Frauen der Unterschicht. Wie bereits in Kapitel IV erläutert wurde, war die Schweizer Alltagsgeschichte des Zweiten Weltkrieges für die offizielle Geschichtsschreibung, die Mikrohistorie und die feministische Wissenschaft bis vor wenigen Jahren im toten Winkel angesiedelt.

Doch sieht sich Faes nicht als Geschichtsprovokateur. Seine literarische Absicht zielt in eine andere Richtung. Für ihn gibt es keine eigentlichen „objektive[n] Wahrheiten in dem Sinne, wie es immer wieder präsentiert wird".[122] „Gedächtnispartikel und Fakten" fügen sich in seinen Texten „zu einem Erinnerungsgewebe"[123] zusammen, das die eigentliche Geschichtserfahrung ausmacht. In *Sommerwende* wirft Faes wichtige Fragen auf, die über die Schweizer Grenzen hinaus auch für das deutsche Nachkriegsgedächtnis Relevanz haben.

Die Konfrontation mit der jüngsten Geschichte des Zweiten Weltkrieges findet in *Sommerwende* auf zwei Ebenen statt. Zusätzlich zu jener Ebene, die sich mit der Rekonstruktion von Faktenmaterial beschäftigt, thematisiert der Roman den eigentlichen Umgang mit der Geschichte—und zwar individuell wie auch kollektiv. Von zentraler Bedeutung ist dabei die Frage, wie die Geschichte des Zweiten Weltkrieges im kollektiven Gedächtnis der Schweiz gespeichert und tradiert wird. Was bleibt in der Erinnerung erhalten, was wird ausgeblendet? Wie bereits *Zeit des Fasans* ist *Sommerwende* weniger ein Geschichtsroman als ein Gedächtnisroman. Zwar beschreibt Faes einen Aspekt der Schweizer Geschichte, der im kollektiven Gedächtnis der 80er Jahre nahezu vollständig ausgeblendet wurde, doch geht es ihm nicht nur darum, ein unliebsames Stück Schweizer Geschichte neu aufzubereiten. *Sommerwende* zeigt, wie die kollektive Verdrängungsleistung—das heißt der Prozess des Vergessens und des

Verschweigens—zum eigentlichen Widersacher für einen nach ‚Wahrheit' suchenden Protagonisten wird.

Der Roman beginnt im Jahr 1987. Der Journalist Melzer wird aus dem Ausland ans Krankenbett seiner Mutter gerufen. Sie will ihm die bislang verheimlichte Geschichte der Sommerwende 1941 erzählen. „Eigentlich habe sie es aufschreiben wollen. Doch Schreiben war nicht ihre Sache."[124] Nach und nach erzählt die Mutter ihrem Sohn das Familiengeheimnis. Es ist eine eigentliche Beichte: „Ja, es seien alte Geschichten, an die sie da rühre, aber eben doch nicht vergessen."[125] Melzers Großmutter bewirtschaftet in den 30er Jahren einen kleinen Hof in einem aargauischen Dorf und engagiert sich im Sommer 1941 für die im Dorf ansäßigen Juden, die sogenannten „Hebräer". Es sind die Nachfahren von Schweizer Juden, die einst ins Baltikum ausgewandert waren und in den Kriegsjahren als Vertriebene in die Schweiz zurückkehrten. Im kleinen Dorf ist der Antisemitismus frappant. Frontisten und nazifreundliche Sportgruppen sympathisieren mit Hitler-Deutschland. Die völkisch-faschistischen Strömungen in der Schweiz schüren den Fremdenhass und schrecken auch vor Gewalttaten gegen die lettischen Juden nicht zurück:[126]

> Die [Aargauer] Frontisten organisierten Fackelzüge, forderten eine Einheitsfront mit dem nationalsozialistischen Deutschland, wetterten gegen die Verjudung von Wirtschaft und Beamtentum. Häufiger die Flugblätter in den Briefkästen: *Kauft nicht bei Juden.* Mittellose Emigranten mussten sich bei den Behörden melden und wurden in Arbeitslager gesteckt, vorsorglich; politische Agitation gegen Deutschland könnte das nationalsozialistische Regime provozieren.[127]

„[Doch der] Antisemitismus war nicht nur eine Angelegenheit der Sportgruppen und Frontisten. Juden sah man im Kanton nicht gern. Jüdische Emigranten, die nicht eine hohe Kaution hinterlegen konnten, fanden keine Aufnahme."[128] Im Spätsommer 1941 wird die Großmutter von ihrem Knecht Alfred Kronig, der einer völkisch-faschistischen Sportgruppe angehört, niedergestochen. „Alfred Kronig, schüchtern, still, ein braver junger Mann, siebenundzwanzig

Jahre alt, greift zu Sense und Messer und metzelt die Meisterfrau nieder, Stiche, Schnittwunden, Bauchdecke aufgeschlitzt, Brüste zerfetzt, Schnittwunden auch im Gesicht und am Hals."[129] Auf die Frage, was denn sein Motiv gewesen sei, antwortet Kronig später in seiner Gerichtsaussage, dass er seine Arbeitsgeberin tötete, weil sie sich für die Juden eingesetzt habe:

> [. . .] ich habe gar nichts gegen sie gehabt, außer dass sie immer diese Juden, ich meine die Levy-Familie verteidigt hat. Das ist auch in der Sportgruppe oft kritisiert worden. Die Juden hatten im Tal nichts zu suchen.[130]

Nach einem von Kronig verübten Brandanschlag auf die jüdischen Wohnstätten verlassen die ‚Hebräer" das Dorf und flüchten ins Ausland. Unter ihnen auch Simon Levy, zu dem Melzers Mutter ein heimliches Verhältnis unterhielt. Seine Spur verliert sich in Frankreich, woraufhin Melzers Mutter einen ortsansässigen Kleinkrämer heiratet. Es ist eine stille, leidenschaftslose Liebe. Der Mörder und Brandstifter Alfred Kronig, ein armseliger „Einzelgänger" und „Verdingbub"[131], wird festgenommen, ist sofort geständig und kommt hinter Gitter. „Die ebenfalls einvernommenen Mitglieder der Sportgruppe [. . .] lehnten jede Verbindung mit dem Täter ab und gaben an, das dieser lediglich einige Male an ihren Versammlungen teilgenommen habe, ohne indes aktives Mitglied zu sein."[132] Wegen guter Führung wird Kronig jedoch vorzeitig entlassen. Jahrzehnte später—er ist mittlerweile ein sterbenskranker Mann—lädt er Melzers Mutter und ihre zwei Schwestern zu einem Abendmahl zu sich in den Jura ein und bittet sie um Verzeihung. Die Szene ist in ihrer ganzen Tragikkomik eine Hommage an Dürrenmatt. Was Alfred Kronig noch am Leben erhält, ist ein Sauerstoffgerät. „Auch einer, der sich vergangen hat, muss doch ein Anrecht haben auf Verzeihen",[133] sagt er und bittet inständig darum, dass ihm die Schwestern vergeben. Die drei Frauen (wie auch die Leserin) werden vor eine moralisch schwierige Aufgabe gestellt: Dürfen wir uns in den Mörder hineinversetzen?

Können wir seine Tat plausibel machen? Im folgenden Erzähltext ist zu erkennen, wie die Schwestern Myrtha, Clarissa und Helen symbolisch für eine Haltung stehen:

> Myrtha war ganz außer sich. Sie werde verhindern, dass da Versöhnung gefeiert werde, das sei sie der Mutter schuldig, auch jetzt noch, vierzig Jahre nach ihrem Tod, diesem entsetzlichen Tod . . . Ihr komme all diese Annäherung an Alfred vor wie der Versuch, all die alten Nazis und KZ-Schergen als niedliche Großväter in die Arme zu schließen und ihre Vergangenheit als entschuldbaren Irrtum abzutun. Clarissa wehrte ab, wies darauf hin, dass Alfred doch nicht mit den Nazis verglichen werden könne.
> -Hat er nicht auch gegen die Juden gewettert und mitgeholfen, sie aus unserem Dorf zu vertreiben.
> -Das waren Gerüchte.
> Clarissa versuchte vergeblich, Myrtha zu besänftigen. Doch sie war von dem Gedanken nicht abzubringen, man müsste ihm wie einem Geächteten begegnen, der von einem späten Racheengel heimgesucht werde [. . .].
> [Clarissa war] die Versöhnlichste von ihnen allen, sie mochte Alfred längst verziehen haben, ohne dass sie darüber viele Worte verloren hätte. Für sie war es die selbstverständlichste Sache der Welt. Vergeben und Vergessen. [. . .] Helen blieb still, nachdenklich.[134]

Beinahe ironisch mutet an, dass sich Helen, Melzers Mutter, schuldig fühlt, weil sie Kronig nicht vergeben kann.

Melzer muss sich am Ende des Romans die Frage stellen, wie *er* mit dieser Geschichte weiterleben soll, zumal seine Mutter andeutet, dass er Simon Levys Sohn ist. So steht Melzer beispielhaft für die Generation der Nachgeborenen, die realisieren, dass die Geschichte nicht museal entsorgt werden kann, sondern dass sie—insbesondere wenn sie verschwiegen wird—die Gegenwart früher oder später wieder einholt. Als Repräsentant der ersten Nachkriegsgeneration kommt er zu einer Erkenntnis, welche die Historiker seiner Generation erst in den letzten Jahren offiziell bestätigten: Die Schweiz der Kriegsjahre unterschied sich von Nazi-Deutschland weitgehend darin, „dass ihr der politische Ernstfall erspart geblieben [ist]".[135]

Der Roman ist eine Collage aus den Erzählungen der Mutter, der mündlich erfragten Geschichte, Melzers eigenen Kindheitserinnerungen, Briefen, medizinischen Gutachten und Melzers

Spurensuche in Zeitungs- und Gerichtsarchiven—es ist ein Flickenteppich der Erinnerungen. Melzers Recherchen in den Staatsarchiven sind ausnahmslos erfolglos, denn, in den Worten des Gerichtsarchivars, sei „der Täter . . . zwar tot, aber die Angehörigen, falls es solche gebe" würden wahrscheinlich Einspruch erheben. „Das Verbrechen sei längst gesühnt, gelöscht im Strafregister, erledigt, ad acta."[136]

Die Rekonstruktion der Vergangenheit erfolgt nicht linear, vielmehr zyklisch, begleitet von zahlreichen Rückblenden. Langsam, im Wechselspiel von Orten, Recherchen, Erinnerungsassoziationen und Faktenmaterial werden die Umrisse der Vergangenheit sichtbar und die Ereignisse dadurch verständlich gemacht. Melzer bleibt dabei als Person unsichtbar, unbeteiligt, er hat als Individuum keine Präsenz, als ob seine eigene Biographie durch die tabuisierte Familiengeschichte verwischt worden wäre. Folglich existiert Melzer ausschließlich in seiner Funktion als Rechercheur. Dabei werden viele Fragen aufgeworfen. Zum einen ist das Augenmerk auf die Kontinuität der gesellschaftlichen Strukturen, die ein Verbrechen überhaupt erst möglich machen, gerichtet. Der junge Melzer kehrt zu einer Zeit aus dem Ausland in die Schweiz zurück, in der der Fremdenhass unter einem neu aufkeimendem Rechtsradikalismus grassiert. Zum andern fällt auf, wie sehr sich familiäre und kollektive Ereignisse verschränken und einander bedingen. Der Mord an Melzers Großmutter ist zwar ein privates Verbrechen, dieses wurde jedoch erst durch eine Ideologie möglich, welche die Schweizer Landesregierung in den Kriegsjahren für lange Zeit stillschweigend tolerierte.

Faes stützte sich in seinen Schilderungen auf historisch dokumentierte Quellen über die Schweizer „Fröntler". In der Zwischenkriegszeit bildeten sich in der Schweiz eine Reihe von Gruppierungen, die eine deutschfreundliche, teils sogar eine faschistische Ideologie vertraten—darunter der *Vaterländische Verband*, *Ordre et Tradition*, die *Nationalsozialistischen Eidgenossen* und der *Volksbund für die Unabhängigkeit der Schweiz*. „Sie alle bildeten den Boden für jene politischen Gruppen, die sich in den dreißiger Jahren dann als

Erneuerungsbewegungen (wegen der häufigen Verwendung von ‚Front' im Parteinamen auch als ‚Frontenbewegung' bezeichnet) anboten."[137] Überraschenderweise waren es Studenten, welche 1930 die Schweizer Frontenbewegung ‚Neue Front' gründeten. Die verschiedenen Fröntler-Vereinigungen schlossen sich 1933 zum „Kampfbund Neue und Nationale Front" (NF) zusammen. Unter den Mitgliedern befanden sich fast ausschließlich Männer, und ihre Slogans verkündeten den Beginn einer Neuen Ära: „Wir sind die Träger neuer, bess're Zeiten", „Wach auf, Schweizervolk"[138] oder „Neue Männer, neue Wege, neue Ziele!" Ein Jahr später erhielt ihre Bewegung mit Hitlers Machtergreifung neuen Aufschwung, wofür die Schweizer Presse den Begriff „Frontenfrühling" prägte: „Jung, kräftig, frisch wirkten diese Marschkolonnen, muffig, alt, zahnlos der Freisinn und die anderen demokratischen Parteien, abgewirtschaftet."[139] Die Frontenbewegung vergab den Titel eines Ortsgruppen-, Gau- und Landesführers und verlangte Recht auf Arbeit, obligatorischen Arbeitsdienst, die Ausbürgerung von Juden und Gleichschaltung der Presse. Der Anschluss an Großdeutschland stand nicht im Parteiprogramm wurde jedoch insgeheim begrüßt.[140] Die Schweizerische Variante des Nationalsozialismus ersetzte „Heil Hitler" mit dem altschweizerischen Harus-Ruf, und in ihrem Kampfblatt *Der Eiserne Besen* waren Artikel zu lesen, welche die Ausschaffung aller fremder Elemente (allen voran der Marxisten und Juden) begrüßten:

> „Schwyzer harus! Gheied d'Marxiste zum Ländli us! All die ikaufte Jude, Pole, söll de Tüfel wider hole, Dicker, Nicole, Farbstei cha Ja nach Palestina gah! Schwyzer harus!"[141]
>
> [Übersetzung für Nicht-Schweizer: Schweizer Harus! Werft die Marxisten aus unserem Land hinaus. All die eingekauften Juden und Polen soll der Teufel wieder holen! Dicker, Nicole, Farbstein können nach Palästina gehen! Schweizer Harus!]

Im *Eisernen Besen* äußerte man auch seinen Unmut darüber, dass „jüdische Warenhäuser den Schweizer Kleingewerbler ausrotten wollten"[142] und „dass in Zürich die rote Pest wüte", welche, was noch viel schlimmer war, am Ende gar den ganzen „schweizerischen Volkskörper"[143]

angreifen würde. Frontenanhänger schreckten auch nicht vor Drohungen gegen jüdische Bürger zurück: „Fürchte dich nicht, Jud Simon. Arbeite weiter. Noch ist ja unsere Zeit noch nicht ganz angerückt. Dann aber nimm dich in acht!“[144] Aufgrund ihrer rechtsextremen Ideologien konnte die Frontenbewegung nie große Mitgliedszahlen verbuchen: die Zahlen schwankten in etwa zwischen 2300 und 9200 Mitgliedern[145] (sympathisierende Anhänger nicht mitgerechnet): „Gesinnungsmäßig ist das Gewicht faschistischer und nationalsozialistischer Ideen in der Schweiz schwer zu quantifizieren, aber politisch waren die Frontisten zu keiner Zeit eine Bewegung, die aus eigener Kraft das etablierte politische System in Gefahr brachte.“[146] Dennoch konnte die Frontenbewegung in einigen Kantonen, darunter Zürich, Schaffhauen und Aargau, politische Erfolge melden. Wie bereits in der *Hinterlassenschaft* zu lesen war, gingen die Fröntler in den Zürcher Gemeinde- und Stadtratswahlen im September 1933, wenn auch nur für eine kurze Zeit, eine Listenverbindung mit den Bürgerlichen ein. Im Kanton Schaffhausen erhielten die Frontisten in den Ständeratswahlen immerhin 27 Prozent aller Stimmen. Willi Gautschi, dessen *Geschichte des Kantons Aargau 1803-1953* für Faes eine wichtige Quelle war, publizierte ausführlich über die Aargauer Fronten:

> Die unsicheren wirtschaftlichen Verhältnisse bildeten einen günstigen Nährboden für die Propaganda extremer politischer Ideologien von links und von rechts. Während die Kommunisten zahlenmäßig belanglos blieben, kam es nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten in Deutschland zu einem lautstarken ‚Frontenfrühling'. Bei dieser Frontenbewegung spielten von Anfang an einige Aargauer eine bedeutende Rolle [...] Im ganzen Kanton gab es rund vierzig Ortsgruppen der Nationalen Front. 1937 beteiligten sich die Fröntler in den Bezirken Aarau, Baden und Brugg mit eigenen Listen an den Großratswahlen. Dabei erwies sich ihre zahlenmäßig geringe Anhängerschaft: In der Kantonshauptstadt betrug ihr Stimmenanteil lediglich 2%; in der Stadt Baden erreichten sie immerhin 8%, was ihnen zu einem Großratssitz, dem einzigen im Kanton, verhalf.[147]

Der Aargau war allerdings kein Ausnahmefall. „Die Haltung seiner Bürger [bewegte sich] in der Bandbreite des angemessenen, sogenannt gut-eidgenössischen Durchschnitts“,[148] schreibt Gautschi. Spätestens nach dem Anschluss Österreichs an das Deutsche Reich 1938 fühlten sich

viele Schweizer durch Hitler-Deutschland bedroht und begannen an der Ideologie der Frontenbewegung zu zweifeln. Ihre bis dahin relativ zahlreiche Anhängerschaft verflüchtigte sich—der Frontenfrühling kühlte nunmehr zum Frontenwinter ab. „Hitlerfreunde" und „Schwabensöldner"[149] waren nur noch in vereinzelten Wirtshäusern gern gesehene Gäste, die Flucht ins Deutsche Reich schien für viele nahe liegend. Linus Reichlins Recherchen im Bundesarchiv haben ergeben, dass an die 900 Schweizer nach Deutschland auswanderten und der Waffen-SS beitraten (ca. 40, darunter SS-Oberführer Eugen Corrodi, wurden befördert).[150]

Ein neuer Aufschwung rechtsradikalen Gedankenguts stellte sich erst wieder zwei Jahre später ein, als Hitlers Einmarsch in die Schweiz möglich schien. Eine neue Partei, die „Nationale Bewegung der Schweiz", sah ihre Ideologie bestätigt, nachdem selbst Bundespräsident Pilet-Golaz nach der Kapitulation Frankreichs in einer Radioansprache an das Schweizer Volk verlautete, dass man sich den veränderten Verhältnissen anpassen müsse und er daraufhin Vertreter der Nationalen Bewegung bei sich zu einer Audienz empfing. „Viele Schweizerinnen und Schweizer fanden es jetzt befremdlich, dass ihr Bundespräsident ein Hitlerschnäuzchen trug",[151] schreibt Linus Reichlin. Ab 1941 konnte die „Nationale Bewegung der Schweiz" nur noch im Untergrund arbeiten, wo sie ihr Gedankengut in verschiedensten Tarnorganisationen (wie der „Schweizer Sportschule") weiterhin in Umlauf brachte. Im Sommer desselben Jahres wurden alle führenden Schweizer Nationalsozialisten jedoch in Haft genommen, was der Frontistenbewegung einen starken Dämpfer versetzte.[152] *Sommerwende* zeigt allerdings, dass die Inhaftierung der verantwortlichen Chefideologen einzelnen Ausschreitungen keineswegs Einhalt gebot.

Die Frontenfrage ist auch heute noch ein so heikles und heißes Thema, dass der Aargauer Staatsarchivar (unter Berufung auf den Polizeikommandanten) einem Historiker im Jahr 1996 die Einsicht in Personenakten von Mitgliedern der aargauischen Frontenbewegung—u.a. jene des Gauleiters für den Aargau—mit der Erklärung, es sei äußerst „sensibles Archivgut", verwehrte:

„Eine undifferenzierte Öffnung des Staatsarchivs" liege nicht im Interesse der Öffentlichkeit, war die offizielle Erklärung der Kantonsregierung, man zweifelte gleichzeitig an den wissenschaftlichen Qualifikationen des Historikers, der angeblich nicht „umfassend" genug arbeiten würde. „Das Vorgehen, bei ‚schutzwürdigen privaten Interessen' die Einsichtnahme zu untersagen, entspreche den modernen Datenschutz-Forderungen."[153] (Hier muss angefügt werden, dass der Sohn des ehemaligen Gauleiters 15 Jahre lang im aargauischen Regierungsrat tätig war). Dass es oftmals weniger um die Qualifikationen eines Forschers als um die Interessen und Sensibilitäten der ehemaligen Frontisten und deren Nachfahren ging, musste auch Willi Gautschi erfahren, dem für seine Aargauer Frontenrecherchen 1978 Einlass ins Archiv gewährt wurde. Auch gegen ihn waren Drohungen gerichtet. Gautschi publizierte die Namen ehemaliger Schweizer Nazi Sympathisanten und wurde dafür von ehemaligen Fröntlern denunziert.[154]

Ich habe Urs Faes im August 2002 zu einem Gespräch in Zürich getroffen. Er lebt als freischaffender Schriftsteller zurückgezogen, ist ein Autor der leisen Töne. Aufgewachsen in einfachen Verhältnissen im aargauischen Suhrental war Faes das älteste von fünf Kindern. Der Vater arbeitete als Landwirt und später als Bahnarbeiter. Nach dem Besuch des Lehrerseminars im Kloster Wettingen und dem Studium der Geschichte, Germanistik, Philosophie und Ethnologie in Zürich schlug er eine Gymnasiallehrerkarriere aus, um sich als freier Schriftsteller ganz der Literatur zu widmen.

Gautschis *Geschichte des Kantons Aargau 1803-1953* sei für ihn nicht die einzige wichtige Quelle gewesen. Faes—er sieht sich als „typischer Vertreter der Nachkriegsgeneration"[155]—schöpfte das Material für *Sommerwende* aus seiner eigenen Familiengeschichte, die im Hinblick auf den Zweiten Weltkrieg genauso geheimnisvoll und verborgen war wie jene verhängnisvolle Landesgeschichte, die das Schweizer Kollektivgedächtnis nicht wahrhaben wollte. Ohne Umschweife erklärte er mir, dass

Sommerwende ein autobiographischer Roman sei. Sein Vater leistete Aktiv-Dienst an der Schweizer Grenze. Er habe mitbekommen, wie man die Juden in den Tod zurückschickte. Gesprochen hätte er jedoch nie darüber. Das, was ihm widerfuhr, blieb ein Tabu, wie vieles andere in dieser Familie, „in der sich das Unglück häufte".[156] Der Vater wurde jedoch auch von jenen, welche die offizielle Geschichte des Zweiten Weltkrieges schrieben, nicht wahrgenommen: „Man hat diese ganze Generation mit diesem Problem allein gelassen", meinte Urs Faes. Die Großmutter wurde, wie im Roman geschildert, geradezu „abgeschlachtet", eine Tatsache, die man im Faes-Haushalt jahrelang vor den Kindern verheimlichte. Wie Helen im Buch hat auch Faes' Mutter, die aus diesem Erlebnis „traumatisiert"[157] hervorgegangen sei, eines Tages ihr Schweigen gebrochen. Wo sie ihren Sohn im Unklaren ließ, hat er mündlich nachgefragt und die Erinnerungen zusammengetragen. Die Idee zum Roman sei nicht spontan entstanden„der Stoff war da und hat sich im Laufe der Jahre entwickelt".[158] Ob „Simon Levy", bzw. Levys historische Vorlage, tatsächlich sein leiblicher Vater sei, wollte Faes nicht preisgeben. „Vielleicht", antwortete er und beließ es dabei. Es soll nicht alles ausgesprochen und geklärt sein.

Auch die akademische Geschichtsschreibung war für ihn voller Leerstellen. Er habe Geschichte studiert „aus dem einen Grund, weil ich nicht begreifen konnte oder wollte, was da passiert ist".[159] In der Schule in den 50er und 60er Jahren hätten die Lehrer die heikle Periode nicht angeschnitten. Doch auch die Universität war als aufklärerische Geschichtsrevisionistin die falsche Adresse. Faes erklärte, dass er während seines Geschichtsstudiums in den 60er und 70er Jahren nichts über die Haltung der Schweiz im Zweiten Weltkrieg erfuhr. Zwar wurde keine Geschichtsklitterung an der Uni betrieben, doch habe man es vorgezogen, das Thema vorsorglich gar nicht erst anzuschneiden. An den historischen Forschungsmethoden war ihm suspekt, dass sie sich auf die Sammlung und auf das Auswerten von Fakten beschränkten. Die persönlichen Erfahrungen und Erlebnisse des Individuums—insbesondere wenn es sich um Repräsentanten

der Unterschicht handelt—blieben dabei unberührt. Der Zugriff zur Oral History erlaubte es ihm, dieses Defizit aufzufüllen.

Für *Sommerwende* war er auch bei einem Veteranentreffen von Rechtsextremen dabei, die sich freudig erinnerten und dabei stolz ihre Dienstbüchlein herumreichten. 1986, als er mit den Romanrecherchen begann, hat er auch herausgefunden, dass es, was das Tötungsdelikt an seiner Großmutter betraf, eine Gerichtsakte geben musste. „Dummerweise" sei er den offiziellen Weg gegangen, was seine Nachforschungen behinderte. Obwohl er als Angehöriger Recht auf Einsicht für sich in Anspruch nehmen konnte, kamen ihm die offiziellen Stellen nicht sehr entgegen; nicht zuletzt wohl deshalb, weil er sein schriftstellerisches Interesse offen deklarierte. Einen Nachmittag erlaubte man Faes dann schließlich doch noch, die Akten einzusehen. Abschreiben oder gar kopieren waren ihm untersagt. Um zu verhindern, dass Faes etwas Regelwidriges tat, war ein Archivangestellter anwesend, der seine Recherchen überwachte: „Es wurde mir später noch unterstellt, ich hätte versucht, auf anderen Wegen an die Akten heranzukommen."[160] Wenn auch Faes die private Erfahrung des einzelnen ins Zentrum seines Schreibens rückt, sind die Bilder, die er sich in seiner literarischen Arbeit von den Einzelschicksalen macht, für ihn „nur dann gut, wenn sie exemplarisch werden".[161]

In diesem Zusammenhang stellt sich die schwierige Frage, wie denn nun Alfred Kronigs Fall beispielhaft zu begreifen ist. Hierzu dürfte Paul Ricœurs Konzept des ‚Verzeihens', das er in seinem viel zitierten Aufsatz *Das Rätsel der Vergangenheit* formulierte, hilfreich sein. Für Ricœur bedeutet ‚verzeihen' ‚aktiv vergessen', d.h. bewusst den Schritt zu wagen, etwas vergessen zu *wollen*. Was vergessen werden soll, sind jedoch nicht die geschichtlichen Tatsachen. Diese sind, wie Ricœur einräumt, „wirklich unauslöschlich".[162] Vielmehr soll ihre „Bedeutung für Gegenwart und Zukunft" vergessen werden. Was Ricœur als ‚Erinnerungsarbeit' definiert, geht aus der Trauerarbeit hervor:

> Die ungetilgte Schuld akzeptieren; akzeptieren, dass man ein zahlungsunfähiger Schuldner ist und bleibt; akzeptieren, dass es Verlust gibt; *an der Schuld selbst Trauerarbeit leisten*; zugeben, dass das eskapistische Vergessen und die endlose Verfolgung der Schuldigen ihren Grund in derselben Problematik haben; eine feine Linie zwischen Amnesie und unendlicher Schuld ziehen.[163]

Die Erinnerungsarbeit befreit vom Wiederholungszwang, von der unendlichen und unheimlichen Wiederkehr des Verdrängten:

> Mit dieser Befreiung vergangener Möglichkeiten geht einher, dass das Vergangene – bildlich gesprochen: die ‚Vergangenheit, die nicht vergehen will'—aufhört, die Gegenwart zu verfolgen. Die Vergangenheit ist wirklich überholt: denn ihr ‚Nicht-mehr-sein' bewirkt kein Leiden mehr, ihre ‚Gewesenheit' erhält ihre Ehre zurück. Das Nichtwiedergutzumachende ist zum Unauslöschlichen, zum Unvordenklichen geworden.[164]

Die Krux dabei ist jedoch: Um sich selber verzeihen zu können, ist Kronig darauf angewiesen, dass die drei Schwestern ihm zuerst vergeben. Damit dieser Schritt vollzogen werden kann, müssen ihn Myrtha, Clarissa und Helen (wenigstens ansatzweise) als Opfer verstehen, d.h. mit ihm Mitleid haben. Für Myrtha ist dies kategorisch unmöglich. Als Helen sich am Ende zum Verzeihen durchringen kann, ist es zu spät. Kronig ist tot.

Dieser Aspekt der Schuld und des Verzeihens, der sich am Fallbeispiel von Alfred Kronig nachvollziehen lässt, ist in den Rezensionen der deutschen und Schweizer Kulturblätter fast vollständig untergegangen, bzw. bewusst ausgeblendet worden. Spätestens seit den Veröffentlichungen von W.G. Sebalds *Luftkrieg und Literatur*, Günter Grass' *Im Krebsgang* und Jörg Friedrichs *Der Brand. Deutschland im Bombenkrieg 1940-1945* zeichnet sich ab, wie sehr auch die diskretesten Bemühungen, Kriegsverbrechern oder Mitläufern einen Opferaspekt abzugewinnen—d.h. nach Ricœur ‚Erinnerungsarbeit' zu leisten—selbst heute noch ein großes Tabu darstellt und zu heftigen Kontroversen führt. Auch im Deutschschweizer Feuilleton wurde Kronigs Schuld und seine späten Reue nur oberflächlich thematisiert. Faes' Bemühungen, Alfred Kronigs Anfälligkeit für faschistische Ideologien zu erklären, wurden von einem Rezensenten als

„psychologische Plattitüden“[165] abgetan. Was der Rezensent damit gleichzeitig von sich weist, ist die Andeutung einer Schweizer Kollektivschuld, wie sie Faes anklingen lässt. Zwar hat Kronig durchaus als Individuum gehandelt, doch muss davon ausgegangen werden, dass seine Tat vom Kollektiv abgesegnet war. Für Faes war hingegen wichtig, dass sich seine emotionale Mitbeteiligung nicht in einem schwarz-weißen Denkraster niederschlägt. Kronig ist nicht einfach nur ein Monster—mit dieser Erklärung würde man es sich zu einfach machen—sondern ein komplexes und schwieriges Einzelschicksal, das nur innerhalb seiner zeitbezogenenen Verflechtungen verstanden werden kann. Laut Faes kann und darf „die Verzeihung nicht gelingen“[166], auch wenn Anstalten gemacht werden, dies zu versuchen.

Sommerwende wurde im deutschen Feuilleton und im Rundfunk ausführlich besprochen, wobei Kulturredaktoren immer wieder auf Parallelen zum deutschen Nachkriegsgedächtnis hinwiesen:

> Ein vorzüglich geschriebenes Buch, ein packender Roman, eine Sozialgeschichte des alltäglichen Faschismus im literarischen Gewand. Ein wichtiger und wesentlicher Beitrag zur Auseinandersetzung mit Geschichte als Gegenwart. Natürlich nicht nur in der und für die Schweiz.[167]

Dass deutsche Kritiker den Roman überhaupt erst wahrnahmen, hatte damit zu tun, dass *Sommerwende* im etablierten Suhrkamp Verlag erschien. Siegfried Unseld entschied sich für Faes' Manuskript, weil er überzeugt war, dass *Sommerwende* nicht nur eine provinzielle, weltverschlossene Geschichte sei, sondern auch für eine deutsche Leserschaft Relevanz habe. Faes hat den Verlagswechsel bewusst gesucht; zwar hätte auch sein Schweizer Verlag den Roman verlegt, weil er laut Faes „eine linke Politik“[168] vertrat, doch hätte sich das Buch in Deutschland kaum so stark verbreitet.[169] Als Faes an der Frankfurter Buchmesse eintraf, war die erste Auflage bereits vergriffen. Auf der deutschen Lesereise stellte sich heraus, wie verwundert die Deutschen über das Schweizer Nachkriegsgedächtnis waren. Immer wieder wurde Faes auf

die Diamantfeier angesprochen: Wie um alles in der Welt feiert die Schweiz den Kriegsausbruch?

In der Schweiz fand der Roman wenig Resonanz. Weder Radio noch Fernsehen haben Faes zu einem Gespräch eingeladen. In Lesungen wurde ihm „die Spaltung" zwischen der älteren Schweizer Generation—„die gemauert hat"[170]—und der jüngeren Generation, die neugierig war, erst richtig bewusst. Er erhielt auch einige negative Leserbriefe, die er weggeworfen hat: „So Zeug muss ich mir vom Leib halten."[171] In der Regel waren die Veteranen jedoch in der Defensive. Vielerorts hat man die Verbindungslinie (wie bereits in den Rezensionen zur *Hinterlassenschaft*) zwischen familiärer und kollektiver Vergangenheit gar nicht erst gezogen. Auch die *Neue Zürcher Zeitung* erkannte keine Kontinuität. Die wohl heftigste Reaktion kam von Seiten eines *NZZ*-Literaturkritikers, der am Vorabend des Mauerfalls unter dem eher verharmlosenden Titel „Mutters Erinnerungen" bemängelte, dass sich das „Hin- und Herspringen der Geschichte zwischen 1941 und heute" in einem Niemandsland verirren würde. Zwar musste der Kritiker eingestehen, dass Faes seine Geschichte „gründlich" und mit persönlichem Einsatz erforscht habe, was allerdings seines Erachtens nicht ausreichte. Die Rezension ist ein eindeutiger Verriss:

> Der kritisch-sentimentale Roman von Urs Faes stützt sich auf gründliches Quellenstudium. Spürbar ist das Engagement des Autors, seine Empörung über „die Geschichte, die ihre Geschichte machte, ohne Rücksicht auf den Einzelnen". Einige Details überzeugen, atmosphärisch starke Bilder aus der „Landschaft der Kindheit", Melzers hellsichtige Beschreibung des elterlichen Schlafzimmers und der trostlosen Geschichte, die darin eingeschrieben ist. Faes versteht es auch, ein schweizerisches Klima der Enge zu dokumentieren, das von prekärem Patriotismus und offenem Fremdenhass bestimmt wird. – Und sonst? Sonst ist wenig geglückt in diesem gutgemeinten Roman. [. . .] Ein anfängliches Hin- und Herspringen der Geschichte zwischen 1941 und heute verliert sich irgendeinmal, warum bleibt rätselhaft. Sind kurze Sätze, Einwortsätze, besser, suggestiver – geheimnisvoller? Der Autor jedenfalls scheint dieser Meinung zu sein. Leider ist es von der hier praktizierten Sparsamkeit nicht mehr weit bis zu jener Tonlage, in der die Werbung ihr Alles und Jedes verkaufen möchte. Andererseits, wo mehr Worte fallen, ist die ist die Wort – und Bildwahl – nicht nur bei besonders krassen Ausrutschern – sorglos und oberflächlich, der Text so ungenau, dass er

> Parodie sein könnte. Zu schweigen von der Liebesgeschichte Helen – Simon, die zu vernehmen auch für den zartgesinnten Leser eine harte Probe bedeutet.[172]

Eine längere Rezension im *Aargauer Tagblatt* (der Hauszeitung des Kantons Aargau) ging ausführlich auf die privaten Schilderungen in *Sommerwende* ein. Ob die persönlichen Erlebnisse einzelner Figuren auch für das kollektive Gedächtnis Relevanz haben, bleibt offen. Im zweitletzten Satz steht dann noch geschrieben, was wie ein verspätetes Zugeständnis wirkt: „Die Schweiz von 1987 erweist sich jener von 1941 als verwandt, erschreckend verwandt."[173] Leider erläuterte der Rezensent diesen Sachverhalt nicht weiter. Stattdessen wurde Faes zugute gehalten, dass er ein einfühlsamer und leiser Geschichtenerzähler sei.

Wohltuend leise, möchte man anfügen, denn unter seinen Schriftstellerkollegen, die sich vor seiner Zeit schwierigen Kapiteln der Schweizer Geschichte widmeten, gab es kaum einen, der so still und zurückhaltend berichtete. Die einschlägigen Deutschschweizer Repräsentanten eines literarischen Gegengedächtnisses seit den 60er Jahren waren allesamt prominente und lautstarke Nestbeschmutzer. Man möchte beinahe behaupten, dass, wer in der Schweiz die eigene Geschichte kritisiert, dies besser grell und schonungslos an die große Glocke hängt, weil er oder sie sonst nicht wahrgenommen wird. Für die Schweizer Literaturgeschichte ist *Sommerwende* trotz oder *gerade* wegen der leisen Töne ein Glücksfall. Urs Faes hat als einer unter wenigen Schweizern in den 80er Jahren unbequeme Fragen zum nationalen Geschichtsverständnis gestellt. Dass *Sommerwende* unbemerkt unterging und im toten Winkel des Schweizer Nachkriegsgedächtnisses landete, hat jedoch wenig mit dem zurückhaltenden Autor zu tun. Vielmehr ist der Grund darin zu suchen, dass viele Schweizer damals von seiner Geschichte und von der Geschichte der Schweiz im Zweiten Weltkrieg einfach nichts wissen wollten.

Anmerkungen

[1] Hans Rudolf Hilty, Brief an Niklaus Meienberg (Jona, 18.6.1987). Nachlass Niklaus Meienberg. Schweizerisches Literaturarchiv Bern: A-1-c/8.

[2] Georg Kreis, „Vier Debatten und wenig Dissens," 464.

[3] „Vielleicht ist die Arbeitsteilung richtig so, zum mindesten erscheint sie unvermeidlich" (Kreis 464).

[4] Otto Marchi, „Anpasser oder Patriot?," *Die Weltwoche* 3. März 1976: 50.

[5] Kreis 464-465.

[6] Ursula Dubois, „Über das Leiden an der Geschichte," *Berner Zeitung* 20. September 1989: 17.

[7] Otto F. Walter, *Zeit des Fasans* (Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch, 1994).

[8] Urs Faes, *Sommerwende* (Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1989).

[9] „ [. . .] ausschlaggebend für das Zustandekommen von Gedenkmomenten ist das aktuelle Erinnerungsbedürfnis und nicht der Erinnerungsauftrag der Geschichte" (Georg Kreis, „Kontroverse Pflege kontroverser Erinnerungen," *Neue Zürcher Zeitung* 17. August 1989: 19).

[10] „Es besteht kein Grund, pharisäerhaft mit Fingern auf die Österreicher zu zeigen" (Gustav A. Lang, „Schmerzliche Gedenktage – aber auch: Gelernte Lektion," *Der Bund* 5. März 1988: 3).

[11] Schweizerische Depeschenagentur, „Österreichs schwieriger Gedenktag," 6. März 1988: SMD-Dokument.

[12] Georg Kreis, „Österreichs bitterer Weg ins Dritte Reich Adolf Hitlers," *Der Bund* 11. März 1988: 2.

[13] Turi Honegger, „Auch Schweizer waren stolz über Hitlers Einmarsch in Österreich," *Blick* 11. März 1988: 31. Bereits 1984 (anlässlich der Kontroverse rund um Thomas Hürlimanns Theaterstück *Großvater und Halbbruder* in St. Gallen) hielt Honegger fest, dass es „in den Jahren der Hitler-Diktatur" einige Schweizer gab, die „für den ‚Führer' schwärmten und bereit waren, die Schweiz für ein Butterbrot an die Deutschen zu verkaufen". Honegger konnte sich solch eine entschiedene Stellungnahme leisten, weil ihm die Redaktion und Verlagsdirektion eine uneingeschränkte Meinungsfreiheit eingestand. Stand

doch am Ende seiner Kolumnen zu lesen: „Die Meinung der BLICK-Kolumnisten muss nicht unbedingt mit jener der Redaktion übereinstimmen" (Turi Honegger, „Theater-Stück von Altbundesrat-Sohn verboten—weil ehemalige Freunde der Nazi Angst hatten," *Blick* 24. Juli 1984: 2).

[14] „Mit seiner Rede zum 50. Jahrestag der Pogromnacht hat der westdeutsche Parlamentspräsident Philipp Jenninger am Donnerstag einen Eklat ausgelöst. Unter Protest verließen viele Abgeordnete von SPD, Grünen und FDP während Jenningers Rede das Bundestagsplenum. Oppositionspolitiker legten Jenninger den Rücktritt nahe. Jenninger war einziger Redner der ohnehin umstrittenen Gedenkstunde und äußerte unter anderem Verständnis für die Verdrängung der Verbrechen an den Juden" (Schweizerische Depeschenagentur, „Empörung im deutschen Bundestag über Jenninger-Rede." 10. November 1988: SMD-Dokument).

[15] Der Stadtrat sah sich als Konsequenz gezwungen, zwei bereits erlassene Kundgebungen—einen Fackelzug der Neonazis und eine Gedenkkundgebung—wieder aufzuheben. Vgl. dazu: Schweizerische Depeschenagentur, „Neonazi dürfen in Winterthur doch nicht marschieren," 9. November 1988: SMD-Dokument.

[16] Schweizerische Depeschenagentur, „Gedenkfeier auf dem jüdischen Friedhof in Bern mit Bundesrat Cotti," 9. November 1988: SMD-Dokument.

[17] „Nie mehr gleichgültig sein," *Der Bund* 10. November 1988: 26.

[18] „Nie mehr gleichgültig sein," 26.

[19] Hans Lehmann, „Gedenkfeiern für die Pogrome von 1938," *Der Bund* 8. November 1988:1.

[20] Zitiert in Georg Kreis, „Kontroverse Pflege kontroverser Erinnerungen," 19.

[21] „Die am 14. Januar 1986 von der Nationalen Aktion (NA) des Bezirks Winterthur lancierte Eidg. Volksinitiative "gegen die Überfremdung" ist gescheitert. Wie die Bundeskanzlei im jüngsten Bundesblatt mitteilt, ist die Frist für die Sammlung der notwendigen 100 000 Unterschriften am 15. Juli 1987 abgelaufen, ohne dass das Volksbegehren eingereicht worden wäre. Die Volksinitiative war seinerzeit von Nationalrat Fritz Meier praktisch im Alleingang gestartet worden und hatte zu einem Hauskrach in der Partei geführt: NA-Zentralpräsident Hans Zwicky distanzierte sich vom Volksbegehren,

das die Zahl der Ausländer in der Schweiz auf 500 000 begrenzen wollte" (Schweizerische Depeschenagentur, „Überfremdungsinitiative definitiv gescheitert," 3. August 1987: SMD-Dokument).

[22] „Fremdenhasser-Initiative gescheitert," *Blick* 9. Juli 1987: 1.

[23] „Dossier VOX-Analysen," 3. Februar 2004 <http://www.polittrends.ch/abstimmungen/abstimmungsanalysen/vox-analysen/>.

[24] „Wir sind ein Volk von ethnischen Minderheiten. Wir bewohnen einen vergleichsweise engen, dichtbesiedelten Raum. So neigen wir zu besonders ausgeprägten Gefühlen von Bedrohung und, entsprechend, zu übermessener Selbstbehauptung. Ja, ich glaube, es gibt tatsächlich eine schweizerische Spielart von Fremdenfeindlichkeit" (Otto F. Walter zitiert in Roman Klingler, „'Einen Skin beleidigt man nicht. Heil Hitler!'," *Luzerner Neuste Nachrichten* 15. November 1989: 3).

[25] Klingler 3.

[26] Otto F. Walter zitiert in Carlo Bernasconi, „'Mir fallen nur Geschichten ein, . . .'," *Börsenblatt* 17. Januar 1989: 186.

[27] Otto F. Walter zitiert in Markus Schär, „Ich hoffe, dass meine Fähigkeit zunimmt, gelassen radikal zu denken und zu fühlen," *Sonntags-Zeitung* 29. Mai 1988: 34. Vgl. dazu: „Es geht mir um die Gegenwart. Wenn ich verstehen will, wie die Schweiz heute aussieht im herrschenden Denken, in Kultur, Politik, dann ist selbstverständlich die Zeit vor, im und nach dem Zweiten Weltkrieg jene Zeit, in der ein Teil der Wurzeln der Gegenwart zu suchen sind. Spannend daran finde ich: Die Leute, die heute 65 Jahre alt sind und älter, die damals der ‚grenzbesetzenden' Generation angehört hatten, die sind tiefer, als wir dies uns vorstellen können, vom Geist der Selbstbehauptung und der Selbstverteidigung geprägt. Selbst heute sind Vertreter dieser Generation in ganz großer Zahl noch immer zuständig in ökonomischen, politischen, universitären Gremien und auch in Medienkonzernen für Entscheidungen, die die Gegenwart und die Zukunft betreffen. Dieser Umstand spielt eine größere Rolle, als wir alle wahrhaben wollen. Immer wieder sind die jüngeren Leute mit Recht entsetzt über diese Mentalität, die uns fremd ist [. . .]" (Otto F. Walter zitiert in Carlo Bernasconi, „'Mir fallen nur Geschichten ein, . . .'," 186).

[28] Bernasconi 187.

[29] Bernasconi 186.

[30] Otto F. Walter zitiert in Markus Schär, „Ich hoffe, dass meine Fähigkeit zunimmt, gelassen radikal zu denken und zu fühlen," 34.

[31] Handschriftliche Notiz. Nachlass Otto F. Walter. Schweizerisches Literaturarchiv Bern: A-1-g/3,1-3.

[32] Otto F. Walter, „Fortführung der Avantgarde," *Die Wochenzeitung* 8. Oktober 1993: 19.

[33] 1985 erschien Werner Rings *Raubgold aus Deutschland. Die Golddrehscheibe Schweiz im Zweiten Weltkrieg*, welches den unliebsamen Punkt zur Sprache brachte, dass hauptsächlich Profitdenken unter den Schweizer Industriebetrieben für den wirtschaftlichen Handel mit Nazi Deutschland verantwortlich war. Peter Utz und Hans-Ulrich Jost haben die Problematik der wirtschaftlichen Kollaboratin bereits 1980 und 1983 vorweggenommen.

[34] „Das Buch mit seinen über 600 Seiten ist keine süffig zu lesende Unterhaltung. Ich habe eine ganze Reihe formaler Widerstände eingebaut, damit es zu einer Auseinandersetzung zwischen Leser und Text kommt. Das Buch kann nicht so schnell konsumiert und beiseite gelegt werden, ich hoffe es jedenfalls" (Otto F. Walter zitiert in Simone Burgherr: „‚Ich habe alles, was mir wichtig ist, in dieses Buch gesteckt'," 11).

[35] „Wöchentlich werden von der Pressestelle des Schweizerischen Buchhändler- und Verlegerverbandes (SBVV) die meistgekauften Bücher durch eine Umfrage bei einer repräsentativen Zahl von Deutschschweizer Buchhandlungen ermittelt" (Schweizerische Depeschenagentur, "Trendsellerliste - die meistverkauften Bücher der Woche," 31. August 1988: SMD-Dokument).

[36] Schweizerische Depeschenagentur (SDA), „Trendsellerliste - die meistverkauften Bücher der Woche," 12.Oktober 1988: SMD-Dokument.

[37] Beatrice von Matt, „'Brüderlich-schwesterliche Gemeinschaft'," *Neue Zürcher Zeitung* 16./17 Juli 1988: 57.

[38] von Matt 57. Vgl. dazu: Simone Burgherr: „‚Ich habe alles, was mir wichtig ist, in dieses Buch gesteckt'," 11.

[39] Wolfgang Bortlik: „Die Welt als Fels und Fasan," *Nizza* November 1988: 1.

[40] Otto F. Walter, „Das Positive und die zeitgenössische Literatur. Binsenwahrheiten und Thesen, 1962," *Gegenwort* (Zürich: Limmat Verlag Genossenschaft, 1988) 17.

[41] „Er war die relativ beste Besetzung dieser Rolle. Ich versuchte, den Wahnwitz in den Militärköpfen in den höheren Rängen mit den möglichen Folgen für Land und Armee aufzuzeigen" (Jürg Haller, „'Monster der Vergangenheit'," 48).

[42] Otto F. Walter zitiert in Markus Schär, „Ich hoffe, dass meine Fähigkeit zunimmt, gelassen radikal zu denken und zu fühlen," 34.

[43] Schär 34.

[44] „Er [der Vater] hatte vor allem Schulden hinterlassen, allerdings auch ein großes, belastetes Haus, sowie Aktien am Verlag in Olten" (zitiert in Martin Zingg, „Tastendes Herumlesen," *Die Wochenzeitung* 30. September 1994: 17).

[45] Anlass war kein politisches Buch sondern Ernst Jandls *Laut und Luise*. Vgl. dazu Peter Rüedi, „Kein anderer Nihilismus als die Sünde wider den Geist," *Die Weltwoche* 29. September 1994:1-2.

[46] Zitiert in Urs W. Scheidegger, „Mittels Sprache zur Wahrheit vordringen," *Solothurner Zeitung* 26. September 1994: 5.

[47] Otto F. Walter, „Die Politik des Generals," Nachlass Otto F. Walter. Schweizerisches Literaturarchiv Bern: A-1-g/23.1-8.

[48] Otto F. Walter, „Die Politik des Generals," Nachlass Otto F. Walter. Schweizerisches Literaturarchiv Bern: A-1-g/23.1.

[49] Ein Bericht in der *Weltwoche* paraphrasierte, was der General angeblich gesagt haben soll: „Das Schicksal der Schweiz liege in deutscher Hand, weshalb weitere Provokationen durch die Medien tunlichst zu meiden seien. Der General habe deshalb kürzlich vom Bundesrat die Vorzensur der Presse gefordert, ohne damit jedoch durchzudringen. Dienstleistende Offiziere dürften sich jedoch fortan nicht mehr publizistisch äußern. Im Gegensatz zu Deutschland sei Italien der Schweiz sehr wohlgesinnt – um so stoßender deshalb, dass gewisse Zeitungen den italienischen Faschismus weiterhin scharf kritisieren

würden" (Felix Müller, „Was hat General Guisan nun wirklich gesagt?," *Die Weltwoche* 14. März 1985: SMD-Dokument).

[50] „Die Veröffentlichung 1985 von Dokumenten, welche den Oberkommandierenden der Armee politisch belasteten, provozierten keine Armeedebatte, sondern ebenfalls eine Variante der Verräterdebatte, wobei typischerweise nicht so sehr der General als die „Enthüllungshistoriker" ins Schussfeld gerieten" (Georg Kreis, „Vier Debatten und wenig Dissens," 458).

[51] „Blick in die Verliese der Kindheit," *Der Bund* 29. Oktober 1988: 32.

[52] Otto F. Walter zitiert in Beatrice von Matt, „'Brüderlich-schwesterliche Gemeinschaft'," 57.

[53] Thom war „in direkter Erbfolge des Firmengründers der einzige Sohn, der einzige Stammhalter; von ihm wurde augenscheinlich auch hier in den Werken erwartet, dass er dereinst an die Spitze der Winter'schen Werke träte" (Otto F. Walter, *Zeit des Fasans*, 150).

[54] Walter 142.

[55] Walter 140.

[56] Walter 163.

[57] Walter 18.

[58] Walter 14.

[59] Ibid., 14-15.

[60] Walter 15.

[61] Walter 16.

[62]Walter 16.

[63] Walter 472.

[64] "Feststellen: 1. Die engen wirtschaftlichen Verflechtungen der CH mit Nazi-Deutschland bereits vor Mitte 1940; deren intensive Verstärkung danach.

Einfuhr aus dem Dritten Reich: Von Rohstoffen, vor allem: Eisen, Kohle, Treibstoffe, Chemikalien. So importierte der Kleinstaat Schweiz 1943 14 Millionen Tonnen Kohle, 60% ihres Bedarfs; sowie 1,3

Millionen Tonnen Eisen, 50% ihres Bedarfs. Mit anderen Worten: Eine Einfuhrsperre durch Deutschland und Italien hätte, ab Mitte 1940, genügt, um innerhalb weniger Monate (um nicht zu sagen: Wochen) die schweizerische Wirtschaft zu ruinieren. Was aber wäre der Nutzen einer noch so entschlossenen Armee für ein umzingeltes Land, dem die ökonomische Basis entzogen wird?

Von der Rohstoffbasis her betrachtet, war, wie ausgeführt, die CH erpressbar. Die Widerstands-Strategie musste nach „Trümpfen" suchen, die geeignet waren, die Katastrophe dieser Abhängigkeit zumindest teilweise zu kompensieren.

Die CH war nicht allein ein leistungsfähiger Lieferant des Dritten Reichs; sie war imstande, großzügig Kredite zu gewähren (Verrechnungs – oder Clearingkredite). Die deutsche Reichsband war am Ende des Kriegs mit immerhin 1, 2 Milliarden Franken an die Schweiz verschuldet.

Welche Faktoren außerdem konnten dafür sorgen, dass die Machthaber des Dritten Reichs an der Weiterexistenz einer neutralen, einigermaßen autonomen Schweiz interessiert waren? Mögliche Antworten: die Banktresore.

Deutlich machen: Alles diese „Trümpfe" wogen das Faktum nicht auf: Jedes militärische Verteidigungsdispositiv des Generals gegen Nazi-Deutschland blieb – welch ein Paradox! – von den Rohstoff-Importen durch eben dieses Hitlerdeutschland abhängig. (Jakob Tanner zitieren *Bundeshaushalt, Währung und Kriegswirtschaft*)."

Quelle: Otto F. Walter, „Die Politik des Generals," Nachlass Otto F. Walter. Schweizerisches Literaturarchiv Bern: A-1-g/23.5.

[65] Otto F. Walter, *Zeit des Fasans*, 200.

[66] Walter 200.

[67] „Die Griechen waren, im Gegensatz zu uns, geübt in der Kunst, die Figuren einer Sage nicht allein als Handelnde und Opfer privater Konflikte, sondern auch als Vertreter geschichtlicher Kräfte zu verstehen" (Walter 201).

[68] Walter 19.

[69] Walter 80.

[70] Walter 84.

[71] Walter 20.

[72]Walter 20.

[73] Walter 173. Vgl. dazu auch: „Tante Esther wurde für mich eine praktische Figur, praktisch wiederum in bezug auf die Frage: Wie kann ich die Historie in diesem Buch auf ganz verschiedene Arten erzählen? Wie kann ich auch reine Fakten in Geschichten umwandeln? Tante Esther tritt zwar als Zeugin der damaligen Zeit auf. Sie ist aber eine höchst unzuverlässige, eine lügenhafte Chronistin. Sie ist eine fabulierende, häufig sehr böse fabulierende, Legenden- und Mythenbildnerin in der Art der Barden vor 1000 Jahren" (Otto F. Walter zitiert in Hanspeter Rederlechner „Eine Geschichte aus dem Patriarchat erzählt," *Solothurner Zeitung* 25. August 1988: 3).

[74] Zitiert in Martin Zingg, „Tastendes Herumlesen," *Die Wochenzeitung* 30. September 1994: 17.

[75] Zitiert in Hanspeter Rederlechner, „Eine Geschichte aus dem Patriarchat erzählt," 3.

[76] Otto F. Walter, *Zeit des Fasans*, 286.

[77] Walter 22.

[78] Walter 336.

[79] Walter 500.

[80] Walter 163.

[81] Walter 272.

[82] Otto F. Walter zitiert in „Werkstatt (II): Wege zur eigenen Sprache," *Vorschlag zur Unversöhnlichkeit (WoZ-Dossier)* 1984: 69. Vgl. dazu: „Ich versuche immer wieder sichtbar zu machen, dass ich eine künstliche Wirklichkeit und nicht ein Abbild der Wirklichkeit beschreibe. Die Illusion muss

für den Leser erkennbar werden. Hierin gerade unterscheidet sich der ‚Konsumroman' von einem literarischen Roman. Im Konsumroman wird dem Leser die Illusion als Wirklichkeit dargeboten" (Otto F. Walter zitiert in Simone Burgherr: „‚Ich habe alles, was mir wichtig ist, in dieses Buch gesteckt'," 11).

[83] „Im Grunde habe ich einen Historiker simuliert" (Otto F. Walter zitiert in Bernhard Ott und Alexander Sury, „Die große und die kleine Schweizer Geschichte," *Berner Tagwacht* 26. September 1988: 3).

[84] „Wo es allerdings um die historische Arbeit geht, habe ich tatsächlich die Hilfe eines Historikers beansprucht: Dass das für Historiker ein Problem sein kann, wenn da eine Romanfigur als Historiker auftritt und gewisse, eigentlich bekannte Fakten auf gewisse Fragen hin zuspitzt und auch verschärft, jetzt bezogen auf die Politik des durchaus reaktionären Generals Guisan, verstehe ich: Das ist ein Übergriff eines Geschichtenerzählers ins Ressort der Historienschreibung (Ott und Sury 3).

[85] „Die Kapitel, die ich las, waren auf jener Seite der Erzählschnittstelle, wo die Fiktion in das Faktische übergehen sollte. Ich hatte nur diese Passagen, Otto F. Walter gewährte mir keinen Einblick in die gesamte Erzählanlage. - Mein Eindruck war sehr ambivalent. Einerseits waren die Recherchen akribisch, kompilatorisch. Er hat da einfach Sachen zusammengestellt, eher mit geringem Aufwand. Bei einer entsprechenden universitären Seminararbeit hätte man gesagt, dass man in der Interpretation weitergehen müsste. Aber das ist selbstverständlich kein Kriterium für die Beurteilung eines Romans. Die fiktionale Figur, dieser Historiker, hatte anhand von Stichworten einen Arbeitsplan für eine größere Studie entwickelt. Was ich spannend fand, ist die Tatsache, dass Walter kontrafaktisch vorging, das heißt, dass er sich unentwegt fragte, was auch der Fall hätte sein können. Er suchte immer wieder nach möglichen, vielleicht sinnvolleren Handlungsalternativen. Diese Brechung fand ich interessant, weil sie erst die präzisen Fragen ermöglicht nach der Bedeutung dessen, was gewesen ist" (Jakob Tanner zitiert in Pia Reinacher, „Vom Veralten der Vaterlandskritik," *Tages-Anzeiger* 22. Mai 1988: 63).

[86] Jakob Tanner, Brief an Otto F. Walter 17.2.1988. Nachlass Otto F. Walter. Schweizerisches Literaturarchiv Bern. A-1-g/ 2.1-4. Abdruck mit Genehmigung des Autors.

[87] Jakob Tanner, Brief an Otto F. Walter 17.2.1988.

[88] Hanspeter Rederlechner „Eine Geschichte aus dem Patriarchat erzählt," 3.

[89] Jürg Haller, „'Monster der Vergangenheit'," 48.

[90] Klara Obermüller, „Gang durch die Katakomben der Kindheit," *Die Weltwoche* 25. August 1988: 64. Vgl. dazu: Alexandra M. Kedves, „Er grüsste den Hut ein wenig," *Neue Zürcher Zeitung* 13. Januar 1999: 50.

[91] Beatrice von Matt, „Familiensaga und Landesgeschichte," *Neue Zürcher Zeitung* 26. August 1988: 27.

[92] von Matt 27. Dass zwei weibliche *NZZ*-Feuilletonredakteurinnen Otto F. Walter verehrten, zeigte sich an den zwei Artikeln, die anlässlich seines Todes von Elsbeth Pulver und Beatrice von Matt erschienen. „Er war ja noch jung, jung in seiner Seele [. . .]. Er kämpfte für die Schwachen, für die Frauen, für die Sprachlosen, für Erde, Pflanzen, Wasser. Er legte ein fast grenzenloses Zutrauen an den Tag, das immer wieder getäuscht wurde, auch von seinen Schriftsteller-Brüdern . . . Er war der Sohn seiner Familie, der seinem Vater ausgelieferte Stumme, der in seiner Stummheit schrie. Aus dem unhörbaren Schreien kam das Schreiben. Damals 1959, noch ganz naiv, wie er 1988 in einem gemeinsamen Gespräch betonte. Erst nachträglich habe er gemerkt, dass er im Grunde seine eigene Geschichte geschrieben habe. [. . .] Was hat er uns alles gegeben. Uneitel, fast zu anspruchslos. Ganz selten ist das, dass einer ein so guter Mensch *und* ein so großer Künstler ist" (Beatrice von Matt, „In Erinnerung an Otto F. Walter," *Neue Zürcher Zeitung* 25. September 1994: 17).

[93] Beatrice von Matt, „Familiensaga und Landesgeschichte," 27.

[94] von Matt 27.

[95] „Gerade in der Buchbesprechung der „NZZ" fällt ja auf, wie die Lobeshymne Ihre politischen Fragen komplett ausspart und die Leistung des Romans auf die private Ebene reduziert" (Bernhard Ott und Alexander Sury, „Die große und die kleine Schweizer Geschichte," 3).

[96] Ott und Sury 3.

[97] Urs Bugmann, „Mit der Phantasie eine persönliche Wahrheit finden," *Luzerner Neuste Nachrichten* 29.8.1988: 7.

[98] „Seinen oft etwas sprunghaft freien Umgang mit historischen Fakten und Erkenntnissen (er verlegt bestimme historische Ereignisse an anderer Orte und bezieht sich auf Publikationen, die erst nach 1982 erschienen sind, von denen sein Thom zum angenommenen Zeitpunkt des Geschehens also noch nichts wissen konnte), den man als eine Art von subjektivem Realismus bezeichnen könnte, begründete er mit dem Hinweis auf größere Zusammenhänge und die Fiktionalität des Romansgeschehens [sic], auf die er als Nicht-Historiker ein Anrecht habe" („Subjektiver Umgang mit der Realität," *Neue Zürcher Nachrichten* 14. September1988: SMD-Dokument).

[99] Stefan Howald, „Die Schweiz als Lehrstück," *Tages-Anzeiger*, 26. August 1988: 11.

[100] Klara Obermüller, „Gang durch die Katakomben der Kindheit," 64.

[101] Obermüller 64.

[102] Lotta Suter, „Schweizerspiegel in Splittern," *Die Wochenzeitung* 26. August 1988: 17.

[103] Suter 18.

[104] Yasemin Uçtum, „Verfechter der historischen Genauigkeit schlagen zu," *Oltner Tagblatt* 30. November 1988: 8.

[105] Uçtum, 8.

[106] Stefan Howald, „Fasanenjagd in Grenchen," *Tages-Anzeiger* 30. November 1988: 12.

[107] Karl Schwaar, „Geschichte und Geschichten, Fakten und Fiktionen," *Sortiment* 12. Januar 1989: 16-17.

[108] Otto F. Walter zitiert in Dominik Eigenmann, „Der Mensch in der Geschichte – Das Geschichtsbild in Otto F. Walters Roman ‚Zeit des Fasans'," Seminararbeit Universität Zürich,1988: 1.

[109] Heinz Lippuner und Heinrich Mettler, „Tell und kein Ende," *Das Magazin* 26. Juli 1980: 17.

[110] Urs Faes, Email an die Autorin, 7. Juni 2003.

[111] Gottfried Keller, „Eidgenossenschaft," *Pro Militia* 4. November 2003 <http://www.promilitia.ch/IndexDat/poeme.htm>. Die erste Strophe lautet:

Wie ist denn einst der Diamant entstanden
Zu unzerstörlich alldurchdrungner Einheit,

Zu ungetrübter, strahlenheller Reinheit,
Gefestigt von unsichtbaren Banden?

[112] „'Diamant' im Säuliamt," *Neue Zürcher Zeitung* 28.8.1989.

[113] „3200 Veteranen an der Mobilmachungsfeier," *Nordschweiz* 7. August 1989: 4.

[114] „Bundesrat Kaspar Villiger: „Dank—nicht Glorifizierung," *Der Bund* 9. August 1989: 1.

[115] Schweizerische Depeschenagentur, „Mit Klunker gegen 'Diamant-Ideologiepaket'," 7. August 1989: SMD-Dokument.

[116] Zitiert in „Ein Gegengewicht zu ‚militärlastiger Mobilmachungsfeier'," *Tages-Anzeiger* 8. August1989: SMD-Dokument.

[117] Um die eigenen Unkosten zu decken, verkauften *Klunker*-Helfer eine Plakette, auf der Wilhelm Tell—zusammen mit dem Vermerk: „50 Jahre Kriegsausbruch, er feiert nicht"—abgebildet ist. Georg Kreis musste in der *NZZ* zugeben, dass sich in dieser „Erinnerungskonkurrenz" die Linke besser behaupte und sich „mit ihrer doktrinären Analytik oft als die vitalere und die Debatte bestimmende Kraft" erweise (Georg Kreis, „Kontroverse Pflege kontroverser Erinnerungen," 19).

[118] Sacha Zala, „Geltung und Grenzen schweizerischen Geschichtsmanagements," 11.

[119] Gisela Blau, „Superschau in Bern: Das war die Schweiz im Krieg," *Blick* 12. August 1989: 7.

[120] Urs Faes, persönliches Interview, 7. August 2002 in Zürich.

[121] Faes, Interview.

[122] Faes, Interview.

[123] Faes, Interview

[124] Urs Faes, *Sommerwende*, 9.

[125] Faes, *Sommerwende* 19.

[126] Diese schlossen sich 1933 zum „Kampfbund Neue und Nationale Front" (NF) zusammen. Vgl. dazu Hans-Ulrich Jost, *Geschichte der Schweiz – und der Schweizer* (Basel: Helbing & Lichtenhahn, 1983) 107.

[127] Urs Faes, *Sommerwende*, 15.

[128] Faes 135.

[129] Faes 58.

[130] Faes 51.

[131] Faes 52.

[132] Faes 54.

[133] Faes 14.

[134] Faes 44-46.

[135] Josef Quack, Rezension *zu Sommerwende. Buchzeit.* Sender Freies Berlin. III. Programm. Berlin, 27.12.1989.

[136] Urs Faes, *Sommerwende*, 58.

[137] Hans-Ulrich Jost, *Bedrohung und Enge (1914-1945)*, 107. Vgl. dazu: „In der sogenannten Frontenbewegung floss die Aktivität einer Unzahl politischer Gruppen und Fraktionen zusammen, die in einem unübersichtlichen Wechselspiel auftauchten, fusionierten, sich spalteten und wieder untergingen. Die politisch-programmatischen Grundzüge sind meist kaum vergleichbar. Bestenfalls schälen sich gemeinsame Tendenzen heraus, wie Kritik der bestehenden parlamentarischen Demokratie und des zugrundeliegenden Wirtschaftssystems, Betonung korporativen Gedankenguts, Sympathien für autoritäre Führerprinzipien und Evozierung nostalgischer, mystisch und völkisch verklärter Tugenden der alten Eidgenossen" (Jost 154 –155).

[138] Linus Reichlin, „Schweizer, die für Hitler kämpften (2. Teil)," *Die Weltwoche* 3. November 1994: 21.

[139] Reichlin 2.

[140] Markus Kutter und André Salvisberg. „Die Schweiz im 20. Jahrhundert (38)," *Basler Zeitung* 3. Mai 1999: 11.

[141] Ernst Brand zitiert in Markus Kutter und André Salvisberg, „Die Schweiz im 20. Jahrhundert (38), " 11.

[142] Linus Reichlin, „Schweizer, die für Hitler kämpften (2. Teil)," 21.

[143] Reichlin 21.

[144] Reichlin 21.

[145] Markus Kutter und André Salvisberg. „Die Schweiz im 20. Jahrhundert (38)," 11.

[146] Kutter und Salvisberg 11.

[147] Willi Gautschi, „Schweizerischer Durchschnitt oder besondere Rolle? Der Kanton Aargau vor und während des letzten Weltkriegs," *Aargauer Zeitung* 24. Mai 1997: 55.

[148] Gautschi 55.

[149] Linus Reichlin, „Schweizer, die für Hitler kämpften (2. Teil)," 21.

[150] Linus Reichlin, „Schweizer, die für Hitler kämpften (1. Teil)," *Die Weltwoche* 27. Oktober 1994: 21.

[151] Reichlin 21.

[152] Reichlin 21.

[153] „Eine undifferenzierte Öffnung des Staatsarchivs unter Freigabe sämtlicher Archivalien darf insbesondere aus rechtlichen Gründen nicht zur Diskussion stehen und liegt sicher auch nicht im Interesse der Öffentlichkeit», steht weiter in der Antwort. Den Vorwurf, sich einer ‚kritischen Aufarbeitung der Aargauer Nazi-Vergangenheit' zu widersetzen, weist die Exekutive zurück. Die Geschichte der extremen Rechten in der Zeit von 1933 bis 1945 sei im Aargau ‚keineswegs tabuisiert'" (Thomas Gerber, „Aargauer Fröntler-Akten unter Verschluss," *Basler Zeitung* 12. Januar 1996: 11).

[154] Gerber 11.

[155] Urs Faes, persönliches Interview, 7. August 2002 in Zürich.

[156] Faes, Interview.

[157] Faes, Interview.

[158] Faes, Interview.

[159] Faes, Interview.

[160] Faes, Interview.

[161] Faes, Interview.

[162] Paul Ricœur, *Das Rätsel der Vergangenheit. Erinnern – Vergessen – Verzeihen*, 155.

[163] Ricœur 155.

[164] Ricœur 155.

[165] Silvio Temperli, „Was die Schulbücher verschweigen. Zu Urs Faes' drittem Roman ‚Sommerwende'," *Bündner Zeitung* 23. Juni 1990.

[166] Urs Faes, persönliches Interview, 7. August 2002 in Zürich.

[167] Werner Wunderlich, „Vom gewöhnlichen Schmerz der Erinnerung," *Rhein-Neckar-Zeitung* 2./3. Dezember 1989.

[168] Urs Faes, persönliches Interview, 7. August 2002 in Zürich.

[169] „Seit Gottfried Keller versuchen Schweizer Autoren in deutsche Verlage zu kommen, um sich die Leserschaft des ganzen deutschsprachigen Raums zu erschließen, heute auch der Medien. Schweizer Verlage haben es heute zudem schwer, in den deutschen Buchhandel hineinzukommen. Auch ist es doch so, dass die Schweizer Literatur Teil der deutschsprachigen Literatur ist und in diesen Kontext gehört. Ein weiterer Grund ist auch der Kontakt zu andern Autoren, der sich natürlich über einen großen Verlag ergibt. Ich profitiere sicher auch von den Möglichkeiten, die ein Verlag wie Suhrkamp hat (Werbung, Übersetzungen, einige meiner Bücher sind ja in andere Sprachen übersetzt) Mit Suhrkamp hat sich meiner Auflagenzahl verdoppelt bis verdreifacht oder sogar noch mehr" (Urs Faes, Email an die Autorin, 22. Oktober 2003).

[170] Urs Faes, persönliches Interview, 7. August 2002 in Zürich.

[171] Faes, Interview.

[172] Wie sehr diese Besprechung Faes verletzte, ist daran sichtbar, dass er sie retrospekt einen „lausigen, kleinen Verriss" nennt (Faes, Interview).

[173] Theo Byland, „Behutsames Eindringen in die lokale Geschichte," *Aargauer Tagblatt* 11. November 1989.

VIII Der Einbruch der Geschichte

1. Die entstellte Schweiz

Was ans Licht komme, habe die Chance, dass aus Dreck Humus wird.
Hugo Loetscher, „Die Augen des Mandarin" (1999)[1]

Was verdrängt wird, kehrt früher oder später zurück. Das Programm war die epochale Aufarbeitung, die Strategie bestand im Schreiben gegen die Mythen und die Enge.
Jürg Altwegg, „Der verstummte Dialog" (2002)[2]

Die These, dass ein Gegengedächtnis inhaltlich *und* formal die dominanten Diskurse und Methoden der Geschichtsdarstellung unterläuft, wird am konsequentesten von den drei Texten erfüllt, die in diesem Kapitel untersucht werden. Thomas Hürlimanns Theaterstück *Großvater und Halbbruder* (1981)[3], *Hitler auf dem Rütli. Protokolle einer verdrängten Zeit* von Charles Lewinsky und Doris Morf (1984)[4] und *Im Kongo* von Urs Widmer (1996)[5] brechen mit allen etablierten Konventionen der halbdokumentarischen Literatur und bestreiten den Anspruch, dass die Geschichte der Schweiz im Zweiten Weltkrieg in einem konventionellen Narrativ sinnstiftend erzählt werden kann. Wenn auch diese Texte wie die bislang vorgestellten „an der Nahtstelle zwischen Dokument und Fiktion" (W.G. Sebald)[6] positioniert sind, bewegen sie sich in einer Grauzone, in der historische Fakten willkürlich ausgetauscht und mit fiktiven Elementen vermischt oder gar verfälscht werden. Dies kann soweit gehen, dass die Geschichtsumschreibung unter Verwendung legitimer historiographischer Mittel zustande kommt. Trostspendende Worte fehlen in dieser Literatur genauso wie die Erwartung, dass die Geschichte im Prozess der schriftstellerischen Rekonstruktion aufgearbeitet und abgeschlossen werden kann.

Hier zeigen sich Parallelen und Gemeinsamkeiten mit der neueren deutschen Gedächtniskunst, die das Erinnerungsprojekt in den 80er Jahren als suspekt bezeichnete und sich

in einer Protesthaltung der Gegenerinnerung verschrieb. Dabei machte diese Kunst Robert Musils mittlerweile überstrapaziertes Diktum—„Es gibt nichts auf der Welt, was so unsichtbar wäre wie Denkmäler“[7]—zu ihrem eigentlichen Credo. Musils Erkenntnis, dass Menschen unliebsame Erinnerungen an Denkmäler, Archive und Geschichtsbücher delegieren, um sich dadurch von dem, was diese repräsentieren, zu distanzieren, beschreibt treffend, wie konventionelle Mahnmale die Geschichte nicht wachrufen, sondern sie oftmals geradezu marginalisieren.[8] Im Gegensatz zu den Bemühungen Westdeutschlands, vierzig Jahre nach Kriegsende vermehrt Denkmäler und Mahnmale zum Gedenken an den Zweiten Weltkrieg zu finanzieren, erkannten Gedächtniskünstler, die sich der Gegenerinnerung verschrieben, dass jegliche Mittel der Shoah-Darstellung angesichts der Greueltaten der Nationalsozialisten scheitern mussten. Mit ihrer Kunst wollten sie keine „Lösungen“ im Sinne einer „Endlösung“[9] anbieten, stattdessen war es ihre Absicht, eine „anti-Lösung“[10] vorzuschlagen, schreibt James E. Young. Sie dekonstruierten damit nicht nur ihren Erinnerungsauftrag, sondern richteten sich auch gegen die Erwartungen, die an die Shoah-Denkmalkunst geknüpft sind:

> Unlike the utopian, revolutionary forms with which the modernists hoped to redeem art and literature after World War I, much post-Holocaust literature and art is pointedly anti-redemptory. The post-Holocaust memory artist, in particular, would say that not only is art not the answer, but after the Holocaust there can be no more "final solutions."[11]

Indem diese Künstler den Prozess der Erinnerung und der Geschichtstradierung problematisierten und konventionelle Darstellungsformen in Frage stellten, erhofften sie sich eine Auseinandersetzung um die Möglichkeiten und Grenzen der geschichtlichen Bewältigung. „Denn nichts kann auf Dauer an unserer Stelle sich gegen das Unrecht erheben“, schrieben Jochen Gerz und seine israelische Frau Esther Shalev-Gerz, die eines der provokativsten und frühesten westdeutschen Gegenmonumente, das *Harburger Mahnmal gegen Faschismus*, 1985 errichteten.

Obwohl sich Hürlimann, Lewinsky/Morf und Widmer an dieser Kunst orientieren, schreiben sie ein anderes Gegengedächtnis. Ihre Text stellen keine Vergänglichkeit und Leere zur Schau, da sie gegen eine andere Form der ritualisierten Erinnerungskultur antreten. Denn in der Schweiz stand man bis zur Gedächtniskrise der 90er Jahre nicht unter dem Druck, als Täternation das Andenken an die Opfer ehren zu müssen. Stattdessen war die kanonische Erinnerungskultur darum bemüht, den eigenen Heroismus in regelmäßigen Abständen neu aufzubereiten und zu würdigen. *Großvater und Halbbruder*, *Hitler auf dem Rütli* und *Im Kongo* gehen deshalb nicht gegen eine Inflation der behördlich inszenierten Erinnerung zum Zweiten Weltkrieg vor, vielmehr sehen sie sich mit dem kollektiv kultivierten Still- und Totschweigen unliebsamer historischer Tatsachen konfrontiert. Der Auftrag der Schweizer Gedächtnisliteratur besteht darin aufzuzeigen, dass es überhaupt eine Geschichte zu bewältigen gibt. Im Gegensatz zu den radikalsten deutschen Gegenmonumenten, die der Unermesslichkeit des Grauens eine Leerstelle ohne Dauer und Bestand entgegenstellen, besteht die Schweizer „Anti-Lösung" darin, die bereits bestehenden Monumente durch einen Einbruch der Geschichte zu entstellen oder sogar bis ins Groteske zu verfremden.

„Einbruch" muss in diesem Zusammenhang sowohl als „plötzlicher Beginn" wie auch als „Einbrechen"[12] (im Sinn von „Hindurchbrechen") verstanden werden. Während in den bisherigen Texten die Nazis sozusagen auf der anderen Seite des Zaunes blieben und als schattenhafte, dämonische Wesen ihre Fühler in die Schweiz ausstreckten, ist der Geschichtseinbruch in den folgenden drei Texten gleichbedeutend mit einer Annektierung. In *Großvater und Halbbruder* richtet sich Hitlers vermeintlicher Halbbruder bei einem Schweizer Protagonisten ein. Es entsteht eine symbiotische Beziehung mit fatalen Konsequenzen. Hürlimanns formale Subversion des Gegen-Gedächtnisses erfolgt dadurch, dass er eine klassische schweizerische Literaturform—die Dorfgeschichte—grotesk verzerrt. Der dem uchronischen Genre zugehörige Roman *Hitler auf dem Rütli* geht von der Prämisse aus, dass

Hitler im Mai 1940 in die Schweiz einmarschierte, und Jahrzehnte später Schweizer Zeitzeugen sich an die Zeit der deutschen Besetzung erinnern. Dass ein Einmarsch der deutschen Truppen im Frühling 1940 durchaus hätte möglich sein können und sogar erwartet wurde, macht die historische Abweichung in *Hitler auf dem Rütli* komplexer als ein rein hypothetisches Gedankenspiel. Weil die Zeitzeugenberichte überraschend authentisch wirken, trägt die Entstellung der heimatlichen Kulissen unheimliche Wesenszüge, die gleichzeitig Befremdung und Vertrautheit hervorrufen. In Urs Widmers *Im Kongo* ist das Karnevalstreiben in Afrika ein Spiegelbild für die dunklen Machenschaften der Schweiz im Zweiten Weltkrieg. Der Schweizer Kolonialherr Kuno wird im Laufe der Erzählhandlung schwarz, d.h. er wird in den fremden Kontinent, der als Metapher für die kollektive Schuld steht, einverleibt. Widmers Text verdeutlicht, was bereits in Dürrenmatts *Der Besuch der alten Dame* als Themenkomplex vorhanden war: Wer eine gewaltsame Vergangenheit verleugnet, trägt dazu bei, dass die Gegenwart „immer wieder von Gewaltzyklen“[13] heimgesucht wird und dabei stets neuere Formen der Verdrängung erzeugt.

Der jüdische Autor Charles Lewinsky (geb. 1946) ist der erfolgreichste Schweizer Unterhaltungsautor; er schreibt Slapstickprogramme und Situationskomik für das deutschsprachige Fernsehen und Radio. Lewinskys Co-Autorin, Doris Morf (1927-2003) war 24 Jahre lang SP-Nationalrätin. Meines Wissens nach war sie die einzige Deutschschweizer Schriftstellerin, die sich soweit literarisch mit dem zweiten Weltkrieg auseinandersetzte. Ihr Beitrag ermöglicht, dass diese männlich-homosoziale Arbeit zumindest eine weibliche Stimme erhält.

Thomas Hürlimann (geb. 1950) und Urs Widmer (geb. 1938) sind zwei der arriviertesten Schweiz-Kritiker und produktivsten Vertreter der zeitgenössischen Schweizer Literatur- und Theaterszene. Beide verbrachten längere Zeit in Deutschland, was ihr Geschichtsbewusstsein

und ihre Sensibilität für Erinnerungsfragen förderte. Widmer lebte 17 Jahre als Lektor in Frankfurt, Hürlimann wohnte über zehn Jahre als Student und Regie-Assistent in einem Kreuzberger Haus mit Bombenschäden—und lebt seit neuestem wieder zeitweise in Berlin. In ihrer gemeinsamen Affinität für umstrittene Bühnenstoffe wird sichtbar, dass die deutsche Erinnerungs- Streit- und Protestkultur die zwei Schweizer Autoren nachhaltig prägte, schrieben doch beide—unabhängig voneinander—ein Theaterstück über Hans Frölicher, den kontroversen Schweizer Botschafter im Nationalsozialistischen Berlin.

Frölicher personifizierte spätestens seit Bonjours Neutralitätsbericht die profaschistische Schweiz, weil er deutschfreundlich war und die Schweiz in der Kriegszeit zur Anpassung aufforderte. Sowohl Hürlimanns *Der Gesandte* wie auch Widmers *Frölicher—ein Fest* wurden fast zeitgleich 1991 uraufgeführt und porträtierten Frölicher als Opfer einer verfehlten Schweizer Außenpolitik.[14] Das Publikum reagierte nicht immer mit Fassung darauf. Nach der Berner Aufführung von *Der Gesandte* (1993) konnte man angeblich „Herrschaften beobachten . . . , die mit versteinertem Gesicht dasaßen und jegliches Klatschen tunlichst vermieden".[15] Im Umfeld der Genfer Erstaufführung in französischer Sprache kam es zu einer eigentlichen Geschichtskontroverse. *Le Nouveau Quotidien* forderte Hürlimann auf, doch bitte „den Vorhang unten"[16] zu lassen. Sein Stück sei „kein Dokumentationsstück",[17] versicherte Hürlimann und entzog sich damit dem Vorwurf, Geschichtsrevisionist zu sein. Auch Widmers *Frölicher—ein Fest* zeigte den verschmähten Botschafter von einer menschlicheren Seite. Schließlich habe der „unsaubere Frölicher [. . .] mehr geleistet für die Schweiz als die braven Antifaschisten",[18] erklärte Urs Widmer.

Ich möchte nicht näher auf den Frölicher-Stoff eingehen, denn er hat, obwohl formal radikal und provokativ, dem aktuellen historischen Forschungsstand keine neue Dimension abgewonnen. Wie bereits in Kapitel IV ausgeführt wurde, forderten eine Reihe von Historikern bereits in den 80er Jahren eine differenzierte Interpretation der Schweizer Außenpolitik, als es

die Anpassungs-Widerstandsthese nahe legte. Für diese Arbeit sind *Großvater und Halbbruder* und *Im Kongo* relevanter, weil sie formal und inhaltlich komplexer gestaltet sind und—konträr zur offiziellen Historiographie—die Schuldfrage nicht auf vereinzelte politische Entscheidungsträger reduzieren, sondern ein Mentalitätsklima aufzeigen, dass die individuellen Entscheidungen überhaupt erst möglich machte.

2. „Per distance und aus der Enkelperspektive"

Man muss das Problem sozusagen per distance betrachten und aus der Enkelperspektive.
Thomas Hürlimann (1981)[19]

Thomas Hürlimanns Erstlingsstück *Großvater und Halbbruder* wurde am 15. Oktober 1981 im Zürcher Schauspielhaus uraufgeführt. Das Datum ist umso relevanter, weil es meines Wissens nach das erste Theaterstück in der Schweiz ist, das die Schweizer Flüchtlingspolitik im Zweiten Weltkrieg und den in der damaligen Schweizer Gesellschaft latent vorhandenen Antisemitismus thematisierte.

Ort der Handlung: eine Badeanstalt im Kanton St. Gallen oberhalb des Bodensees nahe der deutschen Grenze. Die erste Szene findet am Vorabend des Zweiten Weltkrieges statt. Der Hauptteil der erzählten Zeit spielt während der Kriegszeit, lediglich die letzte kurze Szene ist in der Nachkriegszeit angesiedelt. Das Freibad ist sowohl ein Ort des Freizeitvergnügens als auch ein Aussichtsort. Die Badegäste stehen bevorzugt auf den Umkleidekabinen und beobachten, ausgerüstet mit Feldstechern, was sich in Deutschland alles tut. Man ist bestens informiert. Der Eigentümer der Badeanstalt ist der Großvater, wobei ihn der Autor erzählstrategisch als MEIN GROSSVATER OTT bezeichnet: er ist sozusagen das literarische Porträt von Thomas

Hürlimanns Großvater. Das Stück enthält zahlreiche verschlüsselte Indiskretionen und private Anspielungen, wie—ich übernehme die Namen wortwörtlich aus dem Personenregister—MEINE MUTTER THERES OTT und MEIN VATER HANS HÜRLIMANN. Im Text selbst sind Hürlimanns literarisierte Eltern als MEINE MUTTER und MEIN VATER aufgeführt. Diese Fiktionalisierung zeitgenössischer Figuren entbehrt nicht der politischen Brisanz, war doch der Vater des Autors, Hans Hürlimann, Vorsteher des Departement des Innern, als *Großvater und Halbbruder* uraufgeführt wurde.

Thomas Hürlimann porträtiert die Bühnenfigur HANS HÜRLIMANN als einen Zeitgenossen, der die wahren Verhältnisse nicht wahrhaben will und den Neutralitätsgedanken blindlings verteidigt: „Wir Schweizer sind doch neutral. Durch uns fährt er [der Güterzug aus dem deutschen Reich] nur durch, durch unser Land."[20] Der Vater weiß sehr wohl, dass es sich dabei um einen „Rüstungszug für den Duce"[21] handelt, doch weil der Zug auf dem Schweizer Schienennetz nicht anhält, ist seiner Meinung nach auch die eidgenössische Neutralität nicht gefährdet. Die antisemitische Gesinnung der Bühnenfigur HANS HÜRLIMANN ist kaum verschleiert. Verlautet er doch, dass es „im Reich draußen [. . .] dem Jud bös an die Gurgel gehen" [22] wird. Der Lehrer Birri macht aus seiner Hitler-Verehrung keinen Hehl, wobei seine politische Haltung als repräsentativ für die politisch aufgeklärte Mittelschicht verstanden werden kann:

> Habe den Herren da gerade vom Hitler berichtet. Also, wenn er seine Reden halt, der Hitler, das ist ja schon etwas! Damals in Nürnberg war das direkt ein Ereignis. Da sind den schwangeren Weibern dort die Kinder aus dem Bauch gekrochen, die Hand voran, so —[23]

DIE SCHNAUZTANTE hingegen ist eine engagierte Kriegsgegnerin, jedoch nur deshalb, weil Hitlers Expansionspläne ihre Badesaison ruinieren. Sie beklagt, dass es jetzt unmittelbar vor Kriegsausbruch, „wo wir das schönste Badewetter hätten" mit der „Saison am End"[24] sein wird.

Die Geschichte nimmt eine unerwartete Wendung, als dem Großvater eines Tages ein ärmlich gekleideter Flüchtling zuläuft, der unverkennbar ein jüdischer Flüchtling ist, sich jedoch als Hitlers Halbbruder Alois ausweist: „Wie schnell ist einer ein Jud, nur weil er in Fluchtgepäck mit sich herumtragen muss [. . .] Ich bin kein Jud [. . .]. Ich bin der Halbbruder vom Hitler."[25] Selbst für seine seltsame Verkleidung hat Alois eine Erklärung, die allerdings nicht sehr plausibel ist:

> ALOIS: Warum dieses pazifistische Verkleidung? Warum schlüpft er als Bogennase über die Grenze, als hätte der eiserne Hitlerbesen ihn hinweggeputzt? So fragen Sie. Sie fragen mit Recht, Herr. Keiner weiß, wer ich bin. Wüssten sie's, sie hätten mich wie einen Gauleiter empfangen. Ich will's nicht so.
> MEIN GROSSVATER: So.
> ALOIS: Ja. Der Halbbruder hat's befohlen. „Verkleide dich", hat er zu mir gesagt, „zieh herum mit deinem Fluchtgepäck! Der erste, Alois, der hinter deiner semitischen Maske den Halbbruder erkennt, den machst du zum Alpenkönig!" Du hast mich erkannt. Ich mach dich zum Alpenkönig!

Großvater Ott will anfänglich nichts mit dem unheimlichen Fremden zu tun haben, doch Alois lässt sich nicht so leicht abschütteln. Die Realität ist vollends verdreht, als ausgerechnet der verkleidete Jude den schweizerischen Großvater einzuschüchtern versucht. So richtig makaber wird es jedoch erst, als Alois dem Grosvater damit droht, ihn „einzustampfen", um ihn danach zu verschlingen:

> Du willst mich verraten. Ich verrate dich. In jeder Zeitung steht's, dass er kommt, und er kommt, er hat es versprochen. Du, ich stampf dich ein! Ich streich mir den gestampften Großvater aufs Brot und habe ihn gefressen.—Ich habe doch Hunger, Herr [. . .].

Der Hinweis auf „den gestampften Großvater" ist eine parodistische Anspielung auf die Fleischkonserven in der Schweizer Armee, die unter den Soldaten als „Iigstampfte Jud" [eingestampfter Jude] bekannt waren.

Großvater Ott durchschaut jedoch Alois' Maskerade und versucht, ihn fortzujagen. Um seine wahre Identität zu verbergen, trägt der Flüchtling eine antisemitische Gesinnung zur Schau: „Ich mag den Jud nicht riechen. Wer zuletzt lacht. Wir sehen noch."[26] Alois bietet Ott von neuem an, ihn zum Alpenkönig zu krönen. Als letzterer unbeeindruckt bleibt, will der Fremde ihn gar zum Ortsgruppenleiter ernennen. Doch der Großvater traut der Identität des Vagabunden nicht und befürchtet zu recht, dass es ein Jude sein könnte, nennt ihn jedoch spaßeshalber ‚Hitler'. Im schönsten Oxymoron ruft er ihm nach „bist ein Saujud, Hitler!"[27] und will ihn sogleich wieder loswerden.

Diese Szene, die bestenfalls ambivalentes Lachen bewirkt, trägt deutlich karnevalistische Züge. Den „Vorgang der Übertragung des Karnevals in die Sprache der Literatur"[28] nennt Michail Bachtin „die Karnevalisierung der Literatur".[29] Hitler wird in Hürlimanns Bühnenstück als Obrigkeit travestiert—und zwar, um die Wirkung der Groteske zu steigern, von einem Juden. Letzterer ist als „Saujud Hitler" die klassische Verkörperung von Bachtins Karnevalskönig, der früher oder später zu Fall gebracht wird:

> Die hervorstechendste karnevalistische Handlung ist die Wahl und der anschließende Sturz des Karnevalskönigs. [. . .] Die Erhöhung enthält bereits die Idee der kommenden Erniedrigung; sie ist von Anfang an ambivalent. Gekrönt wird der Antipode des wirklichen Königs: der Sklave oder der Narr.[30]

Somit zeichnet es sich bereits ab, dass Alois, Hitlers vermeintlicher Halbbruder, in diesem karnevalesken Ritual am Ende vernichtet werden muss. Doch Alois' Rollenspiel ist darauf angewiesen, dass der Großvater mitspielt, d.h. dass er die Scheinrealität beglaubigt, was dieser auch tatsächlich tut. Dass der Fremdling den Großvater zum „Alpenkönig" krönen will, zeigt, wie symbiotisch diese beiden Figuren miteinander verflochten sind und einander gegenseitig parodieren: „Sehr bezeichnend für das karnevalistische Denken sind Gestaltenpaare, die nach dem Kontrastprinzip (hoch und niedrig, dick und dünn) oder nach dem Prinzip der Identität

(Doppelgänger, Zwillinge) ausgewählt werden."[31] Hier kann eine direkte Verbindungslinie zu Freud gezogen werden. Nach Freud ist das Doppelgängerprinzip ein wichtiger Aspekt des Unheimlichen, denn es steht für die verdrängten Anteile der Psyche und „die unterdrückten Willensentscheidungen"[32], die das *Ich* nachhaltig heimsuchen.[33]

Der Ort der Handlung—nahe der schweizerisch-deutschen Grenze, doch in einem Niemandsland der Gesinnungen—macht das Verwirrspiel erst möglich. Für Michael Böhler bewegen sich der Großvater und Alois „in halbirren Wahnwelten", in denen „alle festen Zuschreibungen und stabilen Identitäten verwischt und die Unterscheidungsmöglichkeiten von Flucht und Ausbruch, Täter oder Opfer im Zwischenland der Grenzlinie in der Schwebe gehalten werden".[34] Doch vorerst will der Großvater nichts mit dieser hereinbrechenden Karnevaleske und mit Alois zu tun haben. Er schickt den Fremdling auf den gefrorenen Bodensee zurück und hofft, dass er dort bleiben wird. Er will ihm die Heimat verweigern, weil doch ein jeder weiß, dass die Juden nirgendwo Fuß fassen würden: „Seifig sind's, die Hebräer, pomadig und schleimig wie Fisch. Die sind nicht zu greifen, nicht heimisch, die treiben herum, wie soll ich ihn greifen? Das ist das Jüdische am Jud -- ."[35]

Im Lauf der Handlung scheint der Großvater jedoch mehr und mehr an Alois' Maskerade zu glauben, es könnte ja durchaus sein, redet er sich ein, dass es sich bei diesem seltsamen Mann mit der langen krummen Nase um Hitlers Halbbruder handelt. Alois, der sich immer noch in der Nähe der Badeanstalt herumtreibt, trifft auf den Großvater und tituliert ihn „Ortsgruppenleiter". Nachdem Alois den TÖTSCHLIVETTER, [den geistig behinderten Vetter] des Großvaters, tätlich angegriffen hat, weil dieser angeblich ein Jude sei, scheint der Großvater endgültig davon überzeugt zu sein, dass Alois Hitlers Bruder ist: „Jetzt habe ich den Hitler erkannt. Da läuft er einfach davon."[36] Der Großvater gewährt Alois in der Badeanstalt schließlich Unterschlupf, was dazu führt, dass ihn das Dorf wie einen Abtrünnigen meidet und hasserfüllt beschimpft. Denn die Juden sind in den Kriegsjahren in St. Gallen nicht gern gesehen: „Der Coiffeur Rosenbaum hat

sein Geschäft verkauft, und was ein Hebräer ist, retiriert mit Sack und Pack in die Innerschweiz."[37] Um sein Vorgehen zu rechtfertigen, erklärt der Großvater vor der versammelten Dorfgemeinde, dass es sich beim Juden um Hitlers Halbbruder handelt. Die Gemeinde zweifelt an seinem Geisteszustand. Währenddessen entwickelt sich Alois zum eigentlichen Über-Nazi, wird herrschsüchtig und versucht, den Großvater mit antisemitischen Parolen in seinen Bann zu schlagen. Die angebliche Leichtgläubigkeit des Großvaters ist jedoch nicht mehr als Eigennutz und taktisches Kalkül, denn er verspricht sich für seine Hilfe vom Führer eine finanzielle Entschädigung: Doch zuerst müsste dafür die Schweiz eingenommen werden: „Ich hoff halt, dass der Hitler bald Zeit hat für die Schweiz. Dann könnt dem Heimlichtum ein End gemacht werden."[38]

Als sich Hitlers Endsieg zeitweilig abzeichnet, sind die Rollen im Dorf auf einmal vertauscht. Alois ist als Hitlers möglicher Halbbruder in der Dorfkneipe ein gern gesehener Gast, während der ausgegrenzte Großvater vereinsamt und sich in die Wälder zurückzieht.

> MEIN GROSSVATER: Ich friere in den Wäldern. Das habe ich jetzt von allem.
> ALOIS: Komm ins Dorf, Ott. Der Alois ist ein lieber Mensch. Er hilft beim Kartoffelschälen, und der Kaplansköchin trägt er die Tasche. So einer, sagen sie, ist kein Jud, Herrschaftabeinander![39]

Wenn Alois auf sich selber verweist, spricht er fast ausnahmslos in der dritten Person, was den Verdacht verhärtet, dass er seine Geschichte bewusst inszeniert.

Die Beziehung zwischen dem Großvater und dem Flüchtling findet in der folgenden Szene ihren Höhepunkt. Der senile Großvater hat sich mittlerweile endgültig eingeredet, dass Alois mit Hitler verwandt sei und fordert ihn dazu auf, mit ihm auf die Judenjagd zu gehen. Alois entgegnet:

> Dummkopf. Mit dem Hitler geht's bergab. Bergab, Ott! Er kapiert's nicht. Er will's nicht kapieren. Jetzt, gerade jetzt, soll ich armer Hebräer, ich Jud, ich gehetzter, meine

> semitische Fratze als hitlerische Maske zu Markte tragen?! Ich kenne dich, du. Mit deiner Verstocktheit willst du mich zum Peinbold machen, zum Hitlerbruder! Wer bin ich?
> MEIN GROSSVATER: Hitler.
> ALOIS: Der Jud bin ich, der Jud! An dir, Ott, hab ich's bewiesen.[40]

Hier erkennen wir einen wiederholten Rollenwechsel, welcher die herkömmlichen Stereotypen gleichzeitig bestätigt und demontiert. Alois' karnevaleskes Rollenspiel erlaubt es ihm, sich selbst immer wieder von neuem in Szene zu setzen und die Welt des Großvaters auf den Kopf zu stellen. Alois trickst den Großvater virtuos aus, spielt er ihm doch genau das vor, woran der alte Mann glauben will und rettet damit gleichzeitig—solange die Karnevaleske anhält—seine eigene Haut.

Michail Bachtin zufolge hebt die komödiantische Inszenierung in der karnevalesken Literatur die Realität auf und erlaubt es, dominante Diskurse zu untergraben und in ihrer ganzen Scheinheiligkeit zu entlarven:

> Das karnevalistische Leben ist ein Leben, das aus der Bahn des Gewöhnlichen herausgetreten ist. Der Karneval ist umgestülpte Welt. Die Gesetze, Verbote und Beschränkungen, die die gewöhnliche Lebensordnung bestimmen, werden für die Dauer des Karnevals außer Kraft gesetzt. Das betrifft vor allem die hierarchische Ordnung und alles aus ihr erwachsenen Formen der Furcht, Ehrfurcht, Pietät und Etikette . . . Alles, was durch die hierarchische Weltanschauung außerhalb des Karnevals verschlossen, getrennt, voneinander entfernt war, geht karnevalistische Kontakte und Kombinationen ein. Der Karneval vereinigt, vermengt und vermählt das Geheiligte mit dem Profanen, das Hohe mit dem Niedrigen, das Grosse mit dem Winzigen, das Weise mit dem Törichten.[41]

Mit dem Einbezug karnevalesker Konfigurationen hofft Hürlimann, Tabus und Normen zu brechen. Indem er seine beiden Hauptfiguren zu karnevalesken Kunstfiguren macht, wirkt die Namensgebung MEIN GROSSVATER eher befremdend und parodistisch, als dass sie als ‚authentisches' Porträt gelesen werden kann. Hürlimann geht es darum, Wahrheiten auszusprechen, die ansonsten kaum darstellbar sind, oder in der großbürgerlichen Gesellschaft auf starken Widerstand stoßen würden. Das Auflösen jeglicher Ordnung, die Vermengung des

„Hohe[n] mit dem Niedrigen" wird auf sprachlicher Ebene in den vielen Interferenzen des Hochdeutschen mit dem Schweizer Mundart-Dialekt deutlich. Zeitweilig wirkt diese Sprache so unnahbar, dass sie, wie der *NZZ*-Kritiker schreibt, „zur Kunstsprache wird, die fremd und vertraut zugleich klingt".[42] Auch hier zeigt sich wieder die dichotome Spannung, die dem Freudschen Konzept des Unheimlichen innewohnt. Hürlimann benutzt die deutsche Sprache—die Sprache der Täter, die Sprache der Mitschuld—und parodiert sie, macht sie somit als Erklärungsmodell suspekt.

Dass die umgestülpte Ordnung in *Großvater und Halbbruder* ein Ende nehmen muss, und die Dorfbevölkerung in absehbarer Zeit ein Machtwort sprechen wird, entgeht selbst Alois nicht. Eines Tages verschwindet er spurlos, weil es ihm im Dorf zu unsicher geworden ist, denn die Ausgrenzung des Großvaters gewährt ihm nur noch begrenzten Schutz. Das Stück endet damit, dass die Dorfbevölkerung erneut auf die Dächer der Umkleidekabinen steigt, und die Leute mit begeisterten Ah-und Oh-Rufen mitverfolgen, wie Friedrichshafen im April 1944 in Flammen aufgeht. In der Buchfassung blicken die Schauspieler hinunter in den Zuschauerraum: Friedrichshafen sind jetzt auf einmal wir, das Publikum. In der Uraufführung verschob der Regisseur Werner Düggelin die Perspektive um 180 Grad: die Feldstecher waren nicht länger auf das Publikum, sondern vom Publikum weg gerichtet. Die Zuschauer auf ihren Logenplätzen wurden somit selbst zu passiven, unbeteiligten Zeitzeugen eines historischen Ereignisses.

Beklemmend an diesem Stück ist, dass sich die Schweizer Dorfbevölkerung so verhält, als würde sie der Zweite Weltkrieg nichts angehen. Das Bombenspektakel wird zwar interessiert beobachtet und kommentiert, doch geschieht dies stets aus einer sicheren Entfernung. In seiner Dankesrede zum Literaturpreis der Konrad-Adenauer-Stiftung sucht Hürlimann 1997 zu bestätigen, was er in *Großvater und Halbbruder* bereits andeutete:

> Wir haben in einer Legende Platz genommen, und lange Zeit saßen wir bequem. Was hätte unseren Ruhm, unsere Ruhe stören können? Vor den Banken gab es keine Rampen, in den Tresorräumen keine Gasduschen, alles war sauber, war anständig, war „heimelig" [. . .]. Wir haben unsere Geschichte weggelogen, also uns selbst. Wir haben uns mit einer Legende verwechselt, und im Moment, da die Legende platzte, waren wir nicht mehr vorhanden. Spukgestalten.[43]

Das „heimelige" Gefühl, dass Hürlimann unterläuft, indem er seine Dorfgeschichte mit Grauen durchsetzt, hatte rechtlich-politisch einen Namen: Neutralität. *Großvater und Halbbruder* unterstreicht, dass der Begriff 'Neutralität' das politisch korrekte Wort für das Abseitsstehen ist. Selbst die Erkenntnis, dass Güterzüge mit Munition und wohl gar mit Soldaten durch das Land fuhren, regte in der Schweiz keinen sonderlich auf, solange die Türen der Wagons versiegelt blieben. Das Erscheinen eines dubiosen Alois—die klassische Verkörperung des einbrechenden Unheimlichen—mag zwar zu einiger Verwirrung führen, doch verschwindet dieser Alois, wenn man ihm nur gehörig mit der Ausweisung droht, so flink und heimlich, wie er gekommen ist. Das Stück macht deutlich, dass die Schweiz für ihre vermeintliche Neutralität einen großen Preis bezahlte. Die Protagonisten stehen bei Hürlimann auf Beobachterposten mit klarsten Sichtverhältnissen. Sie schauen zu, warten ab und handeln doch nicht. Sie dispensieren sich im Namen der Neutralität aus der Geschichte. Am Schluss bleibt in *Großvater und Halbbruder* die beklemmende Frage, die erst fünfzehn Jahr später in der Schweizer Presse tiefschürfender und konfrontativer diskutiert wird: War das Abseitsstehen ein anderes Wort für unterlassene Hilfeleistung, Beihilfe oder gar Mord?

Als Thomas Hürlimann 1981 als Dramatiker seinen Einstand gab, hatte er einen einzigen, wenn auch euphorisch besprochenen Erzählband (*Die Tessinerin*) vorzuweisen. Die Erwartungen und Ansprüche, die an den jungen Theaterautor mit Wohnsitz in Westberlin gestellt wurden, waren erheblich. Denn seine Erbschaft war groß, lebte er doch im Schatten seines Vaters, des Bundesrates Hans Hürlimann. Vor allem in der Boulevardzeitung *Blick* war Thomas Hürlimanns

eigenständige Identität als Schriftsteller und Dramatiker ungesichert. Sein Name wurde fast ausnahmslos mit dem Zusatz „Bundesrat Hürlimanns dichtender Sohn“[44] versehen, und selbst als sein Vater nicht mehr im Amt war, war der Vermerk „Altbundesrat-Sohn“[45] ein standfester Begleiter. Hürlimanns Eltern waren bei der Uraufführung von *Großvater und Halbbruder* im Schauspielhaus Zürich im Oktober 1981 anwesend, wenn sie auch, wie sie gegenüber der Presse betonten „nicht mit allem einverstanden sind, was der Sohn schreibt und treibt“.[46]

Die Boulevardzeitung *Blick* zeigte besonders viel Interesse an Hürlimann, was nicht überraschen durfte, versprach die Aufführung doch ein Skandal zu werden. Dass der Sohn des Bundespräsidenten (der in der Schweiz im Volksmund „Landesvater“ genannt wird) eine literarische Schweizkritik betrieb, war dabei nur halb so brisant wie die Tatsache, dass Hans Hürlimann, der das höchste politische Amt in der Schweiz innehielt, als literarische Figur namentlich—und in ungünstigem Licht—auftrat. Um den Skandalwert zu steigern, kündigte *Blick* das Theaterstück vor seiner Uraufführung als „Hitler-Buch“ an.[47] Doch inwieweit beruht das Theaterstück auf historischen Tatsachen? Hürlimann ließ in einem Interview verlauten, dass Hitler einen Halbbruder hatte, der Halbjude gewesen sein soll: „Den [Alois] hat's gegeben, eine merkwürdige Gestalt, Kellner [u.a. in Dublin], Sittlichkeitsdelinquent und dann verschwunden.“[48] Dass Hitlers Halbbruder Halbjude gewesen sein soll, ist höchst umstritten und kann bis heute nicht nachgewiesen werden. Historisch verbürgt ist allerdings, dass Adolf Hitler abgesehen von einer Schwester und einer Halbschwester auch einen älteren Halbbruder (geb. 1882) hatte, der Alois hieß. Alois, der vor Gericht der Bigamie überführt wurde, hatte einen Hang zu Brutalitäten, nannte ihn doch seine irische Frau „Hitler the Second“.[49] Zuweilen verbreitet sich in der Hitler-Forschung auch das Gerücht, dass Hitlers Vater, der ebenfalls Alois hieß, halbjüdisch gewesen sein soll. In Ian Kershaws Hitlerbiographie (*Hitler: 1889-1936: Hubris*[50]) findet sich jedoch kein Beleg für diese Behauptung. Hürlimann füllte die Leerstellen in der Biographie von Hitlers Halbbruder mit einem hypothetischen Lebenslauf, der die Schweiz

als Schauplatz miteinbezog: „Ich habe gesucht, ob es irgendwelche Notizen über ihn gibt. Aber nichts. Also habe ich mir gesagt, er hätte ja auch in die Schweiz gegangen sein können."[51]

Nach der Uraufführung im Schauspielhaus verzichtete der *Blick* auf eine Rezension, zitierte jedoch Stimmen aus dem Publikum. Wenn man dem Bericht Glauben schenken darf, waren die Reaktionen nach der Uraufführung in Zürich gemischt. Regisseur Werner Düggelin inszenierte *Großvater und Halbbruder* ohne ein Zuviel an Emotionen oder ausladender Gestik. Für Adolf Muschg war es „eine tiefgefrorene Inszenierung". Guido Baumann zweifelte an Hürlimanns „dramatischem Können". Der Schauspieler Dietmar Schönherr beanstandete, dass die Aufführung „nicht böse genug" sei. Der Literaturprofessor Werner Weber hatte nur lobende Worte für Hürlimann, den er einen „durch und durch redlichen Menschen" nannte. „Er hat sich des unbequemen Themas mit Gewissenhaftigkeit angenommen", meinte er, „das hat Zukunft".[52]

Wie sehr die Politik gegenüber der Literaturästhetik Überhand nahm, zeigte sich daran, dass die Familie Hürlimann für den *Blick* Priorität hatte. So findet sich ein Foto, welches Vater und Sohn lächelnd jedoch auffallend verhalten beim Händeschütteln zeigt. (Auf der gleichen Seite—und größer—ist auch ein Bild, auf dem die Freundin des Dramatikers, die Schauspielerin Kathrin Brenk, Thomas Hürlimann herzlich umarmt und küsst). Die gequälte Formalität zwischen Vater und Sohn wird durch den geradezu absurden Titel „Nach der Theater-Premiere: Ein Kuss – und ein Lob von Papa für Bundesrats-Sohn Hürlimann"[53] noch betont. Dass der „Papa" seinem *Bundesrats-Sohn Hürlimann* gratuliert, ist ein stilistisches Vergehen, dass gleichzeitig symptomatisch ist für die Vermengung von politischen, familiären und ästhetischen Urteilen. Thomas Hürlimann bekleidet die Rolle einer öffentlichen Person, die losgelöst von der offiziellen Funktion seines Vaters selbst im familiären Rahmen nicht zu existieren scheint. Auch wollte dem *Blick*-Theaterkorrespondenten partout nicht verständlich sein, dass die Bühnenfigur des Landesvaters Hans Hürlimann eine literarische Abstraktion des Politikers war. So stand im Bericht: „Bundesrat Hans Hürlimann (63) konnte sich selbst auf der Bühne des Zürcher

Schauspielhauses bewundern: Dargestellt als junger Leutnant vom Schauspieler Georg Holzer in einem Theaterstück, das sein Sohn geschrieben hat."[54] Selbst Hans Hürlimann wollte keinen Zweifel daran aufkommen lassen, dass die literarische Figur, die seinen Namen trug, ein Abbild seiner selbst war. Auf die Frage des *Blick*-Reporters, was er denn davon halte, sich im Schauspielhaus im Scheinwerferlicht zu bewundern, entgegnete er: „Es hat in mir keineswegs komische Gefühle ausgelöst, mich so auf der Bühne zu sehen."[55]

Es spricht für sein diplomatisches Gespür, bzw. für seine Versiertheit im Umgang mit der Presse und mit heiklen Situationen, dass er sich ausgewogen zum Inhalt äußerte: „Aber mit dem historischen Hintergrund des Stücks bin ich nicht einverstanden. Das sehe ich anders, obwohl ich vielleicht jetzt darüber nachdenken sollte."[56] Die *Neue Zürcher Zeitung* äußerte sich durchwegs wohlwollend und höflich zum Stück. Jedoch spricht der Rezensent (m.v.) eine unmissverständliche Sprache, wenn er die Deutschfreundlichkeit geographisch auf „das opportunistische Lavieren" in einem „nazifreundlichen Dorf"[57] reduziert und die Frage vermeidet, ob dieses Dorf symptomatisch für die Schweiz steht. Im Stück würde „die fragwürdigsten Aspekte der schweizerischen Asylpolitik" angeschnitten, wobei es Hürlimann unterließe, diese „vor ein anklägerisches Tribunal" zu stellen. Bemerkenswert scheint mir, dass der Rezensent in der Literarisierung der Familienmitglieder keine Absicht vermutet, die Eltern und den Großvater bloßzustellen, sondern dieses literarische Verfahren als einen Akt der Solidarität mit der Kriegsgeneration versteht: Hürlimanns „Enkelperspektive" erlaube „eine sehr viel differenziertere Betrachtungsweise". Der Autor fühle sich „den Angehörigen jener Generation, die durch das Erscheinen des Fremden auf die Probe gestellt wurde, zugehörig". Hürlimanns literarische Verkörperungen seiner Eltern bezeichnet der Rezensent als „schuldlos" und „blass".[58]

Das Theaterstück wurde noch im selben Jahr in Wien aufgeführt. Der helvetozentrische Inhalt erwies sich als konvertierbar, denn zeitgleich mit der österreichischen Aufführung erließ

Bundeskanzler Kreisky einen Flüchtlingsstopp für zuwandernde Polen. In Westberlin wurde 1984 die Situation des westlichen Beobachters auf die eigene gebrochene Geschichte übertragen: „Auf Aussichtspodesten kann man in Westberlin in den Osten der geteilten Stadt schauen",[59] erklärte Hürlimann die Parallele, die vom Berliner Publikum automatisch gezogen wurde.

Die Kritikerstimmen waren jedoch teilweise sehr negativ oder wussten mit dem Stück wenig anzufangen. Zu einem eigentlichen Theatereklat kam es im Juni 1984 in St. Gallen, wobei erneut deutlich wurde, wie sich Politik und Kunst vermengten. Im Juni 1984 verweigerte der St. Galler Stadtrat Karl Rudolf Schwizer (in seiner Funktion als Vorstand der Technischen Betriebe) die Aufführung im städtischen Freibad „Dreilinden", weil „noch lebende oder kürzlich verstorbene direkt betroffene Personen" durch das Stück in ihrem öffentlichen Ansehen verletzt würden. Unklar blieb, ob sich das Aufführungsverbot gegen den Schauplatz oder gegen den Inhalt des Stückes richtete. Thomas Hürlimann entgegnete daraufhin, dass seine Figuren fiktiv seien, auch wenn sie die Namen seiner Verwandtschaft tragen.[60] Der St. Galler Stadtrat gab sich mit dieser Erklärung nicht zufrieden. Hürlimann hatte nämlich bereits in einem publizierten Interview eingestanden, dass das Stück „sehr viel Autobiographisches"[61] beinhalte. „Denn die Großeltern, am Bodenseeufer wohnhaft gewesen, hätten immer wieder erzählt, wie man hinübergeschaut hätte, damals, als die Bomben auf Friedrichshafen fielen und die Stadt in Flammen stand."[62]

Für Turi Honegger waren der autobiographisch-familiäre Anstrich umso mehr ein Grund, das Theaterstück aufzuführen. Er zeigt sich über das Aufführungsverbot in seiner Kolumne im *Blick* empört:

> Wer immer auch diese 'St.Galler Familien' sind: Damals, als sie sich offenbar der Nazifreundlichkeit befleißigten und Zustände wie in Deutschland auch bei uns anstrebten, mussten sie wissen, dass sie das historische Risiko, eines Tages von der Vergangenheit eingeholt zu werden, eingingen. Thomas Hürlimann musste sich bei der Bearbeitung seines Stoffes, der historische Züge trägt, an das halten, was geschehen ist. Und das tat er, indem er diese Geschichte zu einem Theaterstück aufarbeitete. Was ist

> denn daran so gefährlich, wenn ein Autor sich mit der nicht ganz lupenreinen Vergangenheit einiger Schweizer befasst? Haben denn diese ‚Familien' damals ‚Anstand' und ‚persönliche Integrität' bewiesen? [. . .] Aber den alten Fröntlern fehlt eben der Mut, zu dem zu stehen, was sie damals taten. Das Theaterverbot ist Vergangenheitsverdrängung, nicht –bewältigung.[63]

Einen Monat später erteilte der Stadtrat dann doch die Bewilligung. Allerdings mehr aus Druck als aus Überzeugung: „Die Stadtregierung ist allerdings immer noch der Ansicht, dass im Theaterstück identifizierbare Personen herabsetzend dargestellt würden."[64]

Was viel riskanter schien, nämlich einen Juden darzustellen, der sich als Hitlers Halbbruder ausgab, stieß in der Deutschschweiz und in Deutschland auf keine Empörung. Der Rollentausch vom Täter zum Opfer und—weniger häufig—vom Opfer zum Täter ist ein wiederkehrendes Motiv in der deutschen und österreichischen Nachkriegsliteratur. Beispiele dafür sind *Der Nazi und der Friseur* von Edgar Hilsenrath und Jurek Beckers *Bronsteins Kinder*.[65] Die autobiographischen Aufzeichnungen von Salomon Perel, der sich in Braunschweig als Hitler-Junge ausgab, um dem Tod zu entgehen, unterstreichen, dass solche Situationen tatsächlich vorkamen.

Dass Hürlimann den Großvater Ott und Alois als symbiotisch verwachsene Doppelgänger darstellt, ist allerdings bedeutungslastig und folgenschwer. Hannah Arendt prägte den viel zitierten Begriff der „negativen Symbiose" für das deutsch-jüdische Verhältnis nach 1945. Für Dan Diner manifestiert sich diese traumatische Symbiose in einer „gegensätzlichen Gemeinsamkeit"[66], die, wie Hürlimanns Stück nahe legt, auch für die Schweiz Gültigkeit hat, nicht zuletzt deshalb, weil die Schweiz bereits vor 1945 „im Schatten von Auschwitz"[67] (Dan Diner) lebte.

Was mit Alois, der im Theaterstück auf Nimmerwiedersehen verschwindet, am Schluss geschieht, bleibt nur für jene Theaterbesucher offen, welche vor der Geschichte des Zweiten Weltkrieges die Augen verschlossen halten. Die Symbiose zwischen dem Großvater Ott und dem

Fremdling aus Deutschland ist aufgelöst, jedoch nicht die Schuld, die aus dieser Verbindung gewachsen ist. Was Hürlimann impliziert, ist für das kollektive Schweizer Gedächtnis schmerzvoller als es der *NZZ*-Redakteur wahrhaben wollte. Die Schweiz war mehr als eine „gleichgültige" und „unbeteiligte" Beobachterin im Logenplatz. Die Schweizer Grenzpolitik zeichnete sich zwar nicht für Auschwitz verantwortlich, doch hat sie dazu beigetragen, dass viele jüdische Schutzsuchende anstatt auf Schweizer Boden in den Gaskammern, die bis 1944 in Betrieb blieben, endeten. Obwohl aktuelle Forschung belegen kann, dass die Schweiz durch ihre Politik den Krieg nicht verlängerte, deutet Hürlimanns *Großvater und Halbbruder* zumindest and, dass die Erinnerungen und der Umgang mit der Geschichte dadurch nicht pflegeleichter werden. Was am Ende seines Theaterstückes bleibt, ist die schwierige (unbeantwortete) Frage, wie die Erkenntnis der Mitschuld in das kulturelle Gedächtnis der Nachkriegsschweiz zu integrieren sei.

Wie es Hürlimann in der Adenauer-Rede provokativ formulierte, führte das jahrzehntelange Totschweigen der eigenen Komplizenschaft zu einer tief greifenden Entfremdung:

> Wir Schweizerinnen und Schweizer, meine Damen und Herren, stolpern zur Zeit durch einen Albtraum. Alles ist uns so vertraut wie zuvor, die Bank und die Fahne, das Glockenläuten und das Sturmgewehr, und doch ist aus dieser Heimat etwas anderes geworden, etwas Fremdes. Wir schauen in den Spiegel - und was glotzt uns entgegen? Ein Heimlifeiss. Einer, der es im Verborgenen treibt. Das soll ich sein? Ausgeschlossen. Der Spiegel lügt. Er zeigt mir ein Bild, dieser Spiegel, das er nicht von mir hat, sondern aus anderen Quellen, also denken wir lieber über diese Quellen nach und suchen die Schuld - gemeint ist die Schuld an der Bildvertauschung - bei irgendwelchen Hintermännern, nicht merkend, dass gerade diese Bildverweigerung uns widerspiegelt.

Ein Erinnerungskollektiv, dass die Vergangenheit verschweigt und seine eigene Mittäterschaft nicht wahrhaben will, läuft jedoch Gefahr, sich selber unheimlich zu werden. Beruhend auf Freuds These ist das Unheimliche gleichbedeutend mit einer Heimsuchung des Verdrängten. Unheimlich ist diesbezüglich insbesondere „das Heimliche-Heimische"[68] der Heimat, weil das,

was uns am Vertrautesten scheint, ein reichhaltiger Nährboden für abgewehrte Erinnerungen ist.[69] Der Umgang mit der Rolle der Schweiz im Zweiten Weltkrieg ist für Hürlimann deshalb eine klassische Schauergeschichte. Wenn das „eigene Spiegelbild" zur Leerstelle wird, muss unweigerlich auch die Gegenwart gespenstisch werden:

> Jawohl, das sind wir: Heimlifeisse, die es im Heimeligen so heimlich treiben, dass das eigene Spiegelbild zur Leerstelle wird. Herr Niemand im Niemandsland. Er, den es gar nicht gibt, kann es nicht gewesen sein. Er ist abstrakt, das heißt abgezogen, verschwunden aus seiner Geschichte, eliminiert aus der Wirklichkeit. Eine Spukgestalt. Und damit ist es passiert: Das Heimelige hat sich verwandelt - ins Unheimliche.[70]

3. Die erfundene Erinnerung: Hitler in der Schweiz

Dabei ist in der Schweiz kein einziger Jude ums Leben gekommen. Kein einziger. Was in Deutschland passiert ist, nach dem Transport, das ist nicht unsere Sache. Und es ist sicher auch vieles übertrieben worden.[71]
Charles Lewinsky und Doris Morf, "Hitler auf dem Rütli" (1984)

‚Geschichte im Konjunktiv' ist zu einer eigentlichen Literaturgattung avanciert. Dabei wird in der Alternativgeschichte oder Uchronie keine andere Fragestellung so häufig gestellt wie jene, was hätte sein können, wenn Hitler den Zweiten Weltkrieg gewonnen hätte.[72] Was ein alternativer historischer Verlauf für die Schweiz bedeutete, und welche Konsequenzen sich daraus ergeben hätten, wurde bisher jedoch nur in einem einzigen literarischen Werk gestellt.

Charles Lewinsky und Doris Morf aus dem Jahre 1984 schreiben in *Hitler auf dem Rütli. Protokolle einer verdrängten Zeit* eine kontrafaktische Oral History, die von der Voraussetzung ausgeht, dass Hitler am 10. Mai 1940 in die Schweiz einmarschiert ist. In 48 ‚Zeitzeugenberichten' geben Schweizer Bürger zwanzig Jahre nach Kriegsende Auskunft darüber, wie sie die Zeit kurz vor und während der nationalsozialistischen Herrschaft im

‚Reichsgau Schweiz' bis zur Befreiung am 27. April 1945 „durch die amerikanischen Streitkräfte und der schweizerischen Verbände unter General Guisan"[73] erlebt haben. Der Historiker Josef Wandeler liefert das geschichtliche Hintergrundmaterial, welches wie die einzelnen Zeitzeugenaussagen fiktiv ist. Das Buch ist als Geschichtsbuch konzipiert, inklusive Zeittafel und Wandelers Nachwort, welches die historiographische Aufarbeit in der Nachkriegszeit zusammenfasst. Dabei steht nirgendwo im Text auch nur eine flüchtige Anmerkung, dass es sich bei *Hitler auf dem Rütli* um eine literarische Darstellung handelt.

Bereits auf dem Umschlagfoto ist das Unheil unverkennbar: es ist ein Foto vom Rütli, auf dem an einem langen Mast eine Hackenkreuzfahne im Wind flattert. Darunter ist handschriftlich das Datum „1. Aug. 1941" angefügt. Im entsprechenden Abschnitt im Text wird als Einstimmung auf Hitlers Rütli-Besuch die Schwurszene aus Schillers Tell gespielt. Unmittelbar vor dem Aufmarsch des Führers endet das Theaterstück, das für die aktuellen Verhältnisse leicht abgeändert wurde, mit dem verhängnisvollen Satz: „Wann wird der Retter kommen diesem Lande?"[74]

Der Symbolwert des Rütli ist kaum zu überbieten—insbesondere für die Schweizer Armee. Am 21. Juli 1940 trug General Guisan seinen berühmten Rütlirapport vor, in dem er seine Soldaten zum Rückzug ins Alpen-Réduit aufrief, was Willi Gautschi als „wichtigste strategische Entscheidung des schweizerischern Oberkommandos im Zweiten Weltkrieg"[75] bewertete. Die ‚Tatsache' dass der Führer in *Hitler auf dem Rütli*, dem Geburtsort—dem eigentlichen Nervenzentrum—der alten Eidgenossenschaft aufmarschiert, ist jedoch nicht nur gleichbedeutend mit dem Ende der politisch unabhängigen Schweizer Nation, sondern versinnbildlicht auch die Zerstörung des Mythos Eidgenossenschaft. Wer den Mythos besetzt, vernichtet damit den Kern der Schweizer Identität. Dieser Umstand wird noch dadurch verstärkt, dass im Jahr 1941 der Schweizer Nationalfeiertag mit der 650-Jahrfeier der Eidgenossenschaft zusammenfiel.

Auf dem Buchrücken werden dem Leser die ‚historischen Tatsachen' unterbreitet: Hitler habe am 10. Mai 1940 die „Igelstellung [. . .] überrollt" und die Schweiz besetzt. „Trotz tapferer Gegenwehr" musste man sich geschlagen geben. Zu Ende war es auch mit dem „Sonderfall Schweiz". Schweizer aus allen sozialen Schichten erinnern sich an diese schwere Besatzungszeit. „Dieses Buch soll beitragen zur Bewältigung unserer verdrängten Vergangenheit. Es provoziert die Frage: Wie hätten wir uns verhalten?"

Im Vorwort erläutert Charles Lewinsky was die Beweggründe für sein Oral History Projekt waren. 1985 sei das Jahr der konträren Erinnerungsfeiern. Innerhalb von zwei Wochen feiere man die „Neuproklamation" der Eidgenossenschaft (27. April 1945) und deren Ende (10. Mai 1940). Das Buch biete die Möglichkeit, fernab der offiziellen Ansprachen, „uns wirklich zu erinnern"[76] und könne dadurch zu einem wichtigen „Beitrag zu dieser Erinnerungsarbeit"[77] werden. Die Gespräche seien „wortgetreu und unverfälscht wie möglich"[78] wiedergegeben, auch in jenen Passagen, wo die Erinnerungen von den historischen Tatsachen abgewichen seien. Obwohl Lewinsky es nicht hervorstreicht, wird deutlich, dass die Einzelerfahrung symptomatisch für ein Kollektiv stehen soll.

Hitler auf dem Rütli ist der erste Versuch, die Schweizer Weltkriegszeit als vielstimmige erlebte Geschichte darzustellen—wenn auch in der Form eines kommunikativen Pseudo-Gedächtnisses. „Hätte man nur dieses eine Buch zur Hand, man müsste überzeugt sein, der Schweiz wäre es gleich ergangen wie den Niederlanden oder Dänemark",[79] schreiben Markus Kutter und André Salvisberg. Die Glaubwürdigkeit der simulierten ‚Aussagen' in *Hitler auf dem Rütli* rührt einerseits daher, dass die Autoren im Namen der Wissenschaftlichkeit und Objektivität die Methodologie der ‚echten' Geschichtswissenschaft reproduzieren, andererseits beruht sie auf der Stillage der Texte.

Doch wie kann die Deutschschweizer Mundart in die Schriftsprache übersetzt werden, ohne dabei die Tonlage zu verfehlen? Peter Bichsel unterstreicht, dass diese Frage für die deterritorialisierte Literatur der Schweiz nicht nur ein stilistisches Problem ist:

> In vaterländischen Dingen belügen wir uns vielleicht auch deshalb so oft, weil wir gewohnt sind, Vaterländisches in der Sprache Schillers – Schriftdeutsch nennen wir es – zu formulieren und nicht in unserer Mundart. Eine Übersetzung der großen Worte unserer Helden in unsere Mundart macht die Lüge offensichtlicher.[80]

Der Versuch, die einzelnen Dialekte der schweizerdeutschen Mundart in eine schriftliche Umgangssprache zu übersetzen, ohne die sprachlichen Eigenheiten zu verlieren, gelingt in *Hitler auf dem Rütli* nicht immer. Stilistisch arbeiten Lewinsky und Morf mit begrenzten Mitteln und einer repetitiven Syntax—meist werden simple Haupt- und Nebensätze aneinandergereiht—was zur Folge hat, dass sich der Tonfall und die ‚Helvetismen' in allen Aussagen ziemlich gleichen. Doch gerade diese Vereinheitlichung sollte vermieden werden, denn schließlich kommen Menschen aus allen sozialen Schichten zu Wort, die sich auch sprachlich differenziert an *ihre Vergangenheiten* erinnern. Immerhin ist ein auffälliger sprachlicher Unterschied auszumachen. Er besteht darin, dass Zeitzeugen aus der Arbeiterschicht die Ereignisse in der mündlichen Vergangenheitsform—im Partizip Perfekt—erzählen, während Zeitzeugen aus der Mittelschicht sich im Präteritum erinnern.

Der alternative geschichtliche Verlauf wird den Zeitzeugenberichten als Zeittafel vorangestellt: Nachdem die deutschen Truppen die Schweiz beginnend am 10. Mai innerhalb von einer Woche besetzten, wird das Land in drei Gebiete aufgeteilt. Der Reichsgau Schweiz besteht aus den Deutschschweizer Kantonen, bzw. den deutschsprachigen Teilen von Freiburg und dem Wallis, sowie dem vormals preußischen Kanton Neuenberg. Diese Regionen werden dem „Altreich, wie man damals sagte, also den Deutschen angegliedert und entsprechend besser behandelt".[81] Die französische Schweiz wurde zum Protektorat unbenannt. Der Kanton Tessin

und die italienischsprechenden Regionen von Graubünden werden Italien angeschlossen. Sechs der sieben Bundesräte fliehen nach Irland. Bundesrat Nummer sieben bleibt in Bern und wird wenig später von den Nazis ermordet. Nach der zeitweiligen Einberufung eines „Marionetten-Bundesrates" teilt Hitler der Deutschen Schweiz einen Gauleiter zu. Am 5. Oktober trifft der Führer höchstpersönlich in Zürich ein und lässt sich auf den Strassen feiern. Die in der Schweiz lebenden Juden werden ab Februar 1941 deportiert. Im folgenden Jahr errichten die Schweizer Durchgangslager, um die Massendeportation der Juden zu erleichtern. Die Befreiung der Schweiz durch die Alliierten beginnt 1944 und ist im Februar 1945 abgeschlossen.

Soweit ist der Geschichtsverlauf in jeglicher Hinsicht kontrafaktisch, denn keines dieser Ereignisse fand statt. Folglich müsste erwartet werden, dass die fiktiven Erinnerungen an die Zeit der nationalsozialistischen Besetzung nicht mehr als ein Pseudo-Gedächtnis produzieren. *Hitler auf dem Rütli* beschreibt jedoch eine Gegenwirklichkeit, die der wirklich stattgefundenen Geschichte in vielen Bereichen gleicht. Oftmals ist die Grenzlinie zwischen der historischen Wahrheit und der ‚ungeschehenen' Geschichte fließend. Zudem skizzieren Lewinsky und Morf ein profaschistisches, antisemitisches Mentalitätsklima, das in der Schweiz vor 1939 und auch nach 1945 noch vorhanden war. So ist bereits der erste Zeitzeugenbericht ambivalent, bezieht er sich doch auf den Juli 1939—zehn Monate vor dem deutschen Angriff. Eine Frau erinnert sich an ihre Zeit als Serviertochter an der Sempacher Schlachtfeier, die—wie in dieser Arbeit (Kapitel III) bereits ausgeführt wurde—ein historisches Kostümfest ist. Im Restaurant saß ein verkleideter Landsknecht, der sich „wie der Winkelried persönlich"[82] aufgeführt habe. „Der hat prälaagget, dass es jetzt wieder die Zeit ist, wo die alten Schweizer gebraucht werden, die Tugenden unserer Altvorderen [. . .]. Wir müssen wieder in die Schlacht ziehen, wie damals der Winkelried!"[83] An einem anderen Tisch saß ein Reporter, der offensichtlich ein Jude war. Der Landsknecht ging zu ihm hin, streckte den Arm (zum Hitlergruss) aus und verkündete: „Das sind die Leute, gegen die

der Winkelried heute kämpfen würde!“[84] Der Reporter sei „auch wirklich so ein dunkler Typ“ gewesen, erinnert sich die Ex-Serviertochter:

> Der Landsknecht mit der Nickelbrille hat immer wieder gerufen: Juden raus! Dann hat er plötzlich eine Hellebarde in der Hand gehabt, es waren ja genügend da, und die hat er dem Juden auf den Kopf gehauen. Er hat ihn nicht richtig getroffen, weil so ein Gedränge war, aber er hat doch geblutet, das Blut ist ihm über das Gesicht gelaufen, und so ist er dann hinaus und ab. [. . .]. In der „Schlacht“ haben zwar ein paar gemeint, das so etwas nicht nötig gewesen sei, aber die meisten waren sich doch einig, dass es geschmacklos ist, wenn ausgerechnet ein Jude an die Schlachtfeier nach Sempach kommt, was doch eine Sache der Tradition ist, und bei der Schlacht ist sicher kein Jude dabeigewesen. [. . .] Wann das gewesen ist? Im Juli. Im Juli 1939. Natürlich war das vor dem Einmarsch. Oder haben Sie gemeint, das mit den Nazis in der Schweiz hätte erst angefangen, als die Deutschen gekommen sind?[85]

Nicht alle Schweizer sind in *Hitler auf dem Rütli* als faschistisch und/oder antisemitisch porträtiert. Es gibt auch solche, die sich dem Widerstand anschließen und ihren jüdischen Nachbarn gegenüber Empathie zeigen, diese sogar unter Lebensgefahr bei sich versteckt halten. Doch in fast allen Fällen bleibt das Verhältnis zwischen Juden und Nicht-Juden durch gegenseitiges Misstrauen gestört: „Er war ein richtiger Schweizer [. . .] ein richtiger Schweizer seit mehreren Generationen, wie er immer gesagt hatte. Aber ich muss zugeben, für mich hatte er immer etwas Fremdes“,[86] schreibt ein Schweizer Junge über einen jüdischen Komponisten, den seine Familie als heimlichen Untermieter bei sich einquartierte. Nicht klar ersichtlich aus den Zeitzeugenberichten ist auch, wie viele Schweizer bereits vor dem Krieg mit den Nazis sympathisierten. Die diesbezüglichen Aussagen sind ambivalent oder widersprüchlich. Überhaupt ist die Erinnerung, wie sie Lewinksy und Morf nachzeichnen, komplex und brüchig und nicht auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen. Diese Tendenz wird noch dadurch verstärkt, dass die alternativgeschichtliche Fiktion sich ständig der historischen Fakten bedient. So wird u.a. von der Anbauschlacht, von der Verdunklung und von Gefangenenlagern berichtet, die im Text auf Veranlassung der Nazis verordnet werden, die es aber in der Schweiz (auf Veranlassung des Generals und der Schweizer Regierung) tatsächlich gab.

Der Zeitzeugenbericht *Hitler auf dem Rütli* unterläuft das Konzept der Gegen-Erinnerung, indem er sich dem Anspruch verweigert, dass es eine klare Grenzziehung zwischen Wahrheit und Gegen-Wahrheit gibt. Denn die Geschichtswirklichkeiten überschneiden sich oftmals, oder sie gehen nahtlos ineinander über, was den Blick auf die Ereignisse immer unschärfer macht. Dieser Eindruck verstärkt sich bei der fortgesetzten Lektüre, denn je nachdem, welche Zeitzeugen sich erinnern, desto vielfältiger gestalten sich auch die Perspektiven auf die Vergangenheit. Es scheint, als ob die Oral History, obwohl als historiographische Methode anerkannt, der Literaturgattung der Alternativgeschichte verwandt ist: So werden die gleichen Ereignisse von den einzelnen Zeitzeugen aus der Distanz individuell und oftmals konträr erinnert und dadurch mit einer anderen Bedeutung versehen.

Der alternativgeschichtliche Ansatz ermöglicht es, dass die Zeitzeugen Meinungen, ideologische Positionen einnehmen und Meinungen aussprechen, die in der Nachkriegsschweiz in der offiziellen Erinnerungskultur nicht toleriert waren. Wie in Deutschland war es in der Nachkriegsschweiz verpönt, sich als ehemaliger Nazi auszuweisen. *Hitler auf dem Rütli* lässt so ziemlich alle Randgruppen zu Wort kommen, inklusive einen ehemaligen Schweizer Nazi, der verbittert darüber ist, dass „der Anschluss mit Gewalt“[87] weder friedlich noch in gegenseitigem Einvernehmen eingetreten sei:

> Sie hätten ruhig warten müssen, bis die Zeit auch bei uns reif war. Das ist auch eine Frage der Disziplin. Der lange Atem der Geschichte. Man muss warten können. Ein, zwei Jahre hätte es vielleicht noch gebraucht. Höchstens. Dann wären die Grenzbäume von selber in die Höhe gegangen. Die meisten Leute hatten wir ja schon überzeugt. Sie sind zu jung. An einer unserer Versammlungen hätten Sie sein müssen, da hat man die Begeisterung gespürt. Noch ein, zwei Jahre hätte es gedauert. Höchstens. [88]

Während jedoch Hürlimann und Widmer eine groteske Gegenwirklichkeit konzipieren, gegenüber welcher sich die Schweizer Kriegsrealität umso schärfer abzeichnet, scheinen Lewinsky und Morf in ihrem Text die These zu verfechten, dass das Leben in der annektierten Schweiz nicht grundsätzlich von jenem in einer unabhängigen Schweiz zu unterscheiden war.

Obwohl solch eine riskante Behauptung nie direkt ausgesprochen wird, ist sie als Subtext durchgehend vorhanden. Als der Schweizer Nazi den Vorwurf zurückweist, dass seine Kollegen einen Juden getötet hätten, vermischt er seine eigene Ideologie mit einem oft geäußerten Argument, das in der Nachkriegszeit die Flüchtlingspolitik zu legitimieren hatte:

> Als die nach dem Krieg ihre Tribunale aufgezogen haben, da haben sie einen Kameraden eingesperrt wegen Mord. Wegen Mord. Das muss man sich einmal vorstellen. Dabei ist in der Schweiz kein einziger Jude ums Leben gekommen. Kein einziger. Was in Deutschland passiert ist, nach dem Transport, das ist nicht unsere Sache. Und es ist sicher auch vieles übertrieben worden. Aber bei uns in der Schweiz: kein einziger.[89]

Wichtig ist in diesem Zusammenhang auch, wie die Zeitzeugen mit ihren Erinnerungen umgehen. Ausnahmslos fällt auf, dass die Geschichte der verhängnisvollen Jahre 1940-1945 fast gänzlich unverarbeitet und verdrängt bleibt, denn die Bewältigungsmechanismen der Nachkriegszeit bestanden darin, diese unliebsame Zeit totzuschweigen. Deshalb führt die Erfahrung auch bei keinem Zeitzeugen zu einer tieferen Auseinandersetzung:

> -Ich habe mich auch schon gefragt, ob mich das irgendwie geprägt hat, die Nazizeit, positiv oder negativ.[90]
>
> -Um auf die Anfangsfrage zurückzukommen—ohne die Nazis wäre auch mein Leben viel ruhiger verlaufen. Ich meine, ich wäre zumindest nicht auf die Idee gekommen, in einer Jazzband zu spielen.[91]
>
> -Ich war ein Nazi. Das hat Ihnen sicher noch keiner so direkt gesagt. Wenn heute einer nicht mehr wahrhaben will, was gewesen ist [. . .] Wenn wir einen Kameradschaftsabend haben, dann müssen wir uns als Jass- oder Kegelclub anmelden, weil sie uns sonst den Saal nicht geben. Soweit ist es gekommen in unserem Land. Die Kernkraftgegner oder die Kommunisten, die bekommen den Saal. Nur wir nicht.[92]
>
> -Ich will nichts mehr zu tun haben mit jener Zeit, als uns Tag für Tag alles so normal vorkam.[93]
>
> -Sehen Sie, ich war immer nur ein Gärtner. Und wenn ich den Leuten erzähle, wie ich das erlebt habe, dann kriegen sie immer gleich ein Gnusch im Grind [ein Durcheinander im Kopf] und meinen, ich sei ein alter Nazi. Aber es war eben doch nicht alles Mist, was braun war![94]
> -Die Großen, die wirklich für den Hitler waren und die auch profitiert haben, denen hat man schon lange alles verziehen. Die haben längst eine Villa im Tessin, und wenn einer

> in den Nationalrat will, der früher mal bei der HJ war, dann ist das ein Kavaliersdelikt, wie wenn man Auto fährt mit zuviel Promille. Für die Grossen ist die Hitlerzeit vorbei.[95]
>
> -Am liebsten würde ich nie über jene Zeit reden. Ich weiß schon, Sie finden es wichtig, dass man sich mit unserer Vergangenheit auseinandersetzt, dass man sie, wie es jetzt immer heißt, zu „bewältigen" versucht. Das geht vielleicht, wenn man so ganz allgemein und unbeteiligt zurückblendet. Aber wenn das private Schicksale sind, dann kann von „Bewältigen" keine Rede sein. Das reißt Wunden auf, aus denen noch längst keine Narben geworden sind.[96]

Eher ironisch-grotesk ist jene Geschichte zu verstehen, in der sich ein Schweizer Pensionär und ehemaliger Soldat, der mit der Wehrmacht an der Ostfront kämpfte, darüber aufregt, das ihm die Eidgenössische Versicherungskasse diese Zeit nicht anrechnet: „Schließlich sind mir an Weihnachten 1942 anlässlich von Stalingrad drei Zehen abgefroren [. . .]."[97]

Als letzter Zeitzeuge gibt ein Wehrmachtssoldat aus Bern Auskunft, und hier wird augenfällig, wie das Geschichtsbild in diesem Text konstruiert ist. Indem der Soldat den realen Fall als Hypothese schildert, wird das Versagen der Schweizer Neutralitätspolitik umso deutlicher betont:

> Stellen Sie sich vor: Die Schweiz wäre aus dem Zweiten Weltkrieg draußen geblieben. Malen Sie sich das einmal aus: ringsum Krieg und in der Mitte die Schweiz wie eine Insel! Nein, nicht wie eine Insel. Wie ein Boot. Wenn es anders gelaufen wäre, dann hätten wir das Rettungsboot Europas werden können. Wir hätten alle Flüchtlinge aufgenommen, die Verfolgten und die Juden. Dann könnten wir jetzt stolz sein auf jene Jahre und müssten uns nicht immer damit herausreden, dass die anderen eben stärker waren als wir. Und das alles, wenn am 10. Mai 1940 ein einziger Befehl anders gegeben worden wäre. Verstehen Sie, was ich meine? Ich glaube nicht an Zufälle.[98]

Die erfundene Abweichung im Verlauf der Geschichte bestätigt, dass die unabhängige Schweiz, die nie Reichsgau war—zumindest was ihre Flüchtlingspolitik betrifft—die gleiche Politik wie die besetzte Schweiz verfolgte. Das Titelbild von *Hitler auf dem Rütli* kann folglich auch provokativer gedeutet werden: denn es zeigt, was in Wahrheit tatsächlich stattgefunden hat, auch wenn Hitler sich nie auf dem Rütli einfand. Der fiktive Aufmarsch der Nazis ist eine Metapher dafür, dass Hitlers Einflussbereich und Macht von der Schweiz Begriff ergriffen. Auch hier ist

ein Verweis auf Dürrenmatt nicht abwegig. Analog zum Erinnerungskollektiv in *Der Besuch der alten Dame*, das die „Schandtat in ein ehrenwertes Unternehmen [. . .] umpolt",[99] stellen die Zeitzeugen in *Hitler auf dem Rütli* die Mechanismen der Geschichtsumdeutung bloß. Dabei zerstört die kontrafaktische Geschichtsschreibung nicht nur das Rütli als symbolhafte Reliquie, sondern auch den selbstauferlegten Mythos der Neutralität und Humanität.

Die Frage „Was wäre gewesen, wenn Hitler die Schweiz eingenommen hätte", wurde in der Deutschschweizer Geschichtswissenschaft nicht gestellt. Die zentrale und bis heute viel diskutierte Frage ist allerdings, welche Gründe dafür verantwortlich waren, dass Hitler die Schweiz nicht „heim ins Reich" holte. Neuere Forschungsarbeiten nennen wirtschaftliche Gründe als Hauptmotiv für die Verschonung der Schweiz. Doch unterstreicht Jakob Tanner, dass dieses Argument nicht ausreicht, um die Frage schlüssig zu klären, denn Hitlers Verhältnis zur Schweiz sei sehr ambivalent gewesen:

> Dass die Bereitschaft von helvetischen Unternehmen zur Mitwirkung an der deutschen Rüstungswirtschaft die Beziehungen zu Deutschland entspannt hat, ist evident. Deutscherseits wurde dieser Befriedigung über die „ruhig arbeitende Schweiz" immer wieder Ausdruck verliehen. Angesichts der Irrationalität der Hitlerschen Kriegsführung konnte man selbstverständlich nicht damit rechnen, dass diese ökonomische Kollaboration eine nationale Überlebensversicherung war.[100]

Aus den Protokollen der Tischgespräche ist seit 1941 bekannt, dass Hitler sich kaum zur Schweiz äußerte, und wenn, dann meist abfällig. Er nannte sie „missratener Zweig" des deutschen Volkes, oder „Eiterbeule an Europa".[101] Weil es somit kein deutsches Dokument gibt, dass Aufschluss darüber gibt, warum die Schweiz nicht angegriffen wurde, ist jede Erklärung für ihre Verschonung eine mehr oder weniger historisch abgesicherte Spekulation.

Weil die Umstände der Schweizer Kriegsverschonung ultimativ im Dunkeln bleiben, ist der uchronische Ansatz in *Hitler auf dem Rütli* gar nicht einmal so unplausibel. Denn in der

Alternativgeschichte werden, wie der Althistoriker Alexander Demandt schreibt, auch für Historiker wichtige Aspekte sichtbar :

> Überlegungen zu imaginärer Geschichte sind alles andere als ein müßiges Unterfangen. Wenn wir ungeschehene Möglichkeiten nicht konstruieren dürfen, können wir geschichtliche Wirklichkeit nicht rekonstruieren. Das Nachdenken über Alternativen ist ein unentbehrliches Geschäft der Geschichtswissenschaft. Die Kräfte, die sich durchgesetzt haben, können wir nur beurteilen im Vergleich zu jenen, die unterlegen sind. Die Ereignisse, die eingetreten sind, gewinnen ihr Profil erst vor dem Hintergrund jener, die anderenfalls zu erwarten gewesen wären. So weit die unverwirklichten Möglichkeiten eine erkennbare Chance besaßen, dient ihre Erfassung einer Vervollständigung unseres historischen Wissens. Denn bei der Suche und Begründung von Alternativen treten sonst übersehene Fragen zutage. Wir fördern Unterströmungen, Begleiterscheinungen und Ansätze ans Licht, die durch die Dominanz des Fortgangs verschüttet worden sind. Hier werden Potentiale ausgeschöpft, Oubliettes erschlossen und darin liegt ein heuristischer Wert unserer Frage [. . .]. Gewiss bleibt der Einwand richtig, dass das, was nicht stattgefunden hat, auch keine Bedeutung besitzt. Die nicht eingetretenen Möglichkeiten haben selbst keinen Belang, liefern uns aber die notwendige Folie, vor der wir die Bedeutung des wirklich Geschehenen erst erkennen.[102]

In einem Nachwort („Kollektives Gedächtnis und selektive Erinnerung. Die Anschlusszeit in der schweizerischen Historiographie") gibt Josef Wandeler einen Überblick über die historiographische Aufarbeitung der Weltkriegszeit, wobei er sich auf fiktive Quellen (z.B. die Untersuchung eines Herrn *Braunthaler*) beruft. Höchst ironisch mutet in diesem Zusammenhang an, dass die Schweizer Historiographie in *Hitler auf dem Rütli* ausgerechnet jene historische Entwicklung kategorisch verneint, die sich tatsächlich zugetragen hat: „Zudem sei unhaltbar anzunehmen, dass eine unbesetzt gebliebene Schweiz ihre Wirtschaft Deutschland nicht zur Verfügung gestellt hätte."[103]

Wandeler weist darauf hin, dass die neueren wissenschaftlichen und journalistischen Untersuchungen grundsätzlich einen „Rechtfertigungscharakter"[104] hätten. Die Vergangenheitsaufarbeitung käme nur zögernd voran, weil die Kriegsarchive weitgehend unzugänglich seien. Auch bleibe die Frage ungeklärt, ob die Schweiz „als besetztes Land [. . .] Mitverantwortung an der nationalsozialistischen Herrschaft trage. Dieser formaljuristischen

Argumentation wurde allerdings entgegengehalten, dass dieses Problem nicht auf der juristischen Ebene zu klären sei. Vielmehr gehe es darum, wie weit die Schweiz sich den neuen Verhältnissen angepasst und ob der Verwaltungsapparat bruchlos für die neuen Machthaber weiterfunktioniert habe."[105] Auch hier ist eine Problematik angeschnitten, die sich für die Historiker der Nachkriegszeit durchaus stellte—nämlich wie weit sich die unabhängige Schweiz den neuen Verhältnissen angepasst hat. Wandeler beendet seinen Kommentar, indem er die Hoffnung, ausspricht, „dass er [der Band *Hitler auf dem Rütli*] eine neue Generation von Historikern dazu anspornt, die Alltagsgeschichte der Anschlusszeit ins Blickfeld der Forschung zu rücken."[106]

Man muss sich fragen, ob das alternativgeschichtliche Konzept den potentiellen Leser nicht von Anfang an überfordert. Kann die Uchronie, bei welcher die Beglaubigungsfunktion der Zeitzeugen wegfällt, eine Geschichtsdiskussion in Gang bringen? Die *Neue Zürcher Zeitung* zweifelte heftig an solch einem Anspruch. Bereits der Titel („'Hitler auf dem Rütli' oder: Die Suche nach einer bösen Vergangenheit") signalisierte den Unmut des Rezensenten Martin Müller. Er nennt *Hitler auf dem Rütli* ein „frivol-vergagtes Büchlein", das den „unsinnige[n] Versuch" wagen würde, „eine Welt tödlichen Ernstes als politisches Disney-Land in die Schweiz hineinzuprojizieren".[107] Seiner Ansicht nach sei die „notwendige Bewältigung der Vergangenheit schon längst im Gang".[108] Die beiden Autoren würden deshalb „offene Türen einrennen".[109]

Die Behauptung, dass die Vergangenheitsaufarbeitung 1984 bereits vollumfänglich stattfinde, und dass es deshalb keine weiteren Beiträge brauchen würde, ist zumindest durch die Veröffentlichung des Bergier-Schlussberichtes achtzehn Jahre später Lüge gestraft worden. Zwar begrüßt Müller eine Geschichtsaufarbeitung, doch scheinen bei ihm relativ restriktive Vorstellungen darüber zu herrschen, von *wem* und in *welcher Form* dieses Projekt in Angriff genommen werden sollte. Müller wehrt sich dagegen, dass man aus Dankbarkeit darüber,

verschont worden zu sein, den alternativen Fall ausdenken darf, um auch daraus eine Lehre zu ziehen:

> Wenn uns schon das bittere Schicksal der meisten europäischen Länder unverdienterweise erspart blieb: wäre das nicht wenigstens ein Anlass zur Dankbarkeit? Kein Grund zwar, sich um die Aufarbeitung der Vergangenheit zu drücken—aber ein Grund, Experimente wie das skizzierte lieber bleiben zu lassen.[110]

Hitler auf dem Rütli und andere vergangenheitskritische Texte (die Müller erwähnt) betonen jedoch, dass die Verschonung nicht einer schicksalhaften Fügung zu verdanken war, sondern hauptsächlich aufgrund der Schweizer Kriegskollaboration gewährleistet war. Müllers Kritik ist symptomatisch für die geradezu schizophrene Haltung gegenüber der Schweizer Vergangenheitsaufarbeitung, die progressiv sein möchte, es gleichzeitig jedoch nicht wagt, kollektive Mythen zu entsakralisieren. Obwohl eine neuere kritische Forschung begrüßt wird, um die „nicht gerade ruhmreiche Vergangenheit unseres Landes“[111] aufzuarbeiten, bestehen parallel dazu alteingesessene (von Bonjour zementierte) Vorstellungen, dass die Kriegsverschonung nicht weniger als ein göttliches Wunder war. Nicht ausgeschlossen ist hingegen, dass Müllers Kritik besonders harsch ausfiel, weil der Versuch einer Vergangenheitsaufarbeitung im Fall Lewinksy/Morf aus dem falschen politischen Lager kam.

Erstaunlicherweise hat das Buch keine Geschichtskontroverse ausgelöst. „Die Zeit war wohl einfach noch nicht reif dafür. Die Reaktionen—von anonymen Drohanrufen bis zu besorgten Briefen—kamen weitgehend aus dem Bereich der ‚Aktivdienstgeneration‘, die ihr heiles Geschichtsbild bedroht sah“, kommentierte Lewinsky in einer Email das Schweigen in der Bevölkerung.[112] Weil mich diese knappe Antwort neugierig machte, habe ich Lewinsky eine Reihe von Fragen geschickt.[113] Er antwortete, dass ihn das Thema schon lange beschäftigt habe. „Die Selbstgerechtigkeit der Schweizer (‚Wir sind die einzigen, die es geschafft haben, die Nazis abzuwehren‘)“ sei ihm immer schon schwer erträglich gewesen, „weil sie die historischen

Realitäten—die Schweiz war den Nazis als ‚neutraler' Staat nützlicher als eroberter—einfach negierte".[114] Doris Morf war als Autorin aufgrund ihres politischen Engagements und auch wegen ihrer nicht-jüdischen Perspektive eine ideale Ergänzung. Die Verlagssuche verlief problemlos, zeigte der Unionsverlag doch gleich Interesse. Lewinsky wünschte sich im Anschluss an die Veröffentlichung eine Debatte über die „Realitäten der Schweizer Geschichte in den Kriegsjahren" ausgelöst hätte. Es stellte sich jedoch keine breitere Kontroverse ein, was ihn zwar nicht verwundert, jedoch enttäuscht habe: „Das hatte aber—um ehrlich zu sein—mit verletzter Autoreneitelkeit mehr zu tun als mit politischem Sendungsbewusstsein. Ich habe das Buch immer primär als literarisches und nicht als politisches Werk gesehen."[115]

Die Reaktion der Historiker sei geteilt gewesen: „Das Interessanteste war eine Radio-Diskussion, in der sich ein Historiker darüber erregte, dass zum Beispiel die von Mussolini vorgesehene Annexionslinie anders verlaufen sei als im Buch beschrieben."[116] Eine Historiker-Diskussion ergab sich keine. Die Vergangenheitsdebatten der 90er Jahre beeindrucken ihn kaum: „Sie kamen zu spät und erreichten in ihren Aussagen und Erkenntnissen keine breiten Schichten."[117]

4. Krieg und Klamauk: Urs Widmers schwarze Schweiz

> Ich bin kein Freund jener immer noch sehr vielen Schweizer, deren Wappentier der Igel ist und für die Neutralität bedeutet, keinen radikalen, eigenen Gedanken denken zu dürfen. Blocher und Umgebung. All die Schweizer, die sich ums Verrecken für das erwählte Volk halten wollen.
> *Urs Widmer (1998)*[118]

> Ich habe meine Arbeiten immer als politisch empfunden . . . Lange aber war ich für die Literaturkritik vor allem der lustige Purzel aus den Alpen. Sie sah in mir, lobend durchaus und dennoch mit dem Unterton, dass da etwas auch fehlen könnte, den ewig Jungen, den fraglos Glücklichen, den Strahlenden, den Virtuosen. Mich irritierte, bei aller

Freude über so schönes Lob, dass viele das Schwarze, das Angstbesetzte, den Tod in meinen Büchern so gar nicht wahrnahmen.
Urs Widmer(1998)[119]

„Wollte jemand etwas über Afrika erfahren, wäre er mit diesem Buch ganz schlecht beraten",[120] schrieb ein Kritiker über Urs Widmers *Im Kongo*. Zwar erzählt Widmer die Geschichte einer Reise ins *Herz der Finsternis*—der Roman *Im Kongo* ist nicht zuletzt dank seiner intertextuellen Bezüge eine Verbeugung vor Joseph Conrad—doch geht es bei Widmer um die Schweizer Kriegsschuld und um die Konsequenzen, die sich für die Nachfolgegeneration ergeben, wenn eine solche Schuld unausgesprochen und damit unverarbeitet bleibt.

Die Veröffentlichung hätte nicht termingerechter sein können. *Im Kongo* erschien 1996, als die Schweiz gegenüber den Vorwürfen aus den USA Stellung beziehen musste und die nationale Gedächtniskrise in Zuge der „Schweizer Monsterdebatte um Kriegsschuld und Identität"[121] in ihrem ganzen Ausmaß offenkundig wurde. Der Text rechnet wie bereits Hürlimann, Lewinsky und Morf mit dem Mythos einer ereignislosen, schicksalsverschonten Schweiz ab. Widmer demontiert den Schweizer Neutralitätsanspruch und zeigt bereits vor der Veröffentlichung des *Eizenstat-Berichtes* (7.Mai 1997) auf, wie die Schweiz mit dem Dritten Reich Handelsbeziehungen unterhielt und sich an diesen Finanztransaktionen bereicherte. Doch was hat dieser schwergewichtige Themenkomplex mit einer Kongoreise gemeinsam?

Tatsächlich könnten die Schauplätze und Handlungsfäden in Widmers Roman kaum kontrastreicher sein. So spielt der erste Teil der Erzählung abwechselnd in einem Altersheim in Zürich-Fluntern, wo alles in relativ geordneten kleinbürgerlichen Bahnen verläuft—unterbrochen von Rückblenden, welche die Handlung in die Weltkriegszeit und nach Nazideutschland zurückbefördern. Im zweiten Teil des Romans landet der Protagonist Kuno im Urwald von Zaire, im ehemaligen Belgisch-Kongo, wo Stammeshäuptlinge, Dämonen und Urwaldgeister ihr

Unwesen treiben, die Gesetze der Realität sich auflösen und die Gegenwart, wie der Erzähler schreibt, „bewusstlos“[122] ist.

Anhand ausgewählter Textpassagen soll gezeigt werden, wie Afrika zum Zerrbild und zur Kehrseite der Schweiz wird.[123] Damit solch ein aberwitziger (auf den ersten Blick unsinniger) Vergleich gelingen kann, führt Widmer das karnevaleske Prinzip ein: Dieses zeigt sich (wie bereits in *Großvater und Halbbruder* hervorgehoben wurde) in der Abkehr vom Realismus zugunsten des Rollenspiels und des Rollenvertauschens. So ist der Klamauk, die Blödelei, der absurde Erzählverlauf eine Folie, unter der sich peinliches Unbehagen versteckt. Afrika fällt dabei in Widmers Roman eine besondere Bedeutung zu, denn der kongolesische Urwald wird zur Bühne, auf der die Karnevaleske erst wirklich stattfinden kann. Bei Widmer ist der Kongo, das Herzstück des fremden, dunklen Kontinenten, mit eurozentrischen Metaphern nur so durchtränkt. In der Karnevaleske gelingt es dem Autor, den kolonialen Blick humoristisch auszuhöhlen und ihn damit an den Pranger zu stellen. Gleichzeitig macht der Roman deutlich, dass der Kongo im karnevalesken Rollenspiel in all seinen Schattierungen, Exotismen und surrealen Einlagen nie mehr als die andere Seite jener Welt ist, die Kuno hinter sich lässt.

Widmers postkoloniale Kritik geht Hand in Hand mit seiner Schweiz-Kritik. Denn Kunos Exkursion zum schwärzesten Landstrich auf dieser Erde ist nichts anderes als eine Reise in die dunkle Vergangenheit seiner eigenen Heimat. Widmers Text macht deutlich, dass die karnevaleske Welt mit jener Welt, die sie parodiert, eng verbunden bleibt. Mit anderen Worten: das karnevaleske Szenario ist ein, wenn auch stark entfremdetes, Abbild des gewohnten Alltags. Afrika könnte im Vergleich mit der Schweiz kaum fremder und unnahbarer sein. Widmers Kongo ist der Ort, wo die unbewussten rohen Naturkräfte aufbrechen, er versinnbildlicht „die schwarze Triebseite, wo keine zivilisatorischen Regeln gelten“[124] (Widmer). Das Wilde und Urwüchsige ist die Kehrseite zur Schweizer Praktik des Verschweigens. „Mit dem Verlassen der zivilisatorischen, technischen Ordnung und dem Eintreten in das Gefüge der Natur verkehren

sich Symbole in einer Weise, die karnevalesker Mesalliance entspricht."[125] Doch wie das Karnevalstreiben die umgestülpte Welt jener Realität ist, die sie zeitweilig parodiert, ähneln sich die Lebenswelten in Afrika und in der Schweiz auf erschreckende Weise.

Das Auflösen jeglicher Ordnung und Hierarchien in der Karnevaleske zeigt sich in Widmers Roman sowohl im Stoff wie auch in der Gestaltung. Die Rekonstruktion der Geschichte ist ein Schreiben gegen die eigene Regression zum Naturmenschen und gegen die Zeit, die dem Erzähler im Urwald noch verblieben ist, um seine Geschichte mit der ihm verbliebenen Technologie festzuhalten. Der Erzähler sitzt im tiefsten Regenwald in Zaire, wo „manche Bäume [. . .] so gewaltig [sind], dass in ihren Kronen eigene Wälder wuchern",[126] auf dem Schoss einen Laptop, und leidet an Gedächtnisschwund. Er schreibt an diesem „Gedenktag"[127] seine Lebensgeschichte und jene seines Vaters auf, bevor sie ihm entgleiten: „Erinnerung und Leben werden für den Hauch eines kostbaren Augenblicks eins sein. Danach ist eigentlich egal, wie ich das Werk abschließe."[128] Selbst das „Gedächtnis der Maschine"[129] ist nicht gesichert. Strom gibt es im Urwald keinen, trotz Austausch-Akku wird der Text „immer blasser".[130] „Vielleicht lege ich den Laptop in den Kühlschrank, ins Tiefkühlfach, für spätere Generationen",[131] sinniert der Erzähler. Denn ausdrucken kann er seine Geschichte auch nicht. Der Drucker läuft nicht mit dem Akkumulator, der Verbleib seiner Erinnerungen und deren Überleben ist somit fragwürdig. „Das Gedächtnis ist tot",[132] muss er sich eingestehen, doch gleichzeitig schreibt er weiter, so lange er noch Erinnerungen hat.

Wer die Schweiz auf den Arm nimmt—sprich lächerlich macht—muss es sich leisten können. Der Basler Urs Widmer (geb. 1938) ist promovierter Germanist und Historiker (Widmer besuchte die Vorlesungen von Edgar Bonjour, welcher „nicht ganz ohne Einfluss auf ihn geblieben"[133] sei) und arbeitete als Lektor bei Suhrkamp. Mit Kulturpreisen überhäuft ist er ein arrivierter Schriftsteller und Bühnenautor. Weil seine Erzählungen so verspielt und phantasievoll (unschweizerisch) sind, wird er oftmals als Märchenerzähler[134] für Erwachsene gehandelt.

Wenige Schweizer Autoren beherrschen, was er kann: leichtfüßig mit Klischees, Mitteln der Kolportage und Trivialmythen zu arbeiten, ohne trivial zu schreiben. Nach Hajo Steinert sind Urs Widmers Texte „Versuchsanordnungen im Grenzbereich zwischen U und E".[135] Widmer ist auch der Übersetzer der Neuedition (1992) von Joseph Conrads *Heart of Darkness* und seinen Kongo-Tagebüchern. Widmer war nie selber im Kongo. „Für solch einen Sprung wäre ich zu ängstlich", gestand er. *Im Kongo* sei „reine Fiktion".[136]

Nun gut, so „rein" ist seine Fiktion wieder auch nicht. Ursprünglich trug das Romanprojekt den Titel *Die Linie Viking*, der Kongo war dabei lediglich als Randthema konzipiert. Widmers Onkel Emil Häberli—„ein wilder Antifaschist"[137] (welchem Widmer seinen Roman widmet)—leitete im Zweiten Weltkrieg die geheime *Viking* Spionageabteilung der Schweizer Armee. Für Widmer spannend dabei war, dass über den Schweizer Geheimdienst keine schriftlichen Unterlagen vorhanden waren, denn „Geheimdienste legen schließlich keine Akten an".[138] Häberli hat seinem Neffen Widmer Anekdoten aus seiner Geheimdienstkarriere erzählt, so dass „einige Primeurs im Text verwurstelt"[139] seien, die nirgendwo anders stehen.

Zum Inhalt: Der 56jährige Kuno Lüscher arbeitet als Altenpfleger in Zürich und leidet darunter, dass er ein ereignisloses Leben führt: „'In diesem Jahrhundert ist noch der letzte Depp bei der Landung in der Normandie mitgerannt oder in Hiroshima umgekommen', rief ich. ‚Einzig ich habe kein Schicksal [...]. Ich habe nie etwas erlebet, und ich werde nie etwas erleben. Wie mein Vater'."[140] Nicht nur hat der wehleidige Kuno kein Schicksal, er hat auch keine Frau. Seine Jugendliebe hat sich mit seinem besten Freund Willy vor Jahren in den Kongo abgesetzt, um dort eine Filiale der Anselm-Bierbrauerei zu eröffnen. Eine Kollegin, Anne, für die Kuno schwärmt, wimmelt seinen Heiratsantrag ungalant ab: „Da können Sie warten, bis Sie schwarz sind."[141] Es ist ein verhängnisvoller Satz, der im späteren Verlauf der Handlung wider Erwarten wahr werden soll. Kunos Wunsch dass sein Leben doch endlich einmal ein paar Überraschungen bietet, erfüllt sich unverhofft. Weil sein Vater mit seinem Kriegsgewehr

herumhantierte und dabei versehentlich auf den Briefträger schoss, wird er eines Tages ins Altersheim eingeliefert:

> Der Postbote, ein sonst cooler Jüngling, war so geschockt, dass er die Polizei holte, und die holte mich; und die Lösung, die der Postenchef von Witikon und ich in der Küche fanden [. . .] bestand darin, dass der Vater sofort und unverzüglich in mein Pflegeheim kam. Unter meine Aufsicht [. . .] erreichte [ich], dass er auf der Warteliste von Platz 112 auf die Eins vorgezogen wurde. Ein Geschenk des Hauses an ihren dienstältesten Mitarbeiter.[142]

Kurz nach seiner Ankunft konfrontiert der angeblich schicksalslose Vater Kuno mit der Tatsache, dass er als ehemaliger Leiter des Schweizer Nachrichtengeheimdienstes *Viking* die Nazis und deren Schweizer Aufmarschpläne ausspionierte. Kuno ist entsetzt, dass sein stiller, langweiliger Vater solch ein abenteuerliches Vorleben vorweisen kann. Wie es der Zufall will, trifft der Vater im Altersheim auf einen ehemaligen Kollegen, Fritz Berger, der einst Kaufmann für optische Geräte war, jedoch undercover als Spion für den Schweizer Geheimdienst arbeitete. Bergers Figur stützt sich auf die bis heute ungeklärte Identität eines Schweizer Kaufmannes, der für den Schweizer Geheimdienst ein Zuträger war und gleichzeitig in Nazi-Deutschland mit kriegswichtigem Material handelte.[143] Im Roman *Im Kongo* erzählt Berger, wie er seine Zieloptik an die Nazis verkaufte; für diesen Verdienst hat ihn der Führer in den Adlerhorst nach Berchtesgaden eingeladen. In parodistischer Manier macht Widmer in dieser Szene eine Anspielung auf die schweizerisch-deutschen Geschäfts- und Handelsverbindungen und suggeriert, dass diese Beziehungen äußerst kollegial und vertraut abliefen, war doch die Schweiz als ‚neutraler Handelsplatz' von enormem Wert für die Nazis. Fritz Berger erinnert sich an seine Begegnung mit Hitler:

> Nach etwa einer halben Stunde ging die Tür auf, und Adolf Hitler trat ein. Er trug eine Lodenjacke und eine Lederhose und kam mit energischen Schritten auf uns zu [. . .]. „Bemerkenswert, Ihre Zieloptik", sagte er dann zu mir. „Äußerst interessant, junger Mann."

> „Meine Firma ist dankbar", sagte ich, „dass sie die Wehrmacht unterstützen darf". [. . .] „Ihr Eidgenossen seid immer so verteufelt förmlich." Hitler beugte sich vor und schlug mir mit seiner rechten Hand aufs Knie. „Berger! Wir sind doch beide Bergler! Berchtesgaden ist nicht Berlin! Wir sind hier in den Alpen! Zu Hause beide!"[144]

Das Zusammentreffen endet damit, dass sich der Führer (obwohl als Abstinenzler verbürgt) betrinkt und dem Schweizer Fritz Berger seine Visitenkarte inklusive Telefonnummer überreicht: „Streng geheim. Nicht mal Goebbels kennt sie. Hess schon gar nicht. Wer sie wählt, wird in erster Priorität mit mir verbunden. Wann immer. Wo immer ich bin."[145] Diese Nummer ist insofern von Bedeutung, als sie Fritz Berger, nachdem er von der Gestapo unter Spionageverdacht festgenommen wurde, das Leben rettet (in Wahrheit ist es die Telefonnummer von Widmers verstorbenen Eltern![146]).

Szenenwechsel zu Kuno: Um der Öde seines Pflegerdaseins zu entkommen, bzw. inspiriert durch die Erlebnisse seines Vaters, lässt sich Kuno dazu überreden, in den Regenwald von Zaire zu fliegen, um seinen alten Jugendfreund Willy zu finden, der im Auftrag der Anselm-Bierbrauerei nach Kisangani in Zaire reiste, dort die Filiale *Brasserie Anselme du Congo* eröffnete und seit einiger Zeit mit seiner Frau Sophie (Kunos Ex-Freundin) verschollen ist. Nach einer beschwerlichen Reise durch den Dschungel, findet Kuno Willy und Sophie, deren Hautfarbe in der Zwischenzeit schwarz geworden ist. Auch ihre Gesichtszüge sind die eines schwarzen Menschen, während beide aber weiterhin unverkennbares „Züritüütsch"[147] sprechen. Schwarz ist die Symbolfarbe des Unheimlichen, das zugleich fremd und vertraut ist:

> „Wir wissen nicht, warum wir schwarz wurden", sagte die, die Sophie zu sein behauptete. „Wir waren es plötzlich. Irgendwann in den sechziger Jahren. Es ist jedenfalls nichts Oberflächliches. Keine Pigmentveränderung, durch die Sonne etwa. Unsere Tochter kam schwarz zur Welt."

Ohne dass er weiß, wie ihm geschieht, passiert mit Kuno in den folgenden Tagen das gleiche. Die lakonische Bemerkung seiner Kollegin Anne in Zürich—„Da können Sie warten, bis Sie

schwarz sind" (welche als idiomatische Wendung übersetzt heißt: Da können Sie warten, bis dass der Tod sie holt (bzw. Ihr Körper in Verwesung übergeht)—erfüllt sich: Kunos Haut wird „tiefschwarz". Diese Transformation „vom Eidgenossen zum Eingeborenen",[148] die Kuno als Verkleidung, als Maskerade, empfindet, ist ein klassisches Beispiel für das karnevaleske Prinzip:

> Ich war schwarz! Ich war so schwarz wie Sophie und Willy! Ich riss das Hemd auf, bis ein Stück Haut sichtbar wurde: auch schwarz. Meine Hände: nur innen noch rosa. Meine Waden, als ich die Hosenbeine aufkrempelte: Ebenholz. Ich wagte nicht , die Hosen aufzuknöpfen und meinen Penis anzuschauen.[149]

Afrika ist der furchterregende Kontinent, der alles und jeden in sich einverleibt. „Die Leute sterben hier wie die Fliegen",[150] erklärt Willy und warnt Kuno, dass es ihm ähnlich ergehen könnte. Gleichzeitig verheißt „die Schöpfung dieses mörderischen Waldparadieses"[151] im Herzen Afrikas für Willy aber auch einen Neubeginn. Im Sinne von Bachtin kann der Kongo als todbringende wie auch lebensspende „Karnevalshölle"[152] verstanden werden: „[Sie] ist zugleich die verschlingende und gebärende Erde."[153]

Die Geschichte ist so spannend und unterhaltsam erzählt, dass die schweizkritischen Passagen leicht übersehen oder verharmlost werden, weil man ihnen als Slapstick-Einlagen keine subversive Absicht zutraut. Ein Beispiel dafür ist die Handlung rund um die Schweizer Anselm-Bierbrauerei, deren Eigentümer Anselm Schmirhahn (nomen est omen) in der Hitlerzeit ein begeisterter Nazi-Befürworter war: „Anselm hielt jedenfalls eine Ansprache, in der Rommels Triumphe in der nordafrikanischen Wüste und die seines Biers unentwirrbar vermischt waren."[154] Kuno und Willy, die als Kinder in der Nachbarschaft der Schmirhahns lebten, trieben sich oft heimlich auf dessen Grundstück herum und konnten dabei mitverfolgen, wie fragwürdige Gäste aus Deutschland mit offenen Armen empfangen wurden. Nach Kriegsende spionierten Kuno und Willy, mittlerweile Teenager, auch weiterhin die Schmirhansche Villa und

deren Gäste aus: "Alle Freunde saßen wieder da, oder fast alle, denn einige von den Männern fehlten, auch der mit dem Monokel. Sie waren tot oder in Südamerika oder warteten in Nürnberg auf ihren Prozess."[155]

Kunos scheinbar ereignislose Existenz steht paradigmatisch für die Nachkriegsgeneration, die weiterhin an den Mythos einer schicksalsverschonten Schweiz glaubt, andererseits jedoch zunehmend an diesem Erklärungsmodell Zweifel äußert. „Jede Existenz hat ihr Schicksal",[156] sagt Widmer, seinen Roman versteht er deshalb als eigentliche „Anti-These"[157] zu Kunos Eingeständnis der Schicksalslosigkeit. Die Kritiker, die in Kuno lediglich einen Schmalspur-Marlow sehen, übersehen, dass diese Figur um einiges reicher und komplexer ist. Kuno verkörpert die schwierige Gratwanderung zwischen Erinnern und Vergessen. Er versinnbildlicht jene Generation—der auch Widmer angehört—die darüber entscheiden muss, wie mit der Geschichte und den Erinnerungspraktiken in der Gegenwart und Zukunft verfahren wird. So kriegt Kuno einen Wutanfall, als sein Vater und Fritz Berger stolz ihre Abenteuergeschichten aus den alten Zeiten erzählen und damit die heroischen Mythen und Legenden der Schweizer Aktivdienstgeneration verhärten. Gerade dieser Abschnitt zeigt, dass dieses Buch mehr ist als reiner Klamauk oder „Slapstick pur"[158]:

> „Wie kannst du nur so reden?" sagte ich, immer noch laut genug. „Als sei der Krieg ein Abenteuer gewesen! Ihr habt um euer Leben gekämpft! Um das eurer Kinder! Um das Leben aller! Hätte Hitler gesiegt, wären wir heute nicht hier! Die Alten nebenan: unwertes leben! [. . .] nur arisches, helvetisches Personal. Ich in einem Lager, ach was, aufgehängt. Und ihr steht da und erzählt von euren Ruhmestaten. Mein Herz klopfte und ganze Schweißbäche rannten mir übers Gesicht. „Tote!" rief ich. „Millionen Tote! So viele Tote wie noch nie in der Geschichte der Menschheit! Hetakomben!" Konnte es sein, dass mein Vater es nicht mehr wusste? „Die, die in den Strassen erschlagen wurden? Die, die sie in Kanäle stießen?" Ich fasste ihn und seinen Freund, die das alles vergessen hatten, scharf ins Auge. „Die im Ghetto? Die Frauen, mit ihren Kindern im Arm, in die Gruben gestoßen? Kalk drüber, und dann die nächste Schicht Menschen? Kurzsichtige, deren Brillen zerschlagen wurden, sie sahen ihr Ende wenigstens nicht." Mein Vater fasste nach der Kommode und hielt sich an ihr fest. Herr Berger stand bewegungslos. „Die, die sie mit Stangen in Eislöcher stießen!" Ich ging zu meinem Vater hin; er schwitzte auch. „Die sie in die Duschräume trieben, und dann warfen sie das Gas zwischen ihre Beine! Die im elektrischen Zaun schmorten! Denen das Hirn

> herausoperiert wurde! Die beim Morgenappell vortreten mussten! Die vom Lagerkommandanten von der Terrasse aus abgeschossen wurden! Die am Abend Geige spielen mussten, deutsche Tänze, und am nächsten Morgen wurden sie ausgesondert!" [. . .] Ihr hättet Zigeuner sein können. Kranke. Schwache. Kluge. Tiere. Habt ihr sie vergessen?"[159]

Im Kongo ist aufs engste mit der Schweizer Kriegsvergangenheit verknüpft. Der Schmirhansche Betrieb in Zaire, für dessen Aufbau Anselm IX dem Belgischen König Leopold II „eine Konzession abgetrotzt"[160] hatte, ist der Inbegriff des ausbeuterischen Unternehmertums. „Die Kunden waren natürlich Eingeborene, genau wie die Arbeiter, die es brauchte. Nur die Direktoren waren weiß."[161] Eine Schweizer Bierbrauerei im Kongo mag albern erscheinen, muss jedoch als Metapher verstanden werden für andere Schweizer Großunternehmen, darunter den Babynahrungskonzern von Nestlé, der im Roman namentlich erwähnt wird, und der in Afrika als Kolonialherr auftrat.

Dass die Schweiz, obwohl sie keine einzige Kolonie vorweisen kann, eine einflussreiche wirtschaftliche Kolonialmacht ist, heißt nichts anderes, als dass sie von jenen Kriegen profitiert, die sie nicht selber führt. Widmer entlarvt diese Tatsache mit karnevalistischen Sprachelementen, die ein subversives Gegengedächtnis formulieren, welches auf eine gefährliche Kontinuitäten hinweist. So sind die wirtschaftlichen Machenschaften von Schweizer Firmen in Afrika eine Fortsetzung der wirtschaftlichen Verhandlungen mit Nazideutschland. Fritz Berger, der die Nazis ausspionierte und sich gleichzeitig an ihnen finanziell bereicherte, steht stellvertretend für die Schweizer Kriegsgewinnler.

Die wirtschaftlichen Verflechtungen und unlauteren Praktiken wiederholen sich—vor allem wenn sie verschwiegen werden—von Generation zu Generation. Dies wird paradigmatisch in einer Episode im Regenwald deutlich, in der Kuno dem kongolesischen Diktator Mobuto begegnet, der damit droht, Willys Brauerei „heim in . . . [sein] Reich"[162] zu holen. Weil Mobutu an Kuno Gefallen findet, gibt er ihm seine Visitenkarte: „Wenn du irgendwelche

Schwierigkeiten hast, ruf mich an. Ist meine Geheimnummer. *Priorité absolue*, du verstehst."[163] Es ist die gleiche Telefonnummer, die Hitler einst Fritz Berger im Adlerhorst übergab—außer dass die Zahlen in vertauschter Reihenfolge stehen. Analog zu Bergers Geschichte bewahrt auch Mobutos Nummer Kuno vor dem Tod. Doch wer sich mit Mobuto einlässt, bezahlt einen Preis. Die Heimsuchung ist vorprogrammiert. In Widmers Text setzt sich der kolonisierte Kontinent zur Wehr, indem er die Kolonialherren geradezu leibhaftig verschlingt. Kuno und Willy werden, so ist angedeutet, als Folge des überhöhten Bierkonsums schwarz—ein greller Kontrast zu den Bemühungen ihrer Vätergeneration (der ‚Aktivdienstgeneration') die Vergangenheit und ihre eigenen schwarzen Westen weißzuwaschen.

Widmers karnevaleskes Spiel findet seinen Höhepunkt in der „Monsternacht", einem Kostümfest für die afrikanischen Stammesfürsten, zu dem auch Willy und seine Angestellten eingeladen sind. Obwohl es dabei um Leben und Tod geht, untergräbt Widmer den Glauben an des Ursprüngliche, indem er die Monsternacht als ein groteskes, sinnentleertes Ritual darstellt.[164] Während „die Brauereiangestellten [. . .] damit beschäftigt [sind], sich in Dämonen zu verwandeln",[165] muss sich Kuno als Willys Groß-Wesir verkleiden: „Sie steckten mich in ein schweres Kostüm, das auf der Haut kratzte und entsetzlich stank. Alter Ziegenbock."[166] Kuno wird mit Fetischen, „toten Fröschen, Hühnerkrallen, Schlangenhäuten"[167] und mit einem Schweizer Offiziersmesser behangen. Die einzelnen Stammeszeichen sind Firmenlogos, das Clan-Symbol der Schmierhahns ist eine Bierflasche, dasjenige des Löwenkönigs (darunter versteckt sich der kostümierte Mobutu) ist das „Profil des Michelin-X-Reifen[s]".[168] Selbst die Globalisierung macht vor dem afrikanischen Dschungel nicht halt. Die afrikanischen Stammesfürsten zelebrieren ihren Voodoo mit einer Bierorgie und lassen sich die Prostituierten aus der ehemaligen Kolonialmacht Belgien einfliegen. Auch hier: eine ironische Umkehr der einstigen, an den Schwarzen verübten Ausbeutung.

Die Geschichte hat für alle ein Happy-End. Nach einer kurzen Stippvisite in der Schweiz kehrt Kuno als neuer Brauereidirektor nach Zaire zurück, dieses Mal in Begleitung der Afrikafanatikerin Anne, die ihn in seiner schwarzen Hautfarbe unwiderstehlich findet. Afrika wird für die beiden zur neuen Heimat. Auch hier zeigt sich ein karnevaleskes Grundmuster: Die verschlingende Erde ist nicht nur totbringend, sie ist auch die Stätte der Wiedergeburt: „Die Erde aber ist die Mutter, die verschlingt, um neu zu gebären, um Größeres und Besseres zu gebären."[169] Willy hingegen fliegt mit seiner Familie in die Schweiz zurück. Die Welt ist umgestülpt, und die Geschichte endet im wahrsten Sinne des Wortes seitenverkehrt. „Wie Anatol Stiller einst von seiner Initiationsreise zurückkehrte als Mr. White, wird dieser reisende Landsmann zum Mr. Black im wörtlichsten Sinn" (Peter von Matt)[170]. Wie und ob Kuno seine Rolle als Kolonialherr spielt, d.h. dem kolonialen Denken verhaftet bleibt, und ob er etwas aus seiner Geschichte und jener seines Heimatlandes etwas gelernt hat, bleibt offen.

In der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur ist die bei Widmer vorzufindende Verknüpfung von Krieg, Klamauk und Groteske bestenfalls mit Edgar Hilsenrath und Georg Tabori, und in der Deutschschweiz mit Thomas Hürlimann zu vergleichen. „Die Groteske scheint einer Welt zu entsprechen, die unübersichtlich ist, in der paradox Widersprüchliches nebeneinander existiert, ohne dass dieses aufgelöst werden kann."[171] Für die Schweizer Literatur einzigartig ist, wie respektlos Widmer mit dem Krieg und mit denen, die an ihm schuldig geworden sind, umgeht. Wenn man sich vergegenwärtigt, wie sehr die öffentlichen Diskurse zur Rolle der Schweiz im Zweiten Weltkrieg an eine sorgfältig reglementierte Sprache gebunden waren und zum Teil immer noch sind, so sind die sprachlichen Ausschreitungen bei Widmer, die jegliche Form von Autorität verlachen, erstaunlich radikal.

Widmers literarische Vorbilder sind nicht die Schweizer „Leittiere"[172] Frisch und Dürrenmatt, vielmehr sieht er sich der österreichischen Tradition verpflichtet. Österreich sei für

ihn eine „literarische Heimat",[173] denn das Land habe „ein viel anarchischeres Denken, einen Hang zur Radikalität, der natürlich manchmal auch groteske Formen annimmt".[174] Eine Reihe von Rezensenten schätzten die Erzählung jedoch ausschließlich für ihren Unterhaltungswert. Darunter Lilith Frey, die im *Blick* eine lakonische Lesehilfe anbot: „[*Im Kongo* ist] ein überraschendes, originelles Buch. Die Welt steht kopf: Hitler trinkt Schnaps, Weiße werden Schwarze, Tote lebendig. Der Versuchung nach tieferem Sinn zu grübeln, sollte man widerstehen."[175]

Obwohl die meisten Schweizer Rezensenten die Funktion der Groteske bei Widmer erkannten und verstanden, übersahen sie, dass hinter all dem Klimbim und Klamauk eine tiefe, offene Wunde klafft.[176] „In Zaire lacht man viel, gerade auch, wenn man drauf und dran ist, jemanden zu töten",[177] beschreibt Widmers Erzähler die Verhältnisse vor Ort und streicht damit hervor, dass das Lachen die Kehrseite des Grauens ist. Doch die Kritiker in der Schweiz sahen es anders: Wer so spaßhaft formuliert und unterhaltsam erzählt wie Widmer, könne es doch einfach nicht ernst meinen: „Es macht ja Spaß, das alles zu lesen - aber es macht vielleicht fast ein bisschen zuviel Spaß. Die Farce farct vielleicht fast ein bisschen allzu unverdrossen farcig daher. Vom Jahrhundert, in dem noch der letzte Depp in Hiroshima umgekommen ist, hätten wir vielleicht doch ein wenig mehr Widerstand gegen seine Auflösung in das schiere Erzählvergnügen erwartet."[178] In der *Neuen Zürcher Zeitung* kritisierte Andrea Köhler dass Widmer es „bei aller Kunstfertigkeit im Jonglieren diesmal ein bisschen zu bunt getrieben [hätte]—so dass am Schluss in der afrikanischen Nacht zu viele Katzen grau sind".[179]

Da 1996 für die Schweizer Gedächtnisgeschichte ein schwieriges Jahr war, konnte erwartet werden, dass *Im Kongo* mit den Nazigold-Debatten in Beziehung gebracht wurde. Dies geschah jedoch nicht oder nur als flüchtige Fußnote—im deutschen und österreichischen Feuilleton wurde hingegen direkt auf die aktuelle Schweizer Gedächtniskrise Bezug genommen. Überhaupt störte man sich in Deutschland und Österreich nicht an den inhaltlichen Burlesken

und stellte auch nie in Frage, dass ein Text gleichzeitig unterhaltsam *und* ernst sein kann (schließlich hat man im eigenen Land genug Beispiele dafür). Das Buch, das „gemütlich und anheimelnd um unsere Gunst wirbt" verkünde „ganz und gar erschreckende Einsichten"[180] schrieb der Rezensent in den *Salzburger Nachrichten*. Michael Bauer (*Süddeutsche Zeitung*) fragte sich nach der Lektüre, wie genau die „verantwortlichen Politiker in Bern [. . .] über nationalsozialistische Verbrechen in Konzentrationslagern informiert [waren]?"[181]

Im Schweizer Feuilleton bewunderten die Rezensenten zwar Widmers stilistisches Sprachkönnen, sie konnten sich aber nur schwer damit anfreunden, dass Widmer damit eine legitime Form der Vergangenheitskritik betrieb. Im *Bund* stand zu lesen: „Die Erinnerungen an die Besuche auf Hitlers Berghof, die der Sohn in seiner Erzählung kolportiert, muten allerdings eher wie eine Sequenz aus Chaplins ‚Der große Diktator' denn als eine seriöse Form schweizerisch-deutscher Vergangenheitsbewältigung an."[182] Andreas Isenschmid stellte in der *Weltwoche* die rhetorischen Fragen: „Ist hier nicht alles nur noch Jux, Spiel, Blödelei? Und wollen wir das, dass mit Hitler, Mobutu und dem elenden Schwarzafrika so halbvertrottelt rumgealbert wird?" Denn jage doch der Autor seine Protagonisten und die Leser „durch eine welthistorisch satte Schicksals-Achterbahn, auf der einem Hören und Sehen vergeht. [. . .] Was, bitte sehr, erzählt Widmer eigentlich genau in diesem Roman?"[183]

In der Schweiz verbieten es die moralischen Schranken auch heute noch, Krieg und Klamauk in einem Atemzug zu nennen. Die Vergangenheit ist eine seriöse Angelegenheit, über die man sich nicht wirklich lustig machen darf. Vielleicht fehlt es der Schweiz an den entsprechenden historischen Katastrophen, damit sie wie Georg Tabori zur Einsicht gelangen, dass der Witz "eine todernste Sache" ist, und nur die Groteske einen davor bewahrt, angesichts einer unerträglichen Geschichte den Verstand zu verlieren. „Bei allen guten Witzen geht es um eine Katastrophe", schreibt Tabori. „Die Pointe ist eine Überraschung, die erlöst, und man lacht."[184]

Der Anspruch, das Ungeheuerliche ästhetisieren zu können und dem Grauen mit einem Erzählverlauf beizukommen, der auch nur annähernd seriös und folgerichtig ist, ist nicht zu erfüllen. Die Groteske degradiert, verzerrt, macht lächerlich, aber sie verharmlost nicht. Sie beschreibt eine Welt, in welcher die Gesetze der Logik und der Pietät zeitweise außer Kraft treten. Damit scheint die Groteske als literarische Form prädestiniert zu sein, jenen Geschichten des Grauens ein Gedächtnis zu geben, die sich fernab der menschlichen Vorstellungswelt im Zweiten Weltkrieg ereigneten.

Anmerkungen

[1] Zitiert in Jürg Altwegg, „Der verstummte Dialog," *Ach, du liebe Schweiz*, 73.

[2] Altwegg 72.

[3] Thomas Hürlimann, „Großvater und Halbbruder," *Das Lied der Heimat. Alle Stücke* (Frankfurt: Fischer Taschenbuch, 1998).

[4] Charles Lewinsky und Doris Morf, *Hitler auf dem Rütli. Protokolle einer verdrängten Zeit*, Hrsg. Josef Wandeler (Zürich: Unionsverlag, 1984).

[5] Urs Widmer, *Im Kongo* (Zürich: Diogenes Verlag, 1996).

[6] „Ich glaube, dass gerade an der Nahtstelle zwischen Dokument und Fiktion literarisch die interessanten Dinge entstehen. Das lässt sich an der dokumentarischen Welle der deutschen Literatur zeigen, die es in den sechziger, siebziger Jahren gab, von Peter Weiß bis Alexander Kluge. Es zeigte sich bald, dass es sich auch dabei nicht um unverstellte Dokumente handelt" (zitiert in „*Spiegel*-Gespräch. 'Ich fürchte das Melodramatische'," *Der Spiegel* 12. März 2001: 228).

[7] Robert Musil, „Denkmale," *Gesammelte Werke*, Band 2 (Reinbeck: 1978) 506.

[8] James E. Young schreibt: „[. . .] instead of embodying memory, memorials may only displace it. To the extent that we encourage monuments to do our memory-work for us, we become that much more forgetful" (James E. Young, „Germany's Memorial Question: Memory, Counter-Memory, and the End of the Monument," *South Atlantic Quarterly* 96/4 (1997): 858).

[9] Young 853.

[10] Young 853.

[11] Young 856.

[12] „Einbruch," *Duden. Deutsches Universalwörterbuch* (Mannheim: Dudenverlag, 2001) 428.

[13] Geoffrey Winthrop-Young, Email an die Autorin, 21. Mai 2004.

[14] „Am meisten interessierte mich an Frölicher, dass und wie er nach dem Krieg zum Sündenbock gemacht wurde. Er war plötzlich der einzige Nazi in der Schweiz" (zitiert in Daniel Arnet, „'Faschistisches Potenzial'," *Facts* 3. Mai 2001: 145).

[15] „Eine Sternstunde im Stadttheater," *Der Bund* 18. Januar 1993: 13.

[16] Urs Tremp, „Ein Stich in die Seele der Westschweizer," *Sonntagszeitung* 6. Februar 1994: 11.

[17] Tremp 11.

[18] Zitiert in Stefan Keller, „Der Täter soll jetzt Opfer sein," *Die Wochenzeitung* 22. Oktober 1993: 3.

[19] Thomas Hürlimann, *Großvater und Halbbruder*, 50.

[20] Hürlimann 39.

[21] Hürlimann 42.

[22] Hürlimann 10.

[23] Hürlimann 12.

[24] Hürlimann 14.

[25] Hürlimann 19-20.

[26] Hürlimann 21.

[27] Hürlimann 22.

[28] Michail M. Bachtin, *Literatur und Karneval,* 47.

[29] Bachtin 47.

[30] Bachtin 50-51.

[31] Bachtin 53.

[32] Sigmund Freud, „Das Unheimliche," *Das Unheimliche. Aufsätze zur Literatur* (Frankfurt a.M.: Fischer, 1963) 64.

[33] „Der Charakter des Unheimlichen kann doch nur daher rühren, dass der Doppelgänger eine den überwundenen seelischen Urzeiten angehörige Bildung ist, die damals allerdings einen freundlicheren Sinn hatte. Der Doppelgänger ist zum Schreckbild geworden, wie die Götter nach dem Sturz ihrer Religion zu Dämonen werden (*Heine*, Die Götter im Exil)" (Freud 64-65).

[34] Michael Böhler, „Auch hierzulande reden wir vom Heute, als stünde kein Gestern dahinter," 171.

[35] Thomas Hürlimann, *Großvater und Halbbruder*, 26.

[36] Hürlimann 26.

[37] Hürlimann 25.

[38] Hürlimann 34.

[39] Hürlimann 48.

[40] Hürlimann 53.

[41] Michail Bachtin, *Literatur und Karneval*, 48-49.

[42] „Aus der Enkelperspektive," *Neue Zürcher Zeitung* 17./18. Oktober 1981: 39.

[43] „Thomas Hürlimann - Literaturpreisträger 1997 – Dankesrede," *Konrad-Adenauer-Stiftung e.V.*, 1. April 2004 <http://www.kas. de/stiftung/preise/literaturpreis/580_webseite.html>.

[44] Georg Ubenauf, „Bundesrat Hürlimanns dichtender Sohn feiert Weltpremiere in der Schweiz!," *Blick* 10. Oktober 1981: 20.

[45] „Zensur für Schriftsteller Thomas Hürlimann, den Sohn des Altbundesrates," *Blick* 23. Juli 1984: 2.

[46] Ubenauf 20.

[47] Georg Ubenauf und Jürg Zbinden, „Bundesrat Hürlimanns Sohn macht Furore mit Hitler-Buch," *Blick* 11. Oktober 1980: 3.

[48] Zitiert in Georg Ubenauf, „Das Problem des Fremdlings im eigenen Land," *Luzerner Neuste Nachrichten* 4. Oktober 1980: SMD-Dokument.

[49] Brigid Elizabeth Dowling-Hitler zitiert in Timothy W. Ryback, „Hitler's Lost Family. What became of the Führer's relatives? The closest live in the suburbs of New York," *The New Yorker* 17. Juli 2000: 53.

[50] Ian Kershaw, *Hitler 1889-1936: Hubris* (New York: W. W. Norton & Company, 1998).

[51] Zitiert in Georg Ubenauf, „Das Problem des Fremdlings im eigenen Land," SMD-Dokument.

[52] Georg Ubenauf, „Nach der Theater-Premiere: Ein Kuss – und ein Lob von Papa für Bundesrats-Sohn Hürlimann," *Blick* 17. Oktober 1981: 2.

[53] Ubenauf 2.

[54] Ubenauf 2.

[55] Ubenauf 2.

[56] Ubenauf 2.

[57] „Aus der Enkelperspektive," 39.

[58] „Aus der Enkelperspektive," 39.

[59] Zitiert in: „Ich fühle mich in Berlin wohler als in der Schweiz," *Thurgauer Zeitung* 24. Mai 1986: SMD-Dokument.

[60] Schweizerische Depeschenagentur, „Hürlimann-Stück kann in St. Gallen aufgeführt werden," 22. August 1984: SMD-Dokument.

[61] Georg Ubenauf, „Das Problem des Fremdlings im eigenen Land," SMD-Dokument.

[62] Ubenauf SMD-Dokument.

[63] Turi Honegger, „Theater-Stück von Altbundesrat-Sohn verboten—weil ehemalige Freunde der Nazis Angst hatten," *Blick* 24. Juli 1984: 2.

[64] Schweizerische Depeschenagentur, „Hürlimann-Stück kann in St. Gallen aufgeführt werden," 22. August 1984: SMD-Dokument.

[65] Vgl. dazu: Robert Lawson, „Role reversal and passing in postwar German and Austrian Jewish literature," Dissertation Queen's University at Kingston, 2002.

[66] Dan Diner, „Negative Symbiose. Deutsche und Juden nach Auschwitz," *Babylon. Beiträge zur jüdischen Gegenwart* 1 (1986): 9-20.

[67] Dan Diner, „Negative Symbiose. Deutsche und Juden nach Auschwitz," 1. Mai 2004 <http://www.link-f.org/leute/w.fruth/ deas/deas003.html>.

[68] Sigmund Freud, „Das Unheimliche," *Das Unheimliche. Aufsätze zur Literatur*, 75.

[69] „[. . .] denn dies Unheimliche ist wirklich nichts Neues oder Fremdes, sondern etwas dem Seelenleben von alters her Vertrautes, das ihm nur durch den Prozess der Verdrängung entfremdet

worden ist" (Freud 10). Vgl. dazu auch: „Steckt im Unheimlichen immer etwas heimlich Bekanntes - so die These Freuds - bietet diese Erkenntnis nicht nur die besänftigende Sicherheit, befremdende Erfahrungen könnten als altbekannte entlarvt werden. Sie erlaubt auch eine weniger beruhigende Folgerung, dass nämlich einer jeden Vorstellung von Beheimatung von Anfang an ein zersetzender Kern innewohnt" (Elisabeth Bronfen, „Das Unheimliche von Freud und Jonathan Demmes Sklavendrama ‚Beloved' nach einem Roman von Toni Morrison," *Basler Zeitung* 24. Juni1999: 45).

[70] „Thomas Hürlimann - Literaturpreisträger 1997 – Dankesrede," 1. April 2004 <http://www.kas.de/ stiftung/preise/ literaturpreis/ 580_webseite.html>.

[71] Charles Lewinsky und Doris Morf, *Hitler auf dem Rütli*, 48.

[72] Geoffrey Winthrop-Young, „The Third Reich in Alternate History: Aspects of a Genre-Specific Depiction of Nazi Culture," *Journal of Popular Culture*. Unveröffentlichtes Manuskript.

[73] Lewinsky und Morf 7.

[74] Lewinsky und Morf 97.

[75] Zitiert in Schweizerische Depeschenagentur, „50. Jahrestag des Rütlirapports von General Guisan," 21. Juli 1990: SMD-Dokument.

[76] Lewinsky und Morf 7.

[77] Lewinsky und Morf 7.

[78] Lewinsky und Morf 8.

[79] Markus Kutter und André Salvisberg, „Als die Schweiz samt und sonders im 20. Jahrhundert ankam," *Basler Zeitung* 17. Juli 2000: 7.

[80] Peter Bichsel, *Des Schweizers Schweiz*, 470.

[81] Lewinsky und Morf 38.

[82] Lewinsky und Morf 17.

[83] Lewinsky und Morf 17-18.

[84] Lewinsky und Morf 18.

[85] Lewinsky und Morf 18-19.

[86] Lewinsky und Morf 52.

[87] Lewinsky und Morf 47.

[88] Lewinsky und Morf 47.

[89] Lewinsky und Morf 48.

[90] Lewinsky und Morf 33.

[91] Lewinsky und Morf 36.

[92] Lewinsky und Morf 46.

[93] Lewinsky und Morf 61.

[94] Lewinsky und Morf 87.

[95] Lewinsky und Morf 112.

[96] Lewinsky und Morf 167.

[97] Lewinsky und Morf 160.

[98] Lewinsky und Morf 227-228.

[99] Geoffrey Winthrop-Young, Email an die Autorin, 21. Mai 2004.

[100] Zitiert in Hanspeter Born, „Hitler und die Schweiz (Ende): Seine Irrationalität war eine Gefahr," *Die Weltwoche* 6. Februar 2003: 49.

[101] Zitiert in Hanspeter Born, „Hitler und die Schweiz (1)," *Die Weltwoche* 30. Januar 2003: 60.

[102] Alexander Demandt, *Ungeschehene Geschichte. Ein Traktat über die Frage: Was wäre geschehen, wenn . . . ?* (Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 1984) 33-34.

[103] Lewinsky und Morf 233.

[104] Lewinsky und Morf 234.

[105] Lewinsky und Morf.

[106] Lewinsky und Morf 234.

[107] Martin Müller, „'Hitler auf dem Rütli' oder: Die Suche nach einer bösen Vergangenheit," *Neue Zürcher Zeitung* 2. Oktober 1984: 45.

[108] Müller 45.

[109] Müller 45.

[110] Müller 45.

[111] Müller 45.

[112] Charles Lewinsky, Email an die Autorin, 19. Januar 2001.

[113] Lewinsky, Email.

[114] Lewinsky Email.

[115] Lewinsky, Email.

[116] Lewinsky, Email.

[117] Lewinsky, Email.

[118] Zitiert in Hajo Steinert, „'Ich habe meine Arbeiten immer als politisch empfunden'," *Basler Zeitung* 20. Mai 1998: 45.

[119] Steinert 45.

[120] Anton Thuswaldner, „Die Langeweile hat keine Chance," *Salzburger Nachrichten* 25. Oktober 1996: Diogenes Pressematerial.

[121] Ralph Pöhner, „Die schwarzen Schatten der Geschichte," *Facts* 11. September 1997: 134.

[122] „Das ganze Land, das Herz Afrikas, ist Wald. Grün, feucht, ewig. Du kannst dich jahrelang mit dem Buschmesser vorwärts hauen, du bist immer noch im Wald. Es gibt keinen Ausweg. Es gibt keine Erinnerung, es gibt keine Zukunft" (Urs Widmer, *Im Kongo*, 21).

[123] Diesen Vergleich hat bereits Peter Arnds gezogen. Er betont jedoch den postkolonialen Aspekt stärker und geht auf die Karnevaleske ausschließlich im Zusammenhang mit der Monsternacht ein. Peter Arnds, „Into the Heart of Darkness: Switzerland, Hitler, Mobutu, and Joseph Conrad in Urs Widmer's Novel Im Kongo," *The German Quarterly* 71.4 (1998): 329-342.

[124] Urs Widmer, persönliches Interview, 12. Juli 2002 in Zürich.

[125] Markus Symmank, *Karnevaleske Konfigurationen in der deutschen Gegenwartsliteratur: Untersuchungen anhand ausgewählter Texte von Wolfgang Hilbig, Stephan Krawczyk, Katja Lange-Müller, Ingo Schulze und Stefan Schütz* (Würzburg: Königshausen & Neumann, 2002) 63.

[126] Urs Widmer, *Im Kongo*, 11.

[127] Widmer 12.

[128] Widmer 13.

[129] Widmer 11.

[130] Widmer 63.

[131] Widmer 13.

[132] Widmer 63.

[133] Urs Widmer, persönliches Interview, 12. Juli 2002 in Zürich.

[134] „Funkelnde Idyllen erzählen, Märchen für Erwachsene erfinden," *Aargauer Zeitung* 5. Mai 2000: 1.

[135] Hajo Steinert, „Ein Wirbelsturm an Phantasie und Witz," *Tages-Anzeiger* 11. Mai 1996: 57.

[136] Lisa Stocker, „Tropische Blüten im Laufner Brauereichäller," *Basler Zeitung* 28, Januar 1997: 351.

[137] Urs Widmer, persönliches Interview, 12. Juli 2002 in Zürich.

[138] Urs Widmer, persönliches Interview, 12. Juli 2002 in Zürich.

[139] Urs Widmer, *Im Kongo*, 164.

[140] Widmer 16-17.

[141] Widmer 18.

[142] Widmer 16.

[143] Unglücklicherweise ist der Name auch Widmers Tante, die ebenfalls für den Schweizer Geheimdienst arbeitete, entfallen: „Sie sagte: Kannst mich totschießen, doch der Name fällt mir einfach nicht mehr ein. Das ist mit alten Leuten so" (Urs Widmer, persönliches Interview, 12. Juli 2002 in Zürich).

[144] Urs Widmer, *Im Kongo*, 96-98.

[145] Widmer 102.

[146] Urs Widmer, persönliches Interview, 12. Juli 2002 in Zürich.

[147] Urs Widmer, *Im Kongo*, 145.

[148] Michael Bauer, „Der Wald ist eine paradiesische Hölle," *Süddeutsche Zeitung* 1. Oktober 1996: Diogenes Pressematerial.

[149] Urs Widmer, *Im Kongo*, 174-175.

[150] Widmer 149.

[151] Widmer 149.

[152] Michail M. Bachtin, *Literatur und Karneval,* 36.

[153] Bachtin 36.

[154] Urs Widmer, *Im Kongo*, 83.

[155] Widmer 35.

[156] Urs Widmer, persönliches Interview, 12. Juli 2002 in Zürich.

[157] Urs Widmer, persönliches Interview, 12. Juli 2002 in Zürich.

[158] Erich Demmer, „Lorbeer im Schmutz," *Die Presse* 28. September 1996: Diogenes Pressematerial.

[159] Urs Widmer, *Im Kongo*, 70-71.

[160] Widmer 37.

[161] Widmer 37.

[162] Widmer 164.

[163] Widmer 165.

[164] Die Groteske stellt eine verzerrte Wirklichkeit dar, „die auf paradox erscheinende Weise Grauenvolles, Missgestaltetes mit komischen Zügen verbindet" („Groteske," *Duden*, 683).

[165] Urs Widmer, *Im Kongo*, 151.

[166] Widmer 151.

[167] Widmer 151-152.

[168] Widmer 168.

[169] „Das irdische Schreckliche ist das kinderzeugende Organ, das Leibesgrab. Es blüht auf in Wonne und neuer Geburt" (Michail M. Bachtin, *Literatur und Karneval,* 36).

[170] Peter von Matt, „Tückische Kurzweil," *Die Zeit* 4. Oktober 1996: 7.

[171] Wieland Zirbs, *Literaturlexikon* (Berlin: Cornelsen, 1998) 168.

[172] Zitiert in Gertrud Raeber, „Ich bin Schriftsteller geworden, um zu verstehen," *Aargauer Tagblatt* 14. Oktober 1995: 10.

[173] Raeber 10.

[174] Raeber 10.

[175] Lilith Frey, „Männer, Urwald und Magie," *Blick* 27. August 1996: 8.

[176] „Denn einerseits birgt die Schweiz mehr Geheimnisse, als ihre Schulweisheit sich träumen lässt; andererseits sind die schrecklichsten Riten des Kongo nicht so befremdlich, als wir denken mögen. Die Frage ist nur, ob wir Widmer seine Trivialmythen von kastrierenden Kannibalen und schwarzen Prinzessinnen als Metaphern durchgehen lassen wollen [. . .]. Denn eine humanistische Seifenoper bietet uns auch der Autor am Ende" (Martin Halter, „Bier im Herzen der Finsternis," *Tages-Anzeiger* 28. August 1996: 81).

[177] Urs Widmer, *Im Kongo*, 142.

[178] „Was wir nicht als moralischen Einwand, als griesgrämig-stirnrunzelndes Einklagen korrekt-betroffener narrativer Achtungsstellung vor den Greueln des Jahrhunderts misszuverstehen bitten. Es kommt uns bloß vor, als habe Urs Widmer es, nämlich: das Buch, das Erinnern, das Erfinden, das Erzählen, sich diesmal vielleicht doch zu leicht gemacht. Zu leicht für die gewaltige Last des Gegenstands, den es da hochwuchten soll. Aber Urs Widmer ist kein Wuchter, kein Stemmer, kein Ächzer unter den Bleigewichten der Wirklichkeit. Sondern ein Märchenerzähler. Der, um die Angst vorm Blei zu bannen, auf die Riesenhantel zeigt und 'Guckt doch mal: Pappe!' ruft. Und das ist, wenn man die Hantel anguckt, oft genau der richtige Ton. Und manchmal klingt's ein kleines bisschen läppisch" (Urs Allemann, „'Im Kongo': Ein vielleicht fast zu spaßiger Lesespaß von Urs Widmer," *Basler Zeitung* 7. September 1996: 41).

[179] Andrea Köhler, „Tödliches Eden," *Neue Zürcher Zeitung* 1. Oktober 1996: SMD-Dokument.

[180] Anton Thuswaldner, „Die Langeweile hat keine Chance," *Salzburger Nachrichten* 25. Oktober 1996: Diogenes Pressematerial.

[181] Michael Bauer, „Der Wald ist eine paradiesische Hölle," *Süddeutsche Zeitung* 1. Oktober 1996: Diogenes Pressematerial.

[182] „Wunderliche Reise in eine phantastische Welt," *Der Bund* 31. Oktober 1996: 9.

[183] Andreas Isenschmid, „Heiterkeit im Herzen der Finsternis," *Die Weltwoche* 29. August 1996: 54.

[184] Sven Siedenberg, „'Warum man lacht? Ich weiß es nicht'," *Facts* 9. Januar 1997: 106. Vgl. dazu: „Mit dem Entsetzlichen wird ein Spiel getrieben, es wird ausgelacht" (Michail M. Bachtin, *Literatur und Karneval,* 36).

IX Zusammenfassung und Schlusswort

Die Schriftsteller bewegen die Welt nicht, aber sie können benutzt
werden, wenn sich die Welt bewegt.
Peter Bichsel (2000)[1]

„Ein Land kommt endlich dort an, wo seine Literatur seinen Standort immer schon einzeichnete“,[2] schrieb Frank Schirrmacher im Mai 1997, als die kriegsverschonte Schweiz aus dem Ausland mit massiven Anschuldigungen zur ihrer Haltung und Rolle im Zweiten Weltkrieg konfrontiert wurde. In dieser Arbeit wird aufgezeigt, wie Deutschschweizer Literaten seit 1965 in publizistischen Stellungnahmen wie auch in literarischen Texten diesen Standpunkt vertreten haben. Die Autoren sichteten ihre Heimat kritisch und schrieben gegen die mythenreiche Nationalgeschichte, die Erinnerungskultur und die offizielle Gedächtnispolitik der Schweiz an.

Die Hinterlassenschaft (1965) von Walter Matthias Diggelmann gab der Flüchtlings- und Antisemitismusdebatte entscheidende Impulse. Erst nachdem 1954 in Deutschland für die Schweiz diskreditierendes Material veröffentlicht worden war, gab der Bundesrat einen Bericht in Auftrag, der 1957 als sogenannter Ludwig-Bericht erschien. Diggelmann verwendete Textstellen aus dem Ludwig-Bericht und übernahm sie in seinen Roman. Was zur Kontroverse führte, war nicht nur Diggelmanns Umgang mit der Geschichte, sondern seine Behauptung, dass „die antikommunistischen Brandstifter“ der 50er und 60er Jahre „mit den faschistischen Brandstiftern des Antisemitismus der dreißiger Jahre und den sogenannten ‚Vaterländischen‘ (lies Anpasser) der vierziger Jahre“ weitgehend identisch seien.[3]

In den 70er Jahren unternahm die Gedächtnisliteratur erneut Vorstöße, den akademischen Fachjargon und die sorgfältig reglementierte amtliche Diskurssprache im Ungang mit der Schweizer Vergangenheit zu untergraben. Bereits im Vorfeld der Publikation von Edgar Bonjours Neutralitätsgeschichte, die 1970 als Vorabdruck in der *Neuen Zürcher Zeitung*

erschien, wurden Zweifel geäußert, ob die Schweizer Armee tatsächlich Garant und Hüterin für die Kriegsverschonung der Schweiz war. Eine verhaltene Armeekritik findet sich in *Wir waren unser vier* von Kurt Guggenheim (1949). Armin Och beschreibt 1969 als erster Autor in *Die langen Tage und der kurze Morgen* in allen Einzelheiten die Erschießung eines angeblichen Landesverräters und zeigte das ganze Ausmaß der menschlichen Tragödie, die sich im Zusammenhang mit der (nicht nur hinsichtlich des Kriegsverlaufs völlig unnötigen) Hinrichtung abspielte. In Frischs *Dienstbüchlein* (1974) wird General Guisan weniger als Widerstandsheld, dafür umso mehr als kollaborationswillig dargestellt.

Niklaus Meienbergs literarisch-dokumentarischer Montagetext *Die Erschießung des Landesverräters Ernst S.* (1974) war, insbesondere nach dessen Verfilmung (1976) durch Richard Dindo, der Bundesregierung und der Mehrzahl der Schulhistoriker ein Dorn im Auge. Meienbergs These war unverhohlen klassenkämpferisch: Der kleine Mann wird der Täterschaft überführt und sozusagen ritualistisch geopfert, während einflussreiche Schweizer Nazisympathisanten unbehelligt davonkommen. In einem Protestbrief sprachen sich 18 Schweizer Professoren gegen die Verleihung eines Deutschen Filmpreises aus. Nachdem der Historiker Georg Kreis sich anfänglich kritisch zur *Ernst S.* Thematik geäußert hatte, revidierte er seine Meinung 25 Jahre später und stellt anerkennend fest, dass Meienberg eine reflexive Vorhut war. Sein Beitrag habe bewirkt, dass „[. . .] eine wichtige Bresche in das vermauerte und wenig selbstkritische Selbstverständnis der sogenannten Aktivdienstgeneration und – mehr noch- der Nachkriegsgeneration geschlagen wurde".[4]

In Otto F. Walters *Zeit des Fasans* (1988) verfolgt ein Historiker die Geschichte einer Deutschschweizer Industriellenfamilie innerhalb einer Zeitspanne von 20 Jahren. Der dichte Roman gibt Einblicke, wie Geschichtsschreibung konkret entsteht, und wie sie sich nicht von den eigenen subjektiv gefärbten Erinnerungen loslösen kann. Nebst dem erfahrungsgeschichtlichen Zugang berührt der Text auch die schweizerischen

Wirtschaftsbeziehungen mit dem Dritten Reich und die Appeasement-Politik des Schweizer Generals Henri Guisan gegenüber Hitler. Walters Roman war sowohl unter den Rezensenten wie auch kommerziell ein großer Erfolg. In *Sommerwende* (1989) von Urs Faes führt die Erforschung der eigenen Familiengeschichte den Erzähler zu einer historischen Aufarbeitung der schweizerischen Antisemitismus-Strömung in den Kriegsjahren. Es wird angedeutet, dass zwischen Nazi Deutschland und der Schweiz der 30er Jahre ideologisch lediglich ein gradueller Unterschied bestand. Gleichzeitig weist der Text darauf hin, dass die Überfremdungsrhetorik der 80er Jahre eine Fortsetzung der restriktiven Flüchtlingspolitik ist. Nicht unbedeutend ist die Tatsache, dass Walter und Faes die erste mündliche Geschichte schreiben, die sich mit der Situation der Frauen im Zweiten Weltkrieg auseinandersetzt. Damit erschließen sie eine Alltagskultur, die in der traditionellen Geschichtsschreibung fast vollumfänglich vernachlässigt wurde.

Die Komödie *Großvater und Halbbruder* (1981) von Thomas Hürlimann thematisiert, wie die schweizerische Bevölkerung zu Kriegszeiten auf der weltpolitischen Zuschauertribüne saß und die Verbrechen sensationsgierig aus sicherem Abstand mitverfolgte. Skandalös für das Publikum war nicht nur, dass Hürlimann die Problematik der unterlassenen Hilfsbereitschaft als Groteske darstellte, sondern dass er seinen Vater—den damals amtierenden Bundesrat und Vorsteher des Departement des Innern—in der Figur MEIN VATER HANS HÜRLIMANN auf die Bühne stellte. *Großvater und Halbbruder* steht auch für die Rebellion der Nachkriegsgeborenen gegen die Vätergeneration und für den Versuch einer Aufarbeitung der transgenerationell weitergegebenen Schuld.

Der uchronische Roman *Hitler auf dem Rütli. Protokolle einer verdrängten Zeit* geht von der Prämisse aus, dass Hitler im Mai 1940 in die Schweiz einmarschierte. In einer fiktiven Ansammlung von ‚Zeitzeugenberichten', geben Schweizer Bürger und Bürgerinnen, Aktivdienstler und Zivilisten Auskunft darüber, wie sie die Zeit der nationalsozialistischen

Herrschaft im ‚Reichsgau Schweiz' erlebt haben. Lewinsky und Morf treffen das Schweizer Selbstverständnis da, wo es am Verletzlichsten ist: in den eigenen sorgfältig konstruierten nationalen Mythen und Legenden. Indem Lewinsky und Morf Hitler und seine Wehrmacht auf das Rütli marschieren lassen, zerstören sie das Nervenzentrum der Eidgenossenschaft, das Symbol für die Schweizerische Demokratie und die Neutralität schlechthin. Erstaunlicherweise hat das Buch keine Geschichtskontroverse ausgelöst. Gemeinsam mit *Zeit des Fasans* und *Sommerwende* ist der Roman einer der frühen Versuche, die Zeit des Zweiten Weltkrieges aus der Sicht der Frauen darzustellen. Wie Susanna Burghartz 1998 festhielt, wurde die Analysekategorie *Gender* in Forschungsarbeiten zur Geschichte der Schweiz im Zweiten Weltkrieg bis umlängst nicht berücksichtigt.[5]

Wie bei Hürlimann ist die groteske Überzeichnung der Parodie und der Persiflage in Urs Widmers *Im Kongo* (1996) erzählstrategisch das herausragendeste Stilelement. Die Bemühungen der Schweizer Vätergeneration, die Vergangenheit weißzuwaschen, wird dadurch kontrastiert, dass ihre Söhne, die in den Kongo ausgewandert sind, über Nacht schwarz (gewaschen) werden. Indem Widmer die schwergewichtige Schweizer Geschichte mit Trivialmythen durchmischt, gelingt es ihm, im Spiegelbild Afrika eine Kritik am Schweizer Geschichtsbild zu formulieren. Der Wunsch nach der so viel gepriesenen Vergangenheits*bewältigung* bleibt in seinem Text utopisch. Stattdessen wiederholen sich die Verbrechen von Generation zu Generation, weil die Verleugnung der vergangenen Komplizenschaft eine neue Form der Mittäterschaft nach sich zieht.

Insbesondere in den letzten drei Texten wird deutlich, wie sehr die Weigerung, Verdrängtes anzunehmen, persönliche und gesellschaftliche Konsequenzen nach sich zieht. Die Begegnung mit dem Unheimlichen, die zu einer Heimatbefremdung- und Entfremdung führt, steht in direktem Zusammenhang damit, dass die Gegenwart von einer monströsen im offiziellen

kollektiven Gedächtnis verdrängten Vergangenheit heimgesucht wird. Der Einbruch des Unheimlichen verzerrt das vertraute Heimatbild zu einer grotesken Fratze.

Die einzelnen literarisch-historiographischen Verfahren können unter dem Überbegriff ‚literarische Historiographie' oder halbdokumentarische Literatur zusammengefasst werden. Sie zeichnen sich durch die Verwendung der Oral History Methode, der Fiktionalisierung von lebenden Protagonisten und dem Einbezug der Montagetechnik aus. Bei Meienberg werden die Umstände des Recherchierens und die ihm auferlegten Arbeitsverhinderungen mitthematisiert. Inhaltlich ist diese Literatur, mit Ausnahme der letzten zwei Texte, stark autobiographisch gefärbt. Es sind mehr oder weniger dezent verschleierte literarische Repräsentationen der eigenen Lebensgeschichte, selbst im Fall von Meienbergs *Ernst S.*, wo die Identifikation des Autors mit seinem Sujet unverkennbar ist. Die stark dokumentarische Vorgehensweise stellt sich deutlich gegen die parabel- und gleichnishafte Darstellung in den Bühnenwerken von Frisch und Dürrenmatt, welche die Schweiz nicht beim Namen nennt und folglich eine Deutungsambivalenz zulässt.

Indem die literarischen Texte, die Forschungsgegenstand dieser Arbeit sind, inhaltlich nicht nur Historisches wiedergeben, sondern gleichzeitig auch die Sprache reproduzieren, die an diese Geschichte geknüpft ist, erweitern sie die Möglichkeiten der Historiographie, die um eine wertneutrale und distanzierte Berichterstattung bemüht ist. Die Erinnerungsliteratur hat in Bezug auf ihre Funktion als Gedächtnis- und Erinnerungsträger eine zweifache Funktion: Literarische Subjekte, die sich geschichtliche Erfahrung aneignen, haben ihre persönlichen Erinnerungen, gleichzeitig sind sie Repräsentanten des kulturellen Gedächtnisses. Jede Subjektposition entsteht im Umfeld von gesellschaftlichen Diskursformen und wird durch diese geprägt. Das Subjekt artikuliert gesellschaftliche Wertvorstellungen, die bewusst oder unbewusst sein können, und wird somit zum Träger einer kollektiven Mentalität. Im Gegensatz zur Schulhistoriographie, die

sich mehrheitlich an politischen/militärischen Akteuren orientierte und eine elitäre Geschichte schrieb, rekonstruieren Schriftsteller eine Alltagsgeschichte, indem sie individuelle Erinnerungsträger aus der Unterschicht abhorchen. Sie konzentrieren sich auf Einzelschicksale und verstehen diese als repräsentativ für ein Erinnerungskollektiv, das mit der staatlich aufdoktrinierten Konsensgeschichte nur sehr wenig anzufangen weiß. Die literarischen Texte verdeutlichen aber auch, dass jede Form der Erinnerung sich im Spannungsfeld des Vergessens und Verdrängens bewegt. Literarische Erinnerungsverfahren geben deshalb Einblicke in die Prozesse der individuellen und der kollektiven Verdrängungsleistung, die in jedem Kollektiv stattfinden.

In der Mehrzahl der literarischen Texte werden profaschistische Tendenzen in der Schweiz meist im Bürgertum, insbesondere im Großbürgertum ausgemacht. Dies überrascht nicht, denn nahezu alle Texte ziehen eine direkte Verbindungslinie zwischen Schweizer Nazisympathien und wirtschaftlichem Profitdenken. Mit Ausnahme von *Sommerwende* wird die Anfälligkeit der Schweizer Arbeiterschicht für nationalsozialistisches Gedankengut in den entsprechenden Texten entschuldigt oder zumindest wird versucht, sie plausibel zu machen.

Überraschen muss, dass die Autoren ihren eigenen literarischen Verfahren relativ unkritisch gegenüberstanden. Wiesen Kritiker sie auf historische Ungereimtheiten hin, führte dies oftmals zu Ausflüchten oder zu unklaren Definitionen. „Ich habe doch nur einen Roman geschrieben und alle Ähnlichkeiten mit lebenden Personen sind rein zufällig“,[6] schrieb Diggelmann, obwohl er Zeitgenossen wortwörtlich zitierte. Für Niklaus Meienberg war die mündlich erfragte Geschichte eine wirksame und unproblematische Methode, die historischen Akteure ungehindert sprechen zu lassen. Dass er die Tendenz hatte, suggestive Fragen zu stellen, ließ er als Einspruch nicht gelten. Otto F. Walter konzipierte eine „Gegenwirklichkeit“, ohne zu präzisieren, gegen was diese sich richtet und wie sie sich zur ‚Wirklichkeit' verhält. Urs Faes

erklärt, dass sich die Geschichte in der Literatur wie eine „Kulisse" herumschieben lässt, ohne zu präzisieren, wo die Grenzen dieser willkürlichen Dispositionen liegen.

Gerade der Aspekt des sorglosen Vermischens von Fakt und Fiktion—Meienberg nannte das Ergebnis „Faktion"—stieß bei den Rezensenten auf zunehmendes Unbehagen. Sie erhoben den Einwand, dass literarische Verfahren, die sich der halbdokumentarischen Darstellung verschrieben, als geschichtliche Dokumente untauglich oder zumindest unzuverlässig seien. Nach Michael Böhler behielt die Technik der „hybriden fiktional-dokumentarischen" Schreibweise „ein hohes Irritationspotential".[7] Die Irritation von Seiten der bürgerlichen Zeitungen wurde wohl auch dadurch gefördert, dass in einigen Fällen Inlandredakteure und nicht Literaturrezensenten die Texte besprachen. Eine Analyse der Rezensionen zeigt, dass die Kritiker nicht immer klar und deutlich zwischen ästhetischen und politischen Urteilen zu unterscheiden verstanden.

Ob die literarischen Texte eine Vergangenheitsdebatte auslösten, und inwiefern es ihr gelang, verfälschte Geschichtsbilder richtigzustellen, hing mehrheitlich damit zusammen, ob die Texte eine Tagesaktualität aufwiesen. So lässt sich zeigen, dass jene schriftstellerischen Werke den größten Aufruhr verursachten, welche die verdrängte Vergangenheit mit einer tagespolitischen Malaise verknüpften. Dabei regte man sich weniger über das auf, was im offiziellen kollektiven Gedächtnis verschwiegen oder vertuscht wurde, sondern empörte sich über die These, dass die Gegenwart als ein direktes Resultat vergangener Fehltritte zu verstehen sei.

In den 60er und 70er Jahren war der Hinweis auf geschichtliche Kontinuitäten bei einigen Schriftstellern (Diggelmann und Meienberg) klassenkämpferisch ausgerichtet. Vor allem in bürgerlichen Kreisen fand ein Geschichtsbild mit marxistischer Ausprägung keine Resonanz. Die *Neue Zürcher Zeitung* spielte als Leitmedium in den Interpretationskämpfen um die Vergangenheit eine wichtige Rolle. Sie diskreditierte Geschichtsbildrevisionen von Seiten der

sogenannten Linksintellektuellen bis in die 90er Jahre vehement: „Kurioserweise galt, immer in der Optik der *NZZ*, nur linkes Gedankengut als ideologisch definiert oder infiziert. Bürgerliche Denker verfügten in diesen seltsamen Ungleichungen per se über den Vorteil der Ideologiefreiheit."[8]

Nicht zu unterschätzen ist somit der Einflussbereich, den die vierte Gewalt in einem Staat auf die Gedächtnisdiskurse ausübt. Damit eine vergangenheitskritische Literatur gelesen und wahrgenommen wird, muss sie besprochen werden, im Idealfall über die Schranken der Kultur- und Literaturseiten hinaus. Obwohl sich die *Neue Zürcher Zeitung* seit 1995 als Referenzorgan für die Vergangenheitsaufarbeitung versteht, darf nicht vergessen werden, dass sie damit eine markante Kehrtwendung von ihrer früheren Tendenz macht, die offiziell abgesegnete Nationalgeschichte mit ihrem ganzen Mythenkatalog noch zusätzlich zu untermauern. Für all jene Autoren, die seit Mitte der 90er Jahre retrospektiv als frühe Aufklärer und Vordenker gehandelt werden, blieb die *NZZ* bis in die 90er Jahre als Publikationsorgan und Diskussionsforum verschlossen.[9] Lange Zeit waren die vergangenheitskritischsten Stimmen in der Deutschschweiz nur in der *Weltwoche*, in der *Wochenzeitung* (die 1981 aus der Studentenzeitung *das konzept* und dem *Eisbrecher* hervorging) und seit den 80er Jahren vermehrt auch im parteiunabhängigen *Tages-Anzeiger* zu finden.

Fehlte die Aktualität und der Gegenwartsbezug, war die Bereitschaft der Rezensenten und Leser, sich in literarischen Werken mit einem trüben Kapitel der Schweizer Kriegsgeschichte zu befassen, erst recht gering. So blieben jene literarischen Texte, die sich mit der Schweiz im Zweiten Weltkrieg beschäftigten, jedoch den Nerv der Zeit nicht trafen, Teil eines Gegengedächtnisses, das für die breite Öffentlichkeit nur eine marginale Bedeutung hatte. Beispiele dafür sind *Hitler auf dem Rütli* (1984) von Charles Lewinsky/Doris Morf und Urs Faes' *Sommerwende* (1989), die im Schweizer Feuilleton nur am Rande wahrgenommen wurden. Die Bedingungen, die erfüllt sein müssen, um das historische Denken zu erweitern und in der

breiten Öffentlichkeit ein progressiveres Geschichtsbewusstsein zu akzeptieren, waren in der Schweiz bis in die 90er Jahre nicht gegeben.

Allerdings waren verschiedenste Faktoren dafür verantwortlich, dass es nur wenigen literarischen Werken gelang, die Gemeinplätze der kollektiven Erinnerung erfolgreich mit einer Gegenerinnerung zu destabilisieren. Die literarischen Gegenerinnerungen waren zu vereinzelt, um einen inneren Widerstand zu bewirken und das vorherrschende Gedächtnis erfolgreich aufrütteln zu können. Paradoxerweise verschaffte die polemische Argumentationsweise den Autoren (z.B. Diggelmann und Meienberg) zwar Gehör, doch verlagerte sich der Schwerpunkt in den Debatten dadurch relativ schnell auf Gesinnungsfragen, was einer geschichtlichen Aufarbeitung am Ende im Wege stand.

Meines Erachtens entscheidend für den Bedeutungsschwund der Gedächtnisliteratur ist auch, dass die etablierten Fach- und Schulhistoriker, die sich jahrzehntelang im Spannungsfeld zwischen staatlich verordneter Geschichtsschreibung und wissenschaftlichem Forschungsauftrag bewegten, wenig oder gar nichts von einer literarisierten Vergangenheit wissen wollten. Bis zur Gründung von "Archimob", dem ersten Schweizer Oral History Projekt (1999), wurde der erfahrungsgeschichtliche Ansatz in der Geschichtsschreibung in keinem größeren Forschungsprojekt praktiziert und galt unter Fachhistorikern als unwissenschaftlich. Die Erinnerungen der Schweizer Zeitzeugen, der Beobachter und der Mitwisser blieben auf den privaten Bereich relegiert. Ihre Schilderungen und Augenzeugenberichte beeindruckten die Schulhistoriker bestenfalls als Anekdoten, was sie als historisches Quellenmaterial jedoch unzuverlässig machte.

Die Literaten schrieben ihre geschichtskritischen Werke somit nicht nur mehrheitlich in einem toten Winkel des kollektiven Gedächtnisses, sie wurden auch von den akademischen Fachhistorikern als Historiographen erst im Nachhinein ernstgenommen.

Dass die literarischen Gegengedächtnisse im Geschichtsbewusstsein eines Großteils der Schweizer Bevölkerung nur wenig bewirkten, war nicht zuletzt das Resultat der offiziellen Schweizer Geschichtspolitik, die einen nationalen Vergangenheitsdiskurs praktizierte, der seit 1945 eine gesäuberte Geschichte—d.h. ein schöngefärbtes Erinnerungsbild ohne Risse—verschrieb und dieses in zahlreichen Erinnerungsritualen propagierte. Die amtlich kontrollierte Vergangenheitsaufarbeitung verabreichte den Bürgern ein selektives, vereinheitlichtes Geschichtsbild, das bis Mitte der 90er Jahre ein Erinnerungsdefizit aufwies.

Zur Auswahl der Texte im Hinblick auf das Geschlecht der Autorenschaft ist eine Bemerkung angesagt. Auffällen muss, dass die kritische öffentliche Stellungnahme von Deutschschweizer Autoren eine Sache der Männer zu sein scheint. Nach Corina Caduff gibt es „[. . .] von Max Frisch über Muschg bis Thomas Hürlimann eine Tradition—eine Tradition der rein männlichen Erbfolge—, Kolumnen, Kritiken, Reden zur Schweiz zu schreiben und dann in Büchern versammelt zu publizieren".[10] Zudem scheint in der Deutschschweiz die Bereitschaft, als Schriftsteller ein Nestbeschmutzer und Unruhestifter sein zu wollen, proportional mit dem Geburtsdatum abzunehmen. Der jüngste Autor (Thomas Hürlimann), der in dieser Arbeit berücksichtigt wird, erblickte das Licht der Welt 1950.

Obwohl es in der Schweiz keine Tradition und damit keine Wertschätzung einer intellektuellen Streitkultur wie in Deutschland oder in anderen europäischen Ländern gibt, findet im Deutschschweizer Feuilleton seit ein paar Jahren eine eigentliche Renaissance dieser Nestbeschmutzer und „kritischen Patrioten" statt. Dies lässt vermuten, dass die Gegenerinnerung zuerst einmal jahrzehntelang im Speichergedächtnis gären muss, bevor sie Einlass ins Funktionsgedächtnis findet. Die verspätete Achtung und Anerkennung kann aber auch damit zusammenhängen, dass es aus der Sicht der Kritiker unter den jüngeren Autoren und Autorinnen keine würdigen Nachfolger gibt. So wird in neueren Anthologien zur Deutschschweizer Literatur

und im aktuelleren Feuilleton immer wieder mit Besorgnis festgestellt, dass sich die jüngere Generation von Literaten und „Geistesarbeitern“ [11] weder für die Schweizer Geschichts- noch ihre Tagespolitik zu interessieren scheint.[12]

Diese Tendenz zur literarischen Entpolitisierung ist umso bedenklicher, da die Aufarbeitung einer schwierigen, weil jahrzehntelang unterschlagenen Vergangenheit, die ich Heim*durch*suchung nenne, ein Prozess ist, der nicht abgeschlossen werden kann. „Aufarbeitung ist ein anhaltender Prozess, dem nicht wirklich ein Ende beschienen ist“, schreibt Adorno. „Aufgearbeitet wäre die Vergangenheit erst dann, wenn die Ursachen des Vergangenen beseitigt wären.“[13]

Die in dieser Arbeit untersuchten Texte zeigen, dass es schlussendlich unmöglich ist, eine Vergangenheit restlos auf- oder abzuarbeiten. Stattdessen müssen wir uns stets wieder von Neuem zu ihr stellen, denn die Vergangenheit ändert sich in dem Maße, indem sich unsere Erinnerung an sie und unsere Wertschätzung für sie ändert. Diese Erkenntnis wird mittlerweile auch von den Schulhistorikern bestätigt: „Die Geschichte ist nie zu Ende geschrieben: Neue Quellen kommen ans Licht, und jede Generation stellt der Vergangenheit neue Fragen.“[14]

Weil das literarische Gegengedächtnis marginal disponiert ist, muss es der Konsensgeschichte *per definitionem* zweifelnd und misstrauisch gegenüberstehen. Es kann und darf kein Versöhnungsangebot sein. Die Wirkungsmacht von vergangenheitskritischen Texten liegt darin, dass sie immer dann als Korrektiv wirken, wenn in einem Erinnerungskollektiv Fakten übergangen, vergessen oder verleugnet werden.

Anmerkungen

[1] Peter Bichsel zitiert in Pia Reinacher und Philipp Löpfe, „Auch ich schimpfe auf die Schweiz und meine damit die Welt," *Tages-Anzeiger* 22. März 2000: 71.

[2] Schirrmacher, Frank. „Die Farbe des Goldes. Adolf Muschgs Appell an sein stürzendes Land," *Frankfurter Allgemeine Zeitung* 13. Mai 1997: 39.

[3] Zitiert in: Bernhard Wenger, „Nachwort," *Die Hinterlassenschaft*, unverändeter Neudruck (Zürich: Limmat Verlag Genossenschaft, 1982) 308.

[4] Georg Kreis, „Niklaus Meienberg nach 25 Jahren," *traverse 2* (2001): 35.

[5] Susanne Burghartz, „Blinde Flecken. Geschlechtergeschichtliche Anmerkungen zur aktuellen Diskussion um die Rolle der Schweiz im Zweiten Weltkrieg," *traverse* 2 (1998).

[6] Brief an Peter Ritter. (Herrliberg, 14.1.1966). Nachlass Walter Matthias Diggelmann. Schweizerisches Literaturarchiv: BI/R39.

[7] Michael Böhler, „Auch hierzulande reden wir vom Heute, als stünde kein Gestern dahinter," 168.

[8] Christoph Kuhn, „Der Schriftsteller und das Weltblatt," *Tages-Anzeiger* 15.November 2003: 49.

[9] Vgl. dazu: „Tatsächlich hat die NZZ ihren Kurs etwas geändert. Vielleicht ist das Ende des Kalten Krieges daran schuld? In den siebziger Jahren noch war die Zeitung fast ein Kampfblatt gegen die "Junghistoriker" (Debatte um meienberg/dindo, die Erschiessung des Landesverraeters Ernst S., 1977), und zu den Bewahrern gehörten damals lustigerweise auch Historiker (Georg Kreis, Klaus Urner), die heute eher Aufklärer sein möchten. In meiner Wahrnehmung hat sich der Kurs der NZZ in den neunziger Jahren geändert; u.a. durch das Erscheinen von Thomas Maissen als für Geschichte zuständiger Redaktor. Rückschläge sind allerdings immer wieder möglich, und jemand wie der Inlandredaktor Max Frenkel vertritt auch heute noch explizit das alte NZZ-geschichtsbild. Texte von Jakob Tanner oder Hans-Ulrich Jost liest man auch heute noch in der NZZ selten oder nie" (Stefan Keller, Email an die Autorin, 2. Nov. 2002).

[10] Zitiert in Stefan Keller und Fredi Lerch, „Worüber nur SchweizerInnen sprechen," *Die Wochenzeitung* 2. Oktober 2003: Z8.

[11] Thomas Knellwolf, „Schweizer Intellektuelle scheuen die Debatte," *Tages-Anzeiger* 27. Mai 2004: 57.

[12] Vgl. dazu: Pia Reinacher. *Je Suisse: Zur aktuellen Lage der Schweizer Literatur* (München: Nagel & Kimche, 2003).

[13] Theodor W. Adornom, „Was bedeutet Aufarbeitung der Vergangenheit," *Eingriffe* (Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1963) 146.

[14] Jean-Francois Bergier, „Einladung zur weiterführenden Diskussion. Ergebnisse und Erlebnisse: der Schlussbericht Schweiz - Zweiter Weltkrieg," *Neue Zürcher Zeitung* 1. Juni 2002: 85.

Quellen- und Literaturverzeichnis

1. Briefe / (Handschriftliche) Notizen / Unveröffentlichte Dokumente aus den Nachlässen

Diggelmann, Walter Matthias. Brief an Franz Beidler (Schweizer Schriftstellerverein). 25. Oktober 1956. Fotokopie im Besitz von Charles Linsmayer.

---. Brief an Werner Bolliger. 30. März 1965. Nachlass Walter Matthias Diggelmann. Schweizerisches Literaturarchiv Bern: BI/B45.

---. Brief an Jean-Louis Cornuz (Herrliberg 11.11.1964). Nachlass Walter Matthias Diggelmann. Schweizerisches Literaturarchiv Bern: BI/C 13.

---. Brief an M. Ennser, R. Pier & Co. Verlag (Herrliberg, 16. März 1968). Nachlass W.M. Diggelmann. Schweizerisches Literaturarchiv: BI/P19.

---. Brief an René Levy (Herrliberg 15.12.1965) Nachlass Walter Matthias Diggelmann. Schweizerisches Literaturarchiv Bern: BI/L13.

---. Brief an Jürgen Lütge (Herrliberg 23.11.1965). Nachlass Walter Matthias Diggelmann. Schweizerisches Literaturarchiv Bern: BI/P23.

---. Brief an Rudolf Klein, Piper & Co. Verlag (Herrliberg 17.11.1965). Nachlass Walter Matthias Diggelmann. Schweizerisches Literaturarchiv Bern: BI/P20.

---. Brief an Susanne Meier (25.8.1963). Nachlass Walter Matthias Diggelmann. Schweizerisches Literaturarchiv Bern: BI/M15.

---. Brief an Robert Meyer (Herrliberg, 4.11.1965). Nachlass Walter Matthias Diggelmann. Schweizerisches Literaturarchiv BI/M22.

---. Brief an Peter Rippmann, Redaktion *Der Schweizerische Beobachter* (Herrliberg 18.11.1963). Nachlass Walter Matthias Diggelmann. Schweizerisches Literaturarchiv Bern: BI/B24.

---. Brief an Peter Ritter. (Herrliberg, 14.1.1966). Nachlass Walter Matthias Diggelmann. Schweizerisches Literaturarchiv: BI/R39.

---. Brief an Caesar Schmid (Herrrliberg, 6.10.1964). Nachlass Walter Matthias Diggelmann. Schweizerisches Literaturarchiv Bern: BI/S26.

---. Brief an Robert Vögeli (Herrliberg, 18.12.1965). Nachlass Walter Matthias Diggelmann. Schweizerisches Literaturarchiv Bern: BI/V8.

---. Brief an J.-R. von Salis (Herrliberg, 5. Mai 1966). Nachlass Walter Matthias Diggelmann. Schweizerisches Literaturarchiv Bern: BI/S01.

---. Brief an Otto F. Walter Herrliberg 14.3.1966. Nachlass Walter Matthias Diggelmann. Schweizerisches Literaturarchiv Bern: BI-WAL/1.

---. Brief an Günter Wirth (Herrliberg 22.7.1966). Nachlass Walter Matthias Diggelmann. Schweizerisches Literaturarchiv Bern: BI/W-27.

---. "Wiederruf in Sachen Walter Matthias Diggelmann betr. Ehrverletzung." Nachlass Walter Matthias Diggelmann. Schweizerisches Literaturarchiv BII/M15.

Frisch, Max. „Brief an die Darstellerin einer Nebenrolle." *Programmheft zu ‚Die Chinesische Mauer'* (Schauspielhaus Zürich; 6.10. 1946). Max Frisch-Archiv.

---. *Jetzt ist Sehenszeit: Briefe, Notate, Dokumente 1943-1963*. Hrsg. Julian Schütt. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1998.

Hilty, Hans Rudolf. Brief an Karl-Heinz Karnich. Nachlass Hans Rudolf Hilty. Schweizerisches Literaturarchiv Bern: B1..

---. Brief an Niklaus Meienberg. Nachlass Niklaus Meienberg. Schweizerisches Literaturarchiv Bern: A-1-c/8 LA.

Lenzing, Olf. Brief an Walter Matthias Diggelmann (München, den 29. Januar 1971). Nachlass W.M. Diggelmann. Schweizerisches Literaturarchiv: BII/P15.

Tanner, Jakob. Brief an Otto F. Walter. Nachlass Otto F. Walter. Schweizerisches Literaturarchiv: A-1-g/ 2.1-4.

Walter, Otto. F. „Die Politik des Generals." Nachlass Otto F. Walter. Schweizerisches Literaturarchiv Bern: A-1-g/23.5.

---. Handschriftliche Notiz. Nachlass Otto F. Walter. Schweizerisches Literaturarchiv Bern: A-1-g/3,1-3.

2. Literarische Quellen

Diggelmann, Walter Matthias. *Die Hinterlassenschaft*. München: R. Piper & Co., 1965.

---. „Versuch, ein Selbstporträt zu schreiben." *Das Verhör des Harry Wind*. Zürich: edition 8, 2002. 7-17.

Dindo Richard und Niklaus Meienberg. "Die Erschiessung des Landesverräters Ernst S. (11. November 42)." *film 2. Kritisches Filmmagazin* 3 (1976) 42.

Dürrenmatt, Friedrich. „Im Coiffeurladen." *Neue Zürcher Zeitung* 21. April 1957: Blatt 5 (Osterausgabe).

Faes, Urs. *Sommerwende*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1989.

Frisch, Max. *Dienstbüchlein*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1979.

---. *Tagebuch 1946-1949*. Frankfurt .M.: Suhrkamp, 1950.

---. *Tagebuch 1966-1971*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1979.

Guggenheim, Kurt. *Wir waren unser vier*. Zürich: Artemis, 1949.

Lewinsky, Charles und Doris Morf. *Hitler auf dem Rütli. Protokolle einer verdrängten Zeit*. Hrsg. Josef Wandeler. Zürich: Unionsverlag, 1984.

Honegger, Arthur. *Wenn sie morgen kommen*. Frauenfeld und Stuttgart: Huber, 1977.

Hürlimann, Thomas. "Großvater und Halbbruder." *Das Lied der Heimat. Alle Stücke.* Frankfurt: Fischer Taschenbuch, 1998.

Kafka, Franz. *Tagebücher.* Frankfurt a.M: S. Fischer, 1990.

Keller, Gottfried. „Eidgenossenschaft." *Pro Militia.* 4. November 2003 <http://www.promilitia.ch/IndexDat/poeme.html>.

Meienberg, Niklaus. *Das Schmettern des gallischen Hahns.* Darmstadt: Luchterhand, 1976.

---. *Die Erschiessung des Landesverräters Ernst S.* Zürich: Limmat, 1992.

---. *Heimsuchungen. Ein ausschweifendes Lesebuch.* Zürich: Diogenes, 1986.

---. *Vielleicht sind wir morgen schon bleich und tot.* Zürich: Limmat, 1989.

Merz, Klaus. *Kommen Sie mit ans Meer, Fräulein?* Innsbruck: Haymon, 1998.

Och, Armin. *Die langen Tage und der kurze Morgen.* Bern: Lukianos / Hans Erpf, 1969.

Walter, Otto F. *Zeit des Fasans.* Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch, 1994.

Widmer, Urs. *Im Kongo.* Zürich: Diogenes, 1996.

Wiesner, Heinrich. *Schauplätze. Eine Chronik.* Zürich: Diogenes, 1969.

3. Essays

Altwegg, Jürg. *Ach, du liebe Schweiz. Essay zur Lage der Nation.* Zürich: Nagel & Kimche, 2002.

Bichsel, Peter. "Des Schweizers Schweiz." *Ein Lesebuch.* Hrsg. Schweizer Bundesrat. Bern: Schweizerische Bundeskanzlei, 1975. 464-476.

Dürrenmatt, Friedrich. "Die Schweiz, Bemerkungen zu ihrer gegenwärtigen Lage." *Meine Schweiz. Ein Lesebuch.* Zürich: Diogenes, 1998. 206-210.

---. "Fingerübungen zur Gegenwart." *Literatur und Kunst. Essays und Reden.* Zürich: Diogenes, 1980.

---. "Schweizerpsalm III." *Meine Schweiz. Ein Lesebuch.* Zürich: Diogenes, 1998. 179-181.

---. "Von heiligen Gütern." *Meine Schweiz. Ein Lesebuch.* Zürich: Diogenes, 1998. 81-108.

---. "Zur Dramaturgie der Schweiz. Fragment. 1968/70." *Politik, Essays, Gedichte und Reden.* Zürich: Diogenes, 1980.

Frisch, Max. *Schweiz als Heimat? Versuch über 50 Jahre.* Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1990.

Guggenbühl, Adolf. *Der Kampf um die schweizerische Eigenart.* Heft 5. Basel: Schriften der Jungliberalen Bewegung der Schweiz, 1939.

---. "Der verkannte Schweizer." *Glücklichere Schweiz. Betrachtungen über schweizerische Lebensgestaltung.* Zürich: Schweizer Spiegel, 1949. 7-18.

---. "Europa ist keine Einheit und soll auch keine werden." *Kein einfach Volk der Hirten. Betrachtungen zur schweizerischen Gegenwart.* Zürich: Schweizer Spiegel, 1956. 149-164.

---. "Lern dieses Volk der Hirten kennen, Knabe. Eine Auseinandersetzung mit einem jungen Mann." *Kein einfach Volk der Hirten. Betrachtungen zur schweizerischen Gegenwart.* Zürich: Schweizer Spiegel, 1956. 175-194.

---. "Schweizerische Unfhöflichkeit." *Glücklichere Schweiz. Betrachtungen über schweizerische Lebensgestaltung.* Zürich: Schweizer Spiegel, 1949. 49-59.

---. "Verwaltung und Publikum." *Glücklichere Schweiz. Betrachtungen über schweizerische Lebensgestaltung.* Zürich: Schweizer Spiegel, 1949. 117-129.

---. "Wir brauchen mehr Feste." *Kein einfach Volk der Hirten. Betrachtungen zur schweizerischen Gegenwart.* Zürich: Schweizer Spiegel, 1956. 81-94.

Kamber, Peter. *Ach, die Schweiz. Über einen Kleinstaat in Erklärungsnöten.* Zürich: Arche, 1998.

Loetscher, Hugo. *Vom Erzählen erzählen. Münchner Poetikvorlesungen.* Zürich: Diogenes, 1988.

Hettling, Manfred, Mario König, Martin Schaffner, et. al. *Eine kleine Geschichte der Schweiz. Der Bundesstaat und seine Traditionen.* Frankfurt a.M.; Suhrkamp, 1998.

Meienberg, Niklaus. *Reportagen aus der Schweiz.* Zürich: Limmat Genossenschaft, 1975.

Musil, Robert. "Denkmale." *Gesammelte Werke.* Band 2. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 1978. 506-509.

Muschg, Adolf. *Wenn Auschwitz in der Schweiz liegt. Fünf Reden eines Schweizers an seine und keine Nation.* Frankfurt: Suhrkamp. 1997: 12.

Nizon, Paul. *Diskurs in der Enge / Verweigerers Steckbrief. Schweizer Passagen.* Hrsg. Peter Henning. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1990.

Said, Edward. "The Public Role of Writers and Intellectuals." *The Nation* 17. September 2001.

Sebald, W.G. *Luftkrieg und Literatur.* München: Carl Hanser, 1999.

Tanner, Jakob. "Nationale Geschichtsbilder und die Verabschiedung vom Mythos Schweiz." *Manifest vom 21. Januar 1997. Geschichtsbilder und Antisemitismus in der Schweiz.* Zürich: 1997. 61-65.

von Salis, Jean-Rodolphe. *Schwierige Schweiz. Beiträge zu einigen Gegenwartsfragen.* Zürich: Orell Füssli, 1969.

Walter, Otto F. *Gegenwort.* Zürich: Limmat Verlag Genossenschaft, 1988.

4. Publizistische Quellen

Aeppli, Felix. "Das Schweigen der Väter. Filmische Ermittlungen im Lande von Ernst S. und Maurice Bavaud - 20 Jahre vor Bergier." *NZZ am Sonntag*, 24.3.2002: 88.

Aeschbacher, Catherine. "Ein Stern fällt. tv-kritik / ORF 2: ‚Wenn nicht die Hoffnung wär'. Die Joseph-Schmidt-Story'; 15. 11." *Der Bund* 17. November 1998: 35.

"Aktivdienstler wehren sich." *Der Bund* 5. April 1997: 15.

Allemann, Urs. "'Im Kongo': Ein vielleicht fast zu spassiger Lesespass von Urs Widmer." *Basler Zeitung* 7. September 1996: 41.

Altwegg, Jürg. "Auf dem Kriegsschauplatz Kosovo kehrt die Schweiz vier Jahre nach dem schwarzen 8. Mai 1995 in die Geschichte zurück. Und Christoph Blochers Wahlsiege künden vielleicht schon seinen Niedergang an." *Die Weltwoche* 20. Mai 1999: 68.

---. "Das Kreuz der Schweiz mit ihren Juden. Schlecht verdaute Vergangenheit: Borer will kein Antisemit sein, Sharon wird mit einer Sammelklage eingedeckt." *Frankfurter Allgemeine Zeitung* 3. Juli 2002: 46.

---. "Ringsum Feinde. Morgen entscheidet die Schweiz über ihre Weltzugehörigkeit." *Frankfurter Allgemeine Zeitung* 2. März 2002: 41-42.

---. "Zum neuen Rütlischwur. Der Igelstaat: Legitimationsprobleme der Spätschweiz." *Frankfurter Allgemeine Zeitung* 7. August 1998: 33.

Anderegg, Richard. "Star, Bergier und Eizenstat." *Schweizerzeit* 29. März 2001. 22. September 2003 <http://www.schweizerzeit.ch/2799/leit.htm>.

Anderegg, Roger. "Die Blocher-Rede: Die doppelte Buchhaltung des Volkstribuns." *Sonntagszeitung* 22. Juni 1997: 3.

---. "Die erlösende Kraft der Provokation. Für 'Shoah'-Schöpfer Schang Hutter sind Kunst und Politik nicht zu trennen." *Sonntagszeitung* 8. März 1998: 9.

---. "Die Freiheits-Partei und Schang Hutters Plastik ‚Shoah'. Das Auto als Mass aller Dinge." *Sonntagszeitung* 8. März 1998: 25.

---. "Früher als alle anderen. Neu gelesen: Diggelmans ‚Hinterlassenschaft'." *Sonntagszeitung* 28. Januar 2001: 59.

---. "Neuer Wirbel um Hutters 'Shoah'. Auch in Aarau fühlen sich senkrechte Schweizer durch die Plastik des Künstlers provoziert." *Sonntagszeitung* 2. August 1998: 2.

Amrein, Ursula. "Der Mythos von der unberührten Schweiz. Genese und Fixierung im literarischen Diskurs der geistigen Landesverteidigung." *Neue Zürcher Zeitung* 19. September 1998: 81.

Anderegg, Roger. "Keine ‚Shoah'. Stadt Zürich kauft Hutter-Plastik nicht." *Sonntagszeitung* 13. Dezember 1998: 13.

Arnet, Daniel. "Faschistisches Potenzial" *Facts* 3. Mai 2001: 145.

Arnold, Martin. "Brennpunkt Drittes Reich. ‚Arbeitssklaven' in Schweizer Firmen." *Beobachter* 18. Februar 2000: 38.

"Auflösung der Task Force Schweiz - Zweiter Weltkrieg auf Ende März 1999." „Archiv der Pressemitteilungen März 1999." *Confoederatio Helvetica: Die Bundesbehörden der Schweizerischen Eidgenossenschaft.* 24. September 2003 <http://www.admin.ch/cp/d/37021dec.0@fwsrvg.bfi. admin.ch.html>.

"Aus der Enkelperspektive." *Neue Zürcher Zeitung* 17./18. Oktober 1981: 39.

"Auszüge aus dem Eizenstat-Bericht." *Neue Zürcher Zeitung* 9. Mai 1997: 15.

Bannas, Günter. "'Niemand kann über den Vorgang glücklich sein'. Frau Däubler-Gmelin ist in der SPD mehr gefürchtet als geliebt / Die Debatte über den angeblichen Hitler-Bush-Vergleich." *Frankfurter Allgmeine Zeitung* 21. September 2002: 3.

Barrelet, Denis. "'Une volonté de déstabiliser la Suisse'. Fonds juifs, or nazi: Jean-Pascal Delamuraz met en garde contre une certaine candeur helvétique. Et contre les risques d'une montée de sentiments antisémites." *24 Heures* 31. Dezember 1996: 2.

"Barriere im Kopf. Historiker belegen die Verlogenheit der Neutralitätspolitik, Militärs wollen sie abschaffen: Nur das Volk hängt noch am alten Mythos." *Der Spiegel* 26. Januar 1998: 124.

Michael Bauer. "Der Wald ist eine paradiesische Hölle." *Süddeutsche Zeitung* 1. Oktober 1996. Diogenes Pressematerial.

Beglinger, Martin. "Ein sogenanntes Ärgernis. Adolf Muschg gilt als der Erste Intellektuelle im Land, in Deutschland ist er die Stimme der aufgeklärten Schweiz." *Das Magazin* 3. Oktober 1998: 46.

Berger, Vivianne. "Verkannt, geehrt, vergessen und wieder entdeckt." *tachles: Das jüdische Wochenmagazin* 3. Januar 2003: 26.

Bergier, Jean-Francois. "Einladung zur weiterführenden Diskussion. Ergebnisse und Erlebnisse: der Schlussbericht Schweiz - Zweiter Weltkrieg." *Neue Zürcher Zeitung* 1. Juni 2002: 85.

Bernasconi, Carlo. "'Mir fallen nur Geschichten ein, . . .'." *Börsenblatt* 17. Januar 1989: 186-190.

Bernhard, Raos. "Leserbriefe zum Zweiten Weltkrieg. Donnergrollen am Feierabend." *Beobachter* 7. August 1998: 28.

Bichsel, Peter. "Unbewältigte schweizerische Vergangenheit? Diskussion um Rezepte." *Die Weltwoche* 1. April 1966: 25.

Bichsel, Peter, Pia Reinacher und Philipp Löpfe. "Auch ich schimpfe auf die Schweiz und meine damit die Welt." *Tages-Anzeiger* 22. März 2000: 71.

Bieri, Ernst. "Die Krise in der PdA. Stalinistenclique in Genf." *Neue Zürcher Zeitung* 13. November 1956: Blatt 3. Morgenausgabe.

Binder, Christiane. "Schlachtfest." *Facts* 28. November 2002: 52.

Blau, Gisela. "Superschau in Bern: Das war die Schweiz im Krieg." *Blick* 12. August 1989: 7.

"Blick in die Verliese der Kindheit. " *Der Bund* 29. Oktober 1988: 32.

"Blochers Jude oder der NZZ-Skandal." *Israelitisches Wochenblatt* 3. November 2000: 30.

"Blochers Schweiz ist ein Sonderfall." *Basler Zeitung* 24.3. 1995: 37.

Bodmer, Thomas. "Der untersuchte Untersucher." *Tages-Anzeiger*, 7.10.1999: 67.

Born, Hanspeter. "Hitler und die Schweiz (1)." *Die Weltwoche* 30. Januar 2003: 60.

---. "Hitler und die Schweiz (Ende): Seine Irrationalität war eine Gefahr." *Die Weltwoche* 6. Februar 2003: 49.

Bortlik, Wolfgang. "Die Welt als Fels und Fasan." *Nizza* November 1988: 1-3.

Boss, Catherine und Eva Geel. "Vom Zwang rein und sauber zu bleiben. Vor fünf Jahren starb Niklaus Meienberg. Ein bislang unveröffentlichtes Interview aus der letzten Zeit über Vergegenwärtigung und Verdrängung der Vergangenheit." *Die Weltwoche* 24. September 1998: 52.

Brändle, Rea. "Zürcher Kulturskandale (5): Die erbärmliche Seite des Kalten Krieges." *Tages-Anzeiger* 3. August 2001: 42.

Braun, Michael. "Erinnerungsräume – etwas war da wie Gesang." *Basler Zeitung* 13. Mai 1997: 37.

Bronfen, Elisabeth. "Das Unheimliche von Freud und Jonathan Demmes Sklavendrama 'Beloved' nach einem Roman von Toni Morrison." *Basler Zeitung* 24. Juni1999: 45.

Brüschweiler, Roman. W. "Sauberer Tisch." *Aargauer Zeitung* 27. Januar 1997: 2.

Bucheli, Roman. "Blinder Spiegel. Die Weltkriegszeit in der Schweizer Literatur." *Neue Zürcher Zeitung* 21. März 1997: 45-46.

---. "Ein altes Lied. Die Rede vom Bedeutungsschwund der Literatur." *Neue Zürcher Zeitung* 23. November 2002: 65.

---. "Protokoll einer schwierigen Beziehung. Max Frisch und die NZZ oder die Kunst des Streitens." *Neue Zürcher Zeitung* 6.November 2003: 47.

---. "Wahrheit durch Erfindung. W.M. Diggelmann in einer Werkausgabe." *Neue Zürcher Zeitung* 23. Dezember 2000: 63.

"Bücher zur Holocaust-Krise ausverkauft!" *Blick* 29. Januar 1997: 12.

Bugmann, Urs. "Befremdliche Blicke auf das Land. Vom Umgang der Schweizer Literatur mit der Schweiz." *Neue Luzerner Zeitung* 3. Oktober 1998: SMD-Dokument.

---. "Mit der Phantasie eine persönliche Wahrheit finden." *Luzerner Neuste Nachrichten* 29. August1988: 7.

---. "Walter Matthias Diggelmann: Veränderte Wirklichkeiten." *Neue Luzerner Zeitung* 4. Juli 2002: 15.

Bühlmann, Beat. "Die tragischen Helden vom Allweg." *Tages-Anzeiger* 13. Juli 1998: 7.

Bühlmann, Marcel. "Der Mythos wird zur Wirklichkeit." *Zofinger Tagblatt* 26. Juni: 1

"Bundesrat an Meienberg-keine Diskussion." *Tages-Anzeiger* 5.Oktober 1979: 6

"Bundesrat Kaspar Villiger: „Dank—nicht Glorifizierung." *Der Bund* 9. August 1989: 1.

Bürer, Barbara. "Poltervater der Nation. Christoph Blocher wehrt sich gegen jüdische Organisationen und die ‚Verunglimpfung der Schweiz'." *Die Zeit* 4. April 1997: 2-3.

Burgherr, Simone. "'Ich habe alles, was mir wichtig ist, in dieses Buch gesteckt'." *Solothurner Nachrichten* 27. August 1988: 11.

Bütler, Hugo. "Klassenjustiz." *Neue Zürcher Zeitung* 7. Juli 1977: 27.

---. "Schwarzmalen und Weisswaschen: Aversionen und Identifikationen in Meienbergs 'Reportagen'." *Neue Zürcher Zeitung* 20. Mai 1975: 19.

Byland, Theo. "Behutsames Eindringen in die lokale Geschichte." *Aargauer Tagblatt* 11. November 1989.

Calonego, Bernadette. "Das Ärgernis Wahrheit. Die Schweiz muss ihr Geschichtsbild revidieren." *Süddeutsche Zeitung* 27, September 1996: 13.

Caluori, Reto. "Von der Fiktion zum Konflikt." *Basler Zeitung Magazin* 2. Dezember 2000: 12.

Camartin, Iso. "Tugend des Rebellierens. Zum Tod von Niklaus Meienberg." *Neue Zürcher Zeitung* 27. September 1993.

Cavalli, Rolf und Marianne Noser. "'Ich lasse mich nicht so leicht aus dem Gleichgewicht bringen'. Das grosse Interview: Adolf Muschg, Schriftsteller." *Sonntagsblick* 29. Juni 1997: M2.

"Christoph Meili hat Heimweh. Wie der Wachmann vom Helden zum Opfer wurde." *Solothurner Zeitung* 31. Dezember 2002: 1.

David, Fred. "In wichtigen Punkten ist die Nationalbank der Lüge überführt. Der Historiker und Kriegswirtschaftsexperte Willi A. Boelcke über den Goldbericht der Kommission Bergier." *Cash* 5. Juni 1998: 75.

Dejung, Christof. "Eine Brücke zwischen Zeitzeugen und Historikern. Oral History - erfragte Vergangenheit als Erweiterung der Quellenbasis." *Neue Zürcher Zeitung* 3. Juni 2000: 87.

Dejung, Christof und Thomas Gull. "Ein filmisches Gedächtnis für die Schweiz." *Bund* 13. Februar 1999: 14.

Demmer, Erich. "Lorbeer im Schmutz. Slapstick pur: Urs Widmers ‚Im Kongo'." *Die Presse* 28. September 1996. Diogenes Pressematerial.

"'Diamant' im Säuliamt." *Neue Zürcher Zeitung* 28.8.1989.

"Die Entschliessung des Hans H." *das konzept* 1 (Januar 1977) 3.

Diggelmann, Walter Matthias. "Leserbrief." *Tages Anzeiger Magazin* 18. März 1972: 2.

---. "Leserbrief." *Tages Anzeiger Magazin* 22. September 1973: 2.

---. "Offener Brief an mein Vaterland." *Basler Nachrichten*, 22./23. Januar 1966.

---. "Unbewältigte Schweizerische Vergangenheit? Ein Rezept, wie man aus schweizerischer Vergangenheit Bücher, Romane und gar Kapital schlagen kann?" *Die Weltwoche* 22. April 1966: 25.

Dingskirch, Paul. "Haider und Blocher: Rechtsradikal mit oder gegen Hitler." *Du* 1. Februar 2000: 11.

"3200 Veteranen an der Mobilmachungsfeier." *Nordschweiz* 7. August 1989: 4.

Dubiel, Helmut. "Das Ohr am Bauch. Die Beschimpfung der Intellektuellen hat eine lange und unselige Tradition." *Tages-Anzeiger* 28. Juni 1997: 2.

---. "Die Stunde der Verführer. Populismus ist Teil der Massendemokratie – und ihr Problem." *Die Zeit* 5. September 2002: 11.

Dubois, Ursula. "Über das Leiden an der Geschichte." *Berner Zeitung* 20. September 1989: 17.

"Ein Gegengewicht zu ‚militärlastiger Mobilmachungsfeier'." *Tages-Anzeiger* 8. August1989: SMD-Dokument.

"Ein vierjähriger Streit." *Berner Zeitung* 27. Juli 2000: 6.

"Einbruch." *Duden. Deutsches Universalwörterbuch.* Mannheim: Dudenverlag, 2001: 428.

"Eine Sternstunde im Stadttheather." *Der Bund* 18. Januar 1993: 13.

"'Eine Wahrheit, die hier gesagt werden darf'. Schulz, Berlusconi, Schröder und das Europa-Parlament – Dokumentation eines Konflikts." *Süddeutsche Zeitung* 5. Juli 2003: 6.

"Einerseits liegt Auschwitz in der Schweiz, andererseits konnte man nicht anders. Über Schuld und Sühne, die Schweiz und den Holocaust, Schriftsteller, Historiker, Philosophen debattieren über Adolf Muschgs Essayband ‚Wenn Auschwitz in der Schweiz liegt'." *Die Weltwoche* 7. Mai 1997: 70-74.

Elsener, Rolf. "Stadtrat will Schang Hutters Mahnmal nicht." *Neue Luzerner Zeitung* 8. September 1998: 1?.

"Erbost und bestürzt." *Der Bund* 27. April 1990: 39.

"Ernst Nolte zu Hitler-Vergleichen." *Tages-Anzeiger* 9. Januar 2003: 47.

Esslinger, Detlef. "Koch erschreckt die eigene Partei. Zentralrat der Juden: Nazi-Vergleich beleidigt alle Opfer / Hessens Ministerpräsident wollte Verdi-Chef Bsirske rügen." *Süddeutsche Zeitung* 13. Dezember 2002: 1.

Feuz, Patrick. "Erfolgsprodukt SVP." *Der Bund* 21. November 2002: 6.

---. "Geistiger Permafrost oder die Schweiz im Kalten Krieg." *Der Bund* 14. November 1997: 13.

---. "'Unschöne Drohungen' gegen Forscher." *Der Bund* 21. Oktober 1997: 13.

Frehner, Matthias. "Der inszenierte Skandal. Schang Hutters ‚Shoah' auf dem Zürcher Paradeplatz." *Neue Zürcher Zeitung* 12. März 1998: 45.

"Fremdenhasser-Initiative gescheitert." *Blick* 9. Juli 1987: 1.

Frenkel, Max. "Kontroverse um Blocher." *Neue Zürcher Zeitung* 5. März 1997: 13.

Frevert, Ute. "Die Rückkehr der Opfer im Land der Täter." *Neue Zürcher Zeitung* 30. August 2003: 68.

Frey, Lilith. "Männer, Urwald und Magie." *Blick* 27. August 1996: 8.

---. "Schweizer Intellektuelle sind Primadonnen." *Blick* 11. Oktober 1999: 13.

Frey, Peter, W. "Der Eisenklotz des Anstosses steht in Aarau. ‚Shoah' Empfang mit Reden und Demonstration gegen Schang Hutters Plastik." *Aargauer Zeitung* 3. August 1998: 13.

"Frisch behauptet . . . ." *Neue Zürcher Zeitung* 10. Januar 1965: Blatt 7.

Frisch, Max. "Kleines Tagebuch einer deutschen Reise." *Neue Zürcher Zeitung* 30. April 1935: 1 (Abendausgabe).

---. "Tagebuch eines Soldaten." *Neue Zürcher Zeitung* 16.September 1935, Blatt 6.

---. "Unbewältigte schweizerische Vergangenheit?" *Die Weltwoche* 11. März 1966: 25.

---. "Unbewältigte schweizerische Vergangenheit?" *neutralität* 10 (September 1965): 15-16.

---. "Über Zeitereignis und Dichtung." *Nun singen sie wieder* (Programmheft) 29. März 1945.

Frischknecht, Jürg. "Was niemand weiss, macht die Schweiz nicht heiss. Wie die Behörden versuchten, kritische Geschichtsforschung zu verhindern." *Sonntagszeitung* 6. Oktober 1996: 12.

"Funkelnde Idyllen erzählen, Märchen für Erwachsene erfinden." *Aargauer Zeitung* 5. Mai 2000: 1.

Gächter, Sven. "'Kohls Erbe wirkt bis heute nach'. Peter Slotderdijk über die deutschen Wahlen, das Epochenprojekt Rot-Grün, den ‚Schurkenstaat' USA und die Hysterie vom 11. September." *Profil* 23. September 2002: 102-103.

Gautschi, Willi. "Schweizerischer Durchschnitt oder besondere Rolle? Der Kanton Aargau vor und während des letzten Weltkriegs." *Aargauer Zeitung* 24. Mai 1997: 55.

Geiser, Christoph. "Der Anschluss fand statt." *neutralität*, Januar 1970: 19-29.

Gerber, Thomas. "Aargauer Fröntler-Akten unter Verschluss." *Basler Zeitung* 12. Januar 1996: 11.

Gerny, Daniel. "Expertenberichte ins Internet. Bundesrat will mehr Transparenz in der Verwaltung." Neue *Zürcher Zeitung* 13. Februar 2003: 11.

"Geschichte oder Geschichten: Zu Walter Matthias Diggelmanns Buch ‚Die Hinterlassenschaft'." *Neue Zürcher Zeitung* 13. November 1965: 25-26.

Geschwind, Peter. "Zwangsarbeiter auch in Schweizer Händen." *Basler Zeitung* 6. März 1997: 39.

Gonseth, Frédéric. "Esclaves de guerre pour entreprises suisses." *L' Hebdo* 19. September 1996: 10.

Gottfried Keller. "Eidgenossenschaft." *Pro Militia*. 29. Dezember 2003 <http://www.promilitia.ch/IndexDat/poeme. htm>.

Graf, Christoph. "Rohstoff für die Gestaltung der ZukunftArchivierungsgesetz als Ausdruck eines Paradigmenwechsels." *Neue Zürcher Zeitung* 21. Dezember 1999: 15.

Grimond, John. "Gebrauch und Missbrauch der Geschichte. Nationen und ihre Vergangenheit." *Du* (Juli/August 1997) 130.

Haerle, Peter. "Allein wer sich irritieren lässt, lebt. Jakob Tanner, Professor und Mitglied der Historikerkommission, ist ein ruhiger Mann. Doch er reizt die Menschen, als wäre er ein Rebell." *Tages-Anzeiger* 12. Juli 1999: 9.

---. "Das Gotthard-Massiv zerbröckelt. Vor vollem Saal hat gestern Montag Professor Jakob Tanner an der Universität Zürich seine Antrittsvorlesung gehalten." *Tages-Anzeiger* 13. Januar1998: 11.

"Hague faces euro split." *BBC news online.* 12. Mai 2001 <http://news.bbc.co.uk/vote2001/hi/english/newsid_1326000/1326266.stm>.

Haller, Jürg. "'Monster der Vergangenheit'." *Sonntagsblick* 28. August 1988: 48.

Halter, Martin. "Bier im Herzen der Finsternis." *Tages-Anzeiger* 28. August 1996: 81.

Hammer, Steve. "Tom Wolfe speaks his mind." 24. November 2003 <http://www.nuvo.net/hammer/int/wolfe.html>.

Hammerschmidt, Ulrich. "Dialog aus dem Schulfunk." *Nürnberger Nachrichten* 3.12.1988: SMD-Dokument.

Häsler, Alfred A. "Redlicher Umgang mit der Geschichte." *Der Bund* 21.12. 1995: 7.

Hauger, Caroline. "Besuch beim Solothurner ‚Shoah'-Schöpfer Schang Hutter. ‚Ich habe fast in die Hosen gemacht'." *Schweizer Illustrierte* 16.3.1998: 26.

Haupt, Kaspar. "Mahnmal für die Nachkriegsgeneration. In Büren wurden zwei Gedenkstätten an die Internierungslager des Zweiten Weltkriegs eingeweiht." *Solothurner Zeitung* 18. September 2000: 21a.

Heim, Christoph. "Über den Umgang mit traumatischen Erinnerungen. Vergangenheit, Erinnerung, Gedächtnis: Ein Gespräch mit der Anglistin und Ägyptologin Aleida Assmann." *Basler Zeitung* 3. Februar 2000: 45.

Hersche, Otmar. "Der Widerstand der Stillen im Land. Rehabilitierung der Schweizer Faschismus-Gegner." *Die Wochenzeitung* 5. Dezember 2002: 24.

---. "Vorlesungsreihe zur Weltkriegsdebatte der Neunziger Jahre." *Die Wochenzeitung* 20. März 2003: 29.

Hilty, Hans Rudolf. "Charité-Akten: Fast ein Phantom." *National-Zeitung Basel* 24. Dezember 1976.

Hofer, Walther. "Warum die Schweiz verschont blieb." *Schweizer Illustrierte* 18. September 1989: 132.

"Holocaust-Krise: SBG vernichtete heisse Akten." *Blick* 15. Januar 1997: 1.

Honegger,Turi. "Auch Schweizer waren stolz über Hitlers Einmarsch in Österreich." *Blick* 11. März 1988: 31.

---. "Theater-Stück von Altbundesrat-Sohn verboten—weil ehemalige Freunde der Nazi Angst hatten." *Blick* 24. Juli 1984: 2.

Howald, Stefan. "Fasanenjagd in Grenchen." *Tages-Anzeiger* 30. November 1988: 12.

"Ich fühle mich in Berlin wohler als in der Schweiz." *Thurgauer Zeitung* 24. Mai 1986: SMD-Dokument

"Il duello verbale Schulz-Berlusconi." *la Repubblica.it.* 30. August 2003 <http://www.repubblica.it/online/esteri /semestredue/litigio/litigio.html>.

Isenschmid, Andreas. "Ein Mann für alle Jahreszeiten." *Tages-Anzeiger* 26. August 1998: 65.

---. "Heiterkeit im Herzen der Finsternis." *Die Weltwoche* 29. August 1996: 54.

Jacobi, Johannes. "Andorra zum Beispiel. Das neue Stück Max Frischs, ein Theaterereignis wie seit Dürrenmatts 'Alter Dame' nicht mehr." *Die Zeit* 10. November 1961: 13.

Jost, Hans Ulrich. "Ausblick. Mit den alten Schweizer Mythen in die Zukunft." *Berner Zeitung* 2. Oktober 1999: 44.

---. "Die drei Geschichten der Schweiz." *Wochenzeitung* 4. Juli 1997: 7.

---. "'Die Schweiz muss sich auflösen'." *Tages-Anzeiger* 15. September 1997: 8.

---. "'Freude, Hoffnung und Scham.' Die Schweiz am Ende des 2.Weltkrieges." *Tages-Anzeiger* 8.Mai 1985.

---. "Le mythe d'une suisse innocente." *Illustré* 25. Mai 1983: 104-106.

---. "Mit letzter Konsequenz in ein moralisches Dilemma." *Die Weltwoche* 24. September 1998: 35-36.

---. "Patriotisches Halali ist unüberhörbar." *Bund* 12. Juni 1995: 11.

---. "Schatzkästli." *Das Magazin* 26. April 1997: 34.

---. "Stets das Beste herausgeschlagen. Die Schweiz im Zielkonflikt zwischen Neutralität, Solidarität und 'legitimem Egoismus'." *Tages-Anzeiger* 15. Mai 1997: 77.

---. "Wieder müssen Historiker Feuerwehr spielen." *Tages-Anzeiger* 18.November 1996: 2.

---. "Wieviel Geist erträgt die Schweiz?" *Die Weltwoche* 6. Dezember 2001: 60.

Jungen, Christian. "'Wird man mir glauben? Markus Imhoof heute 60." *Blick* 19. September 2001: 11.

Kaestli, Tobias. "Tödliche Gefechte zwischen Literaten." *Der Bund* 4. Mai 2001: 2.

Kamber, Peter. "Ach, die Schweiz . . . Über die hiesige Anfälligkeit des Denkens für Fiktionen." *Basler Zeitung Magazin* 5. September 1998: 6.

---. "Alptraum Schweiz." *Das Magazin* 21. Oktober 1995: 53.

---. "Dieses Land missgönnte uns jedes Stück Brot, das wir assen. Schweizerische Schüsse auf die Befreier." *Wochenzeitung* 6. August 1993: 12-17.

---. "Wie die Schweiz den Krieg verlängerte." *Wochenzeitung* 3. Juni 1994: 7-9.

"Kantonaler Freisinniger Volkstag in Zürich." *Neue Zürcher Zeitung* 29. Mai 1933: Blatt 2 (Morgenausgabe).

Kauer, Matthias. "Entstaubte Geschichte." *Die Weltwoche* 11. August 1994: 19.

Kedves, Alexandra M. "Er grüsste den Hut ein wenig. Klara Obermüller zur Nachkriegsliteratur." *Neue Zürcher Zeitung* 13. Januar 1999: 50.

Keller, Stefan. "Amtlicher Verrat an den loyalsten Bürgern. Neue Erkenntnisse zum bundesrätlichen Judenhass 1933-1945." *Wochenzeitung* 17. Juli 1994: 7.

---. "Die Lust. Der Antichrist. James Schwarzenbach: aus den Tagebüchern eines Nazi-Informanten." *Wochenzeitung* 4. Nov. 1994: 3-5.

---. "Der Täter soll jetzt Opfer sein." *Die Wochenzeitung* 22. Oktober 1993: 3.

---. "Sie wären vergast worden. Der Fall Grüninger." *Wochenzeitung* 30. Oktober 1992: 1.

Keller, Stefan und Fredi Lerch. "Worüber nur SchweizerInnen sprechen. Literatur und Patriotismus: Wie schweizerisch ist die 'Schweizer Literatur' heute noch?" *Die Wochenzeitung* 2. Oktober 2003: Z8.

Klingler, Katja. "Schweizer Krimi-Autor macht Furore: Armin Och. Ex-Bänkler verfiel Spionen." *Blick* 26. Juli 1989: 26.

Klingler, Roman. "'Einen Skin beleidigt man nicht. Heil Hitler!'" *Luzerner Neuste Nachrichten* 15. November 1989: 3.

Kögel, Christiane. "Störrische Saftwurzel. Charmeur und Störenfried – Der Schweizer Niklaus Meienberg fürchtete nur den öffentlichen Konsens." *Süddeutsche Zeitung* 16. Juni 2003: P17-18.

Köhler, Andrea. "Tödliches Eden. Urs Widmers Roman 'Im Kongo'." *Neue Zürcher Zeitung* 1. Oktober 1996: SMD-Dokument.

Koller, Guido. "Plädoyer für eine Erinnerung, die verstört." *Der Bund* 9. Mai 1998: 15.

Köppel, Roger. "Streit der Nicht-Historiker. Die merkwürdige Kontroverse um die Schweizer Vergangenheit." *Tages-Anzeiger* 8. März: 2.

Koselleck, Reinhart. "Dann reitet mein Kaiser wohl über mein Grab. Geboren aus dem anonymisierten Tod des ersten Weltkriegs: Die Erinnerung an den Unbekannten." *Frankfurter Allgemeine Zeitung* 16. November 2002: 43-45.

---. "Gebrochene Erinnerung? Deutsche und polnische Vergangenheiten zum Beispiel." *Neue Zürcher Zeitung* 22. September 2001: 79.

Kramer, Jane. "Alpine Neurose. Über die sogenannte ‚Schweizer Schuld' und was sie für den Rest der Welt so nützlich macht." *Die Weltwoche* 1.10.1998: 49.

Krättli, Anton. "Kein ‚Schweizerspiegel' – eben darum vielleicht exemplarisch." *Schweizer Monatshefte* (11) 1988: 937-942.

Kreis, Georg. "Die Geschichte vom ‚vollen Boot' - der Diskurs geht weiter." *Basler Zeitung* 23. November 2002: 12.

---. "Geschichtsschreibung mit Film und Klassenkampf. Zur Kontroverse um den 'Landesverräter Ernst S.'." *Neue Zürcher Zeitung* 7. Juli 1977: 27-28.

---. "Kontroverse Pflege kontroverser Erinnerungen: Zum Sinn und Kontext der Mobilisations-Gedenkanlässe." *Neue Zürcher Zeitung* 17. August 1989: 19.

---. "Muss man die jüngere Schweizergeschichte neu schreiben?" *Basler Zeitung* 8. Dezember 2001: 53.

---. "Österreichs bitterer Weg ins Dritte Reich Adolf Hitlers." *Der Bund* 11. März 1988: 2.

Kuhn, Christoph. "Besuch bei Meienberg, rue Ferdinand Duval." *Tages-Anzeiger* 10. Mai 2000: 65.

---. Christoph Kuhn. "Der Schriftsteller und das Weltblatt. Die 'Neue Zürcher Zeitung' und Max Frisch, ein Psychodrama ohne Happyend." *Tages-Anzeiger* 15.November 2003: 49

---. "Ein Grenzüberschreiter – und hat die letzte Grenze überschritten. Versuch, den davongegangenen Niklaus Meienberg dazubehalten." *Tages-Anzeiger* 27. September 1993: SMD-Dokument.

---. "Gold und Gott und der fremde Blick. Ein Thema und eine ferngesteuerte Debatte." *Tages-Anzeiger* 26. Mai 1997: 63.

---. "Überzeitliche in der politischen Falle. Wie sich die tonangebenden Schweizer Germanisten zum Nationalsozialismus verhielten." *Tages-Anzeiger* 2. Februar 1997: 77.

---. "Kurz & wichtig." *Blick* 28. Mai 1998: 15.

Kühne, Claudia. "Der unangenehme Blick auf die Geschichte." *Tages-Anzeiger* 11. April 2002: 59

---. "Wo bleibt die Debatte ‚Die Schweiz nach Bergier'?" *Tages-Anzeiger* 3. März 2003: 49.

Kutter, Markus und André Salvisberg. "Die Schweiz im 20. Jahrhundert (23) - «Halt, hier Schweizer Grenze!» hiess es im Weltkrieg. Sollte es danach für die Grenze kein Halten mehr geben?" *Basler Zeitung* 11. Januar 1999: 6.

---. "Die Schweiz im 20. Jahrhundert (29) - Ende der zwanziger Jahre war man über die Zukunft der Schweiz völlig uneins; Ende der dreissiger wusste man: Es geht ums Überleben." *Basler Zeitung* 22. Februar 1999: 6.

---. "Die Schweiz im 20. Jahrhundert (33) - Nach der Machtergreifung Hitlers 1933 glaubten nationalsozialistisch gesinnte Schweizer, jetzt hätte auch ihre Stunde geschlagen." *Basler Zeitung* 22. März 1999: 7.

---. "Die Schweiz im 20. Jahrhundert (38) - Sich auf einen Krieg einzurichten - würde das diesmal bedeuten, dass die Schweiz selber auch Kriegspartei werden könnte?" *Basler Zeitung* 3. Mai 1999: 11.

---. "Die Schweiz im 20. Jahrhundert (39) - Zuerst wurde sie als eine blosse Pflichtübung empfunden. Doch weil der Weltkrieg ausbrach, wurde sie zu einem nationalen Wunder." *Basler Zeitung* 10. Mai 1999: 7.

---. "Die Schweiz im 20. Jahrhundert (41) - Als die Schweiz 1815 zur Neutralität verpflichtet wurde, hiess das, sie sollte an Kriegen unter ihren Nachbarn keinesfalls teilnehmen." *Basler Zeitung* 31. Mai 1999: 6.

---. "Die Schweiz im 20. Jahrhundert (42) - 200 sollten es gewesen sein, 173 waren es tatsächlich, von 44 kannte man vorerst nur die Namen, würde sie aber nicht vergessen." *Basler Zeitung* 7. Juni 1999: 9.

---. "Die Schweiz im 20. Jahrhundert (43) - Nachdem die Schweiz ringsum von den Achsenmächten umschlossen war, was würden die akademischen Lehrer den Leuten raten?" *Basler Zeitung* 14. Juni 1999: 12.

---. "Die Schweiz im 20. Jahrhundert (44) - Was wäre passiert, wenn die Armee den Auftrag zum Widerstand nicht ernst genommen hätte?" *Basler Zeitung* 21. Juni 1999: 9.

---. "Die Schweiz im 20. Jahrhundert (46) - Es gab zwar ein ‚Dienstbüchlein für den Alltag'. Doch nur das ‚Dienstbüchlein' der Armee zählte." *Basler Zeitung* 5. Juli 1999: 7.

---. "Die Schweiz im 20. Jahrhundert (47) - Jeder Tag, an dem der Krieg früher zu Ende gehen könnte, würde Tausenden von Leuten das Überleben ermöglichen." *Basler Zeitung* 19. Juli 1999: 7.

---. "Die Schweiz im 20. Jahrhundert (48) - Schweden, Portugal, Spanien, Irland und die Türkei bewahrten ihre Neutralität, sie lagen am Rand des Geschehens." *Basler Zeitung* 19. Juli 1999: 7.

---. "Die Schweiz im 20. Jahrhundert (49) - Das Staatsschiff fährt zu neuen Ufern." *Basler Zeitung* 26. Juli 1999: 7.

---. "Die Schweiz im 20. Jahrhundert (54) - Aufarbeitung von Geschichte heisst, dass nachträglich Dinge bekannt werden, die vorher nur wenigen bekannt sein konnten." *Basler Zeitung* 30. August 1999: 9.

---. "Die Schweiz im 20. Jahrhundert (55) - Gefährlich ist und bleibt es, Schweizer Kommunist zu sein." *Basler Zeitung* 6. September 1999: 8.

---. "Die Schweiz im 20. Jahrhundert (69) - Das Frauenstimmrecht gilt ab 1971 fast überall." *Basler Zeitung* 20. Dezember 1999: 7.

---. "Die Schweiz im 20. Jahrhundert (75) - Nach 1945 bekamen die meisten Staaten Europas neue Verfassungen. Die kriegsverschonte Schweiz blieb bei ihrer von 1874." *Basler Zeitung* 31. Januar 2000: 9.

---. "Die Schweiz im 20. Jahrhundert (80) - Ein A für Autonomie oder Anarchie: Züri brännt!" *Basler Zeitung* 6. März 2000: 8.

---. "Die Schweiz im 20. Jahrhundert (86) - Der Tag X, an dem die Armee (nicht) abgeschafft wurde." *Basler Zeitung* 19. April 2000: 11.

---. "Die Schweiz im 20. Jahrhundert (87) - Wenn ein demokratischer Staat seinen Bürgerinnen und Bürgern nicht mehr traut, beginnen auch sie ihm zu misstrauen." *Basler Zeitung* 25. April 2000: 10.

---. "Die Schweiz im 20. Jahrhundert (97) - Hartnäckig wurde die Wehrpflicht verteidigt." *Basler Zeitung* 3. Juli 2000: 7.

---. "Die Schweiz im 20. Jahrhundert (99) - Als die Schweiz samt und sonders im 20. Jahrhundert ankam." *Basler Zeitung* 17. Juli 2000: 7.

---. "Die Schweiz im 20. Jahrhundert (100) - Das Geschichtsbild der Schweiz im 20. Jahrhundert wird seine wirklichen Konturen erst im 21. Jahrhundert bekommen." *Basler Zeitung* 24. Juli 2000: 7.

Lacey, Liam. "What Hitler's secretary saw." *The Globe and Mail* 28. Februar 2003: R4.

Landolt, Patrik und Thorsten Stecher. "Mich bewegt die Erinnerung. 'Ernst S.': Meisterstück einer bis heute aktuellen Geschichtsaufarbeitung." *Die Wochenzeitung* 13. September 1996: 25-26.

Lang, Gustav A. "Schmerzliche Gedenktage – aber auch: Gelernte Lektion." *Der Bund* 5. März 1988: 3.

Lang, Josef. "Das Ende eines Kulturkampfes. Mit dem Abschluss der Arbeit der Historikerkommission geht auch der dreissigjährige Kulturkampf um den Zweiten Weltkrieg zu Ende." *Tages-Anzeiger* 3. April 2002: 11.

Lau, Jörg. "Die Geschichte ist kein Friedhof. Paul Ricœur, der Nestor der französischen Philosophie, spricht über das Holocaust-Mahnmal, die Grünen, die Krise des Wohlfahrtsstaates und die Zukunft der Philosophie." *Die Zeit* 8. Oktober 1998: 68-72.

Leber, Hugo. "Faschist." *Tages Anzeiger Magazin* 4. März 1972: 5.

Lehmann, Hans. "Gedenkfeiern für die Pogrome von 1938." *Der Bund* 8. November 1988:1-2.

Leibundgut, Yvonne. "Transparenz statt Geheimhaltung. Das Öffentlichkeitsgesetz soll die Entscheide der Verwaltung transparent machen." *Der Bund* 13. Februar 2003: 7.

Lerch, Fredi. "W.M. Diggelmanns Hinterlassenschaft. Hommage zum 20. Todestag eines nonkonformistischen Schriftstellers." *WochenZeitung* 3.4.1999: 17.

Lerch, Fredi, Lotta Suter, Niklaus Meienberg und Otto F. Walter, "Vorschlag zur Unversöhnlichkeit." *Die Wochenzeitung* 30.5.1984: 60.

Liniger, Beat. "Mit der Armbrust gegen die ‚Shoah'." *Tages-Anzeiger* 30. Juli 1998: 9.

Linsmayer, Charles. "'. . . dann reisse ich wenigstens eine meiner Seelen aus.' Am 5. Juli 2002 wäre der 1979 verstorbene Schriftsteller Walter Matthias Diggelmann 75 Jahre alt geworden. Gegenwärtig macht eine Werkausgabe sein Schaffen neu zugänglich." *Der Bund* 29. Juli 2002: Z1.

---. "Ich aber weiss, dass alle Dinge nur einmal sind: Am 14. Januar jährt sich der Geburtstag Kurt Guggenheims zum hundertsten Male." *Der Bund* 13. Januar 1996: Z1.

---. "Litt er unter dem NZZ-Syndrom? Eine hoch problematische Dissertation sucht das Verhältnis zwischen Max Frisch und der NZZ nachzuzeichnen." *Der Bund* 4.Dezember 2003: 33.

---. "Schweizer Befindlichkeit, literarisch hinterfragt." *Der Bund* 1. November 2001: 8

---. "Unbeugsam. Ein Memento für Walter Matthias Diggelmann." *St. Galler Tagblatt* 5. Juli 2002: SMD-Dokument.

Lippuner, Heinz und Heinrich Mettler. "Tell und kein Ende." *Das Magazin* 26. Juli 1980: 15-20.

Loetscher, Hugo. "Ungewöhnliche Stichwörter zu einem ungewöhnlichen Marxisten." *Tages Anzeiger Magazin* 14. Juli 1973: 14-21.

Löffler, Sigrid. "Schweizer Agamemnon." *Brigitte Sonderheft Bücher* 1988: 44.

Maise, Felix. "Armeeführung war in katastrophalem Zustand. Der Historiker Hans Ulrich Jost über die Schweiz im 2. Weltkrieg und die Gründe, weshalb sie vom Krieg verschont blieb." *Tages-Anzeiger* 4. August 1989: 2.

Maissen, Thomas. "Äusserer Zwang oder Schweizer Kontinuitäten? Die bisherigen Forschungen zur Flüchtlingspolitik 1933-45." *Neue Zürcher Zeitung* 9. Dezember 1999: 15.

---. "Das ‚Pogrom von Thalwil'. Zum Sprachgebrauch bei der Aufarbeitung von Vergangenem." *Neue Zürcher Zeitung* 6. November 2001: 15.

---. "Das Schweizer Phänomen Aktivdienstgeneration." *Neue Zürcher Zeitung* 14. August 1999: 15.

---. "Die Schweiz im Kalten Krieg." *Neue Zürcher Zeitung* 26. Oktober 1999: 76.

---. "Hindernisse und Hilfen hiesiger Zeitgeschichte. Die Bestände des Archivs an der ETH." *Neue Zürcher Zeitung* 25. Juni 1999: 15.

---. "Hochgemuter Pessimismus. Zum Selbstverständnis einer Generation." *Neue Zürcher Zeitung* 19. Juli 2000: 15.

---. "Schweizer Mühen mit der Kriegsgeschichte. Staatlich beeinflusste Historiographie bis in die sechziger Jahre." *Neue Zürcher Zeitung* 1. Dezember 1999: 15.

---. "Verhaltene Debatten über die Weltkriegszeit. Wissenschaftliche Tagung über Geschichtskommissionen." *Neue Zürcher Zeitung* 3. März 2003: 9.

---. "Worum ging es in der Weltkriegsdebatte? Die Krise der 1990er Jahre als eine Frage der politischen Moral." *Neue Zürcher Zeitung* 6. August 2003: 15.

"Manifest vom 21. Januar 1997." 22. September 2003 <http://www.iis.ee.ethz.ch/~neeri/politics/manifest/MAN_ GE.html>.

Marchi, Otto. "Anpasser oder Patriot?" *Die Weltwoche* 3. März 1976: 50.

---. "Aus dem Gänsefüßchen-Land." *Süddeutsche Zeitung* 2. Oktober 1998: 45-?.

---. "Sind die wahren Tellen ausgestorben?" *Tages-Anzeiger* 31. Juli 1997: 2

Martin, Marie-Claude und Christine Salvadé. "Frédéric Gonseth n'aime pas cette Suisse qui ne veut pas savoir." *Le Nouveau Quotidien* 14. Februar 1997: 34.

Mattioli, Aram. "Hohepriester der Wahrheit oder notorische Falschmünzer? Historiker im Labyrinth der Wahrheitssuche." *Neue Zürcher Zeitung* 31. Januar 1998: 83.

"Max Frischs ‚Andorra' / Uraufführung im Schauspielhaus." *Tages Anzeiger* 4. November 1961.

Mazenauer, Beat. "Das Leben erschreiben.Walter Matthias Diggelmann (1927-1979). " *Solothurner Zeitung* 11. Mai 1999: 5b.

"Medienmitteilung vom 6. September 1998." *SVP des Kantons Zürich.* 8. August 2003 <http://www.svp-zuerich.ch/medien/980902bachtel.htm>.

Meienberg, Niklaus. "Blättern in einem politischen Archiv." *Tages Anzeiger Magazin* 14. Juni 1975: 6-15.

---. "Entgegnung auf Leserbriefe." *Tages Anzeiger Magazin* 22. September 1973: 2.

---. "Getroffen und betroffen (Leserbrief)." Tages *Anzeiger Magazin* 17. Mai 1980: 4.

---. "Tod durch Erschiessen 1942-1944." *Tages Anzeiger Magazin* 11. August 1973: 10-17.

---. "Tod durch Erschiessen 1942-1944 (Teil II)" *Tages Anzeiger Magazin* 18. August 1973: 16-17.

Meier, Jörg. "Ein Nestbeschmutzer wird salonfähig: Niklaus Meienberg—Vor 10 Jahren wählte der Journalist und Schriftsteller den Freitod." *Neue Zürcher Zeitung* 10. November 2003: 37.

Meier, Simone. "'Der gedächtnisfreie Eidgenoss'. SchriftstellerInnen zur Schweizer Geschichte." *Die Wochenzeitung* 14. Februar 1997: 17-28.

Meiler, Oliver. "Noltes neuer ‚Vergleich'. In Italien vergleicht der deutsche Historiker Ernst Nolte Israel mit NS-Deutschland." *Tages-Anzeiger* 9. Mai 2003: 63.

Mensch, Christian. "Bergier-Bericht: Das Geschichtsbild. Wie ein Klunker den Diamanten überstrahlte." *Die Weltwoche* 23. August 2001: 11.

---. "Die hohe Zeit der Lippenbekenntnisse. Alle sprechen vom Öffentlichkeitsprinzip. Doch keiner will es anwenden." *Die Weltwoche* 1. Oktober 1998: 17-18.

---. "Flüchtlingsbericht: Spielraum des Einzelnen." *Die Weltwoche* 16. Dezember 1999: 19.

Merki, Martin. "Luzern war 'Hochburg des Köpfens." *Neue Luzerner Zeitung* 8. März 2003: 50.

Meyer, Theo. "Die Geschichte hat uns eingeholt." *Basler Zeitung* 17. Januar 1997: 61.

"Mit Hitler im Herzl." *Der Bund* 16. Dezember 1988: 35.

Morandi, Pietro und Matthias Kunz. "Vergangene Zukunft. Das schweizerische Geschichtsbild als aussenpolitische Last." *Neue Zürcher Zeitung* 24. Juni 2000: 98.

Müller, Emil. "Europa-Kundgebungen von Gewalt überschattet." *Der Bund* 25. September 1995: 9.

Müller, Felix. "Jenseits von Toblerone und Matterhorn. Die Auswirkungen der Raubgold-Debatte auf das Image der Schweiz in den USA." *Neue Zürcher Zeitung* 19. Dezember 1998: 78.

---. "Schlechtes Zeugnis für den Musterknaben. Schweizer Aussenpolitik nach der Affäre um nachrichtenlose Vermögen und Raubgold." *Neue Zürcher Zeitung* 19. Dezember 1998: 77.

---. "Was hat General Guisan nun wirklich gesagt?" *Die Weltwoche* 14. März 1985: SMD-Dokument.

Müller, Georges. "Hilfe, mein Mann ist ein Held. ‚Riesenstress' für die Familie von Christoph Meili, der alte Akten der Bankgesellschaft entwendete und vor der Vernichtung bewahrte." *ZüriWoche* 23. Januar 1997: 1.

Müller, Laurenz. "Zwischen Heldentum und Kollaboration. Der politische Diskurs prägt die Sicht auf die Vergangenheit stark mit." *Der Bund* 20. April 2002: z3.

Müller, Martin. "'Hitler auf dem Rütli' oder: Die Suche nach einer bösen Vergangenheit." *Neue Zürcher Zeitung* 2. Oktober 1984: 45.

Müller, Peter. "Ist die Schweiz eine Insel?" *St. Galler Tagblatt* 10.3.2003. SMD-Dokument.

Muschg, Adolf. "Das Trauma der Unschuld." *Die Weltwoche* 10. Juli 1997: 76-78.

---. "Die Schweizer Politik und die Sache der Literatur." *Neue Zürcher Zeitung* 12. August 1994: 13- 14.

---. "Ein Land kommt sich abhanden." *Die Zeit* 26. März 1998: 46-49.

---. "Gekränkte Schweiz – und jetzt? Adolf Muschgs Rede zum 50. Jahrestag des Endes des Zweiten Weltkrieges." *Die Weltwoche* 7. Mai 1995: 45-46.

---. "00:00 Wenn Auschwitz in der Schweiz liegt." *Tages-Anzeiger* 24. Januar 1997: 2.

---. "Unbewältigte Schweizerische Vergangenheit? Ein Versuch, sich die Hände zu waschen." *Die Weltwoche* 22. April 1966: 25.

---. "Ungetrübter Blick zurück. Die Schweiz vor der eigenen Neugründung." *Frankfurter Allgemeine Zeitung* 7. Oktober 1999: Z3-Z4.

---. "Von der Nationalität zur Bestialität." *Die Weltwoche* 28. September 1995: Z10.

"Nicht tabuisiert." *Tages-Anzeiger* 12. Januar 1996: 11.

"Nie mehr gleichgültig sein." *Der Bund* 10. November 1988: 26.

"Nur 27 'EU-Gemeinden'." *Neue Zürcher Zeitung* 6. März 2001: 15.

Nüssli, Ester. "Ein Stein am Waldrand erzählt eine Geschichte." *Neue Luzerner Zeitung* 29. Oktober 2001: 31.

Obermüller, Klara "Gang durch die Katakomben der Kindheit." *Die Weltwoche* 25. August 1988: 64.

"Öffentlichkeitsprinzip in Solothurn." *Neue Zürcher Zeitung* 26. Februar 2001: 12.

Ott, Bernhard und Alexander Sury. "Die grosse und die kleine Schweizer Geschichte." *Berner Tagwacht* 26. September 1988: 3.

"Paradeplatz als Hyde Park Corner." *Tages-Anzeiger* 7. März 1998: 1.

Parma, Viktor. "Holocaust-Krise: Bundesrat im Sturmtief." *Blick* 28. 12. 1997: A17.

Pöhner, Ralph. "Die schwarzen Schatten der Geschichte." *Facts* 11. September 1997: 134.

Raeber, Gertrud. "Ich bin Schriftsteller geworden, um zu verstehen." *Aargauer Tagblatt* 14. Oktober 1995: 10.

Ramspeck, Jürg. "Die letzte Zeit im Leben von Niklaus Meienberg und ein kurzer Rückblick auf die vielen Jahre, in denen N.M. mit der ‚Weltwoche' durch Mitarbeit verbunden war." *Die Weltwoche* 30. September 1993: 26.

Rauber, Urs. "Die grosse Wut des Max Frisch." *NZZ am Sonntag* 14. Dezember 2003: 87.

Rederlechner, Hanspeter. "Eine Geschichte aus dem Patriarchat erzählt." *Solothurner Zeitung* 25. August 1988: 3.

Reichlin, Linus. "Schweizer, die für Hitler kämpften (1. Teil)." *Die Weltwoche* 27. Oktober 1994: 21.

---. "Schweizer, die für Hitler kämpften (2. Teil)." *Die Weltwoche* 3. November 1994: 21.

Reinacher, Pia. "'Abschied von frommem Aberglauben.' Die Schriftsteller Muschg, Hürlimann und Weber über Literatur und Politik." *Tages-Anzeiger* 18. Februar 1994: 1-5.

---. "Schriftsteller als Vordenker?" *Tages-Anzeiger* 18. Februar 1994: 6.

---. "Vom Veralten der Vaterlandskritik." *Tages-Anzeiger* 22.05.1998: 63.

Reinacher, Pia und Philipp Löpfe. "Auch ich schimpfe auf die Schweiz und meine damit die Welt." *Tages-Anzeiger* 22. März 2000: 71.

Reinhart, Stefan. "Alfred A. Häsler schrieb seine Biographie. 'Am liebsten würde ich bis elf Uhr schlafen!'" *Schweizer Illustrierte* 28. Oktober 1996: 16.

Riest, Urs. "Ein Mahnmal für Abgewiesene." *Basler Zeitung* 26. Januar 2000: 29.

Rings, Werner. "Replik auf Prof. Walther Hofer. Darum blieb die Schweiz verschont." *Schweizer Illustrierte* 16. Oktober 1989: 118.

Rohner, Markus. "Vom schwierigen Umgang mit einem Helden. Für seine Hilfe an jüdischen Flüchtlingen hat der St. Galler Polizeikommandant Paul Grüninger schwer bezahlt." *Der Bund* 16. März 2001: 15.

Rohrer, Jürg. "Eisenskulptur auf Schweizer Reise." *Tages-Anzeiger* 6. März 1998: 17.

Ross, Jan. "Die Geister des Pralinengipfels. Sieben Intellektuelle, darunter Umberto Eco, Adolf Muschg und Jürgen Habermas, plädieren für ein neues Selbstbewusstsein der Europäer." *Die Zeit* 5. Juni 2003: 35-36.

Rüedi, Peter. "Kein anderer Nihilismus als die Sünde wider den Geist. Zum Tode des Schriftstellers Otto F. Walter: Abschied von einem radikaldemokratischen Rebellen." *Die Weltwoche* 29. September 1994:1-2.

Ruggle, Walter. "Die Scheu vor der Vergangenheit." *Tages Anzeiger* 20. September 1996: 85.

Ryback, Timothy W. "Hitler's Lost Family. What became of the Führer's relatives? The closest live in the suburbs of New York." *The New Yorker* 17. Juli 2000: 46-57.

Ryser, Monique. "Holocaust-Krise: Heute heisse Bundesratssitzung. 4 Wege aus dem Schlamassel." *Blick* 15. Januar 1997: 2.

Said, Edward. "The Public Role of Writers and Intellectuals." *The Nation* 17. September 2001. 2. März 2003 <http://www.thenation.com/>.

Schaad, Isolde. "Eine Gesinnungsfrage. Wo bist du heute, Niklaus?" *Wochenzeitung* 4. November 1999: 19.

Schade Edzard und Hans Stutz. "Die Medien müssten streiten. Otmar Hersche, SR DRS, Max Frenkel, NZZ, und Stefan Keller, WoZ, zur Schweizer Geschichtsdebatte." *Klartext* 12. April 2001: 10-16.

Schär, Markus. "Ich hoffe, dass meine Fähigkeit zunimmt, gelassen radikal zu denken und zu fühlen." *Sonntagszeitung* 29. Mai 1988: 33-34.

Schaub, Martin. "Die Gegenwart der Vergangenheit. Rückblick auf den Rückblick." *Die Wochenzeitung* 13. September 1996: 28.

Scheidegger, Urs W. "Mittels Sprache zur Wahrheit vordringen. Mit Otto F. Walter ist ein Autor gestorben, der die Schweizer Literatur entscheidend mitgeprägt hat." *Solothurner Zeitung* 26. September 1994: 5.

Schirrmacher, Frank. "Die Farbe des Goldes. Adolf Muschgs Appell an sein stürzendes Land." *Frankfurter Allgemeine Zeitung* 13. Mai 1997: 39.

Schlappner, Martin. "'Die Erschiessung des Landesverräters Ernst. S.'." *Neue Zürcher Zeitung* 12. März 1976: 77.

Schlüer, Ulrich. "Lausbuben." *Schweizerzeit* 2. Dezember 1999. 22. September 2003 <http://www.schweizerzeit.ch/ 2799/leit.htm>.

"Schluss mit der Geheimniskrämerei." *Der Bund* 20. April 2000: 14.

Schnüriger, Bert. "Was wie eine Siegesfeier aussieht, ist ein Totengedenktag." *Neue Luzerner Zeitung* 15. November 2000: 31.

Schoch, Jürg. "Bildstörungen. Nazi-Gold, jüdische Vermögen - wo ist die Schweizer Historiker-Debatte?" *Tages-Anzeiger* 21. September 1996: 2.

---. "14 Filme. Begleitete US-Tournee." *Tages-Anzeiger* 24.Juni 1997: 2.

Schütt, Julian. "Nichts ist schrecklicher als die Normalität." *Die Weltwoche* 7. August 1999: 39.

Schwaar, Karl. "Geschichte und Geschichten, Fakten und Fiktionen." *Sortiment* 1 /12. Januar 1989: 16-17.

Schweizerische Depeschenagentur (SDA). "Empörung im deutschen Bundestag über Jenninger-Rede." 10. November 1988: SMD-Dokument.

---. "50. Jahrestag des Rütlirapports von General Guisan: Der Réduit-Gedanke wurde zum Inbegriff des Widerstandswillens." 21. Juli 1990: SMD-Dokument.

---. "Gedenkfeier auf dem jüdischen Friedhof in Bern mit Bundesrat Cotti." 9. November 1988: SMD-Dokument.

---. "Hürlimann-Stück kann in St. Gallen aufgeführt werden." 22. August 1984. SMD-Dokument.

---. "Mit Klunker gegen 'Diamant-Ideologiepaket': 'Armee geht mit *Diamant* ins geschichtliche Reduit'." 7. August 1989: SMD-Dokument.

---. "Neonazi dürfen in Winterthur doch nicht marschieren." 9. November 1988: SMD-Dokument.

---. "Oesterreichs schwieriger Gedenktag." 6. März 1988: SMD-Dokument.

---. "Trendsellerliste - die meistverkauften Bücher der Woche." 31. August 1988: SMD-Dokument.

---. "Trendsellerliste - die meistverkauften Bücher der Woche." 12.Oktober 1988. SMD-Dokument.

Somm, Markus. "Die Reprivatisierung der Geschichte. Die Firmen-Akten der Bergier-Kommission gehen zurück an die Wirtschaft." *Tages-Anzeiger* 6. Juli 2001: 10.

"*Spiegel*-Gespräch. 'Ich fürchte das Melodramatische'." *Der Spiegel* 12. März 2001: 228.

Stauffer, Paul. "Kriegsverschonte Insel in Hitlers Europa. Die umstrittene Politik der Schweiz gegenüber Flüchtlingen aus und vor dem ‚Dritten Reich'." *Frankfurter Allgemeine Zeitung* 12. März 2002: 9-10.

Steinbach-Reimann, Hacke. "Interview mit Jürgen Kocka. Zum Thema: ‚Neubeginn und Entwicklung der deutschen Geschichtswissenschaft in den 1950/60er Jahren'." 15. Juli 1999. 6. Januar 2003 <http://www.hsozkult.geschichte.hu-berlin.de>.

Steinert, Hajo. "Ein Wirbelsturm an Phantasie und Witz." *Tages-Anzeiger* 11. Mai 1996: 57.

---. "'Ich habe meine Arbeiten immer als politisch empfunden': Ein Geburtstagstelefonat mit Urs Widmer zum Sechzigsten." *Basler Zeitung* 20. Mai 1998: 45.

Stocker, Lisa. "Tropische Blüten im Laufner Brauereichäller." *Basler Zeitung* 28, Januar 1997: 351.

Stumm, Reinhardt. "Er kämpfte mit den Waffen der Literatur. Heute wäre Walter Matthias Diggelmann 75 Jahre alt geworden." *Tages-Anzeiger* 5. Juli 2002: 53.

"Subjektiver Umgang mit der Realität." *Neue Zürcher Nachrichten* 14. September1988: SMD-Dokument.

Suter, Lotta. "Schweizerspiegel in Splittern." *Die Wochenzeitung* 26. August 1988: 17-18.

Tanner, Jakob. "'Die Schweiz hatte wieder einmal Glück.' Edgar Bonjours Geschichtsschreibung zwischen Wissenschaft und Volkserziehung." *Folio* August 1991: 32-35.

---. "Nationale Identität und kollektives Gedächtnis." *Neue Zürcher Zeitung* 31. Januar 1998: 81.

---. "'Oben wurde pensioniert. Unten wurde füsiliert.' Was 'Ernst S.' für die Geschichtsschreibung der Schweiz bedeutet." *Die Wochenzeitung* 13. September 1996: 27-28.

Temperli, Silvio. "Was die Schulbücher verschweigen. Zu Urs Faes' drittem Roman 'Sommerwende'." *Bündner Zeitung* 23. Juni 1990.

"Thomas Hürlimann - Literaturpreisträger 1997 – Dankesrede." *Konrad-Adenauer-Stiftung e.V.* 1. April 2004 <http://www.kas. de/stiftung/preise/literaturpreis/580_webseite.html> .

Thuswaldner, Anton. "Die Langeweile hat keine Chance." *Salzburger Nachrichten* 25. Oktober 1996: Diogenes Pressematerial.

Tobler, Konrad. "Zum 100. Geburtstag von Konrad Farner. Dieser Mann galt als Staatsfeind Nr. 1." *Berner Zeitung* 11. Juli 2003: 2.

Tremp, Urs. "Ein Stich in die Seele der Westschweizer." *Sonntagszeitung* 6. Februar 1994: 11.

Tschopp, Andreas. "Totgeschwiegene Fragen gestellt." *Aargauer Zeitung* 30. November 2001: 3.

Ubenauf, Georg. "Bundesrat Hürlimanns dichtender Sohn feiert Weltpremiere in der Schweiz!" *Blick* 10. Oktober 1981: 20.

---. "Das Problem des Fremdlings im eigenen Land." *Luzerner Neuste Nachrichten* 4. Oktober 1980: SMD-Dokument.

---. "Nach der Theater-Premiere: Ein Kuss – und ein Lob von Papa für Bundesrats-Sohn Hürlimann." *Blick* 17. Oktober 1981: 2.

Ubenauf, Georg und Jürg Zbinden. "Bundesrat Hürlimanns Sohn macht Furore mit Hitler-Buch." *Blick* 11. Oktober 1980: 3.

Uçtum, Yasemin. "Verfechter der historischen Genauigkeit schlagen zu." *Oltner Tagblatt* 30. November 1988: 8.

"Ungarns Freiheitskampf. Aus Leserbriefen an die 'NZZ'." *Neue Zürcher Zeitung* 13. November: Blatt 2. Morgenausgabe.

"Ungarns Freiheitskampf. Aus Leserbriefen an die 'NZZ'." *Neue Zürcher Zeitung* 16. November: Blatt 10. Abendausgabe.

van Orsouw, Michael. "Die Lügengebäude in den Schulstuben." *Facts* 3. Oktober 1996: 40.

Vanoni, Bruno. "Entscheid nicht den Historikern überlassen." *Tages-Anzeiger* 5. März 1997: 11.

Vogel, Benedikt. "Eine Provokation wie geschaffen für die Schweiz." *Basler Zeitung* 22. Dezember 1998: 3.

von Matt, Beatrice. "'Brüderlich-schwesterliche Gemeinschaft'." *Neue Zürcher Zeitung* 16./17. Juli 1988: 57.

---. "Familiensaga und Landesgeschichte. Der Roman 'Zeit des Fasans"'– Otto F. Walters Opus magnum." *Neue Zürcher Zeitung* 26. August 1988: 27.

---. "In Erinnerung an Otto F. Walter." *Neue Zürcher Zeitung* 25. September 1994: 17.

von Matt, Othmar und Thomas Senn. "Ewig stumm, ewig blind, ewig taub. Jetzt erhält die Schweiz für ihre Selbstgefälligkeit und ihre selbstgewählte Isolation die Retourkutsche." *Sonntagszeitung* 12. Januar 1997: 15.

von Matt, Peter. "Tückische Kurzweil." *Die Zeit* 4. Oktober 1996: 7.

"Vox-Analysen." 3. Februar 2004 <http://www.polittrends.ch/abstimmungen/abstimmungsanalysen/vox-analysen/>.

Walter, Otto F. "Fortführung der Avantgarde." *Die Wochenzeitung* 8. Oktober 1993: 19.

--. "Unbewältigte Schweizerische Vergangenheit? Drei Vorbemerkungen." *Die Weltwoche* 11. März 1966: 25-26.

Wamister, Christoph. "Von der zunehmenden Schärfe des Urteils." *Basler Zeitung* 5. Januar 2000: 8.

Weber, Werner. "Ueber Friedrich Dürrenmatt: Ausschnitte aus einer Rede." *Neue Zürcher Zeitung* 14. Januar 1961: 1 (Morgenausgabe).

Werner, David. "Autor Walter Matthias Diggelmann wäre heute 75. Er kam von ganz unten." *Blick* 5. Juli 2002: 13.

Widmer, Sigmund. "Einseitig belastend. Zum Bergier-Bericht über die Flüchtlingspolitik." *Schweizerzeit* 17. Dezember 1999. 22. September 2003 <http://www.schweizerzeit.ch/2799/leit.htm>.

Widmer, Thomas. "Der lange Marsch von rechts nach links. Max Frisch als konservativer Landesverteidiger: Eine Biografie beleuchtet die Anfänge des späteren Vorzeigelinken." *Facts* 14. August 1997: 104.

---. "Verstaubt und Versteinert." *Facts* 1. Oktober 1998: 146.

Wiget, Carl J. "Alfred A. Häsler, ein Zeitzeuge und Mahner wird 80. Der ‚Brückenbauer' sprach mit dem Buchautor und Journalisten über Flüchtlinge, Menschlichkeit und markante Macher." *Der Brückenbauer* 13. März 2001: 78-80.

"Wissenschaftsfreiheit - Lücken gefüllt." *Neue Zürcher Zeitung* 16. November 2002: 95.

"Wohlwollend bis kritisch." *Solothurner Zeitung* 6.September 1988: 29.

Wolfe, Tom. "Dichter in den Dreck. Manifest für den grossen wahren Roman." *Transatlantik* 3 (1990): 14-22.

Wottreng, Willi. "800 Seiten dick ist der neue Zwischenbericht der Bergier-Kommission. Manche möchten ihn am liebsten in den Schubladen verschwinden lassen." *Die Weltwoche* 9. Dezember 1999: 26.

Wunderlich, Werner. "Vom gewöhnlichen Schmerz der Erinnerung." *Rhein-Neckar-Zeitung* 2./3. Dezember 1989.

"Wunderliche Reise in eine phantastiche Welt." *Der Bund* 31. Oktober 1996: 9.

Wüthrich, Georges. "Holocaust-Krise: Grosse Versöhnung in New York." *Blick* 15. Februar 1997: 4.

---. "Schweiz als Holocaust-Handlanger bezeichnet." *Blick* 25. November 1999: 5.

Zala, Sacha. "Forschung, amtl. Verhindert." *Die Weltwoche* 1.7.1999: 23.

---. "Wäre es da nicht einfacher, das Völk löste die Historiker-Kommission auf und wählte eine andere?" *Aargauer Zeitung* 23.3.2002: *AZ Weekend.*

"Zensur für Schriftsteller Thomas Hürlimann, den Sohn des Altbundesrates." *Blick* 23. Juli 1984: 2.

Ziegler, Jean. "Warum haben wir keine Intellektuellen?" *Die Weltwoche* 2. September 1999: 51.

Zihlmann, Oliver. "Die braune Saat der BGB-Parteil." *Sonntagszeitung* 19. März 2000: 23.

Zimmermann, Peter. "Niklaus Meienberg beim Bernhard-Apéro." *Neue Zürcher Zeitung* 24. September 1976: 50.

Zingg, Martin. "Ein Erzähler, der ein Leben lang um sein Leben erzählt hat." *Neue Zürcher Zeitung* 5. Juli 2002: 38.

---. "Tastendes Herumlesen. Otto F. Walter im Gespräch." *Die WochenZeitung* 30. September 1994: 17.

"Zum Weinen schön." *Sonntagszeitung* 15.12.2002: 53

Zurlinden, Urs. "Fürs Shoah-Gedenken bitte zum Nebeneingang." *Facts* 19. Februar 1998: 42.

5. Publizierte Gespräche

Dürrenmatt, Friedrich. "Die Schweiz als Wagnis. Gespräch mit Alfred A. Häsler." Zürich: ex libris , 1966. 9-21.

6. Öffentliche Vorträge

"Einleitungsreferat von Dr. Helen B. Junz an der Pressekonferenz vom 29. November 2001." *Pressemitteilungen der UEK* <http://www.uek.ch/de/>.

Renan, Ernest. *Was ist eine Nation? Rede am 11. März 1882 an der Sorbonne.* Übersetzt von Henning Ritter. Hamburg: Europäische Verlagsanstalt, 1996.

Said, Edward. *Representations of the Intellectual: The 1993 Reith Lectures*. London: Vintage, 1994.

Tanner, Jakob. "Forschungsfreiheit und Persönlichkeitsschutz." Referat Stapferhaus. Lenzburg, 2. April 1996: 1-9.

Zala, Sacha. "Geltung und Grenzen schweizerischen Geschichtsmanagements." Vortrag an der Internationalen Wissenschaftlichen Konferenz am Zentrum für Zeithistorische Forschung Potsdam: "Zeitgeschichte als Streitgeschichte. Historische Kontroversen und politische Kultur nach 1945." 20.-22. Juni 2002.

7. Audio-visuelle Quellen

Quack, Josef. Rezension *zu Sommerwende. Buchzeit.* Sender Freies Berlin. III. Programm. Berlin, 27.12.1989.

Karin Wells, "A Little Bit Victim." *The Sunday Edition.* Canadian Broadcasting Corporation (CBC) Radio 16. März 2003.

8. Archive / Elektronische Datenbanken

Archiv für Zeitgeschichte der Eidgenössischen Technischen Hochschule Zürich. Hirschengraben 62 / CH-8001 Zürich.

Max Frisch-Archiv. ETH-Hauptgebäude E 68. Rämistr. 101 / CH-8092 Zürich.

NZZ-Redaktionsarchiv. Falkenstrasse 11 / CH-8021 Zürich.

Schweizer Mediendatenbank AG (smd). Siewerdtstrasse 8 / Postfach / CH-8050 Zürich

Schweizerisches Literaturarchiv (SLA) in der Schweizerischen Landesbibliothek. Hallwylstrasse 15 / CH-3003 Bern.

Weltwoche-Archiv / Bild-und Textdokumentation Schweizer Fernsehen DRS. Fernsehstrasse 1 – 4 / Postfach / CH-8052 Zürich.

9. Gespräche und Korrespondenzen

Angst, Walter. Email an die Autorin. 19. November 2003.

Braese, Stephan. Email an die Autorin. 1. Februar 2003.

Bucheli, Roman. Email an die Autorin. 30. Oktober 2002.

Burkard, Philipp. Email an die Autorin. 4. November 2002.

Dejung, Christof. Email an die Autorin. 3. März 2003.

Faes, Urs. Email an die Autorin. 7. Juni 2003.

---. Email an die Autorin. 22. Oktober 2003.

---. Persönliches Interview. 7. August 2002 in Zürich.

Farner, Sibylle. Email an die Autorin. 17. November 2003.

Hofstetter, Philipp. Email an die Autorin. 13. August 2003.

Höhener, Denise . Email an die Autorin 10. September 2003.

Jost, Hans-Ulrich. Email an die Autorin. 25. November 2002.

---. Email an die Autorin. 28. November 2002.

---. Email an die Autorin. 2. Dezember 2002.

Kaiser, Urs (Archiv der *Neuen Zürcher Zeitung*). Email an die Autorin. 16. September 2003.

Kamber, Peter. Email an die Autorin. 17. September 2003.

---. Email an die Autorin. 22. September 2003.

Keller, Stefan. Email an die Autorin. 2. Nov. 2002.

---. Email an die Autorin. 4. Nov. 2002.

Kreis, Georg. Email an die Autorin. 23. Dezember 2002.

---. Email an die Autorin. 9. Juli 2003.

---. Persönliches Interview. 9. Juli 2003. Basel.

Leslie, Andrea (Bibliothek; Historisches Seminar Basel). Email an die Autorin. 16. Oktober 2002.

Lewinsky, Charles. Email an die Autorin. 19. Januar 2002.

---. Email an die Autorin. 26. Januar 2002.

Linsmayer, Charles. Email an die Autorin. 6. November 2003.

---. Email an die Autorin. 7. Dezember 2003.

Obermüller, Klara. Email an die Autorin. 2. November 2003.

----. Email an die Autorin. 3. November 2003.

Obschlager, Walter. Email an die Autorin. 18. Oktober 2002.

Och, Armin. Persönlicher Brief an die Autorin. 6. Oktober 2003.

Rosenberger, Nicole. Email an die Autorin. 15. März 2002.

Sarasin, Philipp. Email an die Autorin. 19. März 2002.

Schellenberg, Eloisa. Email an die Autorin. 12. März 2002.

Staub, Herbert (Textdokumentation SF DRS). Email an die Autorin. 18. November 2003.

---. Email an die Autorin. 19. November 2003.

Stenberg, Peter. Email an die Autorin. 18. November 2003.

Suter, Lotta. Email an die Autorin. 16. Oktober 2002.

Tanner, Jakob. Email an die Autorin. 2. August 2002.

---. Email an die Autorin. 25. November 2002. Email.

---. Persönliches Interview. 15. Juli 2002 in Zürich.

---. Persönliches Interview. 11. Juli 2003 in Zürich.

Widmer, Urs. Persönliches Interview. 12. Juli 2002 in Zürich.

Winthrop-Young, Geoffrey. Email an die Autorin. 21. Mai 2004.

---. Email an die Autorin. 15. Juni 2004.

Zala, Sacha. Email an die Autorin. 7. April 2002.

---. Email an die Autorin. 16. Mai 2002.

---. Email an die Autorin. 17. September 2002.

---. Persönliches Interview. 10 Juli 2002 in Bern.

10. Forschungsliteratur

Adorno, Theodor W. "Was bedeutet Aufarbeitung der Vergangenheit." *Eingriffe*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1963: 125-166.

Amrein, Ursula. "Kulturpolitik und Geistige Landesverteidigung – das Zürcher Schauspielhaus." *Fünfzig Jahre danach. Zur Nachgeschichte des Nationalsozialismus*. Hrsg. Sigrid Weigel und Birgit R. Erdle. Zürich: vdf Hochschulverlag AG an der ETH Zürich, 1996. 281-324.

Angst, Kenneth, Hrsg. *Der Zweite Weltkrieg und die Schweiz. Reden und Analysen*. Zürich: Verlag Neue Zürcher Zeitung, 1997.

Arnds, Peter. "Into the Heart of Darkness: Switzerland, Hitler, Mobutu, and Joseph Conrad in Urs Widmer's Novel *Im Kongo*." *The German Quarterly* 71.4 (1998): 329-342.

Arnold, Heinz Ludwig, Hrsg. *Literatur in der Schweiz*. München: edition text + kritik, 1998.

---. *Urs Widmer*. München: edition text + kritik, 1998.

Arnold, Heinz und Heinrich Detering, Hrsg. *Grundzüge der Literaturwissenschaft*. München: Deutscher Taschenbuchverlag, 1996.

Assmann, Aleida. *Erinnerungsräume: Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses*. München: C.H. Beck, 1999.

---. "Funktionsgedächtnis und Speichergedächtnis – Zwei Modi der Erinnerung." *Generation und Gedächtnis. Erinnerungen und kollektive Identitäten*. Hrsg. Platt, Kristin und Mihran Dabag. Opladen: Leske + Budrich, 1995. 169-185.

Assmann, Aleida und Ute Frevert. *Geschichtsvergessenheit-Geschichtsversessenheit. Vom Umgang mit deutschen Vergangenheiten*. Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt, 1999.

Assmann, Aleida und Dietrich Harth, Hrsg. *Mnemosyne: Formen und Funktionen der kulturellen Erinnerung*. Frankfurt a.M.: Fischer-Taschenbuchverlag, 1991.

Assmann, Jan. *Das kulturelle Gedächtnis: Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen.* München: C.H. Beck, 1992.

---. „Erinnern, um dazuzugehören. Kulturelles Gedächtnis, Zugehörigkeitsstruktur und normative Vergangenheit." *Generation und Gedächtnis. Erinnerungen und kollektive Identitäten.* Hrsg. Platt, Kristin und Mihran Dabag. Opladen: Leske + Budrich, 1995. 51-75.

---. *Moses der Ägypter. Entzifferung einer Gedächtnisspur.* München: C. Hanser, 1998.

---. *Religion und kulturelles Gedächtnis. Zehn Studien.* München: C.H. Beck, 2000.

Assmann Jan und Tonio Hölscher, Hrsg. *Kultur und Gedächtnis.* Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1988.

Bachtin, Michail M. *Literatur und Karneval. Zur Romantheorie und Lachkultur.* Trans. Alexander Kaempfe. Frankfurt a.M.: Fischer Taschenbuch, 1990.

Berg, Nicolas Jess Jochimsen und Bernd Stiegler, Hrsg. *Shoah, Formen der Erinnerung. Geschichte, Philosophie, Literatur Kunst.* München: Wilhelm Fink, 1996.

Béteille, André. *Ideologies and Iintellectuals.* Oxford: Oxford University Press, 1980.

Biendarra, Anke S. „P(R)OSE millenium.de: Modelle intellektueller Aktivität und Tendenzen der deutschen Gegenwartsliteratur in den 90er Jahren." Dissertation University of Washington, 2003.

Birrer, Sibylle, Reto Caluori, Kathrin Lüssi und Roger Sidler. "Nachfragen und Vordenken – eine Einleitung." *Nachfragen und Vordenken. Intellektuelles Engagement bei Jean Rudolf von Salis, Golo Mann, Arnold Künzli und Niklaus Meienberg.* Zürich: Chronos, 2000.

Bogdal, Klaus-Michael. *Historische Diskursanalyse der Literatur: Theorie, Arbeitsfelder, Analysen, Vermittlung.* Opladen: Westdeutscher Verlag, 1999.

---. *Neue Literaturtheorien. Eine Einführung.* Opladen: Westdeutscher Verlag, 1990.

Boggs, Carl. *Intellectuals and the Crisis of Modernity.* Albany: State University of New York Press, 1993.

Böhler, Michael. "'Auch hierzulande reden wir vom Heute, als stünde kein Gestern dahinter.'– Literarischer Umgang mit der Vergangenheit des Zweiten Weltkriegs in der Schweiz." *Gedächtnis, Geld und Gesetz. Vom Umgang mit der Vergangenheit des Zweiten Weltkrieges.* Hrsg. Jakob Tanner und Sigrid Weigel. Zürich: vdf Hochschulverlag AG an der ETH Zürich, 2002. 145-178.

---. "Der 'neue' Zürcher Literaturstreit. Bilanz nach zwanzig Jahren." *Kontroversen, alte und neue Akten des VII. Internationalen Germanisten-Kongresses Göttingen 1985. Formen und Formgeschichte des Streitens. Der Literaturstreit.* Band 2. Hrsg. Franz Josef Worstbrock und Helmut Koopmann. Tübingen: Max Niemeyer, 1986. 250-262.

Böhme, Hartmut, Peter Matussek und Lothar Müller, Hrsg. *Orientierung Kulturwissenschaft. Was sie kann, was sie will.* Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch, 2000.

Braese, Stephan. Holger Gehle, Doron Kiesel und Hanno Loewy, Hrsg. *Deutsche Nachkriegsliteratur und der Holocaust.* Frankfurt a.M.: Campus, 1998.

Braese, Stephan, Hrsg. *In der Sprache der Täter. Neue Lektüren deutschsprachiger Nachkriegs- und Gegenwartsliteratur.* Opladen/Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, 1998.

Bretscher-Spindler, Katharina. *Vom Heissen zum Kalten Krieg. Vorgeschichte und Geschichte der Schweiz im Kalten Krieg 1943 bis 1968.* Zürich: Orell Füssli, 1997.

Brieler, Ulrich. *Die Unerbittlichkeit der Historizität. Foucault als Historiker.* Köln: Böhlau, 1998.

Brink, Cornelia. *Auschwitz in der Paulskirche. Erinnerungspolitik in Fotoausstellungen der sechziger Jahre.* Marburg: Jonas, 2000.

Brumlik, Micha. "Gedenken in Deutschland." *Generation und Gedächtnis. Erinnerungen und kollektive Identitäten.* Hrsg. Platt, Kristin und Mihran Dabag. Opladen: Leske + Budrich, 1995. 115-130.

Bublitz, Hannelore, Andrea D. Bührmann, Christine Hanke, et al., Hrsg. *Das Wuchern der Diskurse. Perspektiven der Diskursanalyse Foucaults*. Frankfurt a.M.: Campus, 1999.

Bugmann, Urs. "Die Schweiz und andere Mythen. Urs Widmers Umgang mit seinem Land und seiner Geschichte." *Urs Widmer*. Hrsg. Arnold, Heinz Ludwig. München: edition text + kritik, 1998. 65-74.

Butler, Thomas, Hrsg. *Memory. History, Culture and the Mind*. Oxford: B. Blackwell, 1989.

Butzer, Günter. *Fehlende Trauer. Verfahren epischen Erinnerns in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur*. München: Wilhelm Fink, 1998.

Caduff, Corina und Michael Gamper, Hrsg. *Schreiben gegen die Moderne. Beiträge zu einer kritischen Fachgeschichte der Germanistik in der Schweiz*. Zürich: Chronos, 2001.

Caruth, Cathy. *Unclaimed Experience: Trauma, Narrative and History*. Baltimore: Johns Hopkins University Press, 1996.

Chiquet, Simone, Hrsg. *‚Es war halt Krieg'. Erinnerungen an den Alltag in der Schweiz 1939-1945*. Zürich: Chronos, 1992.

Connerton, Paul. *How Societies Remember*. Cambridge: Cambridge University Press, 1989.

Craig, John E. "Sociology and the Related Disciplines between the Wars: Maurice Halbwachs and the Imperialism of the Durkheimians." *The Sociological Domain: The Durkheimians and the Founding of French Sociology*. Hrsg. Philippe Besnard. Cambridge: Cambridge University, 1983. 263-289.

Daviau, Donald G. und Harvey I. Dunkle. „Friedrich Dürrenmatt's *Der Besuch der alten Dame*: A Parable of Western Society in Transition." *Modern Language Quarterly* 35/3 (September 1974): 302-316.

David, Thomas, Luc van Dongen und Marietta Meier, Hrsg. *Non-lieux de mémoire – Erinnern und Vergessen. traverse. Zeitschrift für Geschichte – Revue d'histoire* 16.1 (1999).

Deleuze, Gilles und Felix Guattari, *Kafka. Für eine kleine Literatur.* Übersetzung Burkhart Kroeber. Frankfurt: Suhrkamp Verlag, 1976.

Demandt, Alexander. *Ungeschehene Geschichte.* Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 1984.

Demetz, Peter. "Die Schweiz: Zartbitter." *Fette Jahre, magere Jahre: Deutschsprachige Literatur von 1965 bis 1985.* München: Piper, 1988: 292-299.

Denman, Mariatte. "'If Auschwitz were in Switzerland . . .' German Swiss Intellectuals Respond to the Nazi Gold Affair." *New German Critique* 85 (Winter 2002): 167-191.

Diner, Dan. "Negative Symbiose. Deutsche und Juden nach Auschwitz." *Babylon. Beiträge zur jüdischen Gegenwart* 1 (1986): 9-20.

Dreyfus, Madeleine. "Insel Schweiz: Von der Illusion, die Geschichte nicht verarbeiten zu müssen." *Fünfzig Jahre danach. Zur Nachgeschichte des Nationalsozialismus.* Hrsg. Sigrid Weigel und Birgit R. Erdle. Zürich: vdf Hochschulverlag AG an der ETH Zürich, 1996. 347-375.

Dudek, Peter. "'Vergangenheitsbewältigung'. Zur Problematik eines umstrittennen Begriffs." *Aus Politik und Zeitgeschichte* B1-2/92 (3.1.1992): 44-53.

Durkheim, Émile. *Die Regeln der soziologischen Methode.* Neuwied/Berlin: Luchterhand, 1961.

Eigenmann, Dominik. "Der Mensch in der Geschichte – Das Geschichtsbild in Otto F. Walters Roman 'Zeit des Fasans'." Seminararbeit Universität Zürich,1988.

Engels, Friedrich. "Der Schweizer Bürgerkrieg." *Gesammelte Werke* Bd. IV. Berlin/DDR: Dietz, 1972: 391-398.

Epstein Julia und Lori Hope Lefkovitz, Hrsg. *Shaping Losses. Cultural Memory and the Holocaust.* Chicago: University of Illinois Press, 2001.

Eyerman, Ron. *Between Culture and Politics: Intellectuals in Modern Society.* Cambridge, UK: Polity Press, 1994.

Farner, Martha, Lydia Woog, Amalie Pinkus, et al. *"Niemals vergessen!" Betroffene berichten über die Auswirkungen der Ungarn-Ereignisse 1956 in der Schweiz.* Zürich: Limmat Genossenschaft, 1976.

Fehr, Marianne. *Meienberg. Lebensgeschichte des Schweizer Journalisten und Schriftstellers.* Zürich: Limmat: 1999.

Ferrari, Silvia, Josef Lang, Heinz Looser et al. *Auf wen schoss Wilhelm Tell? Beiträge zu einer Ideologiegeschichte der Schweiz.* Zürich: Rotpunktverlag, 1991.

Foppa, Daniel. *Max Frisch und die NZZ.* Zürich: Verlag Neue Zürcher Zeitung, 2003.

Foucault, Michel. *Die Ordnung des Diskurses.* Frankfurt a.M.: Fischer Taschenbuchverlag, 1991.

---. *Language, Counter-Memory, Practice.* Ithaca: Cornell University Press, 1993.

---. "Nietzsche, die Genealogie, die Historie." *Von der Subversion des Wissens.* Frankfurt a.M.: Ullstein, 1978.

Francois, Etienne und Hagen Schulze, Hrsg. *Deutsche Erinnerungsorte.* 3. Bde. München: CH. Beck, 2002.

Frei Berthoud, Annette. "Fakten, Mythen, Erinnerungen. Die unterschiedliche Wahrnehmung und Beurteilung von Aktivdienst und Fraueneinsatz." *Raubgold, Reduit, Flüchtlinge. Zur Geschichte der Schweiz im Zweiten Weltkrieg.* Hrsg. Regina Wecker und Philipp Sarasin. Zürich: Chronos, 1998. 105-119.

Frei, Norbert. *Vergangenheitspolitik. Die Anfänge der Bundesrepublik und die NS-Vergangenheit.* München: CH. Beck,1996.

Freud, Sigmund. "Das Unheimliche." *Das Unheimliche. Aufsätze zur Literatur.* Frankfurt a.M.: Fischer, 1963: 45-84.

---. "Der Mann Moses und die monotheistische Religion. Drei Abhandlungen." *Studienausgabe* Bd. IV. Frankfurt a.M.: S. Fischer, 1974.

Frijda, Nico H. "Commemorating." *Collective Memory of Political Events: Social Psychological Perspectives.* Hrsg. James W. Pennebaker, Dario Paz und Bernard Rime. New Jersey: Lawrence Erlbaum, 1997: 103-127.

Frischknecht, Jürg, Peter Haffner, Ueli Haldimann und Peter Niggli. *Die unheimlichen Patrioten: Politische Reaktion in der Schweiz. Ein aktuelles Handbuch mit Nachtrag 1979-1984.* Zürich: Limmat, 1984.

Frölicher, Hans. "Daten zur Biographie." *Eidgenössiche Technische Hochschule. Archiv für Zeitgeschichte online.* 11. März 2001. 12. März 2003 <http:www.afz.ethz.ch/ handbuch/nachl/ nachlaesseFroelicherHans.htm>.

"Geistige Landesverteidigung." *Historisches Lexikon der Schweiz.* 21. November 2002 <http://www.snl.ch/dhs/externe/protect/textes/D17426.html> (25. August 2003).

Gross, David. *Lost Time. On Remembering and Forgetting in Late Modern Culture.* Amherst: University of Massachusetts Press, 2000.

Grossmann, Stefan. "Kultur als soziales Gedächtnis." 25. Februar 2002 <http://www.ph-freiburg.de/medpaed/archiv/thesenpapier_zu_medientheorien.htm>.

"Groteske." *Duden. Deutsches Universalwörterbuch.* Mannheim: Dudenverlag, 2001.

Gsteiger, Manfred, Hrsg. *Kindlers Literaturgeschichte der Gegenwart: Die zeitgenössischen Literaturen der Schweiz.* München: Kindler, 1974.

Haas, Gaston. *"Wenn man gewusst hätte, was sich drüben im Reich abspielte...". 1941-1943. Was man in der Schweiz von der Judenverfolgung wusste.* Basel und Frankfurt a.M.: Helbing & Lichtenhahn, 1994.

Habermas, Jürgen. *Die postnationale Konstellation. Politische Essays.* Frankfurt: Suhrkamp, 1998.

Haeberlin, Matthias. "Die Berichterstattung über die ‚Diamantfeiern' in der Schweizer Presse und die vermittelten Geschichtsbilder." Seminararbeit Universität Freiburg, 2000.

Halbwachs, Maurice. *Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen*. Berlin und Neuwied: Hermann Luchterhand, 1966.

---. *Das kollektive Gedächtnis*. Stuttgart: Ferdinand Enke, 1967.

---. *The Collective Memory*. New York: Harper & Row, 1951.

Häsler, Alfred A. *Das Boot ist voll. Die Schweiz und die Flüchtlinge 1933-1945*. 2. Auflage/ Zürich/Stuttgart: Fretz und Wasmuth, 1968.

Heiniger, Markus. *Dreizehn Gründe. Warum die Schweiz im Zweiten Weltkrieg nicht erobert wurde*. Zürich: Limmat, 1989.

Hering, Christoph. *Der Intellektuelle als Revolutionär. Walter Benjamins Analyse intellektueller Praxis*. München: W. Fink, 1979.

Hetzer, Tanja und Daniel Wildmann. "Die Schweiz und der Nationalsozialismus. Anmerkungen zu einer Debatte um Forschungsperspektiven und Fragestellungen." *traverse: Zeitschrift für Geschichte, Revue d'histoire* 2 (2000): 123.

Hölscher, Lucian. "Geschichte als 'Erinnerungskultur'." *Generation und Gedächtnis. Erinnerungen und kollektive Identitäten*. Hrsg. Platt, Kristin und Mihran Dabag. Opladen: Leske + Budrich, 1995. 146-168.

Huyssen, Andreas. "The Politics of Identification: ‚Holocaust' and West German Drama." *New German Critique* 80/19: 117-136.

Im Hof, Ulrich und Beatrix Mesmer (Comité pour une nouvelle histoire de la Suisse), Hrsg. *Geschichte der Schweiz – und der Schweizer*. Basel: Helbing & Lichtenhahn, 1983.

Imboden, Max. *Helvetisches Malaise*. Zürich: EVZ, 1964.

Imhof, Kurt. "Entstabilisierungen. Zukunftsverlust und Komplexitätsreduktion in der öffentlichen politischen Kommunikation der 60er Jahre." *Vom Kalten Krieg zur Kulturrevolution. Analyse von Medienereignissen in der Schweiz der 50er und 60er Jahre.*

Krise und sozialer Wandel. Hrsg. Kurt Imhof, Heinz Kleger und Gaetano Romano. Bd. 3. Zürich: Seismo, 1999. 39-40.

Imhof, Kurt, Heinz Kleger und Gaetano Romano, Hrsg. *Zwischen Konflikt und Konkordanz. Analyse von Medienereignissen in der Schweiz der Vor-und Zwischenkriegszeit.* Bd. 1. Zürich: Seismo, 1993.

---. *Konkordanz und Kalter Krieg. Analyse von Medienereignissen in der Schweiz der Zwschen- und Nachkriegszeit.* Bd. 2. Zürich: Seismo, 1996.

---. *Vom Kalten Krieg zur Kulturrevolution. Analyse von Medienereignissen in der Schweiz der 50er und 60er Jahre. Krise und sozialer Wandel.* Bd. 3. Zürich: Seismo, 1999.

Isele, Christina. "Bedeutung der sozialen Bewegungen in der Schweiz." *Sociology in Switzerland* 23. Mai 2002. 4. November <http://www.socio.ch/movpar/t_cisele1.htm>.

Jost, Hans Ulrich. "Bedrohung und Enge (1914-1945): Die wichtigsten Themen und Phasen in der Zeit von 1914 bis 1945." *Geschichte der Schweiz – und der Schweizer.* Hrsg. Ulrich Im Hof und Beatrix Mesmer (Comité pour une nouvelle histoire de la Suisse). Basel: Helbing & Lichtenhahn, 1983. 101-189.

---. "Die Haltung schweizerischer Intellektueller gegenüber Nachkriegsdeutschland. Max Frisch und J. R. von Salis als Beispiel." *Die Schweiz und Deutschland: 1945 – 1961 (Schriftenreihe der Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte).* Hrsg. Antoine Fleury, Horst Möller und Hans-Peter Schwarz. München: R. Oldenbourg, 2004. Manuskript des Autors.

---. *Die reaktionäre Avantgarde. Die Geburt der Neuen Rechten in der Schweiz um 1900.* Zürich: Chronos, 1992.

---. "Interpretationsmuster zum Nationalsozialismus in der Geschichtsschreibung der Schweiz." *Fünfzig Jahre danach. Zur Nachgeschichte des Nationalsozialismus.* Hrsg. Sigrid Weigel und Birgit R. Erdle. Zürich: vdf Hochschulverlag AG an der ETH Zürich, 1996. 325-346.

Kamber, Peter. *Schüsse auf die Befreier. Die "Luftguerilla" der Schweiz gegen die Alliierten 1943-1945*. Zürich: Rotpunktverlag, 1993.

Keller Stefan. *Grüningers Fall. Geschichten von Flucht und Hilfe*. Zürich: Rotpunktverlag, 1993.

Kellerhals, Andreas und Jakob Tanner. *Aufbruch in den Frieden? Die Schweiz am Ende des Zweiten Weltkrieges. Publikation zur Ausstellung im Schweizerischen Bundesarchiv Bern, 21. Aug.-13. Okt. 1995. Un nouvel élan vers la paix? La Suisse à la fin de la Seconde Guerre mondiale: publication accompagnant l'exposition aux Archives fédérales Berne, 21 août-13 octobre 1995*. Bern: Schweizerisches Bundesarchiv, 1996.

Kershaw, Ian. *Hitler 1889-1936: Hubris*. New York: W. W. Norton & Company, 1998.

König, Mario. "Rasanter Stillstand und zähe Bewegung. Schweizerische Innenpolitik im Kalten Krieg – und darüber hinaus." *Goldene Jahre. Zur Geschichte der Schweiz seit 1945*. Hrsg. Walter Leimgruber und Werner Fischer. Zürich: Chronos, 1999: 151-172.

Kreis, Georg. *Die Rückkehr des J-Stempels. Zur Geschichte einer schwierigen Vergangenheits–bewältigung*. Zürich: Chronos, 2000.

---. „Niklaus Meienberg nach 25 Jahren: Ein Kommentar zu einem Kommentar." *traverse: Zeitschrift für Geschichte, Revue d'histoire* 1 (2001): 35-44.

---. "Vier Debatten und wenig Dissens." *Schweizerische Zeitschrift für Geschichte/ Revue Suisse d'Histoire / Rivista Storica Svizzera* 47.4 (1997): 451-476.

---. "Zurück in den Zweiten Weltkrieg. Zur Schweizerischen Zeitgeschichte der 80er Jahre." *Schweizerische Zeitschrift für Geschichte/ Revue Suisse d'Histoire / Rivista Storica Svizzera* 52.1 (2002): 60-68.

---. "Zurück in die Zeit des Zweiten Weltkrieges (Teil II). Zur Bedeutung der 1990er Jahre für den Ausbau der schweizerischen Zeitgeschichte." *Schweizerische Zeitschrift für Geschichte/ Revue Suisse d'Histoire / Rivista Storica Svizzera* 52.4 (2002): 494-517.

Kroh, Jens. "Vom Gedächtnis zur Geschichtspolitik." *Erinnerungskultur & Geschichtspolitik* [Teilprojekt E11 des SFB 434 an der JLU Gießen]. 20. Mail 2003 <http://www.uni-giessen.de/erinnerungskulturen/index.htm>.

Kunz, Matthias und Pietro Morandi. "'Die Schweiz und der Zweite Weltkrieg.' Zur Resonanz und Dynamik eines Geschichtsbildes anhand einer Analyse politischer Leitmedien zwischen 1970 und 1996." *Nationalfonds-Projekt (NFP 42): Grundlagen und Möglichkeiten der schweizerischen Aussenpolitik.* 2001. 14. Juli 2002 <http://www.geschichtsbild- schweiz.ch/synthese.htm>.

Kupper, Patrick. "Von 'historischen Wahrheiten' und 'selbstlosen Forschern': Gedanken zum Umgang mit Geschichte." *etü. historikerInnen-zeitschrift* 1 April (1997): 44-47.

Lawson, Robert. "Role reversal and passing in postwar German and Austrian Jewish literature." Dissertation Queen's University at Kingston, 2002.

Lübbe, Hermann. "Der Nationalsozialismus im politischen Bewusstsein der Gegenwart." *Deutschlands Weg in die Diktatur. Internationale Konferenz zur nationalsozialistischen Machtübernahme im Reichstagsgebäude zu Berlin.* Hrsg. Martin Broszat. Berlin: Siedler, 1983. 329-349

Ludwig, Carl. *Die Flüchtlingspolitik der Schweiz seit 1933 bis zur Gegenwart (1957).* Bern: Herbert Lang & Cie, 1966.

Lüthi, Hans Jürg. "Max Frisch." *Bürgerlichkeit und Unbürgerlichkeit in der Literatur der Deutschen Schweiz.* Hrsg. Werner Kohlschmidt. Bern: Francke, 1978: 177-196.

Lüthy, Herbert. *Wozu Geschichte?* Zürich: Arche, 1969.

Lyotard, Jean-François. *Das postmoderne Wissen: Ein Bericht.* Wien: Passagen Verlag 1994.

Maissen, Thomas. "Die Schweiz und die nationalsozialistische Hinterlassenschaft. Anlass, Phasen und Analyse einer neu entflammten Debatte." *Der Zweite Weltkrieg und die*

Schweiz. Reden und Analysen. Hrsg. Kenneth Angst. Zürich: Verlag Neue Zürcher Zeitung, 1997: 119-142.

Marchal, Guy P. "Das ‚Schweizeralpenland': eine imagologische Bastelei." *Erfundene Schweiz. Konstruktionen nationaler Identität / La Suisse imaginée. Bricolages d'une identité nationale*. Hrsg. Guy P. Marchal und Aram Mattioli. Zürich: Chronos, 1992: 37-49.

Marchal, Guy P. und Aram Mattioli, Hrsg. *Erfundene Schweiz. Konstruktionen nationaler Identität / La Suisse imaginée. Bricolages d'une identité nationale*. Zürich: Chronos, 1992.

Marti, Kurt. *Die Schweiz und ihre Schiftsteller – die Schriftsteller und ihre Schweiz*. Zürich: EVZ, 1966.

Mattioli, Aram, Hrsg. *Intellektuelle von rechts. Ideologie und Politik in der Schweiz 1918-1939*. Zürich: Orell Füssli, 1995.

Matussek, Peter. "Erinnerung und Gedächtnis." *Orientierung Kulturwissenschaft. Was sie kann, was sie will.* Hrsg. Hartmut Böhme, Peter Matussek und Lothar Müller. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch, 2000: 147-163

Metzler, Philipp. "'Den Abszess zum Platzen bringen'—Zugänge zu Niklaus Meienbergs Geschichtsschreibung." Lizentiatsarbeit Universität Zürich, 2001.

Middleton, David and Derek Edwards, Hrsg. *Collective Remembering*. London: Sage, 1990.

Mitscherlich, Alexander und Margarete. *Die Unfähigkeit zu trauern. Grundlagen kollektiven Verhaltens*. München: R. Piper & Co., 1967.

Mommsen, Wolfgang J. "Die moralische Verantwortlichkeit des Historikers." *Generation und Gedächtnis. Erinnerungen und kollektive Identitäten*. Hrsg. Platt, Kristin und Mihran Dabag. Opladen: Leske + Budrich, 1995. 131-145.

Müller, Jan-Werner. *Another Country. German Intellectuals, Unification and National Identity*. Yale University Press: New Haven und London, 2000.

Müller Farguell, Roger W. "Literarischer Journalismus. Hugo Loetscher und Niklaus Meienberg." *Literatur in der Schweiz*. Hrsg. Arnold, Heinz Ludwig. München: edition text + kritik, 1998: 157-169.

Musner, Lutz. „Historical Memories/Historische Gedächtnisse: Ein Symposium des IFK." *Internationales Forschungszentrum Kulturwissenschaften.* 26. Februar 2003 <http://www.ifk.ac.at/archive .php>.

Musner, Lutz und Gotthart Wunberg. "Vorwort: Kulturwissenschaft/en – eine Momentaufnahme." *Beiträge zur historischen Sozialkunde* 1 (1999). 6. Februar 2003 <http://www.univie.ac.at/Wirtschaftsgeschichte/VGS/b99s1edi.html>.

"Nachkriegsliteratur. Ein Gespräch mit Kalus Briegleb, Hanno Loewy, Gert Mattenklott und Jan Philipp Reemtsma." *Mittelweg* 36 Dezember 1993/Januar 1994: 6-16.

Niethammer, Lutz. "Diesseits des ‚Floating Gap'. Das kollektive Gedächtnis und die Konstruktion von Identität im wissenschaftlichen Diskurs." *Generation und Gedächtnis. Erinnerungen und kollektive Identitäten*. Hrsg. Platt, Kristin und Mihran Dabag. Opladen: Leske + Budrich, 1995. 25-50.

Obermüller, Klara. "Der Wahrheit auf die Spur kommen. Gedanken zum Werk von W.M. Diggelmann." 23. November 2003 <http://www.edition8.ch/diggelober.htm>.

---. "'Und das Heldentum blieb uns erspart.' Die Schweiz und der Zweite Weltkrieg: Stationen der litarischen Auseinandersetzung." *Goldene Jahre. Zur Geschichte der Schweiz seit 1945*. Hrsg. Walter Leimgruber und Werner Fischer. Zürich: Chronos, 1999:15-32.

Osterwald, Grete. "Pierre Nora. Gedächtniskonjunktur." *Transit – Europäische Revue: Das Gedächtnis des Jahrhunderts* 22 (2002). 24. Februar 2003 <http://www.iwm.at/t-22txt7.htm>.

Pennebaker, James, Dario Paz und Bernard Rime, Hrsg. *Collective Memory of Political Events: Social Psychological Perspectives.* New Jersey: Lawrence Erlbaum, 1997.

Pennebaker, James W. und Becky L. Banasik. „On the Creation and Maintenance of Collective Memories: History as Social Psychology." *Collective Memory of Political Events: Social Psychological Perspectives.* Hrsg. James W. Pennebaker, Dario Paz und Bernard Rime. New Jersey: Lawrence Erlbaum, 1997: 3-19.

Pethes Nicolas und Jens Ruchatz, Hrsg. *Gedächtnis und Erinnerung. Ein interdiszplinäres Lexikon.* Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch, 2001.

Picard, Jacques, *Die Schweiz und die Juden 1933-1945.* Zürich: Chronos, 1994.

Platt, Kristin und Mihran Dabag. *Generation und Gedächtnis. Erinnerungen und kollektive Identitäten.* Opladen: Leske + Budrich, 1995.

Posner, Richard. A. *Public Intellectuals. A Study of Decline.* Cambridge, MA: Harvard University Press, 2001.

Reichel, Peter. *Politik mit der Erinnerung. Gedächtnisorte im Streit um die Nationalsozialistische Vergangenheit.* München: Hanser, 1995.

Reinacher, Pia. *Je Suisse: Zur aktuellen Lage der Schweizer Literatur.* München: Nagel & Kimche, 2003.

Ricœur, Paul. "Entre la mémoire et l'histoire." *Transit – Europäische Revue: Das Gedächtnis des Jahrhunderts* 22 (2002). 24. Februar 2003 <http://www.iwm.at/t-22txt7.htm>.

---. *Das Rätsel der Vergangenheit. Erinnern – Vergessen – Verzeihen.* 2. Aufl. Göttingen: Wallstein, 2000.

Rippmann, Peter. "Unbewältigte schweizerische Vergangenheit?" *neutralität* 8/9 (April/Mai 1965): 26-28.

Rosenberger Nicole. "Inszenierte Fremde. Nationale Identität in der neueren deutschsprachigen Schweizer Literatur." *Literatur und Identität. Beiträge auf der 10. Internationalen Arbeitstagung ‚Germanistische Forschungen zum literarischen Text' Vaasa 8.-11.4.1999.* Hrsg. Christoph Parry, Lisa Voßschmidt und Detlef Wilske. Vaasa 2000: 167-176.

Rüegg, Sonja. *"Ich hasse nicht die Schweiz sondern die Verlogenheit." Das Schweiz-Bild in Max Frischs Werken „Graf Öderland", „Stiller" und „achtung: die Schweiz" und ihre zeitgenössische Kritik.* Zürich: Chronos, 1998.

Rüsen, Jörn. "Einleitung." *Geschichtsbewusstsein. Psychologische Grundlagen, Entwicklungskonzepte, empirische Befunde.* Hrg. Jörn Rüsen. Köln: Böhlau, 2001:1-13.

Sarasin, Philipp, Anreas Ernst, Christof Kübler, Paul Lang. "ImagiNation. Eine Einleitung." *Die Erfindung der Schweiz 1848-1948. Bildentwürfe einer Nation.* Hrsg. Schweizerisches Landesmuseum, Bundesamt für Kultur. Zürich: Chronos, 1998: 18-31.

Sarasin, Philipp und Regina Wecker, Hrsg. *Raubgold, Reduit, Flüchtlinge. Zur Geschichte der Schweiz im Zweiten Weltkrieg.* Zürich: Chronos, 1998.

Schacter, Daniel, Hrsg. *Memory Distortion: How Minds, Brains and Societies Reconstruct the Past.* Cambridge, MA: Harvard University Press, 1995.

Schmid, Karl. *Unbehagen im Kleinstaat. Untersuchungen über Conrad Ferdinand Meyer, Henri-Frédéric Amiel, Jakob Schaffner, Max Frisch, Jacob Burckhardt.* Zürich und Stuttgart: Artemis, 1963: 7.

Schmidt, Aurel. *Die Alpen – schleichende Zerstörung eines Mythos.* Zürich: Benziger Verlag, 1990.

Schütt, Julian. *Germanistik und Politik. Schweizer Literaturwissenschaft in der Zeit des Nationalsozialisms.* 2. Aufl. Zürich: Chronos, 1997.

Schweizerisches Landesmuseum, Bundesamt für Kultur, Hrsg. *Die Erfindung der Schweiz 1848-1948. Bildentwürfe einer Nation.* Zürich: Chronos, 1998.

Siedenberg, Sven. "'Warum man lacht? Ich weiß es nicht'." *Facts* 9. Januar 1997: 106.

Siegenthaler, Hansjörg. "Hirtenfolklore in der Industriegesellschaft. Nationale Identität als Gegenstand von Mentalitäts-und Sozialgeschichte." *Erfundene Schweiz. Konstruktionen*

nationaler Identität / La Suisse imaginée. Bricolages d'une identité nationale. Hrsg. Guy P. Marchal und Aram Mattioli. Zürich: Chronos, 1992: 23-35.

Simon, Christian. "Identität durch Geschichte im Nationalstaat. Zum Geschichtsbedarf in Frankreich." *Erfundene Schweiz. Konstruktionen nationaler Identität / La Suisse imaginée. Bricolages d'une identité* nationale. Hrsg. Guy P. Marchal und Aram Mattioli. Zürich: Chronos, 1992: 103-120.

Small, Helen, Hrsg. *The Public Intellectual.* Malden: Blackwell Publishers, 2002.

Smith, Matthew Wilson. „The Weight of History: Max Frisch's *Andorra.*" *Theater* 33/1 (2003): 77-78.

Stillhard, Christof. *Meienberg und seine Richter: Vom Umgang der Deutschschweizer Presse mit ihrem Starschreiber.* Zürich: Limmat, 1992.

Straub, Jürgen. "Über das Bilden von Vergangenheit. Erzähltheoretische Überlegungen und eine exemplarische Analyse eines Gruppengesprächs über die ‚NS-Zeit'." *Geschichtsbewusstsein. Psychologische Grundlagen, Entwicklungskonzepte, empirische Befunde*, Hrsg. Jörn Rüsen. Köln: Böhlau, 2001: 45-113.

Markus Symmank. *Karnevaleske Konfigurationen in der deutschen Gegenwartsliteratur: Untersuchungen anhand ausgewählter Texte von Wolfgang Hilbig, Stephan Krawczyk, Katja Lange-Müller, Ingo Schulze und Stefan Schütz.* Würzburg: Königshausen & Neumann, 2002.

Tanner, Anton. *November 1956: Eine Chronik.* Basel: Lenos, 1976.

Tanner, Jakob. *Bundeshaushalt, Währung und Kriegswirtschaft. Eine finanzsoziologische Analyse der Schweiz zwischen 1938–1953.* Zürich: Limmat, 1986.

---. "Die Krise der Gedächtnisorte und die Havarie der Erinnerungspolitik. Zur Diskussion um das kollektive Gedächtnis und die Rolle der Schweiz während des Zweiten Weltkrieges." *traverse: Zeitschrift für Geschichte, Revue d'histoire* (1999) 1: 16-37.

---. "'Réduit national' und Aussenwirtschaft: Wechselwirkungen zwischen militärischer Dissuasion und ökonomischer Kooperation mit den Achsenmächten." *Raubgold, Reduit, Flüchtlinge. Zur Geschichte der Schweiz im Zweiten Weltkrieg*. Hrsg. Regina Wecker und Philipp Sarasin. Zürich: Chronos, 1998) 81-103.

Tanner Jakob und Sigrid Weigel, "Gedächtnis, Geld und Gesetz in der Politik mit der Vergangenheit des Zweiten Weltkriegs und des Holocaust." *Gedächtnis, Geld und Gesetz. Vom Umgang mit der Vergangenheit des Zweiten Weltkrieges*. Hrsg. Jakob Tanner und Sigrid Weigel. Zürich: vdf Hochschulverlag AG an der ETH Zürich, 2002. 7-18.

Unabhängige Expertenkommission Schweiz –Zweiter Weltkrieg, Hrsg. *Die Schweiz, der Nationalsozialismus und der Zweite Weltkrieg. Schlussbericht der unabhängigen Expertenkommission Schweiz- Zweiter Weltkrieg*. Zürich: Pendo, 2002.

---. *Veröffentlichungen der Unabhängigen Expertenkommission Schweiz (UEK) - Zweiter Weltkrieg; Publications de la Commission*. 25 Bände. Zürich: Chronos, 2001-2002.

Vonarb, Irene. "'Mir si jede Dag unsrer Arbet noh.' Kriegsalltag eines Bauerndorfes an der Grenze." Lizentiatsarbeit Universität Basel, 1990.

von Heydebrand Renate und Simone Winko, Hrsg. *Einführung in die Wertung von Literatur*. Paderborn: Ferdinand Schöningh, 1996.

Von Matt, Peter. *Die tintenblauen Eidgenossen. Über die literarische und politische Schweiz*. München: Hanser, 2001.

von Ranke, Leopold. "Geschichten der romanischen und germanischen Völker von 1494 bis 1514." *Werke*. Bd. 33/34. Leipzig: Duncker & Humblot, 1885.

Waeger, Gerhart. *Die Sündenböcke der Schweiz. Die Zweihundert im Urteil der geschichtlichen Dokumente 1940-1946*. Olten: Walter, 1971.

Weber, Charlotte. *Gegen den Strom der Finsternis. Als Betreuerin in Schweizer Flüchtlingsheimen 1942-1945*. Zürich: Chronos, 1994.

Weigel, Sigrid und Birgit R. Erdle, Hrsg. *Fünfzig Jahre danach. Zur Nachgeschichte des Nationalsozialismus.* Zürich: vdf Hochschulverlag AG an der ETH Zürich, 1996.

---. "Zeugnis und Zeugenschaft, Klage und Anklage. Zur Differenz verschiedener Gedächtnisorte und -diskurse." *Gedächtnis, Geld und Gesetz. Vom Umgang mit der Vergangenheit des Zweiten Weltkrieges.* Hrsg. Jakob Tanner und Sigrid Weigel. Zürich: vdf Hochschulverlag AG an der ETH Zürich, 2002. 39-62.

Weiss, Katharina. "'Wer HEIMAT sagt, nimmt mehr auf sich': eine Studie zum Begriff Heimat im Prosawerk Max Frischs." Dissertation University of Cincinnati, 1988.

Welzer, Harald, Hrsg. *Das soziale Gedächtnis. Geschichte, Erinnerung, Tradierung.* Hamburg: Hamburger Edition, 2001.

Wenger, Bernhard. "Nachwort." *Die Hinterlassenschaft.* Unverändeter Neudruck. Zürich: Limmat Genossenschaft, 1982. 303-324.

White, Hayden. *Auch Klio dichtet oder Die Fiktion des Faktischen: Studien zur Tropologie des historischen Diskurses.* Stuttgart: Klett-Cotta 1991.

Wiehn, Erhard R. *Intellektuelle in Politik und Gesellschaft.* Stuttgart: F. Enke, 1971

Winthrop-Young, Geoffrey. "Erinnerungen an den Nil: Jan Assmann, ägyptische Medien und deutsche Theorie." *Packratten und Bürokraten: Studien im Archiv.* Hrsg. Wolf Kittler und Sven Spieker. Berlin: Kadmos, 2003.

---. "The Third Reich in Alternate History: Aspects of a Genre-Specific Depiction of Nazi Culture." *Journal of Popular Culture.* Unveröffentlichtes Manuskript.

Wolfe, Tom. *The New Journalism.* New York: Harper & Row, 1973.

Wolfrum, Edgar. *Geschichtspolitik in der Bundesrepublik Deutschland. Der Weg zur bundesrepublikanischen Erinnerung 1948-1990.* Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1999.

---. "Geschichtspolitik in der Bundesrepublik Deutschland 1949-1989. Phasen und Kontroversen." *Aus Politik und Zeitgeschichte* B45 (1998).

Young, James E. *At Memory's Edge. After-Images of the Holocaust in Contemporary Art and Architecture*. New Haven: Yale University Press, 2002.

---. *Formen des Erinnerns. Gedänkstätten des Holocaust*. Wien: Passagen, 1997.

---. "Germany's Memorial Question: Memory, Counter-Memory, and the End of the Monument." *South Atlantic Quarterly* 96/4 (1997): 853-880.

Zala, Sacha. "Das amtliche Malaise mit der Historie: Vom Weissbuch zum Bonjour-Bericht." *Schweizerische Zeitschrift für Geschichte* 4 (1997): 759-780.

---. „Dreierlei Büchsen der Pandora. Die Schweiz und das Problem der deutschen Archive." *Tagungsband des Kolloquiums DDS/AAP 27.-29. September 2001 aus Anlass des 50. Jahrestages der Aufnahme der diplomatischen Beziehungen der Schweiz und der Bundesrepublik Deutschland*. Unveröffentlichtes Manuskript.

---. *Gebändigte Geschichte. Amtliche Historiographie und ihr Malaise mit der Geschichte der Neutralität 1945-1961*. Schweizerisches Bundesarchiv Bern: Bundesarchiv Dossier 7, 1998.

---. "Wir kennen nur eine einzige Wissenschaft, die Wissenschaft der Geschichte. Unzeitgemässe Betrachtungen eines ‚Junghistorikers'." *traverse: Zeitschrift für Geschichte, Revue d'histoire* 1 (2001): 19-27.

Zirbs, Wieland. *Literaturlexikon*. Berlin: Cornelsen, 1998.

Zuckermann, Moshe. *Gedenken und Kulturindustrie*. Berlin: Philo Verlagsgesellschaft, 1999.